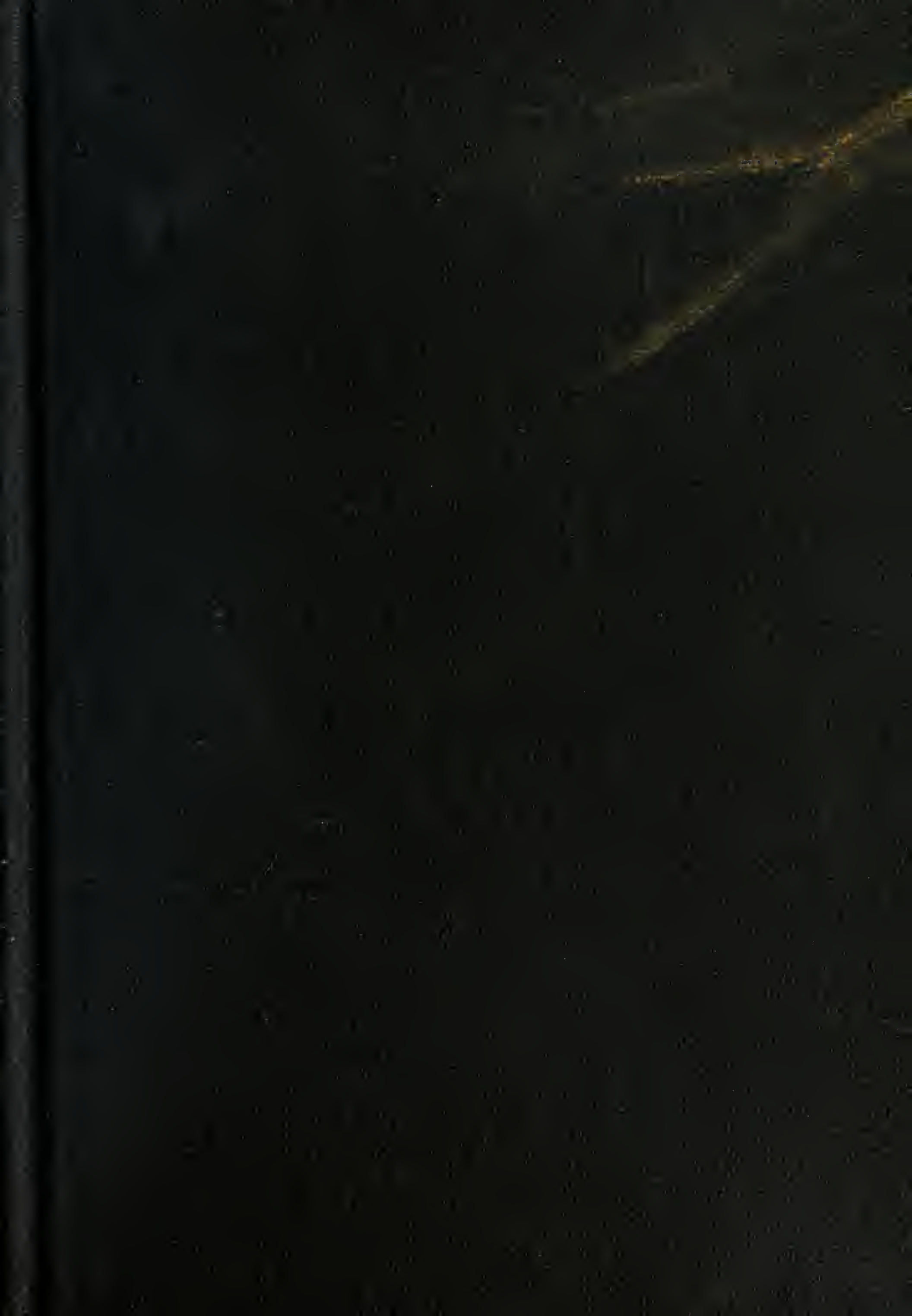


ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LVI. JAHRGANG, CIX. BAND,
DER NEUEN SERIE IX. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1902.



Inhalts-Verzeichnis des CIX. Bandes,

der neuen Serie IX. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Professor Dr. Ludwig Hölscher †.

Am 4. April 1902 verschied zu Herford i. W. nach längerem Leiden der Professor a. D. Dr. K. G. Ludwig Hölscher. Geboren daselbst am 16. Oktober 1814, erhielt er seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium von Ostern 1824 bis Ostern 1832; studierte von Michaelis 1832 bis Ostern 1834 Theologie in Bonn und von Ostern 1834 bis Ostern 1837 klassische Philologie in Berlin, wurde daselbst am 24. Juni 1837 auf Grund seiner Dissertation De Lysiae oratoris vita et dictione zum Dr. phil. promoviert, kam Neujahr 1838 als Probekandidat an das Gymnasium zu Herford, Johannis 1839 als ordentlicher Lehrer an die unter Dr. Suffrian (später Provinzial-Schulrat in Münster) neu organisierte höhere Bürgerschule in Siegen. Hier blieb er nur kurze Zeit; denn bereits Ostern 1843 wurde er als Konrektor an das Gymnasium seiner Vaterstadt zurückberufen, an dem er nun in voller Rüstigkeit und mit reichem Segen 40½ Jahr wirkte. Wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen und pädagogischen Tüchtigkeit wurde er 1860 zum Professor ernannt. Michaelis 1883 trat er in den Ruhestand. Bei seinem Abschied erhielt er den Roten Adlerorden vierter Klasse und später bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktor-Jubiläums 1887 den Königlichen Kronenorden dritter Klasse. Von 1860 bis 1871 unterrichtete er auch an der von ihm im Verein mit Herrn Pastor Kleine gegründeten höheren Töchterschule. 1843 vermählte er sich mit Margarete Leuthaus, mit der er in überaus glücklicher Ehe lebte, verlor jedoch seine Gattin schon im Jahre 1870 durch den Tod. Auch einen hoffnungsvollen Sohn im Alter von fünfzehn Jahren

geleitete er zum Grabe; in stiller, wehmutsvoller Ergebung trug er diese Prüfungen bis an sein Ende.

Ausgestattet mit reichen Geistesgaben hatte er sich durch rastlosen Fleiſs zu einem hervorragenden Schulmann und Gelehrten herangebildet. Was er als Lehrer geleistet, davon legt die einmütige Anerkennung seiner zahlreichen Schüler beredtes Zeugnis ab. Die hohe Verehrung, welche er bei ihnen genoſs, zeigte sich ganz besonders bei der Feier seines Doktor-Jubiläums. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm von ehemaligen Schülern eine Gabe von mehr als 2000 Mark überreicht, welche er als 'Hölschersches Stipendium' zur Unterstützung von Abiturienten des Herforder Gymnasiums bestimmte. Dies gab Veranlassung, daſs er aus eigenen Mitteln der Anstalt ein Kapital von 150 Mark übergab, dessen Zinsen als Beihilfe zu den Reisekosten für Turnfahrten an bedürftige Sekundaner — er war lange Jahre Ordinarius der Sekunda — vergeben werden sollen. Er war unermüdlich thätig und von groſser Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und Pflichttreue im Amt, er nahm sich aller seiner Schüler mit Rat und That an und bewahrte ihnen auch nach ihrem Abgange von der Schule seine Teilnahme. Sein Unterricht war gründlich und lebendig, besonders hat er als Lehrer des Deutschen und der Geschichte in den obersten Klassen anregend und fruchtbringend gewirkt. Zu einer Zeit, wo Laas mit seinem epochemachenden Werk noch nicht hervorgetreten war, hatte er sich bereits eine feste Methode erarbeitet und wuſste mit Einsicht und Geschick die mannigfachsten Themata zweckmäſsig zu disponieren und in diese Kunst auch seine Schüler einzuführen. Als Gelehrter hat er zwar kein gröſseres abgeschlossenes Werk veröffentlicht, aber durch zahllose Beiträge und Recensionen in den verschiedensten Zeitschriften im einzelnen Förderungen auf vielen Gebieten veranlaſst. Elfmal hat er die Abhandlung fürs Schulprogramm geschrieben. Er besorgte die fünfte Auflage des Cornelius Nepos von Hinzpeter. Der Geschichte und Familienchronik seiner engeren Heimat und besonders seiner Vaterstadt widmete er seine ganze Kraft bis an sein Lebensende. Auf diesem Gebiet galt er als unbestrittene Autorität, und von Berlin, Münster und anderen Orten wandte man sich oft an ihn um Auskunft, die er stets mit groſser Bereitwilligkeit erteilte, obwohl

damit vielfach eine sehr mühsame Arbeit verbunden war. Alle gemeinnützigen Bestrebungen sowie die Interessen seiner Vaterstadt suchte er nach Kräften zu fördern. Auch eine reiche Bücherkenntnis hatte er sich im Laufe der Zeit erworben, wobei ihm zu statten kam, dafs er viele Jahrzehnte Verwalter der Gymnasial-Bibliothek war, ein Amt, welches er sogar noch nach seiner Pensionierung einige Zeit behielt. Eine besondere Sorgfalt verwandte er auf die praktische Unterbringung und Aufbewahrung der Schulprogramme in der richtigen Erkenntnis, dafs, so gering man auch den Wert derselben als Einzelerzeugnisse veranschlagen mag, die Gesamtheit derselben doch eine nicht zu unterschätzende Summe von wissenschaftlich und didaktisch wertvollen Ergebnissen enthält. Und so ist dank seiner Fürsorge das Herforder Gymnasium eins der wenigen, das jedwedes Programm ohne sonderliche Mühe zur Verfügung stellen kann. Von seinem grofsen Sammeleifer zeugen auch seine hinterlassenen Manuskripte und Handexemplare, welche fast auf jeder Seite zahlreiche Notizen aufweisen. Jede Konjektur oder Besprechung einer Stelle in Zeitschriften, Dissertationen oder Programmen notierte er in seiner Ausgabe, so dafs man nirgends bessere Auskunft dieserhalb erhalten konnte als bei ihm. So hat er z. B. für die Bibliotheca scriptorum classicorum von Engelmann-Preufs unzählbare Berichtigungen und Zusätze beigesteuert. Für das Herrigsche Archiv, dessen Mitarbeiter er von Band V—LXXXIII gewesen, lieferte er unter anderem die Besprechung der Programme und Unterrichtswerke, welche sich auf den deutschen Unterricht und die deutsche Litteratur bezogen. Auch für die Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik hat er zahlreiche Recensionen geschrieben. Er war Mitglied vieler wissenschaftlichen Vereinigungen und förderte deren Interessen meistenteils auch durch eigene litterarische Thätigkeit. Gern besuchte er die gröfseren Versammlungen und trat mit den hervorragendsten Gelehrten in nähere Verbindung, die durch einen regen Briefwechsel fortgesetzt wurde. Mit freudigem Stolze pflegte er zu erzählen, dafs er das Glück gehabt habe, bei der Jubelfeier dreier hochbedeutsamen Jubiläen die Festrede zu halten, bei der Millennarfeier des Vertrages von Verdun 1843, der Goethefeier 1849 und der Schillerfeier 1859. Dafs er die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

erleben durfte, erfüllte ihn mit besonderer Freude, und dem eisernen Kanzler bewies er seine Dankbarkeit, indem er dessen Brustbild in Lebensgröfse in seinem Studierzimmer vor sich hatte und ihm jährlich zu seinem Geburtstage ein Gratulationsschreiben sendete, auf welches er auch in den ersten Jahren eine eigenhändige Antwort erhielt. — Als Mensch war er von seltener Anspruchslosigkeit, schlicht und einfach, stets gefällig und entgegenkommend, ein friedfertiger, dienstbereiter Kollege, in fröhlicher Gesellschaft ein gern gesehener Gast, der es auch verstand, durch Witz und schalkhaften Scherz die Unterhaltung zu würzen und bei gegebener Gelegenheit durch Toaste, welche sich stets durch eine feine Pointe und eine unerwartete geistreiche Wendung auszeichneten, die Hörer zu erfreuen. Er hatte ein dankbares Gemüt, neidlos erkannte er die Verdienste anderer an und freute sich aufrichtig über jede wissenschaftliche Leistung. Nie versäumte er es, bei wichtigen Veranlassungen seinen Freunden und Bekannten zu gratulieren. Die Wände seines Studierzimmers waren bedeckt mit Photographien von Verwandten und befreundeten Gelehrten, Karl Lachmann, Ludwig Wiese, Martin Hertz u. v. a. Auf Reisen war er wegen seines vielseitigen Wissens auf dem Gebiete der deutschen Altertümer und Sagen sowie seiner reichen Personen- und Ortskenntnis und seiner offenen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur ein unschätzbarer Begleiter. Gegen seine Familie bewies er ein unbegrenztes Wohlwollen und wufste auch bei der zeitraubendsten amtlichen Thätigkeit es zu ermöglichen, sich ihr zu widmen. Seine geistige Frische hat er sich bis in sein hohes Alter bewahrt; erst in der allerletzten Zeit forderte das Alter seine Rechte.

Welche Wandlungen hat er in seinem langen Leben durchgemacht auf politischem, socialem und pädagogischem Gebiet! Übrigens sah er bei aller gerechten Würdigung der neueren Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften und bei aller Anerkennung der grofsartigen Fortschritte der Technik und Industrie in der Schwächung der humanistischen Studien auf den Gymnasien eine Schädigung der Gymnasialbildung, der auch eine Schädigung der Gesamtbildung des Volkes folgen müsse.

Requiescat in pace!

Herford i. W. Ernst Meyer.

Die Märchen des Musäus,

vornehmlich nach Stoffen und Motiven.

III.

(Schlufs.)

'Melechsala' giebt die Geschichte des Grafen von Gleichen, der, als Kreuzzügler von den Sarazenen gefangen, lange Jahre im Kerker schmachten mufs, ehe er durch die List seines getreuen Schildknappen zum Aufseher der sultanischen Gärten befördert wird. Als solcher gewinnt er die Liebe der Lieblingstochter des Sultans, Melechsala, welche durch ein blumensymbolisches Mifsverständnis erst zu schamhaftem Erröten, dann zum Geständnis ihrer Liebe veranlafst wird. Dies bringt nun wieder den Grafen in Verlegenheit. Er ist ja längst verheiratet, dazu ein Christ; was soll ihm die Sultanstochter, welche allerdings nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben ist? Alle diese Scenen mit ihren Mifsverständnissen, psychologischen Kreuz- und Querzügen, nachdenklichen Überlegungen und Herzensqualen sind von erschütternder Komik; Musäus hat all seinen Humor und Laune aufgewendet, die Vorgänge in diesem Sinne auszugestalten. Jedenfalls bleibt dem Grafen nichts übrig, als mit der christlich gewordenen Melechsala zu entfliehen. In Rom erwirkt er mit Mühe einen Dispens, der dahin lautet, dafs er zwei Weiber nebeneinander ohne Schaden seiner und seiner Gattinnen Seele und Seligkeit haben dürfe. Die erste Gemahlin, ein verträgliches Weib und erfreut, den lange vermifsten Mann wiederzuhaben, nimmt nach einigem Zaudern Melechsala in das für drei Personen hergerichtete eheliche Bett mit auf.

Wir dürfen wohl annehmen, dafs Goethes 'Stella' mit ihrer weichlichen Zerflossenheit und sentimentalen Unsittlichkeit nicht ohne Einflufs auf die Behandlungsart des Musäus gewesen ist.

Daſs Goethe den mittelalterlichen Stoff ins Moderne übersetzte und, in der ersten Bearbeitung wenigstens, an eine glückliche Lösung in Gestalt einer Dreiehe denken konnte, erklärt sich durch seine konziliante Natur. Oder hätte er nur mit Swifts Vorbild in Gedanken gespielt und dessen Gefühle in virtuosem Nachfühlen wiederzugeben gesucht? So regten ihn ja auch Rousseau und das Geschick des jungen Jerusalem zum Werther an; allein er hatte doch auch in Wahrheit Wertherstimmungen! Immerhin war die ernsthafte Modernisierung des Stoffes ein Fehlgriff und ist von Geschmacklosigkeit, ethischer sowohl wie auch ästhetischer, nicht freizusprechen. Mittelalterlich-katholische, rein äuſserlich geratene Ehegeschichten in die moderne Innerlichkeit zu übersetzen, das Zusammensein dreier Leiber zum Ineinandersein dreier Seelen zu machen, ist unausführbar und widerlich; es miſsglückt im Leben, wie Swifts Person, und in der Poesie, wie Goethes Stella beweist.

Musäus hat die mittelalterliche Staffage beibehalten und die äuſsere Handlung im groſsen und ganzen so belassen, wie er sie vorfand. Er hat dagegen den Personen moderne Empfindungen geliehen, mit so viel Witz und Laune, daſs man sein Urteil über derartige Geschehnisse unschwer herauslesen kann. In den Grenzen des Mittelalters und unter durchaus absonderlichen Verhältnissen vorkommend, kann er sich über den Fall amüsieren und seinen Lesern durch komisch-satirische Modernisierung Stoff zum Lachen bieten. Er wandelt damit in den Spuren Wielands, eine Behauptung, die sich durch die 'Melechsala' beweisen läſst da die Stellung des Grafen als Gartenaufseher und seine Erlebnisse im Garten an Wielands Oberon erinnern und anklingen.

Übrigens hält sich die Geschichte soweit durchaus in den Schranken des Wirklichen und natürlich Begründeten; wir haben eine echte Novelle oder Humoreske vor uns. Allein sie bietet zwei Episoden, welche ins Gebiet märchenhafter Sage und Legende gehören und von allergröſstem Interesse sind. Die eine wird gebraucht, um das Gebiet wirklichkeitsgetreuer Poesie von dem Bereiche phantastischer Erdichtungen abzugrenzen. Es ist die Erzählung von Heinrich dem Löwen, wie er seinen wünschenden Gedanken gemäſs von einem Greifen blitzschnell durch die Lüfte geführt und auf dem Marktplatze von Braunschweig niedergelassen

wird. Musäus spielt öfter auf dieses fabelhafte Begebnis an, hier aber erzählt er es in aller Treue und Ausführlichkeit, denn es geht seinem im Gefängnis schmachtenden Grafen immer wieder als Erinnerung aus der Kinderstube durch den Kopf. Der Graf bedauert und betrauert, dafs die Zeit für so wunderbare Geschehnisse augenscheinlich vorüber — wodurch er zum rationalistischen Skeptiker wird und für den Leser die Auflösung jeder märchenhaften Stimmung herbeiführt.

Lachend über die Unglaublichkeiten christlicher Legende, fromme Lügen mit feinem Spott verfolgend und durch lustige Konsequenzmacherei vernichtend, tritt uns Musäus auch in der anderen Episode entgegen, in der Legende von den Rosen der heiligen Elisabeth. Diese Fürstin vergifst nicht, wohlzuthun und mitzuteilen, da solche Opfer Gott wohlgefallen. Den reichlichen Abhub der fürstlichen Tafel verwendet sie zur heimlichen Speisung der Armen, dennoch bemerkt von den höfischen Tellerleckern, welche dem Landgrafen die Gutthat seiner Gattin als Verschwendung auslegen und damit Eindruck machen. Als die liebe Heilige nun einstmals wieder vom fürstlichen Vorrat die Hungrigen speisen will, da tritt ihr plötzlich der gestrenge Herr Gemahl mit der barschen Frage entgegen, was sie denn da unter der Schürze berge. 'Rosen', stottert Elisabeth hervor, für den guten Zweck eine Notlüge nicht scheuend. Allein der ungläubige Landgraf entfernt die deckende Schürze mit Gewalt und erblickt — wirklich Rosen, zu seiner Beschämung und zur hohen Freude seiner erleichtert aufatmenden Gemahlin. Eine der wundervollen Blumen als Erinnerungszeichen am Hut befestigend, läfst der Landgraf seine Gattin ihren Weg fortsetzen, in dessen Verfolgung die duftenden Rosen wieder zu nährenden Würsten werden. Ob auch die Rose am Hute des Landgrafen diese Rückverwandlung durchgemacht habe, wird — nach Musäus — nicht berichtet.

Wer diese Behandlung der Legende in ihrer Eigenart verstehen und würdigen will, der lese die Darstellung des gleichen Vorganges in Bechsteins Sagenschatz des Thüringer Landes nach, wo der naiv-gläubige Ton, der Volksüberlieferung entsprechend, festgehalten wird. Da findet sich nichts von Tellerleckern und Notlügen; da ist der Vorgang nicht so schlechthin-menschlich, so alltäglich-gewöhnlich erzählt, mit so eingehender psychologischer

Motivierung und so lebhafter Vergegenwärtigung nach Mafsgabe heute herrschender Gefühle, Gedanken und Stimmungen. Die Volkssage hängt an dem Wunder der Verwandlung, sie staunt ob des Rosenwerdens der Nahrungsmittel; alles drängt bei ihr auf das Wunder hin, und mit dem thatsächlichen Eintritt des Wunders ist alles vorüber. Dafs überhaupt Wunder geschehen, das ist das Wesentliche für die Legende; wenn eins geschieht, sind auch mehrere möglich; jedes einzelne Wunder erfreut, weil es die allgemeine Annahme bestätigt. Allein Musäus glaubt an Wunder im allgemeinen nicht; jedes einzelne Wunder, als seiner allgemeinen Annahme widersprechend, wird aus der Welt geschafft. In unserem Falle durch Ziehen der Konsequenzen. Würste — so satirisiert und witzelt detaillierend Musäus — Würste werden zu Rosen, gut, ein Wunder. Rosen werden — blofs bei Musäus — wieder zu Würsten, gut, ein zweites, wiederherstellendes Wunder. Aber Musäus hat den Landgrafen eine der Rosen an seinen Hut stecken lassen. Soll die nun auch zur Wurst werden? Musäus fragt es zweifelnd, um zu zeigen, wie Wunder über Wunder nötig sind, das eine Wunder aufrecht zu erhalten. Die Legende kommt gar nicht so weit; das eine, erste Wunder nimmt sie ganz in Anspruch: im Notfall würde sie ein drittes erdichten.

So hat Musäus die beiden sagen- und legendenhaften Episoden in drolliger Weise, mit glücklichem Spott zu nichte gemacht; die Betrachtung der Hauptfabel aber hat uns viel mehr einen Novellen- als einen Märchenstoff erkennen lassen. Und doch segelt die 'Melechsala' unter der Flagge der Volksmärchen! Und doch geht die Geschichte des Grafen von Gleichen unter dem Titel einer Sage im Schwange! Natürlich: der Novellenstoff der Melechsala hat in Fügung der Fabel, Lösung des Konfliktes, Zeichnung der Charaktere und bestimmenden Verhältnissen so viel Aufsergewöhnliches, dafs er mehr in das Bereich des Märchenhaften als wirklichen Geschehens gehört; und eine priesterlich sanktionierte, feierlich abgeschlossene und treu innegehaltene Ehe zwischen drei Personen mufs dem Gebiete der Sage zugewiesen werden. Auch ist zu bedenken, dafs Musäus zwischen Mythe, Sage, Märchen, Märe, Fabel u. dgl. so feine Unterschiede nicht machte oder kannte, wie sie später aufkamen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dafs Bechstein sich über die Behandlung, welche der heiligen Elisabeth bei Musäus widerfährt, recht sehr erbost hat. Er verlangt mehr Respekt vor der Heiligen, zumal sie gleichzeitig die Ahnherrin des Fürstenhauses gewesen, dem auch Musäus diente. Das sind nun Auffassungen! Bechstein, der Stipendiat des Herzogs von Sachsen-Meiningen, hatte wohl mehr Veranlassung, sich vor der Ahnherrin seines Fürstenhauses respektvoll zu neigen. Hiervon jedoch abgesehen, ist es eine irreführende Redeweise und sieht fast wie Verleumdung aus, wenn von der Kränkung fürstlicher Personen gesprochen und eine solche da vermutet wird, wo Musäus in Wahrheit nur seine Freude daran hat, den blendenden Heiligenschein etwas erblinden zu lassen. Angesichts der Heiligkeit irgend einer Person fragt man gar nicht danach, ob sie ein einfaches Menschenkind oder eine Fürstin ist; sondern eben dieser Anspruch, heilig zu sein, rückt die betreffende Person stets, wenigstens für Musäus und manche andere, in ein lächerliches Licht, weil 'Mensch' und 'heilig' Begriffe sind, die nichts miteinander zu thun haben; wer sie aber dennoch zusammenbringt oder ihre Verbindung rechtfertigt, der thut es auf eigene Gefahr. Hier versündigt sich wahrhaftig doch immer nur der, welcher das Vorkommen heiliger Menschen behauptet, aber niemals der, welcher über solche gemachten Heiligen lacht; und es ist einfach genug, poetische Volksüberlieferungen, Dichtergröfsen und andere Helden für heilig und unantastbar zu erklären, um dann die anders Denkenden und Urteilenden mit leichter Mühe als Ketzer und Lästerer hinzustellen. Allein menschliche Meinung hat stets das Recht und nicht selten die Pflicht, gegen menschliche Meinung anzukämpfen!

Rolands Knappen. Nach der Schlacht bei Ronceval verlaufen sich drei flüchtige Knappen Rolands im finsteren, unwegsamen Walde. Endlich gelangen sie zur Höhle einer Hexe und werden gezwungen, einer nach dem anderen die Nacht bei ihr zu schlafen, wodurch sie sich verjüngt. Zum Dank erhalten die Gesellen ein Tüchlein (Tischlein deck' dich), einen verrosteten Pfennig (Heckpfennig = Esel streck dich) und einen Däumling, der unsichtbar macht. Sie erproben die Kraft dieser Geschenke und beschliefsen, immer beieinander zu bleiben. Als sie aber

in die Stadt kommen, wo die Königin Urraka mit ihrem Gatten Hof hält, da trennen sie sich, um einzeln ihr Glück zu versuchen, jedoch mit dem gegenseitigen Versprechen, keiner den anderen zu verraten.

Der Besitzer des Pfennigs thut sich zuerst hervor. Es folgt ihm der Mann mit dem Tüchlein, welcher bald unersetzlich ist, da er dem königlichen Magen so wohlthuend schmeichelt. Indessen umschwärmt der dritte Kumpan unsichtbar und feenhaft die Königin und geniefst, körperhaft werdend, ihre Gunst. Er bringt den Oberküchenmeister in Ungnade, indem er die zauberhaften Speisen spurlos verschwinden läfst. Dieser aber verrät der Königin in seiner Bedrängnis die Wunderwirkungen des Tüchleins und wie seine beiden Genossen begabt seien. Es ist der Königin nicht schwer, den Heckpfennig und den Däumling in ihren Besitz zu bringen. Doch der beleidigte Gemahl läfst sie ins Kloster schaffen, so plötzlich, dafs sie die Kraft der Feengaben nicht mehr erproben und sie nicht einmal mit sich nehmen kann. Die unscheinbaren Dinge wandern in den Kehricht. Die drei Gesellen aber, in der früheren Armut zusammentreffend, ziehen als gute Kameraden weiter. Das Ganze könnte ein Traum sein.

Bechstein hat auf das Volksbuch von den drei Rolandsknappen als die Quelle des Musäus hingewiesen. Ich hoffe, dafs seine Behauptung auf einer Vergleichung des ursprünglichen Volksbuches mit dem Musäusschen Märchen beruht. Ich habe selbst nur den unzuverlässigen Marbachschen Abdruck des Volksbuches dem Musäus gegenüberstellen können und dabei grofse Ähnlichkeiten und weitgehende Übereinstimmung gefunden, aber auch thatsächliche Abweichungen, welche wohl kaum der thätigen Erfindungskraft des Musäus, sondern einer etwas anders gestalteten Vorlage oder mündlichen Überlieferung zuzuschreiben sind; und ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal bemerken, dafs ich hier wie auch sonst durchaus darauf verzichte, den volkstümlichen Gehalt aus den Märchen des Musäus herauszuschälen, ohne seine Überlieferungen und Vorlagen auch nur einigermafsen zu kennen, ohne über eine andere Handhabe als spätere Drucke und Sammlungen von Überlieferungen zu verfügen. Ich lege das Hauptgewicht vielmehr auf eine vergleichende

Betrachtung der bedeutsamsten Motive, wobei naturgemäfs die Grimmsche und Perraultsche Sammlung sowie der Pentameron zunächst in Betracht kommen. Dafs ich, soweit möglich und zulässig, hier und da auch anderswoher Motive zur Vergleichung heranziehe, dafs ich die Behandlungsart des Musäus nicht aufser acht lasse, ist bereits sichtbar geworden.

Indem ich also die vergleichende Betrachtung in ihrer ganzen Wichtigkeit anerkennen zu müssen glaube, will ich hier eine Vergleichung der Motive der drei Rolandsknappen mit jenen der Grimmschen Märchen: 'Tischlein deck' dich!' und 'Ranzen, Hütlein und Hörnlein' einrücken. Es liegt in unserem Stoffe keine unbedingte Berechtigung dazu, denn Musäus fand die Motive dieser beiden Märchen bereits verschmolzen vor, aber es veranlafst mich dazu die Bemerkung im dritten Bande der 'Kinder- und Hausmärchen': die drei Rolandsknappen hätten einige Verwandtschaft eben mit diesen Märchen.

Der erste Teil der Rolandsknappen entspricht dem zweiten Teile des 'Tischlein deck' dich!' Die Abweichung liegt darin, dafs im Grimmschen Märchen die beiden älteren Brüder von dem diebischen Wirte um ihren Tisch und Esel geprellt werden und dafs der jüngere durch seinen Knüppel aus dem Sack das Verlorene wieder einbringt, während bei Musäus die beiden älteren Gesellen das unscheinbare Tellertuch und den verrosteten Pfennig wegwerfen, der jüngere jedoch durch vielfache Versuche und liebevolles Eingehen auf das Wesen seines Däumlings plötzlich bemerkt, dafs er unsichtbar sei, und die Genossen durch diese Entdeckung veranlafst, das Verschmähte zu suchen und in verständigem Gebrauch zu erproben.

Der zweite Teil des Märchens nähert sich in der Idee (von dieser nehmen wir hier allein Notiz) dem zweiten Teile des 'Ranzen, Hütlein und Hörnlein', wo der glückliche Besitzer dieser Dinge Königs-Schwiegersohn wird, dann aber in einer schwachen Stunde von seiner Gattin zuerst um den Ranzen, welchen er durch die Macht des Hütlein, dann um das Hütlein gebracht wird, welches er durch die Kraft des Hörnleins wiedergewinnt. Das Hörnlein befreit ihn von seiner Königstochter, welche die Ehe mit ihm als Mifsheirat angesehen und deshalb seiner ledig zu sein gewünscht hatte.

III.

Es bleiben uns nun noch jene Erzählungen, welche in bedeutsamen Einzelheiten oder gar nur in einem besonders wichtigen Zuge märchenhafte Bestandteile aufweisen.

'Stumme Liebe' ist ein beredtes Zeugnis für die dichterische Kraft des Musäus. Es ist eine Novelle voll populärer Haltung, humoristisch und auf jeder Seite Interesse weckend. Die Macht und das Wesen der Liebe wird sehr glücklich und drastisch zum Ausdruck gebracht, nicht ohne den Pfeffer satirischer Laune und Ironisierung, welcher dem unverliebten Leser die Erzählung von Liebesleid und -lust erst erträglich macht. Man kann doch in gröfserer Gesellschaft, wie sie der Erzähler sich als Publikum denkt, von Liebesangelegenheiten nicht sprechen, ohne das eigenartige Gebaren und Treiben Liebender mit einem gewissen Humor zu behandeln; wenigstens wenn die Gesellschaft dahin gelangt ist, dafs sie die intimen Verhältnisse des Herzens als solche nicht zum Gegenstande der Darstellung und Erörterung zu machen vermag, ohne ihrem Zartempfinden Zwang anzuthun. Die Wiedergabe gewisser Gefühle ist nicht ohne weiteres und in jedem Falle statthaft; man darf sie in ihrer Reinheit und Unmittelbarkeit nicht zur Schau tragen und mag sie an anderen nicht wahrnehmen. Das ist ein erstes Gesetz aller Poetik und ein Geheimmittel vornehmer Wirkung und gehaltener Darstellung. Peinliches zu vermeiden, ist das erste Gebot. Diese Andeutungen können hier genügen, da es sich in unserem Falle um erzählende, epische Poesie handelt. Sie würden nicht ganz passen und Abänderungen erfahren müssen, wenn sie auch auf lyrische und dramatische Dichtkunst Anwendung finden sollten; und hier würde man Gelegenheit finden, Wilhelm von Humboldts Zusammenstellung der lyrischen und dramatischen Poesie auch einmal von der Seite ihrer Richtigkeit und Wichtigkeit zu begreifen.

Franz verprafst das väterliche Erbgut bis auf ein weniges, wovon er ein kümmerliches Dasein fristet. Er sieht die reizende Meta, sein holdes Gegenüber, und gewinnt sie lieb. Allein die Mutter der Angebeteten setzt all ihre Hoffnung auf eine reiche Heirat ihrer schönen, anmutigen Tochter. Wenn diese Tochter den armen Franz auch wiederliebt und zum Leidwesen ihrer

Mutter dem reichen Brauer, dem 'Hopfenkönig', einen Korb giebt, so ist das ein rein negatives Verhalten; ihre Wünsche zu äufsern, wagt sie nicht. Jede Gedankenregung und Gegenstrebung Franzens aber, Meta zu gewinnen und das mütterliche Ideal des Freiers abzuändern, ist lediglich dazu angethan, eine verspätete Reue zu erwecken. Nur ein Gegenmittel giebt es: Franz mufs wieder reich werden. Darum zieht er nach Antwerpen, alte Aufsenstände einzufordern. Doch die alten Schuldner seines Vaters finden heraus, dafs sie Gläubiger seien, und lassen ihn in den Schuldturm werfen. Verzweifelt tritt er den Rückweg an. Ein Schalk von Wirt überredet ihn, in einem spukhaften Schlosse zu übernachten. Das dort hausende Gespenst ist der frühere Schlofsbarbier, welcher bei Lebzeiten auf Geheifs des übermütigen Herrn jedermann an Kinn und Haupt glatt rasierte und, durch einen in gleicher Weise übelbehandelten frommen Vater verflucht, nun nach dem Tode so lange als Spuk sein früheres Wesen treiben mufs, bis ihm jemand denselben Dienst erweist. Franz wird dieser Erlöser und zum Danke dafür angewiesen, einen Schatz zu heben. Aber nicht unmittelbar; sondern auf einen bestimmten Tag nach der Weserbrücke hinbefohlen, trifft er hier, als er sich nach langem Warten schon geäfft glaubt, erst ganz spät am Abend mit einem Invaliden zusammen, dem er auf Befragen erzählt, dafs ihn ein eigentümlich lebhafter Traum veranlafst habe, herzukommen und den ganzen Tag zu warten, leider vergeblich. Der Invalide ergeht sich nun in lehrreichen Betrachtungen darüber, dafs auch die lebhaftesten Träume keine Gewähr der Wahrheit in sich trügen. Nachdem er das einmal am eigenen Leibe erfahren, gebe er fürderhin nichts mehr auf Träume, wenn sie auch den gröfsten Anschein eines wirklichen Vorganges hätten. Neulich erst hätte er im Traum die deutliche Beschreibung eines Weges erhalten, welcher zu einer Stelle führte, wo ein grofser Schatz vergraben liegen sollte. Diese in aller Breite gegebene Beschreibung des Invaliden erinnert Franz blitzartig an den väterlichen Garten und eine ganz bestimmte Stelle darin. Er läfst sich jedoch nichts merken, sondern geht hin, gräbt nach dem Schatze und ist so glücklich, ihn zu finden; er nimmt ihn an sich, denn er erkennt in ihm Kleinodien und Gelder, die sein Vater für schlechte Zeiten der Erde an-

vertraut hatte, ohne dem Sohn und Erben bei seinem plötzlichen Hinscheiden eine Unterweisung geben zu können. Nun durch Erfahrungen gewitzigt und durch die Liebe angespornt, nutzt er das Kapital aufs beste und ist infolge glücklicher Handelsunternehmungen und Geschäftsverbindungen bald reicher als je zuvor. Jetzt erst erscheint er als Werber bei Meta, welche schon zu dem Glauben gekommen war, der reiche Franz wolle nichts von ihr wissen. Dafs der Invalide gut fährt und in eine märchenhaft glückliche Lage gelangt, ist bei dem tüchtigen Charakter Franzens und seinem Gefühl für Dankbarkeit selbstverständlich.

Zwei sagenhafte Züge, das rasierende Gespenst und der schätzeträumende Invalide, sowie ihr gespensterhaftes, dem Invaliden unbewufstes Zusammenwirken würden eines Quellennachweises bedürfen; denn die Haupterzählung ist von einer derartigen Einfachheit und Schlichtheit, dafs sie recht wohl den Erfindungen des Musäus zugerechnet werden kann.

Das rasierende Gespenst büfst fortgesetzte Frevelthaten durch fortdauernd gestörte Grabesruhe; die immer wiederholte Schandthat ist recht eigenartig, und die Erlösung vollzieht sich in wahrhaft lächerlicher Weise. Wenn ich nun auch das Vorbild des Musäus nicht kenne, so vermag mich doch das, welches Andrae im Simplizissimus entdeckt zu haben glaubt, über diese Unkenntnis nur insoweit hinwegzubringen, als durch die vier rasierenden Gespenster dort die Vorstellung des rasierenden Gespenstes überhaupt und ihr Umlauf im Volke nachgewiesen ist. Grimmelshausen gilt uns nicht als Quelle, sondern er dient uns zur Bestätigung dieser Vorstellung. Denn da die Gespenster im Simplizissimus Barbiere nur im übertragenen Sinne, d. h. Scherer, Schinder sind, insofern als sie bei Lebzeiten den Leuten an Geld und Geldeswert nahmen, was sie nicht nehmen durften, so wäre eigentümlich, wenn Musäus, im Falle Grimmelshausen ihn beeinflufste, diese satirische Beziehung nicht beibehalten hätte. Wie die Sachen liegen, glaube ich demnach, dafs Musäus selbst das rasierende Gespenst so ausgestaltet und ausgestattet hat, wie es bei ihm auftritt, und dafs er die Geschichte erfunden hat, welche das Gespenst zum besten giebt. Selbst wenn ihm nämlich die betreffende Partie des Simplizissimus Anregung gegeben hätte, so wäre es eben nur eine ganz oberflächliche gewesen; ihr

ganzer Inhalt wäre in der Vorstellung 'rasierendes Gespenst' erschöpft gewesen, und des Musäus ganzes Bestreben wäre dahin gegangen, diese Vorstellung alle Stadien des Lächerlichen durchlaufen zu lassen. Dafs er dieses Ziel hatte, glaube ich gewifs; dafs er in den Mitteln, dieses Ziel zu erreichen, auch nur irgendwie eine Bekanntschaft mit dem Simplizissimus durchblicken liefse, kann ich nicht sagen.

Noch weniger vermag ich Andrae beizustimmen, wenn er meint, die Figur des Ritters Bronkhorst, bei welchem Franz auf seiner Reise nach Antwerpen Herberge findet, sei durch einen bestimmten Satz Grimmelshausens veranlafst worden. Weil dieser Satz des ferneren ganz in der Nähe der Erzählung von den rasierenden Gespenstern steht, soll er sogar den klaren Beweis dafür abgeben, dafs, wie nach ihm der Prügelritter, so nach den vier rasierenden Gespenstern das rasierende Gespenst des Musäus concipiert sei!

Ritter Bronkhorst ist eine sehr drastische, äufserst kernige Figur, bei welcher ein wenig zu verweilen wohl verlohnt. Er ist ein abgesagter Feind aller Konvention; alles gesellschaftliche Vornehmthun und alle gezierte Höflichkeit ist ihm in den Tod zuwider. Deshalb hat er die Gewohnheit angenommen, alle, die ihm in dieser Art entgegentreten, mit einer gehörigen Tracht Prügel aus seinem in guter Weise gastlichen Hause hinauszujagen. Franz, der diese, wie er glaubt, auch ihm sicheren Prügel wenigstens verdienen will, benimmt sich mit grofser Ungeniertheit und 'edelster Dreistigkeit', was dem Ritter durchaus gefällt, weil er darin wahre, echte deutsche Herzlichkeit und Offenheit zu erkennen glaubt. Franz wird nicht geprügelt, sondern sehr ehrenvoll entlassen, worüber er sich wundert und vom Ritter aufgeklärt wird. Der Ritter ist eine vollkommene Lustspielfigur, Franz in seiner äufseren Keckheit und inneren Mutlosigkeit von komischer Wirkung; die ganze Episode ist psychologisch fein und wahr durchgeführt: sie rückt die Verschlagenheit Franzens ins beste Licht.

Der Satz, welcher nach Andraes Meinung den Ritter Bronkhorst in der Phantasie des Musäus erzeugt hat, erzählt, wie Simplizissimus einen Mann durchkarbatscht, der ihm in weifser Verkleidung Gespensterfurcht einflöfsen will. Wir denken dabei

viel mehr an jenen Küster, der sich als Gespenst ausstaffierte, um den in Furcht zu setzen, welcher auszog, das Gruseln zu lernen; der Küster aber wurde die Treppe hinuntergeworfen. Diese Erinnerung führt uns weiter. Das spukhafte Schlofs des Musäus hat nämlich recht viel von jenem, welches bei Grimm in dem 'Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen', und bei Bechstein in dem 'beherzten Flötenspieler' geschildert wird. Während aber die Helden dieser Volksmärchen die volle Wahrheit erfahren und auf ihr eigenes Verlangen und unter Verwarnungen ins Schlofs geleitet werden, wird Franz bei Musäus halb getäuscht und halb gezwungen. Während der beherzte Flötenspieler von dem seines Geizes wegen zum Umgange verdammten und nun erlösten Schlofsherrn ohne weiteres einen grofsen Schatz erhält, wird Franz auf die Weserbrücke bestellt, um daselbst das Nähere zu erfahren. Der Flötenspieler teilt den Schatz des Verdammten in zwei gleiche Teile, was dieser bei Lebzeiten hätte thun sollen, um einen davon den Armen zu geben, was er aber nicht gethan hat und der Flötenspieler jetzt zu seiner Erlösung thun mufs, um dafür die andere, recht beträchtliche Hälfte zu bekommen. Franz dagegen erlöst das rasierende Gespenst, indem er selbst es rasiert, was dem lebenden Schlofsbarbier für seine Frevelthaten als gerechte Vergeltung hätte geschehen müssen; und das Gespenst bedankt sich durch Vermittlung eines Schatzes.

Das Begebnis auf dem spukhaften Schlosse ist gerade so gut Episode wie der Besuch beim Ritter Bronkhorst; es läfst sich vollkommen aus dem Zusammenhange des Ganzen herauslösen, und nur ein Belieben des Musäus hat eine recht lose Beziehung zur Haupterzählung geschaffen. Das rasierende Gespenst befiehlt nämlich dem Franz, sich von dem betrügerischen Wirte so lange beköstigen und verpflegen zu lassen, bis ihm, dem Kahlgeschorenen, wieder Locken den Scheitel zierten, und dem widerwilligen Wirte damit zu drohen, dafs ihm ein gleiches geschehen werde; auch solle Franz sich ein reichliches Zehrgeld geben lassen. Damit hätte es eigentlich wohl genug gethan, besonders da sein Verschwinden den Besitzer des Schlosses veranlafst, Franz mit einem reich geschirrten Rosse zu beschenken. Aber das Gespenst rächt seinen Erlöser nicht blofs an dem

schuftigen Wirte in ganz ausgiebiger Weise, indem es diesen in Angst und Geld zahlen läſst, sondern es ist von einer geradezu splendiden Dankbarkeit, indem es sich durch einen groſsen Schatz revanchiert. Wie nun dieser Schatz gehoben wird und unter welchen Umständlichkeiten, das ist dem Musäus ganz eigentümlich. Das Ineinanderklappen der Thatsachen dabei ist sehr komisch und scheint der reinen Willkür des Dichters verdankt zu werden. Das Gespenst weiſs von einem Manne, der von einem Schatze weiſs; Franz wird angewiesen, diese sehr im Unbestimmten gelassene Person auf der Weserbrücke zu erwarten. Der Invalide träumt von einem Schatze, den er zu heben sich nicht einfallen läſst; Franz erdichtet einen Traum, um ihm sein Warten zu erklären. Der Invalide erzählt dann, zum Beweise, daſs er auch an die lebhaftesten Träume nicht glaube, seinen Schatz-Traum, wobei Franz in der genauen Detailschilderung seines Vaters Garten erkennt. So wird bei Musäus ein Schatz erworben: man kann nicht sagen, daſs es einfach ist, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn jemand gegenüber der billigen Art, bei chronischem Geldmangel einfach Schätze erträumen und die erträumten dann auch finden zu lassen, in den gehäuften Zufälligkeiten des Musäus eine gewisse Ironie erblicken würde.

Musäus glaubte weder an Teufel, Hexen, Kobolde, Gespenster und gute Geister noch an geheime und doch sich offenbarende Wunderwirkungen der Natur. Er heuchelte auch nicht einen derartigen Glauben, um dadurch etwa Einheitlichkeit der Stimmung und Geschlossenheit des Eindrucks zu erzielen, wie man das nennt. Es wäre ihm zuwider und gegen die Natur gewesen. Er schrieb für reife Menschen, worunter er sich Leute vorstellte, welche selbst nachts um zwölf das Gruseln, allen Bemühungen zum Trotz, nicht lernen würden. Dennoch — wenn man den Musäus tadeln will, so sagt man, er hätte nicht in der Stimmung verharren können, er sei nicht genug Künstler gewesen. Allein ich meine, wer das rasierende Gespenst so wie Musäus einführt, der versteht sich auf das Schaurige; und wenn er dabei nicht verharrt, so liegt das in der lächerlichen Vorstellung eines r a s i e r e n d e n Gespenstes, welches, je schauerlicher eingeführt, um so komischer wirken muſs. Es ist aber billig, daſs der Dichter den Lesern in hellem Auflachen vorangehe: vom

'Stimmungfesthalten' kann gar keine Rede sein, und wer ein Lachen verwehren will, wo es am Platze ist, der verdiente freilich in lächerlichster Weise angelogen zu werden. Über alle Kunst und Stimmung geht die einfache Wahrheit der Natur und das richtige Gefühl für Scherz und Ernst.

'Der geraubte Schleier' ist eine Doppelerzählung, welche die ganz verschiedenartigen Geschicke zweier Generationen behandelt, und zwar so, dafs das jüngere Geschlecht aus den bösen Erfahrungen des älteren eine Lehre zieht, wodurch eheliche Verbindung und eheliches Glück endschliefslich erreicht werden. Es ist dem durchaus entsprechend, wenn das unselige Schicksal der älteren Generation als Erzählung in der Erzählung gegeben wird, indem einer der Beteiligten es einem aus dem jüngeren Geschlecht zur warnenden Nachachtung enthüllt.

Dieser unglückliche Liebhaber ist der jetzige alte Einsiedler, ehemalige jung-ritterliche Benno, welcher, als Kreuzfahrer durch einen Sturm verschlagen, an einem Fürstenhofe auf einer der Cykladen wirtliche Aufnahme findet. Er verliebt sich in die schöne Fürstin Zoë, wird von ihr wiedergeliebt und mufs den ganzen eifersüchtigen Hafs des Gatten tragen, vor welchem er mit Mühe nur das nackte Leben rettet. Allerdings reich durch beglückende Hoffnung, da Zoë, dem Geschlecht der schwangeschwängerten Leda entsprossen, in ewiger Jugend dahinzuleben vermag, wenn sie alle paar Jahr einmal in Schwanengestalt Bäder in einem bestimmten Weiher nimmt. Ein Weiher dieser Art befindet sich bei Zwickau; an ihm postiert sich deshalb der Ritter, unter dem frommen Einsiedlergewande eitel Liebesgefühle bergend. Sein Warten wird belohnt, die Schwanjungfrauen erscheinen; aber wie er nun unter den nackten Gestalten die heifsersehnte Geliebte erblickt, da jubelt er auf in seligem Ungestüm, und ehe er den Schleier ergreifen kann, welcher Zoë bei ihm zurückhalten würde, ist sie mit ihren Genossinnen, wenn auch widerwillig, auf und davon. Der Gatte, von diesem Vorkommnis unterrichtet, will seine Zoë lieber altern als in den Händen eines anderen sehen. Zoë darf das Wunderbad nie mehr aufsuchen. Ritter Benno aber harrt jahraus, jahrein; vergeblich! Und als nun ein schlachtflüchtiger Schwabenjüngling, Friedbert, Schutz suchend, bei ihm anlangt, da nimmt er ihn auf und bald zum

Gehilfen und zur Stütze seines kraftlosen Alters an. Ihm auch erzählt er kurz vor seinem Tode von dem Mifsgeschick, welches ihn betroffen. Friedbert legt nach Bennos Bestattung einen gewinnbringenden Handel mit den Nachlafsstücken des als heilig verehrten Einsiedels an und harrt nach einträglichem Verkauf der Reliquien am Weiher: er will nicht blofs mit viel Geld nach Hause zurückkehren, er will auch gleich eine Frau mitbringen. Und richtig! Drei Schwäne erscheinen. Friedbert, bedachtsam und listig, nimmt einen der Schleier und begiebt sich in seine Klause. Scheinbar eifrigem Beten hingegeben, sieht er bald eine schöne Jungfrau, Zoë die jüngere, vor sich, verschüchtert und mit flehenden Blicken; sie hat nach ihrem Schleier gesucht, bis zur sinkenden Nacht, jetzt sucht sie Unterkunft, welche Friedbert gern gewährt, ohne sich auch nur das mindeste merken zu lassen. Was soll das arme Kind nun besseres thun, als sich in den hilfsbereiten, rüstigen Schwaben verlieben? Stolz zieht er mit ihr in der Heimatstadt ein. Allein er macht seine Mutter zur Vertrauten. Diese nun erwähnt einmal, bei Friedberts Abwesenheit, gegen Zoë zufällig des Schleiers, giebt ihn ihr arglos, und Zoë — fliegt auf und davon. Aber Friedbert liebt sie wirklich und zieht ihr nach. Er führt sich am Hofe der älteren Zoë als einen biderben, ehrenfesten Ritter ein, erfährt, dafs die jüngere Zoë aus Liebe und Sehnsucht nach ihm in ein Kloster gegangen sei, gewinnt die Zuneigung der Mutter Zoë, weil er einen von Benno ihm vermachten, einst ihr gehörigen Ring besitzt, und endlich, eben im Austausch für diesen Ring, Zoë die Tochter.

Andrae hat die Chronik von Zwickau nachgelesen, wo der Name dieser Stadt als Schwanfeld erklärt und von einer gewissen Schwanhildis Ähnliches erzählt wird wie hier bei Musäus, welcher diese Überlieferungen kannte. Musäus hat dann den Stoff zur antiken Ledasage in Beziehung gesetzt, wodurch er auf griechische Fürstinnen geriet. Friedbert, der zu dem scheinbaren Eremiten gelangt, vergleicht sich einigermafsen mit dem jungen Simplex, der gleichfalls ein dankbarer Schüler seines Einsiedels wird. Ritter Benno wird durch seine Eröffnungen der Vater von Friedberts Glück; der Einsiedel im Simplizissimus stellt sich später als Simplex' Vater dar, eine Beziehung, von der bei Musäus nichts zu finden ist.

'Der Schatzgräber' ist eine sehr hübsche Erzählung, welche durchaus realistisch Jammer, Elend, Leiden und Freuden einer in sich entzweiten Familie vorführt und die umgebenden Verhältnisse einer Kleinstadt liebenswürdig und treu schildert.

Peter Bloch, ein heruntergekommener, von einem bösen Weibe geplagter und von einer guten, schönen Tochter aufrecht erhaltener Mann, hört in der Schenke, wie man mit Hilfe der Springwurzel unermeſsliche Schätze heben könne. Diese in seinen Besitz zu bringen, ist sein Verlangen, besonders um seiner lieben Tochter willen. Er zieht aus und hebt den Schatz. Allein er weiſs nicht, wie er davon in seiner Vaterstadt ohne viel Lärm und Aufhebens Genuſs haben könnte; und hier hilft ihm nun ein junger Mensch aus, welcher in seine Tochter verliebt ist, aber die Mittel nicht hat, um sie in ein behagliches Heim zu führen. Dieser erscheint als Freiwerber bei der zänkischen Mutter Ilse, und die Tochter Lucine wird dem reichlich Ausgestatteten gern gegeben. Kurz vor dem Hochzeitstage des jungen Paares trifft dann auch Peter Bloch wieder ein, scheinbar so arm wie er ausgezogen; nur er selbst und die jungen Eheleute wissen von dem Glück, welches er als Schatzgräber gehabt hat.

Ich weiſs nicht, ob ich vielleicht aus der Not eine Tugend mache, wenn ich eine besondere Feinheit in der Art finde, wie Musäus diese Handlungen aufeinander folgen läſst. Zunächst nämlich sehen wir Peter Bloch in der Schenke, wo er von der Springwurzel und ihrer Zauberkraft erzählen hört; dann macht er die Vorbereitungen zur Ausfahrt; endlich zieht er ab und verschwindet spurlos für die Seinigen. Darauf erscheint der Bräutigam bei Mutter Ilse, wie er behauptet, reich durch eine Erbschaft. Endlich kommt Peter Bloch an, und wir erfahren nun im Rückblick und ausholenden Rückschauen, was Lucine durch ihren Bräutigam längst weiſs und niemand sonst auſser den Beteiligten wissen soll. Das Stück, die Erzählung schlieſst mit Peter Blochs Rückkehr; der Leser aber erhält einen Einblick in die geheime Welt der Coulissen, aus welchen die handelnden Personen zu ihrer Zeit hervortraten.

Die Fügung der Fabel hat eine gar nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit der 'Stummen Liebe'. Franz will reich werden um seiner Geliebten willen; märchenhafte Begebenheiten machen

ihn reich. Peter Bloch will reich werden um seiner Tochter willen; die zauberhafte Kraft der Springwurzel macht ihn dazu. Auch sind Meta und Lucine von der gleichen Güte, Schönheit und bescheidenen Liebenswürdigkeit, so dafs man die eifrigen Bemühungen Franzens und Peter Blochs recht wohl begreift; beide sind von der gleichen Anmut und kernhaften Tüchtigkeit, von der gleichen Sittsamkeit und echten Keuschheit, man hat das Gefühl und die feste Überzeugung, ihre feurigen Liebhaber werden niemals kalte und betrogene Ehemänner darstellen; beide sind von wahrer Weiblichkeit ohne jedes sentimentale und zimperliche Wesen. Sie haben eine ähnliche körperliche und geistige Anlage; aber sie sind nicht dieselben, keine poetischen Zwillinge oder Schwestern, sondern die vielleicht ziemlich ähnliche Anlage ist durch ganz verschiedene Verhältnisse und Umstände ganz anders gestaltet worden: Meta, heranwachsend unter der Hut einer sorgsamen Mutter, hat etwas Weicheres und Zarteres, während Lucine in der Entzweiung von Vater und Mutter grofs wird, also schwerer geprüft und rauher gebettet; sie hat naturgemäfs etwas Frischeres und zeigt im Kampfe der Eltern eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an den armen Vater, ohne doch im geringsten die Grenzen kindlicher Pietät zu überschreiten und der zänkischen, rechthaberischen Mutter etwa schonungslos gegenüberzutreten. Sollte ich zwischen beiden wählen, so würde ich Lucine den Vorzug geben, denn sie ist ein lebensvollerer Charakter oder wirkt wenigstens lebendiger als Meta. Sehr schön wird ferner die reizvolle Anmut Metas geschildert, da ja durch sie der reiche Hopfenkönig veranlafst wird, das arme Kind ohne alle weiteren Umstände zur Gattin nehmen zu wollen. Ganz vortrefflich wird die holdselige Schönheit Lucinens charakterisiert, da ja durch sie ein kunstverständiger Maler so entzückt ist, dafs er sie in einem Venusbilde wiedergeben will.

Die Fügung der Fabel hat aber auch eine ganz unverkennbare Ähnlichkeit mit dem 'geraubten Schleier', insofern beidemal, dort wie hier, die wohlgenutzten Erfahrungen älterer Personen für die Geschicke jüngerer eine glückliche Wendung heraufführen. Friedbert und Peter Bloch erringen, was andere vor ihnen, sei es in verfehlendem Mifsgeschick, sei es aus mangelnder Kenntnis oder Entschlossenheit, nicht erringen konnten: dieser die

Schätze erschliefsende Springwurzel, jener den Schwangestalt gebenden Schleier. Ähnlich wird dem Helden in der 'Stummen Liebe', Franz, das zu teil, was der überkluge Invalide nicht einmal zu erlangen versucht.

Die Sagen von der Springwurzel und von wunderbaren Schleiern waren und sind weit verbreitet; Musäus lernte sie kennen und verwertete sie in seiner Weise. Seine etwaigen Quellen aufsuchen zu wollen, wäre wohl vergeblich und nutzlos, da der Kern der ziemlich gleichmäfsig überlieferten Sagen von ihm nicht angetastet ist und die wichtigsten Züge beibehalten sind.

'Liebestreue' sollte eigentlich Liebesuntreue heifsen; denn die Erzählung zeigt, wie eine junge Witwe trotz der bindendsten Schwüre Treue nicht hält, sondern bricht. Das Ganze ist von feinster psychologischer Analyse getragen und mit geistreichem Raisonnement aufs glücklichste durchsetzt. Grisebach hat durchaus gegenteilig — man darf wohl sagen abgeurteilt; er spricht von Musäus als dem 'weimarischen Schullehrer', der die 'herrlichsten Volksmärchenstoffe verunstaltete'. Der Herr Konsul soll gütigst verzeihen, dafs Musäus nur weimarischer Gymnasialprofessor gewesen ist, dafs er blofs Theologie, nicht Juristerei studiert hat, über Thüringen nicht hinausgekommen ist und nie in der Lage war, seine Vorreden aus Montreux oder Konstantinopel zu datieren. Musäus liefs sich ja gar nicht träumen, dafs man einmal auf die Volksseele und ihre Offenbarungen so bedeutendes Gewicht legen würde, dafs man in den volksmäfsigen Hervorbringungen Anfang und Ende aller Dichtung und Kunst sehen würde; er ahnte gar nicht, dafs man nach seiner Zeit alles Triebartige und gewissermafsen Unbewufste anstaunen und für das erste und letzte ausgeben würde. Wer will ihm einen Vorwurf machen, dafs er in Herders Bestrebungen nicht die der Grimms und in der Kantischen Philosophie nicht die Schopenhauersche vorausahnte und dementsprechend sein Mäntelchen nicht nach diesem volksgünstigen Winde wehen liefs? Ich kann mir sogar denken, dafs es Leute giebt, welche in der Thätigkeit der Brüder Grimm und in den Gedankenproduktionen Schopenhauers gewisse Überschwenglichkeiten, um nicht zu sagen Übertriebenheiten, finden möchten. Sei dem jedoch, wie ihm wolle — ganz sicherlich wird es recht viele geben, die den Musäus glück-

lich preisen, dafs er den 'neuen Tannhäuser' nicht gedichtet hat. So ist er doch — selbst nach dem härtesten Urteile — nur ein behäbiger, manchmal etwas alberner Spiefsbürger gewesen. Hätte er aber den 'neuen Tannhäuser' geschrieben, so müfste man sagen, dafs er blasierten Herzens und ein unreifer Weltschmerzler gewesen sei. Dann hätte er sich an der deutschen Jugend vergangen. So hat er weiter nichts als 'Märchenstoffe verunstaltet', auch nach Grisebach.

'Liebestreue' ist eine kurze, knapp erzählte Novelle von psychologischer und künstlerischer Folgerichtigkeit, nur zuletzt ins Märchenhafte auslaufend und darum unter den Volksmärchen berechtigt.

Ein taubenhaft zärtliches Liebespaar mag sich nicht denken, dafs die Welt weiter gehen könne, wenn eines von ihnen mit dem anderen nicht körperlich oder wenigstens in treuem innigem Gedenken verbunden wäre. Besonders der Gattin will nichts Derartiges in das zugleich eifersüchtige Köpfchen; sie fürchtet im Falle ihres Todes eine ihr Gedächtnis verdrängende Nebenbuhlerin und Nachfolgerin, weshalb sie ihren Gemahl veranlafst, einen für beide Teile verbindlichen Schwur ewiger, todüberdauernder Treue zu leisten. Darauf zieht der Gatte in den Krieg. Er fällt im Kampfe, und bald erhebt sich über seiner Asche das steinerne Denkmal einer felsenfesten Treue und eines unentwegten Erinnerns. Aber zarte Weiber haben keinen Stein an Stelle des Herzens; und wenn die trauergebeugte Witwe auch im täglichen Besuche des Grabmals den tiefsten Schmerz täglich von neuem mit aller Gewalt fühlt und den Eid täglich in herzlicher Bekräftigung erneuert, — der Schmerz tobt aus, je rasender, desto eher, die Erinnerung auch an den besten, geliebtesten Gatten verblafst, tot ist tot, und der sehnsüchtige Blick der blühenden Witwe wendet sich bald verschämt und ansteigend immer verlangender nach dem treuen, frischen Knappen hinüber, der so sympathetisch, durch Trauergefühle für einen dritten, mit der verehrten Herrin verbunden erscheint und gewifs im Liebesverhältnis von einem zum anderen, von Auge zu Auge, noch ganz andere, innigere Neigungen bethätigen würde, wenn der Gegenstand seiner Gefühlserregung in holder, weicher Wirklichkeit und berückender Nähe vorhanden wäre. Der Page ist klug

genug, diese Erwiderung seiner Gefühle zu bemerken, und kühn genug, um seine Herrin zu werben. Unter süfsem Erröten und halbem Eingeständnis weist sie ihn zunächst ab. Während nun der Page in der Fremde zum Ritter wird, läfst sich die Gräfin über die Nichtverbindlichkeit ihres Gelübdes von zuständiger Seite aufklären. Von ihr gern gesehen, durch eigenes Verlangen getrieben, taucht der junge Ritter wieder auf. Die Hochzeit wird festgesetzt; die mannigfachen Vorbereitungen dazu nehmen die glückliche Witwe so in Anspruch, dafs sie nicht mehr zu dem kupplerischen Grabmal kommt: auch ist dieses ja, gemäfs den Wandlungen eines blutwallenden Frauenherzens, aus einem Stein der Erinnerung ein Stein des Anstofses geworden. Nur einmal, als sie am Arme des Geliebten im mondbeschienenen Lustgarten wandelt und rein zufällig an dem sonst gemiedenen Standbilde vorübergeht, sieht sie die steinerne Figur zu Wärme und Leben erwachen und mit dem Finger drohen. Andere Vorübergehende haben ähnliche Gesichte, und es verbreitet sich das Gerücht, am Grabmonument des Grafen sei es nicht geheuer. Allein in dem Glück des neuen Liebeslebens, im Taumel der Vergnügungen und im Eifer der Hochzeitszurüstungen wirken die Gerüchte kaum, und die eigene Wahrnehmung ist keine genügend nachhaltige Warnung. Üble Vorzeichen beim Hochzeitszuge erschrecken wohl, schrecken aber nicht ab, bis fast am Schlusse des Banketts die schöne, strahlende Braut durch die Erscheinung ihres ersten Gemahls von Sinnen gebracht wird, und zwar dermafsen, dafs sie gar nicht wieder lebendig wird.

Die Einleitung, die Schilderung der Verliebtheit und der Treuschwur des jungen Ehepaares erinnern an den Anfang von Wielands Hann und Gulpenheh; nur tritt der Unterschied hervor, dafs es bei Musäus die Frau ist, welche zu solchen Gesprächen und Handlungen den Anstofs giebt, wodurch in der Folge ihre Schuld dann um so gröfser wird und ihr ziemlich egoistisches Bestreben, den Mann für immer zu fesseln, sich gegen sie selbst wendet, zur Schadenfreude der Leser und zur Erläuterung des Satzes: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Für den weiteren Verlauf kommt die Matrone von Ephesus in Betracht; es ist selbstverständlich, dafs Musäus diese Erzählung Petrons kannte. Das Knüpfen neuer zarter Bande am Orte

der Trauer führt ganz ungezwungen zur antiken Überlieferung hin; es ist unserem modernen Empfinden entsprechender gestaltet. Die Ephesische Dame läfst sich nämlich am Sarge des eben beigesetzten Gatten von dem galgenbewachenden Soldaten einen Trost zusprechen, der durch Befriedigung des sinnlichen Kitzels die Trauer des Herzens schweigen macht, und sie steht nicht an, ihren toten Mann nicht blofs geistig, sondern auch körperlich dranzugeben, indem sie seinen Leichnam hingiebt zum Ersatz für jenen, welcher vom Galgen gestohlen worden, während der Wächter das Amt des Trösters versah. Die antike Erzählung läfst dieses Weib ganz ungestraft ausgehen. Nun ist sie für sich selbst im Sinne der Erzählung allerdings schon genug bestraft, da ihr rasender Schmerz, ihr nicht zu stillendes Sehnen und ihre selbstmörderischen Anwandlungen ohne weiteres in tosende Lust, befriedigte Wollust und neue Keime pflanzende Lebensbejahung übergehen, womit ihr erstes Gebaren sich als ein gemachtes erweist und als eine gewisse schauspielerische Bethätigung, welche das traurige Ereignis und die ungewohnte Lage zu fordern schienen. Allein ihr Verhalten gegen den toten Gatten forderte wohl eine Sonderbestrafung, wie sie die Jutta des Musäus erfährt; wenn eine solche nicht erfolgt, so liegt das ganz einfach darin begründet, dafs es nur darauf ankam, typisch an einem recht krassen Beispiel die Selbstbelügung und Verstellung des Weibes schlechthin nebst der natürlichen Geilheit ins Licht zu rücken: ganz boccacciohaft!

Musäus überschrieb sein Märchen 'Liebestreue oder das Märchen à la Malbrouk'. Diese Überschrift erklärt uns das Auftreten des Pagen; denn sie zielt auf das Volkslied hin, in welchem der Page Marlboroughs der Herrin den Tod des Gatten berichtet. So geschieht es auch bei Musäus, und dieser bekümmerte Page in Trauerkleidung wird dann — das Volkslied weifs davon nichts — der stete Begleiter zum Grabmal und endlich beglückter Liebhaber.

Der Schlufs bietet die Motive des nickenden Gouverneurs und des steinernen Gastes aus der Don Juan-Sage. Don Juan gelangt zufällig zum Grabmonument des von ihm erstochenen Gouverneurs; die Seele des Gemordeten vermerkt diese Anwesenheit des Mörders recht übel und versucht, ihn wegzuschrecken.

Don Juan aber läfst in toller Laune das Standbild zu Gaste laden, und dieses verfehlt nicht zu kommen. Dagegen meidet Jutta den Begräbnisplatz ihres ersten Gatten, und es geschieht in zufälliger Unachtsamkeit, dafs sie einmal dahin gelangt; sie ist auch frauenhaft und schreckhaft genug, um vor dem drohenden Steinbild entsetzt zu fliehen. Don Juan ruft das Gespenst in frevlem Übermut herbei; Jutta durch ihre Treulosigkeit. Don Juan verspottet den Geist des Mannes, welchen er gemordet hat; Jutta verletzt nur die Treue, welche sie dem Lebenden zugeschworen hat. Don Juan wird durch die Stimme des entseelten Komturs gewarnt und zum Einhalten ermahnt; aber er geht zu neuen Frechheiten weiter. Ebenso wird Jutta durch die drohende Gebärde zur Umkehr aufgefordert; aber sie bleibt bei ihrem verbrecherischen Vorsatz. Jutta soll keine Freventhat, Don Juan soll keine neuen Frevelthaten begehen.

Da der Don Juan uns einmal in das Bereich der Opernlitteratur geführt hat, möchte ich nicht versäumen, die Verspottung bemerkbar zu machen, welche Musäus dem Texte einer anderen Oper hat angedeihen lassen. Man kennt die thränenreichen, wehmütigen Klagen des Chors und des Orpheus im ersten Akte von Glucks Oper 'Orpheus und Eurydike', man kennt die wundervolle Arie des Orpheus aus dem dritten Akte: ach, ich habe sie verloren! Beide Partien des Libretto sind ihrem Gedankengehalte nach in den Seufzern zusammengearbeitet worden, welche die trauernde Jutta am Grabmale ihres Gatten ertönen läfst; den Gipfelpunkt des ausströmenden Schmerzes bilden eben jene Worte: ach, ich habe ihn verloren! Das Ganze wirkt bei Musäus durchaus belustigend, denn er erzählt: sie klagte etwa folgendermafsen, und giebt dann die wohlgesetzten, formschönen Seufzer wieder. Die Schönheit der Totenklage läfst an ihrer gefühlsmäfsigen Wahrheit zweifeln; und Musäus gestaltet sie so schön und lacht zugleich darüber, weil er weifs und den Leser ahnen lassen will, was später geschehen wird.

Die 'Entführung' endlich, ein kleines Geschichtchen, ist der Erwähnung deshalb ganz besonders würdig, weil sie zeigt, wie die auftretenden Personen, der Leutnant und seine Geliebte, von dem Aberglauben ihrer Umgebung Nutzen ziehen möchten. Denn die junge, heimlich Verlobte, Emilie, entschliefst sich, das

elterliche Haus in Gestalt und Kleidung einer dort spukhaft umgehenden Nonne zu verlassen. Sie findet jedoch ihren Ritter, den 'schönen Fritz', zur festgesetzten Stunde nicht am festgesetzten Orte und kehrt wieder nach Haus zurück. Die Sache klärt sich so auf: der 'schöne Fritz' war wohl zur richtigen Zeit an der vereinbarten Stelle gewesen, eine Frauengestalt war gekommen und hatte neben ihm im Wagen Platz genommen, worauf die Pferde, wie vom bösen Geist getrieben, dahinrasten, um endlich sich selbst, Gefährt und Insassen in einen Abgrund zu stürzen. Aus langer Ohnmacht erwachend, vermiſste der 'schöne Fritz' seine Geliebte, erhielt aber dafür um jede Mitternachtsstunde den Besuch eines Gespenstes, einer Nonne, derselben, welche alle sieben Jahre das elterliche Haus seiner Verlobten durch ihr Umgehen beunruhigte und in deren Aufputz eben die junge Braut hatte entfliehen wollen. Ein Teufelsbanner befreit ihn von diesen Liebesbestürmungen des Skelettes; und als der 'schöne Fritz' nach drei Jahren das Haus der schönen Emilie wieder besucht, ist es ihm leicht, alle Verdächtigungen seiner Treue durch die Erzählung seines Abenteuers sieghaft zu zerstreuen.

Natürlich hält es nicht schwer, sogleich an Bürgers Lenore zu denken und Musäus als durch Bürger beeinfluſst anzusehen. Aber diese leichte Erinnerung bringt auch recht wenig ein. Man behauptet, Musäus habe, durch Bürger belehrt, das Gespenst in ein schauriges Liebchen verwandelt. Das scheint mir recht weit hergeholt und beruht auf leerer Vergleichung eines einzelnen Zuges, den man herausgreift. Allein es liegt auch eine Ungerechtigkeit darin, wie sie der niemals begehen würde, der sich entschlieſst, ein Ganzes immer als Ganzes zu betrachten und das Einzelne stets im Hinblick auf das Ganze in Vergleichung zu setzen. Die Sage von der schlüsselrasselnden Nonne oder der Aberglaube an eine dann und wann umgehende weiſse Frau sind weit verbreitet; es ist auch bekannt genug, wie Schiller seinen Don Carlos hiervon Gebrauch machen läſst. Ganz ähnlich ist der Entschluſs der Liebenden bei Musäus; nur tritt bei ihm die spukhafte Nonne thatsächlich ins Spiel, eine Wendung, die so wohl im Zusammenhange des Ganzen begründet ist und so vortrefflich zu der Art des Musäus paſst, daſs gar kein Grund vorliegt, Bürgers Lenore herbeizuziehen; eine Wendung, die den

Vorwitz der Liebenden in harte Strafe nimmt, da Emilie sich über ihr Vertrauen ärgert und an der Treue des Geliebten irre wird, während dieser durch die Liebesverfolgungen des Skelettes nicht wenig leidet. Dafs die nächtliche Fahrt sich einigermafsen dem Gespensterritt der 'Lenore' vergleichen läfst, ist bei der Ähnlichkeit der Situationen selbstverständlich; wo aber die Schilderung zu ähnlich ist, als dafs sie sich blofs durch die Gleichartigkeit der Geschehnisse erklären liefse, da bin ich geneigt, ein komisches Spiel anzunehmen mit dem, was durch Bürgers Lenore gäng und gäbe geworden war. Es ist ja doch alles Humor und Laune, hier wie sonst; und das Gespenst pafst dem Musäus deshalb so gut, weil es ihm Gelegenheit giebt, sich an den Qualen der Liebenden zu weiden. Ein harmloses Vergnügen, da er und seine Leser wissen, dafs endlich doch noch alles gut wird!

Schlufs.

Immer wieder ist es Liebe und Ehe, was dem Musäus Stoff zu seinen Erzählungen giebt. Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Friedbert im 'geraubten Schleier' hat dieses Glück; auch Franz in der 'stummen Liebe'. Friedbert erwischt den Schleier, der die jüngere Zoë bei ihm zurückhält; aber nur sein liebender Wagemut verschafft ihm die Entflohene wieder. Auch Franz wird schwer geprüft und hart geängstigt, ehe er den Schatz hebt, welcher ihn in stand setzt, um Meta zu werben. Beide haben in ziemlich unverdientem Genusse von Reichtum und Glück dahingelebt, beide müssen in Mühen und in heifsem Ringen ihr zweites Glück verdienen. Auch Udo im 'Dämon Amor' führt die Braut heim, weil er Glück hat, nämlich das Glück, einen zauberkundigen Freund zu haben. Sein Unglück liegt darin, dafs er sein erstes geliebtes Weib ohne alles Verschulden verliert; er gewinnt, entsprechenderweise, sein zweites Weib auch ohne Verdienst. Er ist so recht ein Mann, der nur Glück und Unglück haben kann und dem man sein Glück gönnt; denn hätte er keines, so wäre er gar nichts. Von Schuld oder Verdienst kann bei ihm nicht die Rede sein. Er ist im Glücke nicht stolz, im Unglück nicht trotzig, kein Wässerchen trübend, aber auch — kein Held. Ihm an die Seite stellen sich Crokus und

Primislav in der 'Libussa', beide durch die besondere Huld und Zuneigung der Nymphen aus den Reihen der Sterblichen emporgehoben, beide schlechthin aus dem Haufen erkoren.

Die feurigsten Liebhaber sind ohne Zweifel der Graf in der 'Nymphe des Brunnens' und der junge Jäger, der Anbeter Lucinens im 'Schatzgräber'; der Graf wird fiebrig-krank vor Sehnsucht nach der schönen Unbekannten, d. i. Mathilde, der junge Jäger quittiert den Dienst und läuft davon, um das Original des Bildes zu suchen, das alle seine Sinne in Aufruhr gebracht hat. Dies Original ist Lucine; ihrer Gegenliebe sicher, aber alle Mittel entbehrend, irrt er melancholisch und lebensmüde umher, bis ihn Peter Bloch trifft.

Wir finden musterhafte Ehen, so die erste Udos. Auch Crokus lebt in dauernder Harmonie mit seiner Nymphe, was vielleicht darin begründet ist, daſs sie sich stets nur von Abend bis Morgen sehen. Treffliche Kontraste geben die beiden Ehen Wackermanns in der 'Nymphe des Brunnens' ab: die erste mit einer sanften, tugendhaften, eingezogen lebenden Hausfrau, die zweite mit einem jungen, raschen Weibe, welches in Lustbarkeiten und rauschenden Festen alles verthut. Wackermann steht mit beiden gut; die eine redet ihm nicht drein, weil sie milde ist und sich auf ihre Hausfrauensphäre beschränkt, die andere deshalb, weil sie verschwenderisch ist und ihm schmeicheln muſs. Peter Bloch dagegen scheitert fast an der Ehe mit einem bösen, zänkischen Weibe; denn indem er, auch durch eigene Schuld stufenweis sinkend, von der Gnade dieses Weibes leben muſs und ihrem ewigen Schelten ausgesetzt ist, verliert er beinahe jedes Ehrgefühl und jedes vernünftige Streben; nur das Glück seiner Tochter liegt ihm noch am Herzen und spornt ihn an.

Zwei fürstliche Ehen sind nicht von den besten: Zoë im 'geraubten Schleier' hat durch eigenes Verschulden von der Eifersucht ihres Gatten zu leiden; Urraca in den 'Rolandsknappen' gar ist ein ausgesprochener Metzencharakter, und ihr Gemahl rangiert viel mehr unter den Verfressenen als unter den Eheherren, er bestraft seine Gattin schlieſslich nicht, weil sie eine schamlose Dirne ist, sondern weil er sie daran schuld glaubt, daſs ihm ein überaus leckeres Gericht vor den Augen verschwunden ist.

Gatte und Liebhaber im Konflikt zeigt uns die 'Melechsala'. Der Graf hat ein geliebtes Weib daheim, aber der Zauber der schönen Sultanstochter bestrickt sein Herz trotz seines Widerstrebens, und ihre Beharrlichkeit besiegt endlich jeden Widerstand, so dafs die Dreiehe zu stande kommt. Dieselbe Erzählung lehrt, wie die Noblesse auch in der Ehe obligiert; denn des Grafen Weib hält die Treue, während das Weib des gräflichen Knappen so lange nicht warten mag und ihren wiederkehrenden Gatten zum Hause hinausjagt, da sie bereits anderweitig versehen ist.

In 'Liebestreue' äugelt eine junge Witwe nach einem jüngeren Knaben aus; der Jüngling seinerseits ist entzückt von dem Liebreiz des reifen Weibes. Leider hat Jutta sich in der ersten Ehe so gehabt, dafs eine zweite Eheschliefsung den Bruch eines heiligen Versprechens bedeuten würde. Auch Richilde möchte ihre alternden Reize gern noch beizeiten dem blühenden jungschönen Herzog in ehelicher Verbindung preisgeben. Allein es gelingt ihr nicht, der Stieftochter den Freier wegzuschnappen; sie mufs die Strafe dafür erleiden, dafs sie den Gatten von der Gattin trennte und drei Personen elend und unglücklich machte, die Gattin, welche den Trennungsschmerz nur kurze Zeit überlebte, den Gatten, welcher von Reue und Seelenangst gepeinigt wurde, und das Kind beider, welches fast elternlos heranwuchs und früh völlig verwaist war.

Wenn wir schliefslich der äufseren und inneren Form der Märchen noch einige besondere oder allgemeinere Bemerkungen widmen, so geschieht dies ohne jede Absicht der Vollständigkeit. Dafs des Musäus Sprache von lutherischen Bibelwendungen wimmelt, ist bei dem teilweis archaisierenden Ton nicht zu verwundern und dürfte andererseits in seiner kanzelrednerischen Thätigkeit eine Erklärung finden. Volkstümliche Allitterationen und eingestreute volksmäfsige Reime sind nicht selten; gereimte Zaubersprüche, ganze Strophen und kleine Liedchen fehlen nicht; der Sprichwörterschatz wird häufig in Anspruch genommen. Dabei werden recht viele dieser Anleihen lediglich zu komischer Wirkung oder in verspottender Anführung gemacht. Kühne Bilder mannigfacher Natur, oft schön und eindringlich, oft ausgesucht und absichtlich künstlich, sind überall verstreut; besonders aber

zeichnen sie die Libussa aus, welche auch ein eigenartiges Element des poetischen Stiles, Parabeln und Gleichnisse, in reicher Menge und in kunstvoller Gestaltung darbietet. Anderes ist noch wichtiger und verdient noch mehr bemerkt zu werden, weil es dem lesenden Auge nicht bemerkbar wird, sondern nur dem scharf hinhörenden Ohre. Es handelt sich um die Jamben, in welchen das rasierende Gespenst grofsenteils spricht und welche ganz vortrefflich die lächerliche Feierlichkeit des Vorganges veranschaulichen. Übrigens wird auch das erste Auftreten des Gespenstes, seine ersten Handlungen, durch hastig jagende Jamben schauerlicher vorstellbar gemacht. Ebenso sind Metas eifersüchtige Gedanken (gleichfalls in der ‘Stummen Liebe’) recht glücklich in Prosa- und Jamben-Mischmasch wiedergegeben.

Musäus erzählt und räsonniert; diesem Grundsatze, alles möglichst in eigener Person vorzutragen, ist es angepafst, wenn das Zwiegespräch auf das Mindestmafs beschränkt ist und nur dort begegnet, wo entscheidende Wendungen der Handlung durch Rede und Gegenrede herbeigeführt werden, wo die Schärfe der Gegensätze am besten durch scharf gefafste Worte der Gegenspieler zum Ausdruck kommt, wo das Aussprechen der Personen ihren Charakter ausspricht. Nur darf man nicht glauben, dafs Musäus versucht hätte, den Charakter des Sprechenden in der Wahl der Worte und einer besonderen Fügung der Sätze zum Ausdruck zu bringen. Derartige sprachliche Differenzierungen lagen ihm fern; seine Personen reden, wie er selbst geredet haben würde, wenn er an ihrer Stelle gewesen wäre, von ihren Gefühlen beseelt und ihre Ziele im Auge. Musäus war ein Rede- und Schreibkünstler, er pflegte die Kunst der Periodisierung, er strebte einen äufserst geglätteten und fliefsenden Stil an; seine Volksmärchen geben von Anfang bis zu Ende Zeugnis davon. Andererseits ist er wieder von naturgetreuer Einfachheit der Gedanken und Ausdrucksformen. Die Reden in der Libussa z. B. zeigen bei natürlicher Einfalt eine gewählte, sinnreiche und schwungvolle Beredsamkeit.

Dafs Musäus auf mannigfache Vorgänge und Personen des Altertums anspielt, dafs er recht oft Modeströmungen und Zeitgenossen mit gelegentlichem Spotte trifft, ist bei seiner Kenntnis der Antike und des Hebraismus, sowie neuerer Zustände gar

nicht auffällig, wenn man die satirische Grundstimmung seiner Volksmärchen nicht verkennt, wenn man immer gegenwärtig behält, wie ihm die witzelnde, geistreich räsonnierende Behandlung des Stoffes die Hauptsache ist. Ja, das erstere ist mit ein Beweis für das letztere. Denn wer so gewandt und bereitwillig bei jedem Vorgang und jedem Charakter, welche im Rahmen der Handlung liegen, aber an andere ähnliche Vorgänge und Charaktere erinnern, ebendiesen Rahmen verläſst, um mit einer gewissen, aus Kenntnisreichtum erwachsenden Geringschätzung zu bemerken, daſs das alles schon recht alt und gar nicht neu sei, — der erfüllt ganz gewiſs nicht das Ideal Spielhagenscher Romantechnik und Erzählerkunst, indem er durch sachliche und sachgemäſse Behandlung den reinen Eindruck der Begebenheiten und zugehörigen Reden vermittelt, der ist kein schlichter Erzähler alten Stiles, wie sie, treuherzig und lebhaft interessiert, in ihrer Darstellung zugleich den Eindruck auf das eigene Gemüt schildern und mit ihrem Helden sich freuen und trauern, der steht nicht neben oder hinter dem Stoff wie Spielhagen, der lebt nicht in den Vorgängen wie der Mann der alten Manier, sondern er thront über der Handlung, weiten Blickes Umschau haltend, wo er etwa Verwandtes im weiten Bereiche der Dichtkunst oder des geschichtlichen Lebens überhaupt zu lustiger Vergleichung auffindet, und sein Herz regt sich nicht, sondern sein Verstand erläutert die Gefühle in scharfer, lachender Zergliederung. Allein es ist nicht der lieblose, kalte, höhnende Verstand des Menschenverächters, welcher alles in leidigen Miſskredit bringen möchte, sondern der menschenfreundliche, warme, lustige Verstand des Menschenkenners, welcher alles im versöhnenden Lichte allgemeiner Unvollkommenheit sieht. Musäus hat Humor und Laune; diese beiden Schutzengel verlassen ihn nie; sie geben all den verschiedenen Erzählungen die einigende, familienähnliche Haltung; durch sie hat alles, was Musäus geschrieben, den Stempel seines Geistes empfangen. Er hat Humor und — Satire, wo sich verderbliche, lächerliche Bestrebungen und Richtungen breit machen.

Berlin. Erich Bleich.

Die Lieder der Hs. Sloane 2593.

Die Hs. Sloane 2593 gehört der Mitte des 15. Jahrhunderts an und ist ein kleines Büchlein in 12⁰ mit 36 Papierblättern. Die Schrift ist klein, aber äufserst sorgfältig und niedlich, und fast kein Streifen der kleinen Seiten ist unbeschrieben geblieben. Auf die sonderbare Art der Schreibung hat schon Wright in seinen Songs and Carols aufmerksam gemacht. Folgendes scheinen die auffallendsten Absonderlichkeiten zu sein: sch für sh am Anfang eines Wortes (schyld), ch für sh am Ende (fleych), das Pronomen she ist durch che wiedergegeben, für das sh im Zeitwort shall steht x (xall, xul, xuld); qu oder qw für wh (qwil, quan); s für c am Anfang des Wortes (soth, serteyn); z steht oft da, wo man es nicht erwartet (z. B. in hazt = hath); die Metathese des h kommt auch vor (z. B. ryth, 5 : 7, owth, rowth, bowth, 44 : 3, 4, 5). Wright giebt den Palatallaut in myzt, lyzt etc. durch ȝ wieder; es ist aber ein z, denn es ist genau derselbe Buchstabe, der in dem zweimal vorkommenden ezyl (Essig) und in dezyryt (71 : 3) für den s-Laut verwendet wird. Christum ist durch χpū (71 erste Linie), Jesus durch ihc̄, Jesu bald durch Ihū, bald durch ihū wiedergegeben (im folgenden Text findet man Jesus und Jesu jeweilen ohne nähere Angabe aufgelöst).

Das vorliegende Büchlein ist eine Sammlung von meistens geistlichen Liedern des 15. Jahrhunderts, die einst ziemlich verbreitet gewesen sein müssen; Nr. 40 findet sich in noch zwei anderen Handschriften, in Harley 541, fol. 214a und in Wrights Privathandschrift (über die letztere s. weiter unten), die noch weitere sechs von unseren Liedern (Nr. 13, 23, 39, 46, 49, 73) enthält. — Ein paar unserer Gedichte stehen unter dem Zeichen

der Heimsuchung. Gottes Zorn hat die Menschen getroffen. 'Achtet auf die Zeichen der Zeit,' so tönt es durch das 42. Lied (42 : 65 ff.: Dires sondes he hazt vs sent, here and also in oþere place), und Nr. 53 erinnert an die drei teuern Jahre (1314—1317) und an die 'pestelens tweye' (53 : 12). Unter der ersten Pestilenz dürfte das grofse Sterben vom Jahre 1348 zu verstehen sein (das, wie es auch im Liede heifst, kein Land verschonte; 53 : 12, In euery cuntre men gunne deye, deþ left neyþer for lowe ne heye); die zweite Pestilenz liefse sich mit der grofsen Hungersnot und Pest, die sich über die Jahre 1439 und 1440 erstreckte, zusammenbringen, ein Ereignis, das dem Sänger noch frisch in der Erinnerung liegen konnte. Dies scheint auch einigermafsen der Fall zu sein; denn unmittelbar darauf kommt der Erzähler auf die ihn am meisten beschäftigenden Lokalheimsuchungen zu sprechen, die sich erst kurz vorher müssen zugetragen haben. In jenen bangen Zeiten ist es begreiflich, dafs Lieder ernsteren Charakters, die aus jener angst- und sorgenvollen Stimmung heraustönten, die alle Stände, vor allem aber die Landleute und Bürger bedrückte, dem allgemeinen Bedürfnis am ehesten entsprachen. Memento mori (Nr. 16), alles ist eitel (Nr. 17), alles vergeht und wechselt (Nr. 4 und 72), baut nicht auf Fürstengunst, sondern auf Gott (Nr. 18), dies waren gegebene Themata. — Und doch bilden die Lieder unserer Handschrift trotz der weltverachtenden und beklemmenden Stimmung, aus der viele entstanden sind, eine der erfreulichsten Sammlungen ihrer Art. Keines dieser ernsten Lieder hat etwas Pfäffisches an sich; alle sind voll reiner, warmer und gesunder Empfindung. Die Sänger, die sie sangen, haben sich nur gezwungenermafsen und auf kurze Zeit der religiösen Seite des Lebens zugewendet; es ist ihnen wohler, wenn sie heller klingende Saiten anschlagen dürfen (wie in den fröhlichen Weihnachtsliedern und in Nr. 29, 30, 32, 36, 54, 55). Wäre nicht die ziemlich kunstvolle Reimstellung bbba, ccca, ddda etc. und die oftmalige Verwendung eines lateinischen Schlufsreimes, wir würden echte Volkslieder vor uns haben.

Überall dringt als frische Würze ein köstlicher, naiver Volkshumor durch. Sankt Nikolaus erscheint den drei verarmten auswandernden Töchtern im Augenblick, wo sie zum Städtlein hinausmarschieren, tröstet sie und verspricht jeder einen guten,

seinen Ehemann (Nr. 3). Selbst die tragischsten Gegenstände, wie der Kindermord zu Bethlehem (Nr. 40), wo die Kindlein wa, wa!, die Mütter ba, ba! schreien und Herodes a, ha! ruft, und die Passion Christi, in der die Juden einen Spiefs in das Herz des Erlösers stofsen und spöttisch dazu rufen: 'haue þu þat!' (70 : 17), entbehren einer humorähnlichen Anschauungsweise nicht. Ganz verblüffend ist auch die Art der Steigerung, in der der Sänger die Leiden Christi oder besser die Bosheiten der Juden einander folgen läfst: die Dornenkrone, die Kreuzigung mit den drei Nägeln, die Lanzenwunde, aber weitaus das ärgste, sagt er, Essig und Galle gaben sie dem Dürstenden zu trinken (44 : 27—30). Der Gegenstand ist trotz der sichtlich frommen Gesinnung des Autors auf bänkelsängerische Weise behandelt, die Kontraste sind übertrieben, scharf: Mitleid und Liebe ohne Mafsen für den Heiland und namenloser, erbitterter Hafs gegen die Juden, die falschen Verräter, die Höllenhunde (44: 25). Dabei sind die historischen Irrtümer bemerkenswert. Der Stich ins Herz und der dargereichte Essig werden als die obersten Sprossen auf der Leiter der Leiden betrachtet, die Christus von den Juden widerfahren, während in der Bibel erst nach eingetretenem Tode, nach überwundenem Leiden eine Lanze von einem römischen Kriegsknecht in die Lende der Leiche gestofsen wird und wiederum ein roher Kriegsknecht in einem schwachen Gefühl der Rührung einen Schwamm voll Essig an die Lippen des lechzenden und rufenden Gekreuzigten hält. — Von der Hölle wird öfters recht kurz, aber anschaulich gesprochen; es brennt natürlich, und die Sünder werden nicht nur vom Feuer gequält, sondern auch an den Galgen gehängt (12: 21); des Himmels geschieht nur einmal Erwähnung, es ist ein Ort, wo es lustig zugeht (7: 12).

Die wahren Perlen der Sammlung sind die Marien- und Weihnachtslieder. Nr. 13 erinnert durch ihren Anfang an das alte deutsche Kirchenlied: Uns ist ein' Ros entsprungen Aus einer Wurzel zart. In allen diesen Gesängen sind in schlichter Schönheit die ewig hochpoetischen Momente der Weihnachtsgeschichte hervorgehoben: der Stern, der den Weisen auf den Weg leuchtet, die Hirten, die auf dem Felde schlafen, die Könige, die in der schlichten Hütte das Kindlein anbeten, Maria, die den kleinen Jesus wiegt und dabei singt. Am liebsten weilt der

Sänger bei der Schilderung der Mutter Gottes. Sie ist für ihn nicht nur mild und rein, sondern vor allen Dingen schön und herrlich anzuschauen, die Vollendung der körperlichen weiblichen Schönheit, die 'saelde' (vgl. in 51: 15 ff.: lady, so louely, so goodly to se, so *buxsum* in þi *body* to be).

Die behandelten Gegenstände bewegen sich zumeist in der gleichen Sphäre, in der religiösen, aber die Abstufungen sind mannigfaltig, wie die folgende Zusammenstellung der Hauptmotive zeigt:

1) Rein geistliche Lieder: a) *Marienlieder:* Verherrlichung von Maria und Jesus, in 19 und 25; Maria wiegt ihr Kind und singt, 39 und 70; Die vier Buchstaben M, A, R, I, A, 49; Die Schönheit der Maria, 51; Mariä Empfängnis, 52 und 65; Die fünf Freuden der Maria, 21; Maria unter dem Kreuz, 46. — b) *Weihnachtslieder:* Einfache Besingung der Thatsache, 24, 38, 57, 58, 59, 61, 69, 73, 74, 75; Uns ist ein' Ros entsprungen, 13; Die Prophezeiungen auf die Geburt, 5; Die Krippe und die drei Könige, 6: Die drei Könige, 35; Ausführliche Geschichte der Anbetung der drei Könige, 33 und 48; Die drei Könige und der Mord zu Bethlehem, 40; Der Mord zu Bethlehem, 71; Die Weihnachtsgeschichte als Traum, 41. — c) *Passionslieder:* 44 und 60. — d) *Heiligenlieder:* Sankt Nikolaus, 3; Sankt Stephan, 45. — e) *Andere Motive:* Gebet an Jesus, 9; Corpus Christi, 43; Ein Lied auf den Weizen als Symbol von Christi Leib, 34; Thu Bufse! 12; Denk an das Ende! 16, 53; Der jüngste Tag, 17; Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen etc., 47; Adams Sünde, 28; Die sieben Erbsünden, 7.

2) Religiös gefärbte Lehrgedichte: Mäfsige die Zunge, 1, 4, 14, 72; Wechsel des Glücks, 4, 72; Arglist und Bestechung, 10; Arglist und Schein, 63; Stolz, 20; Fürstengunst schwankt, 18; Donec eris felix, 11; Ehre der Wahrheit, 15; Ihr Frauen bleibet treu! 8; Gegen das schöne Geschlecht und Lob des ledigen Standes, 22.

3) Rein weltliche Lieder: Wortspiele, 30; Mein Hahn, 26; Meine junge Schwester, 29; Mein Garten, 32; Robynn und Gandelyn, 36; Sir Penny, 54; Wir Kaufleute, 55.

Die Sprache lehnt sich stark an das Volkslied an; sie weist dessen bekannte, immer wiederkehrende Wendungen auf. An

die mittelhochdeutsche Poesie, wo der volkstümliche Sinn für eine anschauliche Darstellung der Tugenden und Laster und der abstrakten Begriffe überhaupt sich uns durch die Anwendung konkreter Redeweisen so kräftig offenbart, erinnern mehrere Lieder unserer Sammlung, z. B. Nr. 10: Arglist und Gold treffen sich (gyle & gold to gedir are met); Begierde sitzt daneben, und Arglist wirft ihr Netz aus; Recht und Vernunft haben sich von hinnen gewendet; Arglist aber ist überall gern gesehen und zieht einher mit grofsem Gefolge (vgl. auch 20, 31 und 63). — Die Vergleiche sind selten, unselbständig und nicht ausgeführt, altbekannt, aber doch zutreffend und schön: So hell wie Gold in Glas schien der Stern in jener Nacht (35:8, ähnlich 65:13); so still wie der Tau auf das Gras fällt, kam Christus in seine Mutter (25); wie die Lilienblume wird mein Fleisch verdorren (16:9). Daneben kommen auch die kurzen, in ein paar Worte verdichteten Vergleiche vor: weifs wie die Lilie, schwanenweifs (41) etc. Unter den musikalischen Mitteln ist die Variation mehreremal mit prächtigem Effekt angewendet; 25: he cam also stylle þer his moder *was*, as dew in aprylle þat fallyt on þe *gras*. he cam also stylle to his moderes *bowr* as dew in aprille þat fallyt on þe *flour*. he cam also stylle þer his moder *lay*, as dew in aprille þat fallyt on þe *spray*; vgl. auch 16:10 u. 11. — Nicht nur die Schönheiten, auch die Laster der Volksdichtung sind unseren Sängern bekannt. Abgenützte Füllsel müssen in die Gedankenlücken treten (with outen lesyng 5:19; with outyn mys 41:37; with outyn nay 7:22; with oute skorn 34:19; with oute stryf 34:15; in good fay 21:14; þus rede we 51:21; þus fynd we 35:4; 51:24; as I knewe 41:7; as þu myzt here 41:15). Ganze Verse müssen oft derartige Füllsel beherbergen (as clerkes redyn in her sequens 35:24; ferþere more as I zu telle 5:27; it was a ful fayr syte to se 40:16; a fayrer syte had I none sene 41:3). Die Kunst, während einer ganzen Strophe 'nichts' zu sagen, hat sich der Sänger in 41:37 geleistet.

Ich habe es mir nicht versagen können, eine kleine Zusammenstellung der formelhaften Elemente jener so überaus kräftigen volkstümlichen Dichtersprache zu machen, die durch Allitteration, durch Paarung sinnverwandter Ausdrücke, durch gegenseitige Verstärkung der verschiedenen Wortarten dem Klang

und Sinn der Rede eine eigentümliche Färbung zu verleihen wußte. Ich halte mich in der Einteilung an die von mir in meiner Dissertation (Die formelhaften Elemente in den alten englischen Balladen, Basler Diss. 1900) befolgte Anordnung und möchte mir gestatten, auf die auffallende Übereinstimmung der nun folgenden Zusammenstellung mit meinen früheren Formelnverzeichnissen aufmerksam zu machen, ein Umstand, der aufs neue beweist, wie ausgiebig unsere Sänger aus dem reichen Born der Volkspoesie geschöpft haben müssen.

A. *Coordinierung der Begriffe* (Paarung sinnverwandter Ausdrücke). *α*) Mit Allitteration: 1) *Substantiv:* *f*ace and *f*ote 19 : 5; *f*rynd and *f*o 10 : 4; 54 : 2 (now *f*rend now *f*oo 72 : 1); *g*yle and *g*old 10 : 1; þow be *k*yng and were coroun 12 : 4; *m*oder and *m*aydyn 25 : 9; a*n* ox and a*n* as 23 : 12; 33 : 17; *p*ump and *p*ride 12 : 20; neyþer in *p*urpyl ne in *p*alle 42 : 46; *r*yzt and *r*eson 10 : 10; *s*e and *s*ond 17 : 7; *s*peche ne *s*pylle 4 : 7; *t*our and *t*oun 12 : 3; in *w*el in *w*o 72 : 14 (wel or wo 42 : 55). — 2) *Adjektiv:* *f*ayr and *f*re 17 : 22; *f*als and *f*ekyl 22 : 16; *m*asyd and *m*ade 42 : 4; *m*eke and *m*yld 24 : 3; 70 : 10; *s*emely and *s*ote 34 : 3; for *s*oþe [and] *s*erteyn 4 : 18; *st*iff and *st*rong 12 : 11; *w*ylde and *w*ode 43 : 23. — 3) *Verb:* crye or calle 42 : 54; now I *pr*ike and now I *pr*aunce 4 : 28; *s*yttyn and *s*ynge 70 : 3; *w*epyn or *w*ayle 42 : 59; now I *w*eyle and now I *w*ryng 4 : 25. — *β*) Ohne Allitteration: 1) *Substantiv:* body and sowle 12 : 17; bour and halle 42 : 32 (halle and bour 48 : 1; 57 : 1); crop and rote 13 : 23; fleych and blod 14 : 3; 43 : 4; fleysch and bone 16 : 12; help and socor 13 : 28; joy and blysse 49 : 18; nyzt and day 17 : 12; 33 : 29; 35 : 1; sorwe and scham (and meche syn) 14 : 17; sorwe and care 42 : 21; in town and in cete 10 : 14. — 2) *Adjektiv:* alle and sum 23 : 16; 52 : 1; blyþe and glade 40 : 55; bond and fre 53 : 9; bryzt and schen 13 : 11; brod and long 13 : 17; est ne weste 42 : 28; good and hinde 3 : 30; for good ne for ille 4 : 8; good and kynde 19 : 15; good and trewe 8 : 1; more and leste 43 : 1; most and leste 41 : 38; 60 : 1, 6; old and ying 6 : 13 (elde and zynge 13 : 3; 40 : 35; 61 : 2); stowte and bolde 22 : 7. — 3) *Verb:* now come now goo 72 : 19; stond, walke or ryde 1 : 12; wake or slepe 14 : 21. [Vgl. die Parallelverse: now is joye and now is blys; now is balle, now butternesse; now it is and now it nys etc.

4 : 19; be it of old, be it of zyng 14 : 12; Pride is out and pride is inne 20 : 3.]

B. ***Subordinierung der Begriffe:*** a) **Substantiv:** I. Substantiv + Adjektiv: α) mit Allitteration: *b*edlem *b*ryzt 13 : 16; *b*lysseful *b*erthe 21 : 12; *b*ryte *b*ody 49 : 9; my owyn *d*ere *d*erlyng 70 : 2; *d*rydful *d*omis *d*ay 7 : 2; *g*ardyn *g*rene 41 : 1; *h*arde *h*appys 42 : 2; *l*eue *l*ordynges 4 : 11; *m*ayde *m*yld 5 : 36; *m*ery *m*an 65 : 1; *m*ylde *m*ary 51 : 21; *m*ekyl *m*elody 70 : 7; *m*ekyl *m*erthe 70 : 8; *m*uche *m*yzt 19 : 4; *r*yche a*r*ay 21 : 17; 33 : 20; *s*orwenis *s*ad 42 : 2; *t*urtle *t*rewe 41 : 4; β) ohne Allitteration: angel bryzt 70 : 9; fendes blake 16 : 16; gabriel so bryzt 65 : 6; god almyzt 5 : 31; swet Jesus 23 : 8; rych kyng 33 : 33, 37, 41; lady bryzt 19 : 3; lord so fre 60 : 23; a fayr maydyn 70 : 3; mayden bryzt 65 : 3, 10; moder dere 70 : 11; moder clene 21 : 20; a louely rose 13 : 1; fayr syte 40 : 17; ffalse tretowres 41 : 17; wyn ful cler 71 : 15; woman ful bryzt of hewe 41 : 5. — II. Substantiv + Substantiv: 1) *Apposition:* α) mit Allitteration: þat *m*ayde *m*ary 6 : 2; 35 : 4; *m*ary *m*oder *m*ayde myld 5 : 36; *m*ary *m*oder meke and myld 24 : 3; β) ohne Allitteration: bedlem þat fayr cete 40 : 76; he ... þat blysful chyld 5 : 35; herowdes þat mody kyng 40 : 20. 2) *Genitivverhältnis:* α) mit Allitteration: *b*abe of *b*lys 65 : 18; *g*odes *g*race 3 : 1; 34 : 11; *m*ary of *m*yzt 65 : 4; β) ohne Allitteration: child of pryse 35 : 13; fader of myzt 65 : 23; god of myzt 65 : 1; kyng of myte 40 : 27. — III. Substantiv + ständige Begleitsätze: α) mit Allitteration: a *m*ayden þat is *m*akeles 25 : 1; β) ohne Allitteration: 1) *Verwendung der copula to be:* his blod þat was so red 43 : 6, 22; sche þat is boþe meke and myld 70 : 10; þre shepperdes þat wern ful hynde 41 : 19; schorges þat wern boþe scharpe and long 49 : 10; þe wyn þat was so cler 43 : 20; 2) *Verwendung selbständiger Verben:* (Die Attribute Gottes) cryst þat deyid vp on þe rod 14 : 5; good þat sit aboue þe sky 49 : 15; Jesu cryst þat sit on heye 34 : 24; godic sone þat sytit on hey 6 : 4; god þat alle mytes may 4 : 1; þat eche lord is þat þat made alle þinge 70 : 5; god þat made se and sond 17 : 7; he þat made al mankynd 70 : 19; hym ... þat hazt made al mankynde 5 : 40. — [Mit Allitteration: *g*res þat *g*rowit on ground 64 : 3.] — b) **Verb:** I. Verb + Adverb, mit Allitteration: *h*angyd *h*ye 12 : 21;

with *s*ory *s*yghyng 72 : 3; *tr*ewely *tr*ost 72 : 7. II. Verb + Substantiv: 1) *Präpositionales Verhältnis: α)* mit Annomination: *bowndyn* in a *bond* 28 : 1; *knel* we on our *kne* 51 : 27; *β)* mit Allitteration: with *t*rewe *t*ongue he *t*old þe tale 41 : 46; gres þat *gr*owit on on *gr*ound 64 : 3; *γ)* ohne Allitteration: che wept water with her ey 49 : 13. 2) *Substantiv + Verb als Subjekt und Prädikat: α)* mit Annomination: þe *frost* hym *fres* 33 : 14; *β)* mit Allitteration: the *g*ame *g*oo 22 : 10; *g*od *g*raunt 19 : 21; *gr*es þat *gr*owit on *gr*ound 64 : 3; *γ)* ohne Allitteration: þer sprong a well, a strem, a þorn 33 : 1, 5, 10. 3) *Verb + Substantiv als Verb und Objekt: α)* mit Annomination: *zeuyn* vs *zyf*tes 18 : 17; *mytes may* 4 : 1; *offer*id her *offer*yng 35 : 26; *sy*tes þat þey had *se* 40 : 56, ähnlich 41 : 3; *sond*es hazt *sent* 42 : 65; *told* þe *tale* 41 : 47; *β)* mit Allitteration: counsel I non can 42 : 39; *g*et hym *g*re 10 : 3; zyfe *g*race 14 : 6; *l*edyn my *l*yfe 3 : 18, 22, ähnlich 17 : 12; 53 : 31; a*m*endes *m*eek 12 : 2, 6, 10, 14, 18, 22; *p*urs *p*ikyd 22 : 13; *t*rewþe *t*elle 15 : 2; *γ)* ohne Allitteration: ledyn ... þe way 35 : 10; made solas 35 : 20. — c) **Adjektiv** (Adverb): I. Adjektiv + Adverb: Vorliebe für full: *f*ull *f*ayin 72 : 22; full bare 16 : 3; full good 59 : 3. II. Adjektiv + Substantiv: *α)* mit Allitteration: *b*rytz of *b*le 51 : 8; *f*ayr of *f*ace 16 : 8; 19 : 11; 42 : 27; 19 : 17; *β)* ohne Allitteration: bryzt of hewe 41 : 5; lyzt of fote 55 : 1; most of pryse 18 : 17; 35 : 11.

Von den 75 Liedern sind schon anderwärts veröffentlicht:

1) In Ritson's Ancient songs, ed. 1790, London: Nr. 36, 45, 52, 54, 69.

2) In Sandys' Christmas carols, ancient and modern with the airs to which they were sung — London 1833: Nr. 6, 24, 45, 69.

3) In Wright's Songs and carols, printed from a Ms. in the Sloane collection, London 1836: Nr. 2, 3, 8, 11, 13, 26, 27, 29, 32, 36, 47, 50, 52, 53, 54, 55, 62, 68, 74, 75.

4) In Wright's Specimens of old Christmas carols (Percy Society IV, 3), London 1841: Nr. 6, 9, 24, 38, 46, 48, 57, 58, 59, 61, 69, 73.

5) In Wright's and Halliwell's Reliquiae antiquae, London 1841—43, vol. II: Nr. 14, 15, 20, 63, 64.

6) In Child's English and Scotch popular ballads: Nr. 36, 45.

7) Im Archiv Bd. CVII, Heft 1/2: Nr. 6, 40, 70, 72.

Die Lieder 13, 23, 39, 40, 46, 49, 73 sind auch niedergeschrieben in einer Privathandschrift Wrights, die herausgegeben ist in Wright's Songs and carols now first printed from a manuscript of the 15th century (Percy Society, XXIII), London 1847.

Wright scheint nichts von Sandys' oben erwähnter Veröffentlichung gewufst zu haben; denn 1841 gab er drei schon von Sandys 1833 gedruckte Lieder wieder.

Im folgenden ist Wrights Buch vom Jahre 1836 kurz mit Wright's Songs and carols bezeichnet; das Werk von 1847 erhält den Zusatz P. S. XXIII.

I.

2 a þ*u* wost wol lytyl ho is þ*i* foo.

ma*n*, loke þ*u* haue þis gys:
(q*uat*) su*m* eu*er* þ*u* xalt doo,
of þ*i* speche þ*e* evil avys!
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

man rewle þ*i* tu*n*gue in swych a gys
þ*at* no*n* mys speche come þ*e* froo,
for þa*n* þ*u* dost as þe wys!
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

Ivil speche I rede þ*u* spys,
lok to him þ*u* seyst þ*i* wil too,
qwheþ*er* þ*u* stonde walke or ryde!
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

þe bryd seyde on his devys
þu mytyst telle su*m* ma*n* þ*i* woo;
he wol it ever dublyd prys.
þ*u* wost wol lytil ho is þ*i* foo.

If þ*u* wyt bery*n* a wey þ*e* prys,
lestene þis song *and* synge þ*er* too
of þ*i* speche þ*e* evil a vys
þ*u* wost wol lytil ho is þ*in* foo.

II.

Now beþing þ*e* gentil ma*n* how adam.

Abgedruckt in Wright's Songs and Carols Nr. I.

III.

2 b alle maydenis for god*es* gr*a*ce
worchepe ze seynt nicolas!

In Wright's Songs and Carols Nr. II.

IV.

3 a god þ*at* alle myt*es* may,
helpe vs at o*ur* endi*n*g daye!

þis word, lordi*n*gg*es*, I vnd*er*stonde
may be lyknyd to an husbonde
þat tak*e*t a ferme in to his honde,
to zelde þ*er* of serteyn pay.

3 b spende we neþ*er* speche ne spylle,
neyþ*er* for good ne for ille!
we xuln zeuyn acou*n*t*es* grylle
beforn o*ur* lord on domys daye.

leue lordyng*es*, be war of þis,
for ofty*n* tyme we don a mys.
þ*er* is no*n* of vs Iwys
but þ*at* we trespasyn eu*er*y day.

þis word, lordynges, is but a fayre:
it faryt ryzt as a neysche weye
þat now is wet *and* now is dreye.
for soþ*e* serteу*n* as I z*u* say.

now is joye *and* now is blys,
now is balle *and* butt*er*nesse,
now it is *and* now it nys:
þus pasyt þis word a way.

Now I hope *and* now I synge,
now I dance *and* now I sprynge,
now I weyle *and* now I wrynge:
now is wel *and* now is way.

Now I hoppe *and* now I dau*n*ce,
now I prike *and* now I prau*n*ce,
þis day heyl, te morwe p*er* chau*n*ce
we mown be ded *and* ley in clay.

at domis day qu*an* we xul ryse
and come be forn o*ur* heye justyse
and zeuy*n* a cou*n*t*es* of o*ur* seruise
a payin vp o*ur* laste pay,

help vs mary, for þan is nede,
help to excusyn o*ur* misdede
[a]s þ*u* art monewere at o*ur* nede,
help vs þan *and* sey not nay!

V.

4 a O flos, de jesse virgula,
laus *tibi* sit et gl*or*ia!

adam o*ur* fad*er* was in blis
and for an appil of lytil prys
he loste þ*e* blysse of paradys:
  pro sua sup*er*bia.

And alle þat euer of hy*m* cam,
þ*e* ryth weye to helle nam,
boþ*e* ysaac *and* abraham,
  teste p*ro*fecia.

þa*n* þese p*ro*fet*es* p*re*chyd aforn
þat a chyld xuld be born
to beye þat ada*m* hadde forlorn
  sua morte p*ro*p*ri*a.

moyses ferst in his lawe told
a chyld þ*er* xuld be born so bold
to beye a zyn þat ada*m* sold,
  sua nocte pessima.

Isaac w*ith* oute*n* lesyng
p*ro*feciid in his p*re*chyng
of jesse rote a flo*ur* xule spryng
  De virgine purica.

Jeromy þat was so zyng,
p*ro*fecyid of his comyng
þ*at* is ver lord *and* kyng,
  omni patris gracia.

fferþ*er*e more as I zu telle
þan p*ro*fecyid danyelle,
of hys comyng he ga*n* spelle
  gentib*us* in iudea.

Q*u*an tyme cam of god almyzt
þat wolde brynge mankynde to ryzt,
In a maydy*n* he ga*n* lyzt
  Que vocat*ur* maria.

4 b Now is he born, þ*at* blysful chyld,
of mary mod*er* mayde myld.
fro þe fynd he vs schyld
qui creauit o*mn*ia.

Pray we to hy*m* wit*h* al o*ur* mynde
þ*at* hazt mad al ma*n*kynde,
He brynge vs alle to goode ende
In die nouissima.

VI.

Eya, Jesus hodie
natus est de virgine:
Blessed be þ*at* mayde mary!

In Sandys, Christmas Carols S. 6; Wright, Specimens (P. S. IV, Nr. 3) S. 6; Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 48.

VII.

Gay, gay, gay, gay,
þink on drydful domis day!

Eu*er*y day þ*u* myzt lere
to help þ*i* self qwil þ*u* art here.
q*uan* þu art ded *and* leyd on bere,
cryst help þi sowle for þ*u* ne may!

5 a Think ma*n* on þ*i* wytt*es* fyue,
do su*m* good qwyl þ*u* art on lyve,
go to cherche *and* do þ*e* schryve
and bryng þi sowle in good aray!

Thynk ma*n* on þ*i* synnys seuene,
þink how merie it is in heuene,
prey to god wit*h* mylde stefne
he be þi*n* helpe on domys day!

loke þat þ*u* no*n* þing steres
ne no*n* fals wytnesse beres!
Thynk how cryst was stu*n*ge wit*h* spere
qu*an* he deyid on good fry day

Lok þat þ*u* ne sle no*n* ma*n*
ne do no*n* foly wit*h* no*n* womma*n*
thynk þe blod fro Jesu ran
qu*an* he deyid wit*h* outy*n* nay.

VIII.

womme*n* be boþ*e* good *and* trewe
wytnesse of marye.

In Wright's Songs and Carols Nr. III. Stark verändert auch in Hs. Harley 7358 (vgl. Wright a. a. O.).

IX.

5 b Jesu Jesu Jesu Jesu
saf vs alle þorwe þ*i* v*er*tu.

In Wright's Specimens (P. S. IV, Nr. 3) S. 6.

X.

Now go gyle gyle gyle.

In Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 49.

XI.

6 a Syng we alle *and* sey we þus
Qu*an* I haue in my purs I now.

In Wright's Songs and Carols Nr. IV.

XII.

Synful ma*n* for godis sake
I rede þ*at* þ*u* amen[des] ma[ke]!

þow þ*u* be kyng of to*ur* *and* town,
þow þ*u* be kyng *and* were corou*n*,
I sette ryzt not be þ*i* renown,
but if þ*u* wylt ame*n*dy[s] make.

6 b þ*at* hast her is oþ*er* menys
and so it xal ben qu*an* þ*u* art hens,
þi sowle xal a beye þ*i* synnys,
but if þ*u* wit a me*n*d*es* make.

þow þ*u* be boþ*e* stef *and* strong
and many a ma*n* þ*u* hast do wrong,
wellawey xal be þi song,
but if þ*u* wit a me*n*d*es* make.

man bewar, þ*e* weye is sled*er*;
þ*u* xal slyde, þ*u* wost not qwed*er*;
body *and* sowle xul go to ged*er*,
but if þ*u* wit a me*n*d*es* make.

man ber not þ*i* hed to heye
In pumpe *and* p*r*ide *and* velonye;
In helle þ*u* xalt be*n* hangyd hye,
but if þ*u* wilt ame*n*d*es* make.

Dieses Lied findet sich auch in der zu Wrights Privatbesitz gehörenden Handschrift, deren Inhalt er 1847 für die Percy Society (vol. 23) veröffentlichte: Songs and Carols ... from a Ms. of the 15th century, S. 44. In Wrights Fassung fehlt jedoch die zweite Strophe (þ*at* hast her etc.); ferner haben Strophe 4 und 5 die Reihenfolge vertauscht (man be war, þ*e* weye is sled*er* ist also in Wrights Hs. die letzte Strophe).

XIII.

Of a rose, a louely rose,
of a rose is al my*n* song.

In Wright's Songs and Carols Nr. V. Mit Abweichungen auch in Wrights Privathandschrift (Percy Society vol. 23, S. 21).

XIV.

7 a Man be war, be war, be war
and kep þ*e* þ*at* þ*u* haue no car.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 165.

XV.

God be wi*th* trewe þe qwer he be

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 165.

XVI.

7 b I drukke I dare so wil I may
qu*an* I þynke o*n* my endys day.

I am a chyld *and* born ful bare
and bar out of þis word xal fare,
zyt am I but wermys ware
þow I cloþ*is* go neu*er* so gay.

þow I be of meche prys,
fayr of face *and* holdyn wys,
8 a my fleysch xul fadyn as flo*ur* de lys
qu*an* I a*m* ded *and* leyd in clay.

qu*an* I am ded *and* leyd in ston,
I xal rotyn fleych *and* bon,
fro my*n* fryndys I xal gon,
cryst help my*n* sowle qua*n* I ne may!

Qu*an* I xal al my frend*es* for sake,
cryst schyld me fro þ*e* fend*es* blake!
to Jesu cryst my sowle I be take,
he be o*ur* help on domys day!

XVII.

Gay, gay to be gay,
I holde it but a vanite.

zyng me*n* þ*at* bern hem so gay,
þey þink not on domys day
qu*an* þey xul stonde in powre aray
and for here ded*es* dam*n*yd be.

God þ*at* made se *and* sond,
w*ith* blody wou*n*dys he xal stond:
'come ze alle on my ryzt hond,
ze chylder*n* þ*at* ha*n* seruyd me.'

To wykkyd me*n* Jesu xal say:
'ze ha*n* led zo*ur* lyf boþe nyzt *and* day,
zo*ur* sowl in to a wykkyd way.
out of my*n* syte wynd ze!

Qu*an* I was nakyd, ze me not clad;
qu*an* I was hu*n*gry, ze me not fad;
quan I was in p*ri*son *and* harde be stad,
ze wold not vysite me.

þ*er* fore my*n* chyldery*n* xuln ha*n* I wys
þ*at* ilke joye, þ*at* ilke blys
þ*at* arte, hazt ben *and* alwey is
beforn myn angel[*es*] fayr *and* fre.'

XVIII.

Bewar, sqwyer, zema*n* *and* page,
for seruyse is no*n* erytage!

8b If þ*u* serue a lord of prys,
be not to boystous in þ*i*n seruys,
dam*n*e not þ*i*n sowle in no*n* wys,
for seruyse is no*n* erytage!

wynt*er*is weþ*er* *and* wo*m*manys þowt
and lordis loue schau*n*g*it* oft;
þis is þ*e* sore if it be sowt,
for seruyse is no*n* erytage.

now þu art gret, to morwe xal I,
as lordys schau*n*gy*n* her*e* baly,
In þ*i*n welþe wert sekyrly,
for seruyse is no*n* erytage.

man, serue we god in alle wyse!
he xal vs quity*n* o*ur* seruyse
and zeuy*n* vs zyft*es* most of pryse,
heuene to ben o*ur* erytage.

XIX.

A, a, a, a,
nunc gaudet maria.

mary is a lady bryzt,
sche hazt a sone of meche myzt,
ou*er* al þis word che is lyzt
bona natalicia.

mary is so fayr of face and fote,
and here sone so ful of (p)ote,
ou*er* al þis word he is bote
bona volu*n*taria.

mary is so fayr of face,
and here sone so ful of g*ra*ce.
in heuene he make us a place
cu*m* sua potencia.

mary is boþe goode *and* kynde,
eu*er* on vs che hazt mende
þ*at* þe fend xal vs not sche*n*de
cu*m* sua malicia.

mary is qwen of alle þinge,
and here sone a louely kynge.
God graunt vs alle good endynge!
regnat dei g*ra*cia.

XX.

9 a Man be war er þ*u* be wo,
þink on p*ri*de *and* let hy*m* goo.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 166.

XXI.

I may synge of a may,
of joyis fyve *and* m*ir*þis most.

þe ferste joye as I zu telle:
'wi*th* mary met seynt Gab*ri*elle.
'heyl! mary! I grete ye welle
wi*th* fad*er* *and* sone *and* holy gost.'

þ*e* secu*n*de joye b In good fay
was on crystemasse day,
born he was of a may
wit*h* fader *and* sone *and* holy gost.

þ*e* þredde joye wit*h* outy*n* stryf;
þ*at* blysseful berþ*e* was ful ryf
qu*an* he ros fro ded to lyf
wit*h* fader *and* sone *and* holy gost.

9 b þ*e* forte joye, in good fay,
was vpon halowy*n* þursda[y]:
he stey to heuene in ryche aray
wit*h* fader *and* sone *and* holy gost.

þe fyfte joye wit*h* outyn dene:
in heuene he crownyd his mod*er* clene
[y]t was wol wil þ*e* eyr a sene
wit*h* fader *and* sone *and* holy gost.

XXII.

Man, be war of þ*i*n wowyng,
for weddy*n*g is þe longe wo.

loke er þ*i*n herte be set,
loke þ*u* wowe er þ*u* be knet,
and if þu se þu mow do bet,
knet vp þ*e* helt*er* *and* let here goo!

wyuys be boþe stowte *and* bolde,
her husbo*n*d*es* a zens he*m* durn not holde,
and if he do, his herte is colde
how so eu*er* þe game goo.

wede wif be wol fals I wys,
for cu*m* boþ*e* halse *and* kys
til onys purs pikyd is
and þey seyn: ‘go, boy, goo!’

of madenys I wil seyn but lytil,
for þey be boþe fals *and* fekyl
and vnd*er* þ*e* tayl þey ben ful tekyl,
a twenty deuel name let hem goo!

XXIII.

al*e*l*u*ia, al*e*l*u*ia, al*e*l*u*ia, al*e*l*u*ia!
deo pat*ri* sit gl*or*ia!

saluator mu*n*di, domine,
fad*er* of heuene blyssid þ*u* be!

þ*u* gretyst a mayde w*ith* on aue,
q*ue* vocat*ur* maria.

ad esto nunc p*ro*picius,
þ*u* sendyst þ*i* sone swete Jesus,
ma*n* to be come for loue of vs.
deo pat*ri* sit gl*or*ia!

Ne mente*m* sompn*us* oprimat,
betwyx an ox *and* a*n* as
cryst hym self born he was
de virgine maria.

Te reformator sensuu*m*
boþ*e* lytil *and* mekil *and* alle *and* su*m*
wolcu*m* þ*e* tyme þ*at* now is com.
deo pat*ri* sit gl*or*ia!

Gl*or*ia tibi d*omi*ne,
þre p*er*sonys in trenyte,
blyssid mot þey alle be!
deo pat*ri* sit gl*or*ia!

Findet sich auch in Wrights Privathandschrift, aber kürzer und mit Abweichungen (P. S. 23, S. 18).

XXIV.

Nowel el el el el el el el el el!
mary was gret w*ith* gab*ri*el!

In Sandys, Christmas Carols S. 7; Wright, Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 7).

XXV.

10b I syng of a mayden þ*at* is makeles;
kyng of alle kyng*es* to here sone che ches.

he ca*m* also stylle þ*er* his mod*er* was,
as dew in aprylle þ*at* fallyt on þ*e* gras.

he cam also stylle to his moder*es* bowr
as dew in aprille þ*at* fallyt on þ*e* flour.

he cam also stylle þ*er* his moder lay,
as dew in aprille þ*at* fallyt on þ*e* spray.

mod*er* *and* maydyn was neu*er* no*n* but che;
wel may swych a lady god*es* mod*er* be.

XXVI.

I haue a gentil cook, crowyt me day,

In Wright's Songs and Carols Nr. VI.

XXVII.

Omnes gentes plaudite
I saw myny bryddis sety*n* on a tre.

In Wright's Songs and Carols Nr. VII.

XXVIII.

11 a Ada*m* lay I bowndy*n*, bowndy*n* in a bond,
fowr þowsand wynt*er* þowt he not to long;
and al was for an appil, an appil þ*at* he tok,
as clerk*es* fyndy*n* wrety*n* in here book.
Ne hadde þe appil take be*n*, þe appil take*n* ben,
Ne hadde neu*er* o*ur* lady a ben heuene qwen.
Blyssid be þ*e* tyme þ*at* appil take was!
þ*er* fore we mown syngy*n*: deo g*ra*cias.

XXIX.

I haue a zong sust*er*, fer be zondy*n* þ*e* se.

In Wright's Songs and Carols Nr. VIII.

XXX.

11 b Qu*an* þe cherye was a flo*ur*, þa*n* hadde it non ston;
qu*an* þe dowe was a*n* ey, þa*n* hadde it non bon;
qu*an* þe brere was on bred, þa*n* hadde it non rynd;
quan þe maydyn hazt þ*at* che louet, che is wi*th* out lo*n*gi*n*.

XXXI.

Al þ*e* meryer is þ*at* place
þ*e* su*n*ne of g*ra*ce hy*m* shyne*t* jn.

þe su*n*ne of g*ra*ce hym schyne*t* In
in o*n* day qu*an* it was morn,
qu*an* o*ur* lord god born was
wi*th* oute wem or sorwe.

þ*e* su*n*ne of g*ra*ce hy*m* schynet In
o*n* a day qu*an* it was pryme,
qu*an* o*ur* lord god born was;
so wel h*e* knew his tyme.

þ*e* su*n*ne of g*ra*ce hy*m* schynet In
o*n* a day qu*an* it was no*n*,
qu*an* o*ur* lord god born was
and o*n* þe rode don.

þ*e* su*n*ne of g*ra*ce hym schyne*t* In
o*n* a day qu*an* it was vndy[n],
qu*an* o*ur* lord god born was
and to þ*e* herte stongy*n*.

XXXII.

I haue a newe gardy*n*
and newe is be gu*n*ne.

In Wright's Songs and Carols Nr. IX.

XXXIII.

12a enthält oben eine Flickstrophe, die vielleicht zu XXXIII gehört; der übrige Teil von 12a ist leer. 12b ist die Fortsetzung von XXXIII, dessen Anfang sonderbarerweise auf 13a geschrieben steht.

13 a þ*er* sprong a welle al at here fot
þ*at* al þis word a truyd (? turnyd) to good,
qu*an* Jesu cryst took fleych *and* blod
of his mod*er* maria.

Out of þe welle sprang a strem
fro patriarck to jerusalem
til cryst hy*m* self a zen it nem
of h*is* mod*er* etc.

[Flickstrophe auf 12a:
out of þ*e* blosme sprang a þorn
qu*an* god hymself wold be born
he let vs neu*er* be forlorn
þ*at* born was of marie.]

In wynt*er* qu*an* þ*e* frost hy*m* fres,
a powre beddyng o*ur* lord hy*m* ches;
betwyn an ox *and* an as
god*es* sone born he was
of his etc.

It was vp on þ*e* twelwe day
þ*er* come þre kyng*es* ryche aray
to seke cryst þ*er* he lay
[(þ*at* born was of marie)].

12 b þre kyng*es* out of dyues londe
swyþ*e* comyn w*ith* herte stronge
þe chyld to seky*n* *and* vnd*er* fonge
þ*at* born was of marie.

þ*e* sterre led he*m* a ryte way
to þe chyld þ*er* he lay.
he help vs boþ*e* nyzt *and* day
þat born was of marie.

13 a Baltyzar was þ*e* ferste kyng,
he browte gold to his offeryng

ffor to *pre*sente þ*at* ryche kyng
and his mod*er* marie.

melchiar was þ*e* secu*n*de kyng,
he browte i*n*cens to his offeri*ng*
for to p*re*sente þat ryche kyng
and his etc.

Jasp*er* was þ*e* þred kyng,
he browte myrr*es* to his offerynge
ffor to p*re*sente þ*at* ryche kyng
and his etc.

þer þey offerid here p*re*sens
w*ith* gold *and* myrr*er* *and* francincens;
and clerk*es* redy*n* here seqwens
in ephifanye.

Knel we down hy*m* be forn
and prey we to hym þ*at* now is born;
and let vs neu*er* be for lorn
þ*at* born was of marie.

XXXIV.

13b of alle þ*e* spyc*es* þ*at* I knowe,
blyssid be þe qwete flo*ur*!

qwete is boþ*e* semely *and* sote;
of alle spyc*es* þ*at* is bote;
þ*e* v*er*tu sprynget out of þ*e* rote.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

þe secunde vers I sey beforn:
qwete (is) is kyng of eu*er*y corn;
Jesu hy*m*self for vs was born.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

þ*e* þredde vers w*ith* god*es* g*r*ace:
qwete is good in eu*er*y place;
in qwete is porceywid god*es* face.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

þ*e* forte vers w*ith* oute stryf:
of qwete is made þ*e* (þe) bred of lyf
vs to receyuy*n* in clene lyf.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

þ*e* fyfte vers w*ith* oute skorn:
qwete is a spyce, a wol good o*n*,

kyng þ*at* is of eu*er*y corn.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

þe sexte vers I xal zo*u* seye:
Jesu cryst þ*at* sit on heye,
he let vs neu*er* for hu*n*g*er* dey.
so blyssid be þ*e* qwete flo*ur*!

XXXV.

14 a þ*e* sterre hym shen boþ*e* nyzt *and* day
to lede þre kyng*es* þ*er* o*ur* lord lay.

Jesu was born in bedle*m* jude
of mayde [ma]ry, þus fynde we.
out of þ*e* est come kyng*es* þre
w*ith* ryche p*re*sent*es* as I zow say.

As þey went forth in here pas,
þ*e* sterre schon al in here fas
as bryzt as gold w*ith* ine þ*e* glas,
to bedle*m* to ledy*n* he*m* þ*e* way.

kyng herowd*es* was most of pryse,
he seyde to þ*e* þre ky*n*g*es* þ*at* wern so wyse:
'go *and* seket me zone child of pryse
and comet a gey*n* be me, I z*u* pray,

and my self xal w*ith* zow wynde
þe chyld to worchepe, þe child to fy*n*de
and worchepy*n* hy*m* w*ith* al my*n* my*n*de,
w*ith* al þ*e* ono*ur* þ*at* I may.'

qu*an* þey kemyn in to þ*at* plas,
þey setty*n* he*m* dou*n* *and* made solas,
and eu*er*y kyng to oþ*er* ga*n* say.

Qu*an* haddy*n* offerid up her*e* p*re*sens
w*ith* gold *and* myrr*er* *and* franc incens,
as clerk*es* redyn in her sequens:
he took it of hem *and* seyde not nay.

Qu*an* þey hadde offerid her offeryng
to Jesu þ*at* is heuene kyng,
of a*n* au*n*gyl þey hade warnyng
to wendy*n* hom be a*n* oþ*er* way.

14 b þe au*n*gyl ca*m* fro heuene kyng
and bad þo þre kyng*es* ageyn ho*m* wynd,
þ*er* in to dwelle, þ*er* in to ben
til kyng herowd*es* endyng day.

kyng herowde wox wol ille;
for þo þre kyng*es* comy*n* hy*m* not tille
for to fulfille his wykkyd wille,
and to his knyt*es* he gan say.

kyng herowd*es* wox wroþ a no*n*,
þ*e* chylder*in* of israel he dede slo*n*,
he wende Jesu hadde ben þ*e* ton,
and zyt he falyid of his pray.

kyng herowd*es* deyid *and* went to helle.
for swete Jesus þ*at* we spelle,
god saf vs fro þ*e* peynis of helle
and fro þ*e* wykkyd fynd*es* pray.

XXXVI.

Roby*n* lyth in grene wode bowndy*n*.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790); Wright's Songs and Carols Nr. X; Child's English and Scotch Popular Ballads Nr. 115 (Part V).

XXXVII.

15b Procedenti pu*er*o
— Eya nobis ann*us* est! —
virginis ex vt*er*o
gl*oria*! laudes!
D*ominu*s ho*die* fact*us* est
et immortalis.

sine viri semine
— Eya nobis annus est! —
stat*us* est de virgine.
gloria! laudes!
D*ominu*s ho*die* fact*us* est
et immortalis.

Sine viri coitu
— Eya nobis annus est! —
pleno sancto sp*irit*u
— gloria! laudes! —
D*ominu*s ho*die* fact*us* est
et immortalis.

Sine viri copia
— Eya nobis annus est! —
stat*us* est ex maria.
gloria! laudes!
D*ominu*s ho*die* fact*us* est
et immortalis.

In hoc festo det*er*mino
— Eya nobis annus est! —
Benedicam*us* d*omi*no.
gloria! laudes!
D*ominu*s ho*die* fact*us* est
et immortalis.

XXXVIII.

16a A new zer, a new zer!
a chyld was I born.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3) S. 8.

XXXIX.

16 b moder qwyt as lylie flo*ur*,
zo*ur* lullyng lassit myn lango*ur*.

Auch in Wrights Privathandschrift, und zwar fast wörtlich übereinstimmend; danach in Wright's Songs and Carols (P. S. vol. 23) S. 50.

XL.

17 a Reges de saba venient,
auru*m*, tus, myrra*m* offerent
al*e*l*ui*a!

Now is þo twelþe day I come,
þ*e* fad*er* *and* sone to ged*er* arn nome,
þ*e* holy gost as þey wern wone,
god send vs good newe zere!
In fere!

I wil zu synge *with* al my*n* myzt
of a chyld so fayr in syzt,
a maydy*n* hy*m* bar þis ond*er* nyzt,
as it was his wylle,
so stylle!

þre kyng*es* out of galylie
ke̓my*n* to bedle*m* þ*at* cete,
for to takyn in to þ*at* se,
it was a ful fayr syte
be nyte!

as þey keme forzt *with* here off*er*yng,
þey mette *with* herowd*es*, þ*at* mody kyng;
he askyd he*m* of here comyng
and þus to he*m* he seyde
þ*at* tyde:

17 b 'ffro qwens come ze, kynges þre?'
"out of þe est, as þ*u* mayst se
to seky*n* hy*m* þ*at* eu*er* xal be
lord and kyng of myte
þrow ryte."

'qu*an* ze ha*n* at þ*at* kyng I be,
com*it* ageyn þis weye be me
and tel me þ*e* syt*es* þ*at* ha*n* se!
ze gon no*n* oþ*er* waye!
I praye.'

of herowdys, þ*at* mody kyng
he toky*n* here leue of eld *and* zyng,

and for þey wente w*ith* here offeryng,
and þ*er* þey come be nyte
In syzte.

as qu*an* þey comy*n* in to þ*at* plas
þ*er* Jesu w*ith* his mod*er* was,
þei made offery*ng* w*ith* gret solas
w*ith* gold, incens *and* myrre,
not ferre.

as þey wern hom ward I went,
þ*e* fad*er* of heuene a*n* au*n*gyl sent
to þ*e* þre kyng*es* þ*at* made p*re*sent,
and þus to he*m* gan saye,
or daye:

'my lord hazt warnyd zo*u* of zo*ur* fon,
be kyng herowd*es* þ*at* ze not gon;
for if ze do*n* he wil zu slon!
ze gon a*n* oþ*er* waye
and traye!'

18 a qu*an* þey comy*n* ho*m* to here cu*n*tre,
blyþ*e* *and* glad þey wern alle þre
of þe syt*es* þat þey had se:
Jesu *and* mari bryte
be nyte!

'w*ith* treson to vs ga*n* he sayn,
he trowid Jesu to ha*n* slayn.'
In to egypt þei went ful playn;
Josep was here gyde
be syde.

In to bedle*m* þei gu*n*ne pas;
þe sterre ga*n* shyny*n* in here fas
brytt*er* þa*n* eu*er* schon su*n*ne ni glas,
Jesu w*ith* mari þei fonde
in londe.

Kyng herowd*es* he made his vow,
grit plente of chylderi*n* he slow,
he wende þ*er* xuld a be Jesu,
he falyed of his praye,
I saye.

herowd*es* was wod in ryalte,
he slow schylderi*n* ryzt gret plente
In bedlem þ*at* fayre cete
ne left he no*n* on lyf
w*ith* stryf.

þe chylderi*n* of israel cryid wa wa
þe moder*is* of bedle*m* cryid ba ba,
herowdes low *and* seyd a ha,
þe kyng of Juwys is dede,
þ*at* qwede.

18 b al myty god in mageste,
in o*n* god p*er*sonys þre,
bryng vs to þe blysse þ*at* is so fre
and sende vs a good newe zere,
In fere!

Reges de saba venient,
aurum, tus, mirra offer[ent].

Dieses einst weit verbreitete Lied begegnet uns aufserdem in Wrights Privathandschrift (gedruckt in Wright's Songs and Carols [P. S. vol. 23] S. 46), in Harley 541, fol. 214 a (gedruckt in Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 55 und in Wright's Specimens [P. S. vol. 4, 3] S. 23). Hier (in Sloane 2593) liegt uns die beste und vollständigste Fassung vor; Harley und Wrights Handschrift weisen ein bedeutend kürzeres Lied auf.

XLI.

As I went þrow a gardyn grene
I fond a*n* erber makyd ful newe,
a fayrere syte had I no*n* sene,
on eu*er*y tre song a turtel trewe.

þ*er* in a womma*n* bryzt of hewe,
che seyde in here song not lest,
þis was her carpy*n*g as I knewe:
v*er*bu*m* caro factum est.

I askyd þ*at* mayde q*ua*t che ment;
che bad me bydyn *and* I myzt lere;
to here song þa*n* tok I intent
che seyde a song, woys clere:

'þ*e* pryns þ*at* is *with* out pere,
is born *and* leyd be twyn tweyn best;
þ*er*fore I synge as þu myzt here:
v*er*bu*m* caro factum est.'

In þ*at* (wone) forzt ga*n* I wynde,
a semely song þa*n* herd I þo
19 a of þre schepperd*es* þ*at* wern ful hynde:
Gloria in excelsis deo.

I wold not þe hadde ferryd me froo,
wol faste aft*er* he*m* þa*n* ga*n* I prest,

þei told me þ*at* þey su*n*gy*n* soo,
for v*er*bu*m* caro factu*m* est.

zyt ferþ*ere* more in þ*at* fryth
I saw þre kyng*es* comy*n* corown,
I sped me faste to speke he*m* wyt
and þe lord*es* I knelid a down.

þo kyng*es* curteys to me gu*n* rown
and seydyn þei woldyn fare prest,
'to bedle*m* bo*ur* now arn we bown,
for verbu*m* caro factu*m* est.'

þis is as meche for to say
as god*es* sone be cu*m* is fleych,
he was born þis ilke day,
a blysful weye vs for to wych.

þ*at* may now w*ith* outy*n* mys,
here I wyte boþ*e* most *and* lest,
for che was þ*e* cause I wys
of v*er*bu*m* caro factu*m* est.

Godis sone be comy*n* is fleych
þ*at* bote hazt of al o*ur* bale,
19 b a blysful weye vs for to wych,
þ*at* mayde hym herberwyd in here hale.

che curid þ*at* louely in here sale,
che hyld þ*at* hyndi*n* in here rest,
w*ith* trewe tu*n*ge che told þ*e* tale,
ffor v*er*bu*m* caro factu*m* est.

verbu*m* caro is to say
þ*at* god*es* sone be comy*n* is man,
he was born þis ilke day
to sauy*n* vs fro þe fend sathan.

þ*at* may þ*at* is qwyt as swan,
che fed þ*at* lord vp on here bryst;
þ*er*fore I synge *zu* as I can:
v*er*bum caro factu*m* est.

XLII.

Be þ*e* way wandery*n*g as I went,
for I styid for sorwenis sad
for harde happys þ*at* I haue hent,
mu*r*nyng makyd me masyd *and* mad

To a lett*er*e alone I me ledde,
yt wel was wrety*n* vp on a wal,
a blysful word þ*er* on I redde,
was: eu*er*e more þank god of al.

yt I redde wel ferþ*or*e more,
w*ith* trew intent I took þ*er* tyl
20a cryst may wel o*ur* stat restore,
it is not to strywe a gen his wil.

he may vs saue *and* þat is skyl,
thynk ryzt wel, we be*n* his þral,
q*ua*t þ*u* þolyst wo or yl,
Eu*er*e more þank god of al.

If þ*a*t þu waxe blynd or lame
or ony euyl to þ*e* be set,
þynk ryzt wel it is no*n* schame,
w*ith* swych g*ra*ce god hazt þ*e* gret.

In sorwe *and* care if þ*u* be set
and þ*i* ryches begyn*n*e to falle
I can not se þ*u* may do bet
þa*n* eu*er*e more þank god of al.

If þ*u* welde þ*i* wordel good*es*
and [ ] ryally leue in þ*i* rest,
fayr of face, frely of fode,
þ*er* is no*n* swych be est ne weste.

god wil sende ryzt as hy*m* leste,
ffor ryches t*ra*nytz as a bal,
In ilke a man*er* þis is þ*e* beste
Eu*er*e more to þank god of al.

If þ*i* good begyn*n*e to pase
and þ*u* waxe a powre ma*n*,
20b Thak good cu*m*fort *and* mak good fase
and trust on hy*m* þat al bega*n*.

of god ferst o*ur* good be ga*n*,
he may vs reue boþ*e* bo*ur* *and* halle,
bet*er* cou*n*sel I no*n* ca*n*
þ*an* euere more þank god of al.

Thynk on job þ*a*t was so ryche,
he wex powre fro day to day,
hes best*es* drenkelyd in eu*er*y dyche,
his good wansid al a way.

he was put in a powre a ray,
ney*þer* in purpyl ne in palle,
in sympel wede as I *zu* say
and eu*er*e he þankyd god of al.

ffor god*es* loue so do ze,
he may zo*u* boþe zeue and take,
q*ua*t myschyf ze in be
be hazt myzt zo*ur* wo to slake.

ffful good a mend*es* he wil vs make
If we to hy*m* wil crye or calle;
q*ua*t wel or wo we be*n* in take
Eu*er*e more þank god of al.

21 a If þ*i* frynd*es* fro þ*e* fayle
and deþ hazt reft he*m* of here lyf,
qwer fore xuldyst þ*u* wepy*n* or wayle?
it is not to stryue a geyn his wyl.

Thynk he made boþe ma*n* *and* wyf
and þat we alle ben his þral,
q*ua*t wo þ*u* sufferyst or how þ*u* þryf
eu*er*e more þank god of al.

Diues sond*es* he hazt vs sent,
here *and* also in oþ*er*e place,
tak we he*m* in good a tent,
þe su*n*ner god wil sendy*n* vs g*ra*ce.

If zo*ur* body be bowndyn in bas,
lok zo*ur* herte be good *and* stal.
Thynk he is zyt þ*er* he was
and eu*er*e more þank god of al.

ffor god*es* loue be not as a chyld
ne mek þ*i* self not to stowt,
but take wi*th* good herte *and* myld
þe good þat god send*it* al a bowt.

þa*n* dar I seyn wi*th* oute dowt:
In heue blysse is made zo*ur* halle;
ryche *and* powre þat ze lowe lowt
and eu*er*e more þank god of al.

21 b þis wordel good xuld in cres
and eche ma*n* kynde wold be
and partyn a bowty*n* of here ryches
to he*m* þat arn in pou*er*te.

A wond*er* þing now may we sene
þ*at* kynde loue a dou*n* is falle,
no*n* bet*er* cou*n*sel can I mene
þa*n* eu*er*e to þank god of al.

XLIII.

Worchyp we boþ*e* more *and* leste
cryst*es* body furme of bred.

It is bred fro heuene ca*m*,
fleych *and* blod of mary it nam;
ffor þe synnys of ada*m*
he sched his blod þ*at* was so red.

he þ*at* onworþi his bred ete,
þe peyne of helle he xall gete
my swete body awey to lete
and makyn his sowle to be*n* ded.

he þ*at* þis bred hazt in mynde,
he xal leuy*n* wi*th* outy*n* ende,
þis is bred to zeuy*n* a frende
wi*th* outy*n* qwyt, wi*th* inne rede.

On schyre þursday al at þe messe
to hes desipel he seyde þisse:
'Etyzt þis bred, myn body it isse!
lok þ*er* of ze ha*n* no*n* dred!'

Aftyr ward at her*e* sop*er*
22a he tok þe wyn þ*at* was so cler
and blyssid it wi*th* mylde cher:
'þis is myn blod þ*at* is so red.'

þ*e* juwys wern boþ*e* wylde *and* wode,
he putty*n* jesu vp on þe rode
ffor to spyllyn his herte blode,
for many syn*n*e he sufferid ded.

Jesu lyrid vs þis bred to ete
and alle *our* syn*n*ys for to forzete
and in heuene a place to gete
þrow þ*e* v*er*tu of þis bred.

XLIV.

Syng we! synge we!
gl*or*ia tibi, domine!

ma*n* if þ*u* hast syn*n*yd owth,
chau*n*ge redely þ*i* rowth

Thynk on hy*m* þ*at* hazt þe bowth
so dere vp on þ*e* rode tre.

Thynk he cam for to be*n* born
to beyin a zen þ*at* was forlorn
many a M zer be forn
out of his owzt mageste.

Thynk þe juwis qu*an* hym tokyn,
hese desipel hy*m* forsokyn;
alle þe veynys on hym schokyn
for dowt of deþ wold he not fle.

Thynk þe cros he dedy*n* hy*m* bere,
garlond of þorn he dedy*n* hy*m* were,
ffalse tretowr*es* þ*at* þey were.
til he cemy*n* þ*er* he wolde be,

Thynk he dedy*n* hy*m* on þe rode!
Thynk it was al for o*ur* goode!
Thynk þ*e* juwys wyxin wode!
22 b on hy*m* þey haddy*n* no*n* pete.

Thynk how sore he was bowndyn!
Thynk he sufferid harde woundys.
of þe false helle howndys
w*ith* schorge *and* spere *and* naylys þre.

Thynk, man, on þ*e* werste of alle:
he zeuy*n* hy*m* drynky*n* ezyl *and* galle;
hely for þeyme he ga*n* to calle
to his fader in trenite.

Thynk ma*n* wytt*er*ly
þink he bowt þe bytt*er*ly
ffor sake þ*i* synn*e* *and* to hym cry
þ*at* he haue m*er*cy vp on þe.

XLV.

sey*nt* steuene was a clerk i*n* ky*n*g herowd*es* halle.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790) S. 83; Sandys, Christmas Carols (ed. 1833) S. 4; Child's English and Scotch Popular Ballads Nr. 23 (Part I).

XLVI.

23 a Nowel! Mary, mod*er* cu*m* *and* se.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3) S. 10. Die Fassung, die Wrights Privathandschrift aufweist (Wright's Songs and Carols, 1847 — P. S. vol. 23, Nr. 33), stimmt mit der unseren bis auf ein paar Kleinigkeiten überein.

XLVII.

23 b A! nunc gaudet ecclesia.
lestenytz lordyng*es* boþe grete *and* smale!

In Wright's Songs and Carols Nr. XI.

XLVIII.

24 a Ma*n* be glad in halle *and* bo*ur*,
In þis tyme cryst hazt vs sent.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3) S. 11.

XLIX.

M *and* A *and* R *and* I!
syngy*n* I wyl a newe song.

It were fowre lett*er*ys of purposy:
M *and* A *and* R *and* I
þo wern lett*er*is of mary
of ho*m* al o*ur* joye sprong.

on þ*e* mownt of caluory
wi*th* M *and* A *and* R *and* I
þere he bety*n* his bryte body
wi*th* schorg*es* þ*at* wern boþ*e* scharp *and* long.

o*ur* swete lady stod hym by
wi*th* M *and* A *and* R *and* I,
che wept wat*er* wi*th* here ey
and alwey þe blod folwyd a mong.

God þ*at* sit aboue þe sky
wi*th* M *and* A *and* R *and* I,
saue now al þis cu*m*pany
and sende vs joye and blysse a in mong!

Auch in Wrights Privathandschrift (Wright's Songs and Carols, 1847, P. S. 23, S. 31), aber abweichend.

L.

How hey it is [ ]
les I dar not sayn.

24 b In Wright's Songs and Carols Nr. XII.

LI.

25 a Syng we! Syng we!
Regina celi letare!

holy maydy*n*, blyssid þ*u* be,
god*es* sone is born of þ*e*
þe fad*er* of heuene worchepe we
Regina celi letare!

heyl wyf! heyl maydyn! heyl brytz of ble!
heyl dowt*er*! heyl sust*er*! heyl ful of pete!
heyl chosyn to þo p*er*sonys þre!
Regina celi letare!

þ*u* art empresse of heuene so fre,
worþi maydy*n* in mageste,
now worchepe we þ*e* trenyte.
Regina celi letare!

25b lady, so louely, so goodly to se,
so buxsu*m* in þ*i* body to be,
þ*u* art his mod*er* for humylite,
Regina celi letare!

þese be*n* curteys Kyng*es* of solu*n*te,
þey worchepyd þ*i* sone *with* vmylite,
mylde mary, þus rede we:
Regina celi letare!

So g*ra*cius, so p*re*cyows in ryalte,
þus jentyl, þus good, þus fynd we,
þ*er* is no*n* swych in no*n* cu*n*tre.
Regina celi letare!

And þ*er*fore knel we dou*n* on *our* kne,
þis blyssid berþe worchepe we,
þis is a song: humylyte!
Regina celi letare!

LII.

Syng we now alle *and* su*m*:
Ave Rex gent*is* a*n*gloru*m*.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790) S. 84; Wright's Songs and Carols Nr. XIII.

LIII.

26a Ma*n* be wys *and* a rys
and thynk on leyf þ*at* leste*n*it ay!

In Wright's Songs and Carols Nr. XIII.

LIV.

Go bet peny! go bet!
for þ*u* mat mekyn boþe frynd *and* fo.

In Ritson's Ancient Songs (ed. 1790) S. 76; Wright's Songs and Carols Nr. XV.

LV.

We ben chapme*n*, lyzt of fote,
þe fowle weyis for to fle.

In Wright's Songs and Carols Nr. XVI.

LVI.

27 a Aue mar*is* stella, þe sterre on þ*e* see,
dei mat*er* alma, blyssid mot xe be,

atque semp*er* virgo, prey þi sone for me,
felix celi porta, þ*at* I may to þe.

Gabriel þ*at* archangyl, he was massanger,
so fayre he gret o*ur* lady wit*h* an aue so clere:

heyl be þ*u* mary! be þu mary!
ful of god*is* gr*a*ce *and* qwyn of m*er*cy.

alle þ*at* arn to grete wit*h* outy*n* dedly sy*n*ne,
forty dayis of p*ar*don god grauntyt hy*m*.

LVII.

Man be glad i*n* halle *and* bo*ur*!
þis tyme was born o*ur* sauyer.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 12).

LVIII.

27 b Nowel! now is wel þ*at* eu*er*e was woo.
a babe is born al of a may.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 13).

LIX.

28 a Ma*n* be merie as bryd on berie
and al þi care let away!
þis tyme is born a chyld ful good.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 14).

LX.

I may seyn to most *and* lest:
v*er*bu*m* caro factu*m* est.

Jesu of his moder was born,
28 b for vs he werde garlond of þorn
and ellys hadde we be*n* forlorn.
he tok his deth for most *and* last.

I sall zu telle good skele qwy
þ*at* he was born of mary,
ffor he deyid on caluory
he tok *etc.*

he wrowt vs alle w*ith* his hond,
þ*e* fend*es* woldyn ado*n* vs wrong,
he bowt vs a geyn w*ith* peynys strong
he tok *etc.*

a (t)erche þanne to him was fet,
a spere to his harte was set,
þa*n* seyde þ*e* juwys: 'haue þ*u* þat!'
he tok *etc.*

þe juwis zeuy*n* hy*m* dry*n*k ezyl *and* galle
q*ua*n Jesu aft*er* drynk gan calle.
god let vs neu*er* in sy*n*ne falle!
he tok *etc.*

Prey we to þ*at* lord so fre,
for vs he deyid on a tre,
at domys day o*ur* helpe he be!

LXI.

Nowel el el el el el el!
Nowel el! boþe eld and zyng

In Wright's Specimens (P. S. IV, 3; S. 15).

LXII.

29 a P*re*negard! p*re*negard!
þus here I my*n* baselard.

In Wright's Songs and Carols Nr. XVII.

LXIII.

29 b I may seyn, *and* so mown mo,
þ*at* in semenau*n*t goþ gyle.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 166.

LXIV.

30a Kep þ*i* tu*n*ge, þ*i* tu*n*ge, þ*i* tunge!
wykyd tu*n*ge werk inew.

In Wright and Halliwell's Reliquiae antiquae II, S. 167.

LXV.

30b Alma redemptor*is* mater.

As I lay vp on a nyzt,
my þowt was on a mayde bryzt
þ*at* mèn callyn mary of myzt,
Redemptor*is* mat*er*.

to her cam gabriel so bryzt
and seyde: 'heyl, mari, ful of myzt!
To be cald þ*u* art a dyzt
Redemp.'

aft*er* þ*at* word þ*at* mayde bryzt
a no*n* co*n*seyuyd god of myzt
and þ*er* by wyst men þ*at* che hyzt
R.

Rryzt as þe sun*n*e schyn*i*t in glas
so Jesu in his mod*er* was,
and þ*er* by wyt me*n* þ*at* che was
R.

Now is born þ*at* babe of blys,
and qwen of heuene his moder is,
and þ*er*fore þink me[n] þ*at* che is
R.

aft*er* to heuene he tok his flyzt,
þ*er* he sit *with* his fad*er* of myzt,
with hym is crownyd þ*at* lady bryzt,
R.

LXVI.

31a Non pudescit corp*ore*
*quo*d testat*ur* hodie.

LXVII.

Meu*m* est *pro*positu*m* in Taberna mori (Walter Map.).

LXVIII.

31b If I syng ze wyl me lakke.

In Wright's Songs and Carols Nr. XVIII.

LXIX.

32a Wolcum zol, þu mery ma*n*
In worchepe of þis holy day!

In Ritson's Ancient Songs S. 81; Sandys' Christmas Carols S. 3; Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 4).

LXX.

lullay, my*n* lyking, my dere sone, my swytyng!
lullay, my dere harte, my owyn dere darlyng!
I saw a fayr maydy*n* sytty*n*g and synge.

In Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 49.

LXXI.

32b host*is* herodis impie *Christ*u*m* venire quid times? non (erp[t]?) mortalia.

Eumy herowde, þ*u* wekkyd kyng,
qwy dredes þ*u* þ*e* of crist*es* comyng?
he dezyryt here no*n* erþely þing,
þ*at* heuene hazt at his zeuyng.

ibant magi quia videant stellam sequentes peruia*n*t lumi*nem*.

þre kyng*es* þer saw a sterre ful bryzt,
þei folwyd it w*ith* al here myzt,
bryztnesse þei saw þrow þ*at* lyzt.
þei knewe god w*ith* her zyft*es* ryzt.

lauacra puri gurgit*is* selest*is* angn*us* attigit pecc*at*a no*stra*.

þe welle hazt waschy*n* vs fro wo,
þe lomb of heuene is comy*n* vs to,
he þ*at* synne neu*er* wold do,
hazt waschy*n* clene o*ur* syn*n*ys vs fro.

nouu*m* gen*us* potencie: aque rubescuntur idrie vn*u*mque (*wahrscheinlich* vinu*m* *zu lesen!*).

33a his myzt is chawngyd of newe maner:
þe wat*er* wyx red in pecher,
þe wat*er* is turnyd to wyn ful cler
ageyn þe kynde þow it were.

Gl*oria* tibi d*omi*ne qui ap*er*uisti hodie cum patre et (s) co*m* spir[itu] in sempit*er*na secula, amen.

louyng lord be to þe ay
þ*at* hazt schewyd þe to vs þis day
w*ith* fad*er* *and* holy gost veray
þ*at* in þe word neu*er* fayle may.

LXXII.

As I me lend to a lend
I herd a schepp*er*de maky*n* a schowte.

In Archiv Bd. CVII, Heft 1/2, S. 50.

LXXIII.

33 b Mak we m*er*the for cryst*es* berthe
and syng we zol til ca*n*dilmes!
þe ferste day of zol we han in mynde.

In Wright's Specimens (P. S. vol. IV, 3; S. 17). Wrights Privaths. enthält das Lied ebenfalls (Wright's Songs and Carols, P. S. vol. 23, S. 24).

LXXIV.

34 a mak ze merie as ze may!
syng *with* me, I zu pray!
In patras þer born he was.

In Wright's Songs and Carols Nr. XIX.

LXXV.

Kyrie, so kyrie sanky*n*
syngyt merie *with* a leysone.
As I went on zol day in owre p*ro*sessyon
(bis 34 b).

In Wright's Songs and Carols Nr. XX.

Auf 36 b: zwei Recepte.

Berichtigungen und Nachträge zu Archiv Bd. CVI, S. 50 ff.
'Die Lieder des Fairfax-Ms.'

Auf S. 51 letzte Zeile füge hinzu: in Plain Song Society 1891, Heft 2: 1 (auf S. 19); 29 (S. 27); 41 (S. 5); 45 (S. 1); in Plain Song Society 1893 (ohne Paginierung): 21, 32, 49 (da die Ziele dieser Gesellschaft hauptsächlich auf eine verständnisvolle Wiedergabe der Musik hinstreben und die Wiedergabe des Textes nicht immer einwandfrei ist, so dürfte eine nochmalige Veröffentlichung des Textes nicht ohne Nutzen sein); in Sandys' Christmas Carols, London 1833: 32 (auf S. 11, Sandys liest 'endnes' statt 'endurs'); in 'The poetical works of John Skelton' by the Rev. Alexander Dyce: 35 (auf S. 141 des ersten Bandes; Skelton selbst erwähnt dieses Lied als das seinige im 'Garlande of Laurel', vgl. Dyce S. 417); 43 (auf S. 28, Bd. I). — Wenn der Herausgeber von Plain Song Society 1891, 3 das Lied XXIX für eine Art von Ausforschungslied hält, das den Anhängern der beiden Rosenparteien während der bekannten Kriegswirren

in den Mund zu legen sei, die sich diese Verse gegenseitig zugesungen hätten, um herauszufinden, welcher Partei die angesungene Person angehöre, so möchte ich gegenüber dieser allerdings ganz originellen Erklärung meine in der Einleitung gegebene Auffassung aufrecht erhalten, daſs das Lied erst nach Beilegung der Zwistigkeiten, also frühestens nach Heinrichs VII. Thronbesteigung, als eine Verherrlichung der Tudors entstanden ist. Beide Rosen werden ja gleich hoch gepriesen, und der Sänger fügt hinzu, daſs die zwei eins geworden seien. Das Lied gleicht Skeltons Lobgesang auf Heinrich VIII. (Dyce vol I, S. IX). — Lied I auf S. 54 bildet den zweiten Teil eines Liedes in Harly 7333, 192a (gedruckt in Reliquiae antiquae I, S. 234). Über dem Liede steht: Halsam squiere made these II balads. Es beginnt: The worlde so wyde, the ayer so remuable, sieben Verse; dann kommt: The more I goo, the forthere I am behynde. — Lied XXX auf S. 59 ist eine Umarbeitung eines Liedes in einer noch nicht veröffentlichten Handschrift der Bodleiana (Rawl. C. 813, fol. 46b). In Rawlinson ist es dreistrophig. Die erste Strophe stimmt mit unserer Fassung überein bis auf die drei letzten Verse. Das Lied heiſst dort: Compleyne I may wher soo eu*er* I goo, sythe I haue done my besye peyne to loue on best *and* no moo, that ath my loue now hathe dysdeyne *and* thys my loue now doeth refreyne allas on hur all my trew loue ys loste whome of all creatur*es* I trustyd most. Die zweite Strophe setzt die alte Klage fort, die dritte ist die helle Verzweiflung: therfore I may syng and handes wryng: allas, allas *and* wele awey! — Wir sehen, daſs der Verfasser des Fairfax-Ms.-Liedes ein längeres Lied genommen und dem gewöhnlichen, althergebrachten Gedankengang (Klagen und Verzweiflung ohne Ende) eine neue und originelle Wendung gegeben hat. — Lied XXXVI auf S. 63 findet sich ohne die Einleitung auf fol. 68a in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts auf der Cambridge University Library H. h. IV, 12, fol. 85a (gedruckt in E. E. T. S. XV von Furnivall, S. 111). Es fängt an: vpon a crosse naylyd I was for the. Es verdeutlicht unsere oft unverständliche Fassung, die Auslassungen und Radierungen hat. Auf 71a, S. 64, Vers 2 und 3: For the gret constrent of there contricion, Gayne thomas Indes incrudelite; 73a, V. 4 und 5: that tho V wellys plenteouse of fuyson may wach in vs alle surfetis reproueable; V. 7: now for þi moders meke meditacion. Eine neue Interpunktion in Lied XI auf S. 54 giebt einen befriedigenderen Sinn:

fol. 12b: Now the lawe is led be clere conciens full sylde;
covetise hath do*mi*nacion in euery place;
ryzt hath residenes nethir in towne ne fylde;
simulacion ther is trewly in euery case;
consolacion the pore pepull no tyme hath;
but ryzt men may fynd day ne[1] nyzt:
adulacion now raynyth trewly In euery mannys syzt.

[1] Das ‘ne’ ist natürlich unbegreiflich; man erwartet and.

Änderungen im Text: S. 52, 8a: 1. Stimme: waies, 2. Stimme: waves; S. 53, 10: lies *with* twayne statt *without* wayne; S. 54, 12b: lies ryzt, ryzt, syzt; S. 55, 14a: nyzt, lyzt; S. 56, 21a: lies and my service statt and service; S. 57, 31a: lies mystrust statt my trust; 32a: onryzhtfully, ryzt (2. Stimme: ryzt); 36a: myzt; S. 60, 55a: myzt, lyzt; S. 62, 63a: lies þi statt þat; S. 63, 67a: lies deynyd statt denyd, myzt; 71a: lies Ind*es*; t*ri*acle statt tiacle, 72a: p*ri*de statt p*er*de; 73a: lies abcd: cald þ*i* fyve wounds by co*m*putacion — bc: may washe vs all — ad: from surfetts reprovable; S. 65, 82a: lyzt; S. 69, 118a: pyzt, vnryzt statt wryȝt; nyzth, lyzth.

Nachträge zu Archiv Bd. CVI, S. 262 ff.

‘Die Lieder der Hs. Add. 5665’.

Auf S. 264, Z. 3 v. u. füge hinzu: Wright’s Specimens of old Christmas Carols (Percy Society IV, 3), London 1841: 6 (auf S. 50), 7 (S. 51), 8 (S. 52), 9 (S. 55), 15 (S. 55), 22 (S. 56), 24 (S. 57), 35 (S. 53), 39 (S. 54); Sandys’ Christmas Carols, London 1839: 6 (auf S. 16), 7 (S. 17), 8 (S. 13), 21 (S. 18), 35 (S. 14), 39 (S. 15). — Sowohl Wright wie Sandys geben irrtümlich das z mit ȝ wieder. Es ist z zu setzen, denn dieses Zeichen wird vom Schreiber in Lied 36 für den s-Laut in dem dort dreimal vorkommenden baptyzed verwendet. Sonderbar, dafs Wright fast regelmäfsig u für v und v für u setzt (z. B. fol. 18a: save us statt saue vs). — Änderungen im Text: auf S. 274, fol. 39b, Z. 3 lies heuynesse statt honynesse.

Nachträge zu Archiv Bd. CVII, S. 48 ff.

‘Weitere Beiträge zur englischen Lyrik’.

Alles die Sloane-Hs. 2593 Betreffende vgl. obigen Beitrag (Die Lieder der Hs. Sloane 2593). — Auf S. 6. Die Verse auf fol. 53a scheinen Bruchstücke einer bekannten und oft gebrauchten Schlufsstrophe zu sein. In Rawlinson C. 813 (Bodleiana), fol. 2b steht gegen das Ende eines Liedes hin, in welchem ein Werber sich an seine Herrin voll Ergebenheit wendet, die folgende Strophe: Dere harte be trew *and* true loue kepe Haue harte the locke, kepe well the kaye. | When trewloue fayle then harte my wepe | lett neu*er* fals tonge trew love betraye. Dann folgt eine weitere Strophe, auf diese letztere: noo more to yow my dere swetyng | but when ye thynke to doo amysse | haue me tha*n* yn yo*ur* reme*m*beryng | *and* thynke on hym þat sende yow thys. — Ferner auf fol. 46a derselben Hs. steht am Ende eines Liebesbriefes: but when ye thynke to doo amysse | reme*m*bre hym that sende yow thys | goo lyttle byble *and* neuer reste | tyll thow cu*m* ther as I loue beste. — S. 53, fol, 208b: eine ähnlich detaillierte Beschreibung der Geliebten in Rawl. C. 813 in 14b ff. — S. 55, fol. 214a: das Lied auch in Wright’s Specimens, P. S. vol. IV, 3, S. 23.

Leicester. Bernhard Fehr.

Die Abfassungszeit

von

'Rectitudines singularum personarum' und ags. 'aferian'.

---

1. Zeitalter der *Rectitudines*. 2. Hofrecht von Tidenham. 3. Vornormannisch. 4. *averian* normannisch? 5. Lies *aferian*: mit Pferd fronen. 6. fz. *aveir* nie Pferd. 7. aglat. *averium*: Vieh. 8. mengl. *aver* a) Vieh, b) Gaul wie schott. *aivre*. 9. ags. *eafor* Pferd; *aferian*. 10. aglat. *aff(e)ri* Gäule; agfz. *affre*. 11. aglat. *av(ĕ)ra* Arbeitsstute. 12. mengl. *aver*-Composita. 13. aglat. *averiare*; agfz. *average*. 14. agfz. *avér* mit engl. Sinne 'Gaul'.

1. Die angelsächsische Abhandlung[1] über Recht und Pflicht der Leute auf dem Grofsgut eines Adligen ist überliefert in einer Handschrift von etwa 1125 und in der lateinischen Übersetzung des Quadripartitus um 1114. In jener Sammelhandschrift ist aller datierbare Inhalt vor 1066 entstanden; da ihr Schreiber, der vielleicht nirgends selbst kompiliert, eine der Gesetzsammlungen kopiert, die doch Neuestes als noch gültig aufzunehmen liebten, und von Wilhelm I. schweigt, so folgt er wahrscheinlich einer vor diesem entstandenen Sammlung. Freilich, ihre Sprache stimmt mehrfach eher zur Zeit um 1125 als zu Cnuts Zeitalter; doch darf dafür der modernisierende Schreiber verantwortlich gemacht werden. Denn dieser hat auch die Laute und Endungen der Stücke von Ine bis Cnut öfters ins Mittelenglische geändert.[2] Aus sachlichen, rechtshistorischen Gründen ist bisher nichts für eine Abfassung der Rectitudines nach 1066 angeführt worden. Aus solchen spricht manches vielmehr dagegen. Der Thegn in den Rectitudines nämlich, der nicht als ein hoher Adliger oder als Grundeigner von mehr als einem Edelgute

---

[1] Ed. Schmid *Gesetze der Angels.* S. 370; meine *Ges. der Ags.* S. 444.

[2] Vgl. Wroblewski *Über Gesetze Knuts* 11 f. 56.

oder zum Könige in besonders naher Beziehung erscheint, ist dennoch nicht Vasall eines Barons, wie doch 1085 die Regel mit nur wenigen Ausnahmen gewesen wäre. Ferner übersetzt Quadripartitus den Thegn nicht etwa durch *miles,* und von Ritterdienstpflicht verraten Rectitudines keine Spur, während sie die angelsächsische Staatslast, die am Gute hängt, deutlich ausdrücken. Sie schweigen sodann vom Dänengeld, über das ein Landwirt unter Wilhelm als drückende Grundsteuer bitter geseufzt hätte. Endlich verschwindet bald nach 1066 Englisch aus der Litteratur des Rechts, der Urkunde, des Geschäftes: wiederum mit wenigen Ausnahmen. Unser Verfasser, ein Gutsvogt, der Amtsgenossen belehren will, hätte also um 1085 Lateinisch geschrieben; denn nur in dieser Sprache schrieb man damals Verhandlungen zwischen Staat, Adel, Gutsvogt und Unterthanen auf.

2. Dazu kommt, dafs die Rectitudines bereits benutzt werden von einer noch angelsächsischen Schrift, nämlich dem Hofrecht von Tidenham.[1] Freilich mit einer Urkunde von 956, hinter welcher dieses (in einem Chartular des beginnenden 12. Jahrhunderts) überliefert ist, hat es nichts zu thun; aber eine Spur normannischer Zustände verrät es nicht und wird von Maitland[2] in die Mitte des 11. Jahrhunderts gesetzt. [Dafs umgekehrt der Verfasser der *Rectitudines,* ein Jurist, der Gutsrecht allgemein behandeln will und lokale Besonderheiten fortzulassen ausdrücklich beabsichtigt, sich einige Zeilen aus einem ganz kurzen Hofrechte von örtlich beschränkter Gültigkeit herausgezupft habe, ist viel unwahrscheinlicher.]

3. Entwickelte angelsächsische Prosa für nicht blofs übersetzte, sondern neu verfafste Schriften, nicht kirchlichen, sondern weltlichen Inhalts, kennt die Litteraturgeschichte kaum vor dem letzten Jahrhundert vor der normannischen Eroberung. Und die Rectitudines bewahren keinen Laut, der früher angelsächsischer Sprache eigentümlich wäre, sie verwenden das Wort *lagu* bereits oft, und zwar auch in Zusammensetzungen, ja sogar c. 21, 3 in einem allitterierenden und poetisch stilisierten Rechtssprichwort, das selbst erst entstanden sein kann, als *lagu* in der Bedeutung 'Recht' schon wie altehrwürdiges Sprachgut erschien. Die Abhandlung ist also nach 960

---

[1] Ed. Birch *Cart. Sax.* n. 928, besser als Earle *Handbook to land-charters* 377, der Kemble folgt.

[2] *Domesday* 330.

verfaſst, ja wahrscheinlich erst nach 1017. Denn im Gegensatz zu den Homileten unter Æthelred II. beklagt sie nirgends die Friedensstörung durch Dänen und Parteikämpfe, die doch jeder Landwirt fühlen muſste; sie zeigt ferner den Freibauern in Beziehung zum Staat nur noch unter Vermittelung der Gutsherrschaft; sie legt die Gutswirtschaft in jener festen Organisation dar, welche die Normannen einfach fortsetzten; sie schweigt von dem unter Eadward dem Bekenner abgeschafften Dänengeld. Die neue Ausgabe datiert die Rectitudines daher 960 (c. 1025?) bis 1060.

4. Ein Kritiker im Athenaeum (1902, Apr. 5 p. 423), der Englands Sprache und Verfassung im 11. Jahrh. offenbar genauestens zu beurteilen versteht, schreibt nun aber, als jene Datierung eben die Presse verlieſs: 'The *averian* of this text [nämlich des Hofrechts von Tidenham] seems clearly to be not the Anglo-Saxon *aferian,* but to be the verb corresponding to the Norman *average*; and the same remark applies to the Rectitudines, with which these Tidenham customs are so closely connected. Both are therefore, probably later in date than the Norman Conquest.' Aber erregt es nicht Bedenken,[1] daſs mitten in einem angelsächsischen Text, selbst wenn er erst etwa 1100 entstanden wäre, schon ein englisches Verbum auftreten oder neu gebildet sein sollte, das abgeleitet wäre von einem normannischen Lehnwort, und zwar zur Bezeichnung für einen Begriff nicht etwa aus dem Lebenskreise der Regierung oder höheren Gesellschaft, sondern aus jenen uralten bäuerlichen Einrichtungen, die 1067 der Normanne unangetastet lieſs?

5. Die in Tidenham abgeschriebene Stelle der Rectitudines 2 zeigt *aucrian* als eine bäuerliche Leistung für die Herrschaft zwischen *ridan* und *lade lædan.* Die andere Stelle, Rect. 4, lehrt uns über Form und Bedeutung des Wortes mehr: *gif he aferað, ne ðearf he wyrcan ða hwile ðe his hors ute bið.* Niemand trennt dies *aferað* von jenem *averian.* Das *f* gilt Bosworth-Toller[2] mit Recht ursprünglicher als *v.* In der That zeigt Schreiber B sehr oft *gauol, liue,* wo seine Vorlage *gafol, life* bot. Ein umgekehrter Übergang von *v* in *f* ist fürs 11. Jahrhundert nicht nachgewiesen. [Es gehört nicht hierher, daſs vereinzelt Lehnwörter aus dem Französischen im Mittel-

[1] Dies bestätigt ein freundlicher Brief von Herrn Prof. Ed. Sievers.
[2] S. v. *aferian,* ebenso Schmid *Ges. d. Ags.* S. 533.

englischen *f* statt des *v* zeigen: *safour pofferte.*[1]] Freilich die Bedeutung 'forttragen, entfernen', wie sie die Wörterbücher für ihr einziges *ā-fęrian*[2] haben, paſst in die Rectitudines nicht. Deren Verfasser meint offenbar ein gleich geschriebenes Verbum mit der Bedeutung 'durch Stellung eines Pferdes der Herrschaft Dienst leisten'.[3] Schon deshalb ist eine andere Wurzel erfordert.

6. Diese kann nicht franconorm. *aveir* sein, der substantivierte Infinitiv, welcher ursprünglich 'Habe, Besitz', enger 'Fahrhabe' (einschlieſslich 'Geld', später auch 'Handelsware'[4]), noch begrenzter 'Vieh', auch im besonderen Sinne 'Haus- und Wirtschaftsvieh',[5] wie in Frankreich so in England seit dem frühesten Denkmal[6] des Anglofranzösischen[7] bedeutet. Denn erstens heiſst *aveir* dort nie[8] 'Pferd allein' (gerade in der Normandie vielmehr gern 'Kuh' und 'Schwein'[9]); daſs im Anglofranz. *aveir* für 'Pferd' vereinzelt und erst seit dem 13. Jahrh. vorkommt,[10] erklärt sich durch Vermengung mit einem englischen Worte. Zweitens müſste bei Latinisierung und Anglisierung das Lehnwort *ē* zeigen, wie im *avērium* Frankreichs und Englands wirklich der Fall ist, während daneben Anglolatein *avera, avra* und Mittelenglisch *aver,* ja, daraus abgeleitet, späteres Anglofranzösisch *affre*[11] mit dem Sinne 'Pferd' kennen, wo *e* kurz oder gar nicht erscheint: also ein Wort anderer Wurzel.

7. Jener Infinitiv kommt im Mittellatein auch als *avēre* vor,[12] jedoch in Englands Litteratur vielleicht nur inmitten einer spa-

[1] Behrens *Beitr. z. Franz. in Engl.* 167. [2] Sweet *Student's dict.*

[3] 'to remove' Bosworth schief; 'a sort of corvée work' Earle 481 zu weit; Schmid 'Fuhren leisten' 373. 375 und Leo 'Lastvieh stellen' *Rectit.* 225. 229 verkennen die Beschränkung aufs Pferd.

[4] Für Anglofranz. Gross *Gild merch.* II 2; *Munim. Gildh. Lond.* ed. Riley II 784.

[5] Godefroy *Dict.* I (1881) 539; La Curne II 340; Littré *Dict.* I 271.

[6] *Leis Will.* 5. 5, 2. 6. 17 (*aveir champestre* = *viva pecunia* Edw. Conf. 10). 21. 39, 1. Wace zählt Hunde und Vögel zu den *avers*; *Rou* II 5428.

[7] Hier begegnet auch *avier aver*; vgl. *ne motoun ne autre avier* Gross II 205. [8] Dies bestätigt mir freundlich Herr Prof. H. Suchier.

[9] So auf Guernesey; Métivier *Dict. franco-norm. de Guern.* 37. Er nennt die Bedeutung 'Pferd' englisch. Auf Jersey heiſst *avier*: Kind.

[10] S. unten n. 14.

[11] La Curne führt [aus *Leis Will.* 9, 1] *afer* 'jument ou verrat' an: über diesen Editoren-Einfall s. dieses *Archiv* CVI 117.

[12] Du Cange *Gloss.* ed. Favre I 474: *avere tam mobile quam immobile.*

nischen[1] Urkunde 1177.[2] Nur aus Marseille wird *avera lachalis* 'Milchkuh, -ziege' citiert.[3] Überaus häufig ist dagegen in Englands Mittelalter *averium*;[4] so bedeutet *melius averium* Besthaupt (Abgabe beim Tode des Hintersassen), und zwar *tam de equis quam de aliis animalibus*;[5] *averia* erklärt Stubbs: 'all animals used in husbandry';[6] später heifst es auch 'Handelswaren'.[7] Dagegen die Übersetzung 'Pferd allein' wird wieder erst seit Vermengung mit der englischen Wurzel möglich.[8]

8. Mittelenglisch[9] heifst *aver(e), aveere, (h)avoir, havour* 'Habe, Besitz, Eigentum, Reichtum'.[10] Mit Recht trennen[11] davon *aver* 'Arbeitsgaul' Mätzner, Stratmann, Bradley (1891). Mätzner verbindet dies auch richtig mit lat. *affri.* [Wenn aber Mätzner und Stratmann hierfür altnord. **afarr* heranziehen, so streicht Bradley diese Verbindung mit Recht: solch ein Wort ist im Nordischen nicht nachweisbar.[12]] Jenes germanische *afer* lebt noch mit der Bedeutung 'Arbeitsgaul, Schindmähre, Lastvieh' in Northumberlands und Yorkshires *afer, (h)aver,*[13] *hawfer*[14] und Niederschottlands *aiver, ayvre.*[14]

9. Das bisher fehlende Wort lautete angelsächsisch *eafor,*[15] Gen. *eafres* 'Pferd', später, im 11. Jahrhundert, *afere, affra,* Gen. *-an*

---

[1] Aus Spanien belegt Du Cange die Form öfter.

[2] Benedicti *G. Henr.* ed. Stubbs I 141: *meliorct proprio averc* (Geld).

[3] Du Cange. Er belegt auch *averum.*

[4] Viele Beispiele bei Du Cange; einmal *meliorem averiam.*

[5] *Ann. monast.* ed. Luard III 270; = *bovem* Chron. Evesham. 267.

[6] *Sel. chart., Gloss.*; Luard zu Matth. Par. V 12. VI 344: 'cattle'. Vgl. *averia ad pascua* Ann. monast. I 79. III 159. 161. 296; *averia, sc.* 3 *vaccas,* 9 *oves* in *Three rolls of* 1194 ed. Maitland 26.

[7] Gross II 20. [8] S. unten n. 14.

[9] Mätzner; Mayhew and Skeat; Stratmann ed. Bradley; Halliwell.

[10] *Polit. songs* ed. Wright II 226.

[11] Gegen Skeat *Etymol. dict.*: Mayhew; Murray *New Engl. dict.* I (1885), wo aber, trotz Skeats Protest, [Spelmans] Ableitung von *œuvre* aus einem Dilettanten citiert wird; Wright *Dial. dict.* I 98.

[12] Dies bestätigt mir freundlich Herr Prof. A. Heusler.

[13] Spelman *Gloss.*; Halliwell; Wright.

[14] Wright; Jamieson. Der Anlaut *h* ist unorganisch. 'An Einwirkung durch *heifer*, ags. *heafore* ist kaum zu denken' (Sievers).

[15] Die lautgeschichtliche Möglichkeit der Entwickelung zu *arer* bestätigt mir freundlich Herr Prof. A. Brandl.

'Arbeitsstute'. Auch von einem anderen Pferdenamen hat der Angelsachse für jedes Geschlecht ein Wort: *mearh, mera.* Wie nun *horsian* (entsprechend mhd. *pherden,* mnd. *perden*) 'mit Pferd(en) versehen',[1] nicht blofs 'beritten machen' bedeutet, so bildete der Engländer (vielleicht unser Verfasser zuerst, der eine ganze Reihe so geformter Verben bietet, die kein angelsächsisches Wörterbuch anderswoher verzeichnet) *aferian*: mit einem Gaul versehen, Pferde-Spanndienst leisten.

Ein Freibrief[2] Merciens von 844/8, erhalten nur in einer Abschrift des 12. Jahrhunderts, aber wenigstens in den hier zu betrachtenden Zeilen nicht als normannisiert zu verdächtigen, befreit Bredon *ab illis causis, quas* cumfeorme[3] et eafor *uocitemus, ... a pastu ... equorum ... siue ministrorum eorum; quid plura? ab omni illa incommoditate* æfres et cumfeorme, *nisi istis causis quas hic nominamus: praecones uel nuncii* bestimmter Art erhalten *pastum.* Im selben Zusammenhange bieten Urkunden dieses Landes und Zeitalters *hospitum refectio* neben *equus, caballus.* Thorpe erklärt *eafor* 'a wild boar', also als die Nebenform von *eofor.*[4] Ganz sicher pafst das nicht: das Wildschwein fand ohne menschliche Hilfe in Merciens Wäldern seine Mast. [Nur für zahme Ferkel erwähnt eine Urkunde der Grundlast *pascua porcorum regis: fear[h]læswe.* Da Hemings Kopie **fearnleswe* liest,[5] steht solch ein Wort bei Bosworth-Toller als 'without fern' erklärt!]

10. Eine andere Spur des Maskulinum *afor* bewahrt das Anglolatein im häufigen Plural *aff(e)ri*: Pferde. Du Cange kennt es nur

---

[1] Der Bienenmann desselben Gutes ist *gehorsad,* nicht etwa um selbst zu reiten, sondern *to hlafordes neode, þæt he mæge to hlafordes seame þæt syllan odde sylf lædan*; Rect. 5, 3. 6, 3.

[2] Birch *Cart. Sax.* 454; aufser in dort Citiertem auch Thorpe *Dipl.* 101; English *Crowland and Peterborough* II 341. Kemble *Saxons* I 297 citiert unsere Stelle als echt.

[3] 'entertainment for travellers, of strangers' Thorpe 655; Earle LXXXVI. 486; Sweet; Bosworth-Toller. Birch druckt *cum feorme*!

[4] Wäre *eafor* (Pferd) und *eofor* ein Wort, so weist H. Suchier eine merkwürdige Parallele nach: ahd. *gûl,* jetzt 'Gaul' heifst eigentlich 'Eber'. — 'Zwei Tiere aus einer Wurzel benannt sind vielleicht *Hund — Hinde*; vgl. Kluge'; freundliche Mitteilung von A. Brandl. Er verweist nicht ohne Warnung auf Leo *Agsä. Glossar* Sp. 1 f.

[5] Birch n. 487, auch Thorpe *Dipl.* 113.

in Britannien. Er hält mit Recht einen Singular **affer*[1] für möglich. Nachgewiesen scheint aber nur *affrus,* im ganzen selten, doch schon im Domesdaybuche I 165. Wie engl. *afer, aver* bedeutet es den Karrengaul, das Pflugpferd. Es steht als ein Stück der *catalla* = *averia,* d. h. des Viehbestandes, der Fahrhabe, neben Ochsen und höheren Pferden.[2] Einmal begegnet für *affros* auch *averes,* der späteren engl. Form näher.[3] Dafs *affri* jemals 'bullocks', *affra* 'heifer' bedeute, wird wohl nur irrig behauptet.[4]

Aus diesem Latein oder jenem Englisch schöpfte das Anglofranzösisch des 13. Jahrhunderts: *affre* niederer Gaul, im Gegensatz zu *cheval* und zum Rind.[5]

11. Jenes Femininum 'Arbeitsstute' ergiebt sich nur aus anglolat. *auera* des Domesdaybuches und *avra, ąvre* in Peterborough und Ely. Wie in den Rectitudines hinter *aferian*: *heafodwearde healdan* steht, so kennt das Domesday[6] an mehr als 60 Stellen besonders in Cambridge- und Hertfordshire[7] die Grundlast *inward* ⁊ *auera* als vor 1066 bestehend. Schon die stete Zusammenstellung mit jenem angelsächsischen technischen *inward* 'Wache innerhalb des Gebiets', das freilich unseren Wörterbüchern auch fehlt, hätte davor bewahren sollen, *avera* für abgeleitet aus *aueir* zu erklären (in welchem Falle übrigens auch das Fehlen dieses *auera* aufserhalb Britanniens Bedenken erregen müfste). Offenbar liegen vielmehr zwei Lasten einer Besitzart vor, die schon vor 1066 einen formelhaften angelsächsischen Namen in zwei Wörtern tragen. Überall kann *auera* Dienst mit

---

[1] Seine Beziehung zu frz. *affaire* bedarf keiner Widerlegung. Er übersetzt zwar 'iumenta uel caballi colonici', aber nur letzteres pafst zu allen seinen Citaten.

[2] *catalla debitoris, exceptis bobus et affris carucae* Gesetz von 1285 c. 18; ebenso um 1300 *praeter boves et affros de caruca*: *Gesta abb. S. Albani* ed. Riley II 78 f.; man pfändete *averia, uidelicet equos, boves, affros*; Thorne bei Du Cange.

[3] Dunstaple inventarisiert *oves, boves* 6, 3 *averes,* 1 *palefridum,* wo Luard falsch 'heifer' erklärt; *Ann. monast.* III 169.

[4] Blount *Tenures* ed. Hazlitt 411; Webb *Roll of Swinfield* LXVII. Vgl. oben S. 77 Anm. 14.

[5] *ferrer les chevaus et les affres*; Walter of Henley ed. Lamond 92; *affre* Variante für *cheval* 8; *chival ou affre est perdu, bof et vache* 94.

[6] I 200, 2 steht: 8 *aueras et* 8 *ineward* .. *et* 3 *heueward* .. *uicecomiti inuenerunt.*

[7] I 189—202 und 132—141. In Kent nur 2b2; vgl. 14b.

einem Pferde[1] heifsen, nirgends 'Vieh allgemein'. Mit *equus* synonym steht das Wort deutlich I 190: aufser anderen Leistungen *reddunt* [1086] 12 *equos et* 12 *inguardos*; [dagegen] vor 1066 *non reddebant nisi aueras et inguardos.*[2] Die *Inquisitio Eliensis*[3] sagt dafür *aura* (sprich *avra*), ebenso die Güteraufnahme Peterboroughs[4] um 1125, wo auch einmal *aure* steht. Hier tritt die *avra* in Gegensatz zu Rind, Schaf, Schwein, zu *equae indomitae* und einmal *cum pullo* (Fohlen) auf, also deutlich als Arbeitsstute. Konnte der Mittelvokal schon 1125 verschwunden sein, so war *e* in *auera* des Domesday nicht lang, wie eine Ableitung aus *aveir* erfordern würde.

12. Ferner erscheint *aver-* als erstes Glied in zahlreichen Zusammensetzungen, die freilich nicht vor dem 12. Jahrhundert nachweisbar sind, aber erstens nur angelsächsische Wörter als zweite Glieder zeigen und zweitens zum Teil den Urkundenfälschern des 12. Jahrhunderts passend schienen schon für Edwards des Bekenners Zeit, also zum Teil möglicherweise bereits vor 1066 gebildet waren. So steht *haverpeni* in einer Urkunde um 1045,[5] vielleicht im 12. Jahrhundert interpoliert. Neben diesem *averpenny* bieten die Lexika[6] *avercorn, -land, -silver.* Dazu kommt aus dem Boldon book[7] *avermalth, -yrd* = *-herde* (Pflügen, als Entgelt für Viehweide[8]), ferner *avermanni*[8] 'men provided with horses'.

13. Das *aferian* der Rectitudines überträgt Quadripartitus um 1114 durch *averiare.* Dieses Verbum, dem keines im Mittelfranzösisch entspricht, kennt Du Cange nur im Anglolatein und nicht früher. Möglich, dafs der Verfasser des Quadripartitus und der Leges Henrici, der das Juristenlatein der Anglonormannen wohl auch sonst beeinflufste, es erfand, indem er ein englisches Verb nur lateinisch konjugierte. [Aus dem *f* seiner Vorlage machte er *v* auch in *gavel, over, ireva, lavard.*[9]] Doch kann es auch aus *avĕra* gebildet sein. Eine Beeinflussung durch *averium,* also mittelbar durch *aveir,* ist

[1] 'carrying service' Maitland *Domesday* 169. 240, der, wie es scheint, den Dienst samt dem Namen richtig für angelsächsisch hält. Ebenso Cunningham *Growth of Engl. ind.* 136.

[2] Ebenso 197, 2. Vgl. 196b *aueram uel* 8 *den.* mit 197, 2: 8 *den. uel equum.* [3] Domesday, vol. IV 500b.

[4] Hinter *Chron. Petriburg.* ed. Stapleton. [5] Kemble *Cod. dipl.* 785.

[6] Halliwell; Murray. [7] Domesday IV.

[8] Vinogradoff *Villainage* 280 f. 320[1]. 257. [9] Mein *Quadrip.* p. 27.

wenigstens nicht notwendig anzunehmen. Dafs der Mittelvokal nicht (wie in *averium*) fest war, bezeugt vielmehr die Variante (in Hss. seit 1150) *avariare.*[1] Ursprünglich bezeichnet das Wort 'befördern (ziehen oder tragen) durch ein Pferd';[2] später aber giebt es *averare tam per averagia quam per pedes,*[3] *averagia in dorso,*[4] *ad pedes.*[5]

Letzteres Wort *averagium* könnte wie *hidagium, bondagium* von Anglolateinern gallischer Zunge oder Schulung aus einer germanischen Wurzel mit romanischer Endung gebildet sein. In der hier allein in Betracht kommenden Bedeutung 'Beförderungsdienst,[6] zunächst wieder durch ein Pferd, dann erst auf dem Menschenrücken',[7] fehlt es dem Französischen. [Allerdings hat Godefroy[8] die Bedeutung 'droit de corvées'; allein seine beiden Citate stimmen dazu nicht: *icelle maison et appartenances pouvoient cheoir en ruyne et encourir en graves averages envers eulx* (1382); *baillé en averaiges seur G. Panier* (c. 1390).] Aus dem Mittellatein citiert Du Cange nur Beispiele aus Britannien; und seinem Bearbeiter Charpentier war *averagium* so fremd, dafs er an Erklärung durch *avalagium* (Abgabe in Aalen), *avaria* (Steuer zum Schadenersatz), *arrivagium* (Gebühr beim Schiffslanden) dachte. [Aus *averagium* wieder entstand ein Verb *averagiare*[9] und ein *averagius*[10] für den diesen Dienst Leistenden.] Dafs hier frz. *aveir,* vermutlich durch *averium,* Einflufs geübt habe, ist wahrscheinlich. Allein daraus allein mit Skeat[11] das Wort zu erklären, ohne Einwirkung des Germanischen, wird erst dann richtig scheinen, wenn *average* in der Normandie so nachgewiesen wird, dafs eng-

[1] Quadripartitus, Rect. 2; vgl. *avaragium, -ius* im Chron. Abingdon. II 307 f. 243.

[2] *Rot. hundr.* II 628 *averare cum equo*; Abingdon erwähnt dabei *expensas sibi et equis* II 429; das Chartularium de Ramsey I 50 *sibi et affro sustentationem.*

[3] Ramsey l. c.; vgl. Rot. hundr. II 602 *averavit cum corpore absque equo.*

[4] Ebd. I 483; Neilson *Ramsey* p. 39.

[5] Domesday of S. Pauls p. 81; vgl. Vinogradoff 286.

[6] 'a beast of burden' erklärt Stevenson zum *Chron. Abingdon.* II 308; doch pafst auch da 'Spanndienste'.

[7] Mittelenglisch lautet es *average,* schottisch *arriage*; vgl. Skeat, Murray, Wright. [8] La Curne citiert nur Du Cange.

[9] *iuga averagiantia* mit Spanndienst belastete Joche Landes; Vinogradoff 309. [10] Chron. de Abingdon II 243 *avaragii quando redeunt de via.*

[11] Auch E. Müller *Etymol. Wb.*: *average* von *aver* altfrz. Habe.

lischer Einflufs ausgeschlossen bleibt. Du Canges Citat aus Le Bec nämlich scheint nur aus einem bekannten anglofranzösischen Vokabular abgeschrieben.

14. Wie bei der Ähnlichkeit der Schriftzeichen zu erwarten, trat bisweilen *averius* an die Stelle von *affrus, avera*: so schon im Domesday,[1] dann in einer Staatsurkunde von 1194;[2] und Matheus Paris[3] teilt die Pferde in *manni runcini summarii veredarii averii.* Ebenso steht bisweilen anglofrz. *aver,* im Sinne von *avre, affre* Arbeitspferd, neben *chival bof vache.*[4] Da diese Verengung der Bedeutung von *aveir* und *averium* nur aus England belegbar ist, so erfolgte sie unter Einwirkung jenes englischen Wortes für 'Gaul'.

---

[1] Du Cange.

[2] Ebd.; Stubbs, Rog. Hoveden IV 193: *averius* 'a farm horse'.

[3] Ebd.; ed. Riley *G. abb. S. Albani* 1 259. Ferner *Knights Hospitallers* 1338 ed. Larking p. 21: *pastura pro X affris* 3 *sol.* 4 *den.: pro averio* 4 *den.*

[4] Walter of Henley 86. 92.

Berlin. F. Liebermann.

Matteo Bandello
nach seinen Widmungen.

II.

Drittes Kapitel.

Bandello über Liebe, Ehe und die Bedeutung der Frau.

Bekannt und interessant, wenn auch nicht immer vornehm, ist die Stellung Boccaccios zu den Frauen. Schon in seiner Novelle von der Witwe auf dem Turm läfst er den verschmähten und angeführten Studenten eine harte Rache nehmen. Eine harte Rache, ja, aber eine Rache, die, weil herausgefordert, menschlich und daher verständlich ist; wenigstens verständlicher als die schwachmütige Entsagung eines Liebhabers bei Nicc. Granucci (Diporto 8), der erst zwei Proben seiner Liebe siegreich besteht und sich dann von der platonischen Geliebten mit einem Hinweis auf das roh-sinnliche Nachtigallmännchen wie ein dummer Junge nach Hause schicken läfst. Einmal aber mufs der Verfasser des Dekameron persönlich eine sehr empfindliche Abweisung erfahren haben, wenigstens nach der furchtbaren Vergeltung zu schliefsen, die er an der Frevlerin nimmt, die seine Vorzüge nicht zu würdigen wufste. Der 'Corbaccio' ist eine Schmähschrift, die vielleicht einzig dasteht in der Litteratur und den Ruhm ihres Verfassers sicherlich nicht erhöht hat.[1] Auch von Bandello ist behauptet worden,

[1] Nach Boccaccios Urteil ist die Frau schwer von Auffassung, hochmütig, geizig und starrköpfig, deshalb soll sie dem Manne unterthan und gehorsam sein, der ihr in allem und jedem überlegen ist. Mit einem Worte, sie ist ein untergeordnetes Geschöpf, zu ernsten Dingen untauglich und nur zu Spindel und Rocken zu gebrauchen. Einige derbe Sprichwörter belegen noch diese Ansicht. Dafs derselbe Boccaccio zeitweilig auch freundlicher über das weibliche Geschlecht dachte und es italienisch und lateinisch zu verherrlichen suchte, ist ja bekannt, und man ersieht daraus, wie eng er sein Leben lang mit den Frauen verbunden war, wenn dieses Band auch nie zu einer Fessel werden durfte. Seine innerste Überzeugung ist nämlich doch, dafs man das Heiraten besser den Narren, den Grofsen und dem niederen Volke überlasse, der Weise aber in der Philo-

dafs er wenig von den Frauen hielt. Ich behaupte das Gegenteil: in ihm hat das weibliche Geschlecht einen eifrigen Verteidiger gefunden, teils weil sein milder Charakter jede einseitige Ungerechtigkeit verdammte, teils weil er persönlich das Glück hatte, viele ausgezeichnete Frauen der Renaissance kennen zu lernen und in näherem, ja beständigem Verkehr den Zauber ihrer Unterhaltung zu geniefsen, teils endlich, weil ihm erst der Schutz hoher Frauen die Mufse zu seinen Arbeiten, ja Unterkunft und das Leben selbst gewährte. Auch der 'Cortegiano' dürfte ihn beeinflufst haben. Dafs er zum mindesten Boccaccios boshafte Schrift durchweg verurteilt, bei aller sonstigen Verehrung vor dem grofsen Novellisten, beweist wohl der Schlufs von Novelle 3, 52, wo die Gräfin von Gajazzo über das *Labirinto d'amore* sowie über den zeitgenössischen Dichter Carmelita, der es Boccaccio nachgemacht hatte, mit kurzen Worten den Stab bricht. Ihre Kritik läfst an Urwüchsigkeit nichts zu wünschen übrig!

Da sich Bandello in seinen Widmungen oft über die Frauen äufsert und von anderen italienischen Erzählern und Lustspieldichtern jener Zeit — ich nenne nur Machiavelli, Fortini — Schlechtes genug von ihnen berichtet wird, so dürfte es sich lohnen, auch einmal den anderen Teil zu hören. Im übrigen ist ja der Streit der Geschlechter uralt; ich erinnere nur an den weisen Thales, der es als eines von drei ihm verliehenen Glücksgütern angesehen haben soll, als Mann und nicht als Weib geboren zu sein. Auch das Urteil des nüchternen Hesiod lautet im ganzen herb (Werke u. T., öfter).

Zahllos sind die Ereignisse auf dem Gebiete der Liebe, und wenn alle Schriftsteller aller Zungen alles niederschreiben wollten, was sie erfahren, so würde ihre Kraft nicht ausreichen (3, 27). Gespräche über Liebesgeschichten gehören zu den beliebtesten Unterhaltungen der vornehmen italienischen Gesellschaft; sie pflegen nie zu fehlen, wenn man im Angesichte der schönen Natur plaudert, vielmehr bilden sie stets den Abschlufs, da sie als die Summe und liebliche Würze aller Gespräche gelten (2, 40). Und das hat sein Gutes. Ein Betrübter kann aus ihnen Trost und Vorteil ziehen, da er Gutes und Böses unterscheiden lernt (2, 38).

Herrschaft und Liebe will alleinigen Besitz. In der Herrschaft ist noch ein Teilhaber denkbar, in der Liebe nicht. Wer in der Liebe einen Nebenbuhler duldet, wird für keinen Menschen, sondern für eine Bestie gehalten. Die Liebe ist voll Besorgnis und Furcht: der kalte Wurm der Eifersucht nagt an ihr. Wenn nun schon ohne einen Nebenbuhler beständiger Argwohn herrscht, wie erst, wenn die

---

sophie die beste Lebensgefährtin finde. — In den nächsten 150 Jahren geht aber eine gewaltige Änderung vor sich: die Renaissancefrau läfst sich mit frivolen und rohen Witzen nicht mehr beseitigen. Ganz anders würdigt die Frauen der 'Cortegiano', der den Boccaccio schlechthin als Weiberfeind anführt.

Furcht begründet ist! Liebe ohne Furcht ist also ein Unding, wie Camilla Scarampa so schön in ihrem Sonett sagt:

> Mifstraun und Liebe entsprangen zusammen,
> Keins kann ohne das andere sein.
> Prüfe ein jeder und sag', wie er's mein':
> Herz, das nicht fürchtet, steht nimmer in Flammen. (3, 23.)

Über nichts ist mehr geschrieben und geredet als über die Macht der Liebe. Täglich wird sie aufs neue von den verschiedensten Vorfällen bezeugt. Sie ist unermefslich; aber wie sie Gutes zu stande bringt, wie Versöhnung und Ausgleich, so bewirkt sie auch Böses und Greuelscenen aller Art (2, 42).

Keineswegs ist die Liebe blind, sondern nach festen Gesetzen vollzieht sich ihre Verbindung mit den vier Temperamenten. Die Phlegmatiker verlieben sich nie oder selten. Die Melancholiker, deren natürlicher Trieb von der Schwere des Zorns niedergedrückt und untergehalten wird, fliehen die Liebe für gewöhnlich; gehen sie ihr aber einmal ins Garn, so wissen sie sich nicht mehr herauszuwirren und werden niemals wieder frei. Verlieben sich zufällig zwei Sanguiniker, so giebt es unter allen den zahllosen Zufälligkeiten in der Liebe kein flotteres und angenehmeres Spiel, kein zarteres Band und keine liebenswürdigere Kette: denn die Ähnlichkeit des beiderseitigen Blutes erzeugt gegenseitige Liebe, und die Lieblichkeit dieser heiteren Gesinnung verleiht nach beiden Seiten Vertrauen und giebt die Hoffnung auf ein liebreiches, ruhiges Leben. Sind aber andererseits die beiden Liebenden cholerischer Natur, so liefern sie den Beweis, dafs es keine wildere und lästigere Liebe giebt, da sie eine unerträgliche und langweilige Knechtschaft verursacht, voller Streit und Vorwürfe; wenn auch die Übereinstimmung der Neigungen eine gewisse Gegenseitigkeit des Wohlwollens erzeugen würde, so würde doch der entflammte, wütende, verblendete Zorn einen beständigen und jähzornigen Krieg von beiden Seiten im Gefolge haben. Was wird aber der Fall sein, wenn einer der Liebenden ganz Sanguiniker ist und der andere durch Augen, Nase und in jeder Handlung Zorn sprüht? Infolge der Vermischung der Lieblichkeit und und des Frohsinns, die im Blute liegen, mit der starken, fast bittersauren cholerischen Galle erfahren sie abwechselnd Gutes und Böses, sind bald verstört, bald wieder das Gegenteil, schwimmen jetzt in einem Meer von Wonne und verzehren sich bald wieder in Schmerz und Kummer. Was geschieht ferner, wenn einer ganz der Melancholie verfallen und der andere ganz Sanguiniker ist? Dieses Band pflegt meistens dauernd zu sein, und diese Liebe kann man nicht elend nennen, denn die Milde des fröhlichen, heiteren Blutes mäfsigt die bittere Schwere der Melancholie. Ist aber von den Liebenden einer vom Kopf bis zu den Füfsen cholerisch und herrscht in dem anderen die traurige und giftige Melancholie, so entsteht aus dieser Liebe,

wenn sie ja Liebe zu heifsen verdient, eine verderbliche Pest. Die heftige, zersetzende Sinnesart des Cholerikers lastet derartig auf dem Melancholiker, dafs die Gröfse des Zorns, der zu ungeduldig ist, zu Wut, Strick, Dolch, Gift, kurz zu tausend Unthaten treibt und reizt; und die melancholische Natur neigt zu beständigem Jammern und zu bitterster Klage, so dafs oft diese unglückliche Liebe mit einem elenden, schrecklichen Tode endigt, wie uns das Geschick der Dido, des Dichters Lucretius und vieler anderer beweist. Ist das Naturell zweier Liebenden grundverschieden, so wird niemals zwischen ihnen Liebe erblühen (2, 47).

Von grofser Bedeutung kann die Liebe für die geistige Entwickelung des Menschen werden. Bildet sie schon den dümmsten um und macht ihn gewitzigt und schlau — man denke an Cimon im Dekameron (5, 1) —, wieviel mehr erst den klugen! (3, 27.)

Eine Wirkung echter Liebe ist es ferner, dafs es dem Liebenden nie an Stoff zur Mitteilung an die Geliebte fehlt. Jeden Augenblick entstehen vielmehr im Herzen neue Fragen, über die eine Aussprache erforderlich ist, wie unser Frate sogar aus eigener Erfahrung zu melden weifs (3, 44; aus der Zeit seiner Liebe zur Mencia). So angenehm, so bestrickend und meistens so tief ist in der That die Liebesleidenschaft in den Herzen der Männer von Bildung eingewurzelt, dafs es keine Gewalt, kein Wissen, keine Heiligkeit noch irgend ein anderes Mittel auf der Welt giebt, um sich vor ihr bewahren zu können. Selbst in rohen Gemütern und in niedrigem Blute ist ihre Macht so grofs, dafs sie das Herz erhebt, reinigt und mit anderen Eigenschaften begabt, so dafs es hochedel wird (1, 23).

So wohlthätig demnach die Folgen einer edlen Neigung sind, so gefährlich wird die Liebesglut, wenn der Mensch sie nicht beherrscht und von den wahren zu wilden, tierischen Trieben übergeht. Diese bereiten ihm täglich tausendfache Ärgernis, weil er, von flüchtigem Sinnenrausch verblendet, sich nicht wieder zu zügeln weifs. Da heifst es in der That die Augen offen halten. Denn gerade wenn er von blindem Liebesdrang ergriffen ist, verachtet der Mensch am meisten die Stimme der Vernunft und lebt als unvernünftiges Tier. Hätte der Mensch ernsten Willen, so könnte er sich zwar wieder zügeln, denn wer wollte ihn zwingen; aber leider fehlt dieser zumeist (1, 10; 2, 12; 3, 37).

Das Thema der Heirat wurde zu Bandellos Zeiten [1] nicht weniger erörtert als jetzt. In einer vornehmen Gesellschaft wird behauptet,

[1] Von einer beachtenswerten Theatervorstellung zu Urbino, die zum Gegenstande hatte: *qual fusse miglior vita, la matrimoniale o la virginale,* berichtet der Hofschreiber von Mantua, Benedetto Capilupo, an Maddalena Gonzaga (Urbino, 16. Febr. 1488). Das Stück, verfafst von Giovanni di Santo, dem Vater Raffaels, aus Anlafs der Hochzeit der Elisabeth Gonzaga (Schwägerin Isabellas von Este) mit Guidobaldo Montefeltre, dem

dafs die Ehe frei sei, weil wir alle von unserm Urahn Adam abstammten, und dafs demnach der Mann sowie die Frau heiraten könne, wen sie wolle. Die endgültige Entscheidung überläfst man aber doch den Rechtsgelehrten, die ähnliche Zweifel mit dem Gesetze in der Hand zu beurteilen wissen! (3, 60.)

Kann aber der Mann heiraten, wen er will, ohne seinen Stand zu entehren, so kann es auch die Frau; das ist Bandellos entschiedene Ansicht, und hier bricht er die erste Lanze für die damals noch durch viele Vorurteile beengte Stellung der Frau. Diese Erörterung knüpft sich an einen ganz bestimmten, unerhört gewaltthätigen Vorfall jener Zeit. Die Tochter Heinrichs von Aragon, zugleich Schwester des Kardinals von Aragon, hatte sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls, des Herzogs von Amalfi, mit einem sehr anständigen, ehrenwerten Edelmann, Antonio Bologna mit Namen, der am Hofe zu Neapel ein hohes Ehrenamt bekleidet hatte, zum zweitenmal vermählt. Diese Ehe schien aber den Verwandten der herzoglichen Witwe eine aufserordentliche Schande zu sein, und sie rasteten und ruhten nicht eher, als bis die arme Neuvermählte mit ihren Kindern grausam ums Leben gebracht und ihr Gemahl in Mailand fast vor den Augen seiner Freunde erschlagen war (6. Oktober 1513). Zu diesen gehörte Bandello, noch in der letzten Stunde hatte er, leider vergeblich, gewarnt. Empört über den Meuchelmord schreibt er: 'Es scheint mir in der That eine aufserordentliche Thorheit der Männer zu sein, wenn sie glauben, dafs ihre und ihres ganzen Hauses Ehre in dem Verlangen einer Frau beruhe. Begeht ein Mann einen Irrtum, und sei er noch so grofs, so verliert seine Verwandtschaft deshalb ihren Adel nicht, und wenn ein Sohn von der alten Tüchtigkeit seiner tapferen Vorfahren abweicht, so verlieren diese deshalb ihre Würde nicht! Aber wir Männer machen die Gesetze, legen sie aus und versehen sie mit Erklärungen, wie es uns gut scheint. Da nahm doch jener Graf, den ich nicht nennen will, die Tochter eines seiner Bäcker zur Frau, und warum? Weil sie reich war. Keiner hat ihn darum getadelt. Ein anderer, auch ein sehr edler und reicher Graf, nahm

---

Herzog von Urbino, wurde von 70—80 Personen in Kostüm, mit den Attributen der olympischen Götter, dargestellt; die Aufführung, mit vielen anderen Einlagen, dauerte von 9 bis 2 Uhr, also ganz wie jetzt. Der Ausgang des Stückes ist folgender: Jupiter entscheidet die obige Frage zu Gunsten Junos und des jungen Ehepaares. ... *la (sententia) aprobò con molte rasone, tra quale questa fu per l'ultima che se ognuno servasse verginità, mancharia la generatione humana et saria contra la institutione divina: crescite e multiplicamini, ecc. et per consequens mancharia la verginità et allegando molti pericoli de la fragilità nostra concluse più secura et laudabile essere la vita matrimoniale.* — Derselbe Gegenstand, aber in anderer Bearbeitung, wurde bei der Hochzeit des Annibale Bentivoglio mit Lucrezia Este zu Bologna aufgeführt. A. Luzio — R. Renier, Mantova e Urbino, 21 u. Anm.

die Tochter eines Maultiertreibers ohne Mitgift zur Frau, bloſs weil es ihm so gefiel, und jetzt nimmt sie Rang und Stellung einer Gräfin ein, und er ist Graf wie früher' (1, 26). In neuerer Zeit haben sich dann die Beispiele gemehrt, daſs Prinzessinnen Gelehrte nahmen und die höchsten Witwen sich mit gräflichen Ehegatten begnügten. Bandello tritt in dieser Frage rückhaltlos für die Frau ein.

Auch andere Italiener seiner Gesellschaft, und zwar vornehme, treten für die freie Wahl in der Ehe ein, aber nur, soweit der Mann wählt, und besonders, wenn er recht viel Geld erheiratet. Diese Ansicht wird also schon damals, und zwar mit so viel Cynismus ausgesprochen, daſs es sich wohl lohnt, sie ebenfalls zu vernehmen.

Ein Mitglied des Hauses Visconti hat sich geweigert, der Hochzeit eines Verwandten beizuwohnen, der eine Schlächterstochter geheiratet hat mit 120 000 Scudi Mitgift, bar in die Hand gezählt, alles in Gold. Bald darauf hat er den Schwiegervater mit der weiſsen Schürze gesehen, wie er ein Kalb abstach und bis zum Ellbogen mit Blut besudelt war. Ein anwesender Astrolog erklärt dem entrüsteten Standesherrn den Gedankengang seines Verwandten: er selbst ist von hohem Adel, der Adel eines Mannes hängt niemals von der Frau ab, sondern der Mann bringt der Frau ebenfalls den hohen Adel zu; demnach ist die Schlächterstochter nach der Hochzeit nicht mehr Schlächterin, sondern von altem Adel und ist auch dafür anzusehen. Nachdem nun noch mehrere derartige Beispiele angeführt sind, verkündet einer das Urteil des Grafen Mandello di Caorsi, das folgendermaſsen lautet: hat eine Frau über 4000 Scudi Mitgift, so kann man sie ohne Bedenken heiraten, und gehörte sie auch zu denen, die hinter dem Dom zu Mailand ihren Körper für bare Münze vermieten. Wer heutzutage Geld genug hat, ist von Adel; wer arm ist, gilt nicht für 'nobel'. Der arme Viscontino, aus dem echten Geschlecht der Visconti, wird aber trotzdem, eben weil er arm ist und mit zwei Eimern über dem Nacken Öl in den Straſsen verkauft, für schäbig gehalten, was sicherlich nicht geschähe, wenn er reich wäre (3, 60). — Vorurteilsfreier als dieser edle Graf kann man selbst heutzutage kaum denken!

Bandellos eigene Ansichten sind weit gemäſsigter, vornehmer und vernünftiger. Wenn er der Heirat zwischen jener Herzogin und dem Edelmanne das Wort redet, so geschieht es, weil die Herzogin sich dadurch nicht entwürdigt hatte. Für unwürdige Heiraten aber, besonders für reine Geldheiraten, hat unser Autor sogar den schärfsten Tadel, wenn er ihn auch nicht überall ausspricht. Ein sehr edler und reicher Mann soll auch eine edle Frau heiraten, die in einem adligen Hause erzogen ist, und keine, die ihm an Geburt entfernt nicht gleichkommt, sondern nur viel Geld aus Wucherzinsen mitbringt. Wer Pferdezucht treibt, sucht edle Stuten aus einem guten Vollblutstamm, Jäger wollen nur Vollbluthunde und werfen die an-

deren ins Wasser. An Tuch und Leder kaufen die Menschen das Beste, und bei der Frau sollte nur das Geld allein entscheiden! Einer der ersten Feudalherren der Lombardei unter Galeazzo Sforza nahm dem Herzog zur Liebe eines ganz verrückten Hauptmannes Tochter zur Frau. Das Ergebnis waren lauter ganz verrückte Kinder, die viele Erzdummheiten begingen und wohl deshalb das Geschlecht zu Grunde richten werden (1, 4). Hier erkennen wir Bandellos wirkliche Ansicht.

Wenn unser Autor sich entschieden gegen einzelne Auswüchse, namentlich der rohen Spekulation, wendet, dagegen in einem anderen Falle einer Heirat entschieden das Wort redet, so giebt er doch auf die Frage 'heiraten oder ledig bleiben?' eine entschiedene Antwort nicht ab und konnte auch in seiner eigenen Stellung als Mönch sich nicht wohl in ein Dilemma begeben. Er stellt einmal alle Gründe für und gegen die Ehe zusammen,[1] die seit alten Zeiten bei verschiedenen Völkern Geltung hatten, und kommt dann zu dem Schlusse, dafs die Sache noch unentschieden, noch 'beim Richter anhängig sei', wie sein Lieblingsausdruck lautet, und nach seiner Ansicht auch immer unentschieden bleiben werde. Denn alle Tage schliefsen Menschen den Ehebund miteinander, aber auch alle Tage kerkern sich Mönche und Nonnen hinter Klostermauern ein. So viel steht aber nach einstimmigem Urteil fest: wer heiraten will, nehme zur rechten Zeit eine Frau und warte nicht bis in die Jahre des Alters; denn eine gröfsere Thorheit giebt es nicht, als im Alter zu heiraten. Wer im Alter gar noch eine junge Frau nimmt, die seine Tochter sein könnte, der schliefst eine Ehe, die zu Schaden und Schande auf beiden Seiten meistens sehr schlecht ausfällt (3, 57). Immer aber bleibt eine Heirat eine Glückssache; beim Melonen- und Pferdekauf wie beim Heiraten mufs Gott es zum guten wenden, pflegte der erste Sforza zu sagen (3, 47).

Die Liebe der Geschlechter findet durch die Ehe ihre gesetzliche Bestätigung. Die Einsetzung der Ehe durch Gott offenbart uns die Bibel zu Anfang der Bücher Mosis. Das Sakrament der Ehe ist also *di molta eccellenza e grandissimo mistero!*

Für das Verhalten der Ehegatten stellt Bandello folgende Vorschriften auf. Zwischen Mann und Weib herrsche Eintracht und

[1] Auf Wiedergabe dieser Gründe wird verzichtet, da sie ja nicht Bandellos eigene Ansicht darstellen. Hinweisen möchte ich aber auf den 'Gedanken' eines feinen italienischen Kopfes neuerer Zeit: alle Kinder werden trotz der gröfsten Mühe, die auf ihre Erziehung verwandt wird, durch die Berührung mit der Welt fast zweifellos schlecht, wenn sie nicht früher sterben. Thales wollte nicht heiraten, weil Unglück und Gefahren der Kinder den Eltern so viel Unruhe bringen. Besser und vernünftiger wäre die Entschuldigung, dafs man die Schar der Bösewichter nicht vermehren wolle. Leopardi, Pensieri 14.

Friede. In der Unterhaltung zeige sich der Mann nicht tierisch und roh, denn Zank um Kleinigkeiten macht das Haus zur irdischen Hölle. Der Mann sei ferner gütig und menschlich. Die Frau dagegen schweige und ertrage, was der Mann thut, sonst leben die Ehegatten in einem Narrenhause, und das Ende ist die Scheidung oder ein Leben wie Katze und Hund. Unvollkommenheiten und Schwächen der Frau soll der Mann decken und sie nicht öffentlich, sondern milde und im stillen zu bessern suchen. Einige Männer sind aber so rücksichtslos, so giftig und grillenhaft und betragen sich in und aufser dem Hause derartig, dafs die Frau weiser als Salomo und geduldiger als der geduldigste Hiob sein müfste, um das auszuhalten und ihren Quälern noch zu dienen. Sehe jeder Mann zu, ob seine Frau klug oder unklug ist. Ist sie unglücklicherweise eine Thörin, so bedenke er doch, dafs er sie nicht anders regieren kann als mit anständiger Haft im Zimmer (!). Einer gescheiten Frau braucht der Mann nur einmal ihr Verhalten vorzuzeichnen, und sie wird gehorchen und sich überall anständig benehmen. Mit diesem vollen Vertrauen in das Verhalten einer klugen Frau schliefst Bandello seine Ermahnung ab, damit es nicht heifse, er als Mönch habe gut reden. Nur fafst er seine Ansicht über das Leben der Ehegatten noch einmal in den Satz zusammen: wer heiratet, soll nach der Liebe der Frau streben — echt aus dem Geiste der Zeit, wo, wie noch jetzt vielfach in Italien, die Ehe von den Eltern ohne Zuthun der Kinder, wenigstens des Mädchens, abgeschlossen wurde —, was ihm leicht werden wird nach den Worten Dantes:

Amor che a nullo amato amar perdona.

Bei echter Liebe ist auch eine Verstimmung leicht beigelegt und der Friede dann desto ruhiger und süfser (3, 64).

Wer eine Frau genommen hat, der halte die Augen offen, achte auf das, was sie thut, und urteile gerecht und leidenschaftslos; besonders aber lasse er sich angelegen sein, dafs er ihr durch seine eigene Erbärmlichkeit und verächtliche Aufführung keinen Anlafs gebe, Böses zu thun. Die Frau ist weder eine Sklavin, noch eine Dienerin, sondern eine Gefährtin und Genossin. Wer dies beherzigt, der kann Tag und Nacht ruhig seinen Geschäften nachgehen (2, 53).

Ein Mann mufs sich also auch seiner Frau widmen und Zeit für sie haben. Ob unter diesen Verhältnissen ein Dichter einen guten Ehemann abgiebt? Es ist unserem Autor zweifelhaft, ob die vielen lästigen Sorgen, die dem ehelichen Leben eigen sein sollen, wie Lachen und Weinen der Menschennatur, den Dichter jene Mufse geniefsen lassen, die die Musen beanspruchen. Das Heer der Sänger liebt es, einsam zu leben, sich in den Wäldern zu ergehen und das Leben und Treiben der grofsen Stadt zu fliehen! (3, 3.)

Wie lautet doch Goethes Vierzeiler in ‘Sprichwörtlich’?

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Trotz der besten Vorsätze ist das eheliche Leben mancherlei Gefahren und Störungen ausgesetzt. Selten liegt die Schuld ganz auf einer Seite. Bandello spricht auch hierzu manches warnende und tadelnde Wort, um lässige Ehegatten an ihre Pflicht zu mahnen. Bei aller Achtung vor der Frau soll der Mann doch stets ein wachsames Auge auf sie haben. Allzu grofse Leichtgläubigkeit den Frauen gegenüber ist durchaus nicht angebracht. Manche Ehemänner glauben zehn zuverlässigen Zeugen nicht, wenn die Frau leugnet: so haben sie sich den Zaum anlegen lassen. Dann ist es freilich kein Wunder, wenn solche Frau stark auf Abwege gerät, wenn mit Fingern auf sie gezeigt wird, und wenn schliefslich Güter, die den echten Kindern gebühren, Bastarden hinterlassen werden (4, 22).

Weit mehr zu tadeln sind aber die Männer wegen harter Behandlung der Frau, wenn sie nicht nach ihren Wünschen gehandelt, sondern gefehlt hat. Sicherlich ist es eine grofse Grausamkeit zu nennen, führt Bandello aus, wenn wir allem nachjagen, was uns in den Sinn kommt, aber nicht zugeben, dafs die armen Frauen irgend etwas nach ihrem Sinne ausführen. Thun sie aber einmal etwas, das uns mifsfällt, so wird gleich zu Strick, Dolch oder Gift gegriffen. Wie gut wäre es, wenn das Rad sich drehte und die Frauen einmal die Männer regierten! fügt unser Autor zornmütig hinzu (1, 26).

Freilich geben ja oft die Frauen den Männern Anlafs zum Zorn. Bandellos vortrefflicher Freund Martin Agrippa pflegt zu sagen: der Frühling bringt in jedem neuen Jahre nicht so viel Laub und Blumen hervor, als die Frauen ihren Männern Streiche spielen; wollte man diese alle niederschreiben, so würden sie mehr Bände als die endlosen, weitschweifigen Gesetze ausmachen (3, 35). Bandello selbst erweitert diese Ansicht schon dahin, dafs zur Aufzeichnung der Streiche, die in der Ehe von beiden Seiten ausgeführt werden, alles Papier von Fabriano nicht ausreichen würde (3, 51).

Besondere Feinde der Frauen sind die Studenten. Das weibliche Geschlecht schwärmt zwar für Helden mit grofsen Schwertern, die bis an den Mond reichen (schon damals!), und verachtet die Studenten, die im bescheidenen Priesterkleid fast unscheinbar einhergehen; kennte es aber diese und ihre Talente besser, so würde es nicht mit ihnen scherzen. Denn die Frauen ziehen sicher den kürzeren, wie schon Boccaccio mit Recht erzählt (Dek. 8, 7). Im Punkte 'Weib' ist einem Studenten niemals zu trauen, und hätte ein Ehemann Argusaugen, ein Student käme ins Haus, wenn ein Weib drin wäre. Spielt man ihnen wirklich einmal einen Streich, so zahlen sie ihn sicherlich mit hundertfachen Zinsen zurück (4, 23).

In den meisten Fällen aber, in denen sich die Frauen vergehen, geben die Männer selbst den Anlafs dazu, und zwar auf verschiedene Weise. Gewöhnlich durch ihre Eifersucht, die, wenn ohne Grund, die Frau nur zur Untreue verleiten kann (2, 28; 2, 53). [Da wir aber oben gesehen haben, dafs es keine Liebe ohne Furcht, das Geliebte zu verlieren, also ohne Eifersucht, giebt, so scheint Bandello aus dieser bösen Klemme schlechterdings nicht herauszukommen.] Die Ehemänner, die gar zu leicht vertrauen, sind zwar leicht betrogen, aber ein Eifersüchtiger kam früher oder später noch immer nach Hornberg (3, 47). Die Eifersucht ist eine tödliche Pest, die die Brust des Ergriffenen derartig durchsetzt, dafs der Kranke selbst nicht allein nichts Gutes davon hat, sondern auch andere keine Ruhe geniefsen läfst; insbesondere setzt er der armen Frau derartig zu, dafs sie die Toten um ihr Los beneidet. Einige Frauen sind allerdings so gerieben, dafs sie, sobald sie die ungerechte Eifersucht ihrer Männer bemerken, ihnen geben, was sie suchen, ihnen nämlich das Wappen der Soderini, ein Hirschgeweih, aufs Haupt setzen (1, 34). Auffällig ist, dafs Bandello für die Eifersucht der Frau kein Wort des Tadels hat, obgleich diese doch gar nicht selten die kostbarsten Blüten treibt. Doch er nennt es überhaupt verlorene Mühe, gegen die Eifersucht zu predigen, da sie schon die Quelle so unzähliger Irrtümer ward (1, 20).

Untreue im Falle ungerechter Eifersucht findet also Bandello entschuldbar; worin finden aber die entsetzlichen Vergehen ihre Erklärung, die sich viele kluge Frauen zu schulden kommen lassen, und derentwegen sie ihren guten Namen verlieren? Da vergiftet die eine ihren Mann, um mit anderen Wollust zu treiben, oder sie tötet ihn, damit er ihren Fehltritt nicht entdeckt. Viele dieser Übelthäterinnen werden von Verwandten umgebracht, um solchen Schandfleck zu tilgen, viele aber treiben es auch ruhig weiter. Diese Unthaten mit der Einfalt der Frau zu erklären, die nur an die Gegenwart dächte, ist als frivol und nichtssagend abzulehnen, denn die Männer machen sich derselben Schandthaten schuldig. Eher ist anzunehmen, dafs die Frauen aus Liebe oder Leichtgläubigkeit handeln, doch das steht dahin (1, 9).

Hören wir zum Schlusse Bandellos Urteil über das eheliche Leben in Italien im allgemeinen; er stellt es zwar nicht selbst als für Italien gültig hin, aber da er seine Beobachtungen doch gröfstenteils hier gemacht hat, so gehen wir wohl nicht fehl, es vorwiegend auf dieses Land zu beziehen, um so mehr, als sich seine Ansicht im grofsen und ganzen mit der des italienischen Socialpolitikers G. Ferrero deckt, die dieser vor einigen Jahren in seinem vielgenannten Buche L'Europa Giovane ausgesprochen hat: Des Italieners Verhältnis zum Weibe in und aufser der Ehe wird vorwiegend von der Sinnlichkeit bestimmt. Bandello sagt: 'Obgleich man bald diese, bald

jene Frau erstochen, erwürgt oder vergiftet sieht und ebenso die Ehemänner sehr oft mit Dolch, Strick, Gift und anderen Mitteln von den geriebenen Frauen ums Leben gebracht, so suchen doch alltäglich die guten Ehemänner ihr Eigentum zu Hause zu sparen und lieber fremdes in Gebrauch zu nehmen und zu untersuchen, ob alle Frauen, die ihnen in die Hände geraten, mehr oder besseres als ihre eigenen besitzen. Aber glaubt auch ja nicht, dafs die Frauen mit verschränkten Armen müfsig stehen, so dafs man von Gattinnen dasselbe sagen kann, was man von Strafsenräubern sagt. Alle Tage sehen sie, wie geköpft, gehängt, gevierteilt und verbrannt wird und die Galgen überall voller Missethäter hängen; und trotzdem treiben sie es schlimmer als je' (3, 51).

In diesem Urteil ergeht es den Frauen nicht besser als den Männern. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Darum bekämpft Bandello auch ausdrücklich den Standpunkt einer hochgeborenen Frau und Gemahlin eines lieben Freundes, dafs über solche Frauen, die sich nicht darum kümmern, ihre Ehre zu hüten, ewiges Schweigen walten müsse und sie weder erwähnt noch getadelt werden dürften. 'Wie sollte man erkennen, dafs die Ehrbarkeit zu loben ist, wenn das Laster nicht verdientermafsen getadelt würde!' (1, 37.) Blinder Einseitigkeit kann man unseren Autor demnach nicht zeihen, und das verstärkt nur das Gewicht seiner Meinung.

So viel über Mann und Frau in der Liebe und Ehe. Vernehmen wir nun Bandellos Ansicht über das Verhältnis beider im allgemeinen.

Den Männern liegt die natürliche Pflicht ob, die Frauen zu lieben, zu ehren, zu verehren und zu feiern; wohlverstanden alle Frauen, besonders aber die, die es wert sind. Viel weiter kann die Ritterlichkeit im Frauendienst kaum getrieben werden.[1]

Lob aus dem Munde des Mannes bleibt stets ein wenig verdächtig, weil es aus zu grofser Liebe oder um die Gunst der Dame zu erwerben gespendet sein kann; die Anerkennung der Frau aus dem Munde der Geschlechtsgenossin ist unverdächtig; insofern gilt das Urteil der Frau mehr (3, 17).

Die Verschwiegenheit im Charakter unseres Diplomaten und Autors haben wir schon kennen gelernt; sie gehört auch zu den Ordensvorschriften der Dominikaner. Neben der Eingangsthür zur Sakristei von S. Marco in Florenz, in jenem lauschigen, stimmungs-

[1] Und diese Verehrung bleibt nicht blofs Theorie; Bandello und seine Freunde bekunden sie auch in der Praxis. In Isabellas Gegenwart z. B. werden zwar einige Geschichten erzählt, die man jetzt vor anständigen Frauen nicht mehr zum besten gäbe, jedoch war man damals weniger zimperlich; bei besonders anstöfsigen und unsittlichen Erzählungen aber bemerkt unser Novellist des öfteren ausdrücklich, dafs sie in der Abwesenheit der Fürstin (oder anderer Frauen) erzählt wurden, oder dafs man auf einen anderen Gesprächsstoff überging, sowie Isabellas bellende Hündchen das Nahen der Herrin anzeigten (1, 17; 1, 30 u. o.).

vollen Klosterhof gelegen, dessen Hallen der Pinsel Fra Angelikos und anderer Künstler mit Fresken schmückte, ist der Märtyrer Petrus Waldus, einer der Hauptstreiter des Glaubens und eine der Säulen des Dominikanerordens, mit dem Finger auf dem Munde dargestellt, eine Gebärde, die die Brüder täglich an das Gelübde des Schweigens mahnen sollte. Verschwiegenheit ist nach Bandellos Empfinden in allen Dingen gut, steht dem Manne aber ganz besonders gut im Frauendienst, denn jedes kleinste (unvorsichtige) Wort befleckt oft die Ehre einer Dame, die doch ihr schönstes Kleinod ist (1, 38). Wie mancher eitle Kavalier alter und neuer Zeit würde zugleich seine eigene Ehre besser gewahrt haben, wenn der feinfühlige Grundsatz dieses Mönches auch der seinige gewesen wäre. Bandello war wirklich kein unwürdiger Freund des Castiglione, der in seinem Cortegiano die Tugenden aufstellte, die einen Mann von Ehre und höfischer Bildung zieren sollten.

Unser Frate kennt aber sein Geschlecht und den wahren Wert vieler Worte, die zu schönen Frauen gesprochen werden, viel zu gut, als daſs er nicht wissen sollte, wie selten namentlich die reine Verehrung des Weibes zu finden ist. Begehren doch im allgemeinen die Männer so viel Frauen als sie sehen und begnügen sich selten und nie mit einer allein; und leider geschieht es alle Tage, daſs die Frauen ins Netz gehen wie die Schmetterlinge ins Licht. Einige handeln wohl aus Unbedachtsamkeit, andere aber glauben wirklich, durch Schönheit oder andere Vorzüge die Männer fesseln und halten zu können. Und darin täuschen sie sich. Deshalb sind sie nicht genug vor den Lockungen der Männer zu warnen (1, 18).

Wenn das Urteil des Weibes im Verkehr mit dem männlichen Geschlechte wegen Vertrauensseligkeit oder Überschätzung der eigenen Kraft oft versagt, so ist daraus nichts für die geistige Fähigkeit der Frau im allgemeinen zu schlieſsen. Hier tritt Bandello wieder als Vorkämpfer für das weibliche Geschlecht ein. Zwar will er auch die Männer nicht tadeln, denn dann dürfte er sich selbst ja auch nicht verschonen, aber ebensowenig will er Ungünstiges von den Frauen reden, ist er doch selbst von einer Frau geboren. Im Gegenteil, er liebt sie, sucht sie stets zu ehren und zu achten, wie viele verdienen, eine mehr als die andere (1, 9).

Hören wir, wie er diese Achtung bethätigt. Schon das oft bewiesene schnelle Auffassungsvermögen der Frau zeigt, daſs sie keineswegs mit einer geringeren Menge gesunden Menschenverstandes ausgestattet ist als der Mann. In zahlreichen Fällen ist der Rat der Frau für viele nützlich gewesen, wo gewiſs mancher Mann so schnell keinen Ausweg gefunden hätte. Trotzdem glaubt Bandello nicht, daſs (nur) der Mann am besten handle, wenn er eine Sache gründlich erwogen und beraten habe, die Frau dagegen dann, wenn sie ihren Entschluſs im Augenblick, instinktiv, ohne Überlegung fasse; im

Gegenteil, reifliches Erwägen und Beraten kann einer Sache stets nur förderlich sein (2, 24; 3, 6). Den Rat, alles recht zu bedenken, giebt unser Autor, merkwürdigerweise, besonders für den Fall, wenn die Frauen etwas Böses thun wollen. Er rät ihnen zwar entschieden davon ab; thun sie es aber doch, dann sollen sie vorher ja alles überlegen, damit sie nicht, wenn sie etwa in die Klemme geraten, wie die Dummen ausrufen: O weh, daran hab ich nicht gedacht! (4, 8.)

Gerade selbst alles gesunden Menschenverstandes bar müssen diejenigen sein, die da glauben, die Frauen seien nicht für die Wissenschaften und für die Waffen befähigt. Bandello geht hier sogar weiter als die kühnsten Frauenrechtlerinnen der Neuzeit, denn die militärische Laufbahn und die allgemeine Dienstpflicht sind, soviel ich weifs, noch nie von ihnen verlangt, wenn auch einzelne patriotische Mädchen in den Befreiungskriegen und sonst mit Auszeichnung gekämpft haben. Der Beweis erscheint unserem Autor überflüssig, denn die alte und neue Geschichte in allen Sprachen zeigen uns würdige Frauen in beiden Fächern rühmlich erwähnt. Wollten die Eltern es nur den Töchtern gestatten, es wäre noch so. Von den Frauen des Altertums führt er u. a. Penthesilea, Camilla, Tomyris, Zenobia, Sappho, von den neueren Ippolita Bentivoglio, Cec. Gallerana, Cec. Scarampa, sowie ein edelmütiges Griechenmädchen an, das als Heldin gegen die Türken kämpfte (4, 19).

Von der vollen Ebenbürtigkeit der Frauen ist also unser Autor im höchsten Grade überzeugt und sollte unter denjenigen, die zuerst für ihre volle Würdigung eintraten, einen Ehrenplatz einnehmen. Seine Bedeutung in dieser Hinsicht scheint aber gerade von den Frauen noch nicht gewürdigt zu sein, vielleicht deshalb, weil seine Widmungen bis jetzt noch wenig untersucht waren. Er möchte sehen, was aus der Welt würde, wenn die Frau eines Tages die Herrschaft erlangte. 'Könnten sie einmal das Regiment führen und sich auf das Studium der Kriegskunst sowie der Wissenschaft werfen, worin viele ohne Zweifel Aufserordentliches leisten würden, dann wehe uns! Ich glaube wohl, dafs sie es uns tausendfältig heimzahlen würden und uns den ganzen Tag mit dem Spinnrocken zur Seite und mit Haspel und Garnwinde sitzen liefsen! Und dann würde uns nur ganz recht geschehen, weil wir ihnen oft ohne Grund und ganz unschicklicherweise so viel Unrecht thun und sie sehr dienermäfsig behandeln' (1, 9).

Aber die Frauen sind so edel von Natur, dafs sie sich in der Rache an den Männern bald beruhigen würden; so weich und von Herzen gut sind sie, dafs sie unsere Bitten bald erhören würden, denn von Blut, Gift, Tod und Thränen ist ihre mitleidige Seele sehr wenig erbaut (1, 26).

Wir wollen es ferner nur gestehen und die Wahrheit sagen: nicht nur weit weichherziger sind die Frauen für gewöhnlich als wir, sondern sie verzeihen auch Beleidigungen unschwer. Einige sind

vielleicht grausam, aber mit Grund, und darum sind die anderen noch lange nicht zu tadeln, wenn sie dem ungemäfsigten Verlangen der Männer nicht Folge leisten und wie die Hunde das kalte Wasser fliehen, wenn sie sich am heifsen verbrannt haben (2, 22).

Nur eine schlimme Eigenschaft tadelt Bandello an den Frauen, und das ist ihre Halsstarrigkeit. Wie oft täuschen sich die Frauen in ihrem Verdacht und in vorgefafsten Meinungen! Und haben sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, so sind sie meistens sehr hartnäckig und störrisch und wollen es auf keinen Fall aufgeben. Ja, wenn sie selbst ihren offenbaren Irrtum erkennen, hören sie nicht auf, bei ihren falschen Ansichten zu verharren, was oft die Ursache sehr grofsen Schadens ist. Alle Frauen sind eben nicht eines Temperaments, da die Natur nicht überall gleich verfährt. Auch darf man sie nicht deshalb verachten, weil hin und wieder eine schlecht von Charakter ist. Im Gegenteil, wegen einer guten Frau, und deren giebt es viele, haben alle anderen auf Ehre und Achtung von seiten der Männer Anspruch, und gar grausam gegen sie zu verfahren, ist völlig unstatthaft. Je mehr ein Mann eine Frau ehrt, desto mehr beweist er sich als vornehm und selber jeder Ehre wert (1, 27). Ein edles Wort, das uns schon an Schiller und Goethe erinnert.

Nur einen Teil des weiblichen Geschlechts schliefst Bandello nicht ein in seine Verteidigung der Frau, wie man wohl sagen kann. Es sind die verlorenen Kinder der Strafse. Ein Mann kann wohl sein Herz an eine Kurtisane hängen, in der Hoffnung, sie ihrem Gewerbe zu entziehen und sie sich ganz zu eigen zu machen, sie selbst aber kann keinen einzelnen innig lieben, denn dann würde sie sich keinem anderen ergeben. Ein Vorfall zu Lyon belehrt den Zweifler allerdings, dafs auch eine Gefallene durch die allmächtige Liebe einer reinen Empfindung wiedergewonnen werden kann, da sie aus gekränkter Liebe freiwillig in den Tod geht; eine Regel möchte er jedoch daraus nicht ziehen, denn eine Schwalbe macht noch keinen Sommer (1, 50).

Viertes Kapitel.

Bandello über Sittenlehre und Lebensklugheit.

Bandello ist kein Philosoph und hat kein festes System seiner Ansichten über Gott, Religion, Ethik aufgestellt, aber seine Widmungen enthalten doch viele Andeutungen über seine sittliche Weltanschauung, und es lohnt sich vielleicht, das Wichtigste daraus zusammenzustellen. Wir werden auch dadurch wieder neue Einblicke in seinen Charakter gewinnen und finden, dafs trotz der freien Sprache mancher Novellen ihr Verfasser doch eine durchaus sittliche Natur ist. Es dürfte am übersichtlichsten sein, die philosophischen Ansichten Bandellos in möglichst gedrängter Form zwanglos aneinander zu reihen.

1. Bandellos philosophische Ansichten.

§ 1. Der Allmacht Gottes stehen wir täglich staunend gegenüber, ohne den Grund ihrer Kraft und ihrer Äufserung zu begreifen. Ohne Gottes Willen fällt zwar kein Blatt vom Baum, aber rätselhaft bleiben uns seine Wege immer. So können wir nichts thun als das Böse nach Kräften meiden und im übrigen zu Gott bitten (1, 14). Gott

§ 2. Die Unsterblichkeit der Seele ist aus dem Schrecken und der Furcht bewiesen, die die meisten Menschen vor Zeichen und Geistern haben, besonders bei Nacht und Schweigen. Für normale Köpfe ist dies kein kleiner Beweis (nach Bandello) (3, 20). Unsterblichkeit

§ 3. Der Tod ist das Gewisseste, die Stunde des Todes das Ungewisseste. Sonderbar ist es, dafs die Menschen trotzdem so wenig an ihn denken. Nicht jeden Augenblick soll man den Tod vor Augen haben; aber oft daran denken, dafs man Mensch ist und also sterben mufs, ist für jeden von höchstem Nutzen. Von der Religion ganz abgesehen, würde dieser Gedanke *'politicamente'* wirken, nämlich die Grofsen lehren, die Gesetze achten und auf Hinterlassung eines guten Namens bedacht sein, die Verbrecher aber von der Sünde abhalten. Also würde das Leben ruhiger werden und das goldene Zeitalter wiederkehren (3, 15). Tod

§ 4. Mit unserer eigenen Mühe erreichen wir oft nichts, durch Glück scheinbar alles. Den Grund weifs Gott allein, sonst hätten ihn die Philosophen ergründet (3, 22). Die Verehrung des Zufalls mag aber billig den Thoren überlassen bleiben; wir werden jenen Satiriker loben, der da sagte: O Zufall, wir Menschen machen dich zum Gott! (1, 14.) Mühe und Zufall

§ 5. Die irdischen Güter verleihen keine Glückseligkeit, sondern diese wird erst den Guten oben von Gott bereitet. Wert der irdischen Güter

§ 6. Alle Tage sieht man die Unbeständigkeit des Glücks; nichts Liebes giebt es auf der Welt, dem es nicht bald seine Bitternis beimischt. Mit dieser lohnt es überhaupt unablässig diejenigen, die ihm vertrauen. Das ist der klarste Beweis dafür, dafs es nichts Festes unter dem Monde giebt (3, 7). Aber so war die Welt immer! Oft ist es sogar vorgekommen und wird immer wieder vorkommen, dafs der Gute die körperliche Strafe erleiden wird, die der Sünder gerechterweise hätte erdulden sollen (2, 8). Wechsel des Glücks

§ 7. Der unablässige Wechsel im Laufe unseres Lebens ist sicherlich etwas Wunderbares und sollte vom Menschen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit unbeirrtem Urteil auf das genaueste verfolgt werden. Ohne Mafs und Zahl sind diese Glückswechsel; tagtäglich erfolgen sie, bald im Glück, bald im Unglück. Da ist heute einer auf den Gipfel des Glücks erhoben, den du morgen im Abgrund des tiefsten Elends finden wirst. Diese Erwägung scheint eines weisen Nachdenkens um so würdiger zu sein, als die ewige Der Mensch im Glück und im Unglück

Unbeständigkeit des Glücks nicht lange nach einer Seite neigt. Deshalb soll der Mensch, der sich ins tiefste Unglück gestürzt sieht, dem klaren Lichte des gesunden Verstandes, womit ihn die Natur ausstattete, als Führer und Leiter folgen. Richtet er sich danach, wird er sich nicht in den Abgrund der Verzweiflung stürzen, aus dem er sich nicht so leicht wieder erheben kann. Vielmehr wird er, solange er lebt, ja selbst wenn er sich schon dem Tode mit schnellen Schritten nähert, bedenken, dafs viele weit härtere Schläge und weit gröfseres Elend in unwürdiger Weise erduldet haben als er, dafs diese aber mit dem Schilde der Geduld sich vortrefflich zu schirmen wufsten und trotz des böswilligen Geschicks wieder emporgekommen und zu ihren früheren oder noch besseren Lebensverhältnissen wieder aufgestiegen sind. Desgleichen sollte, wer sich schnell erhoben sieht, bescheiden an den Ursprung denken und liebenswürdig und gefällig sein. Lebten die Menschen nach diesen Grundsätzen, so verliefe unser Leben ohne Zweifel ruhiger, als es leider der Fall ist (3, 68).

Wert des Lebens

§ 8. Das Leben sollte uns teurer sein als jedes irdische Gut. Das lehrt uns die eigene Natur, die uns antreibt, es auf jede mögliche Weise zu erhalten; das lehrt uns sogar jedes unvernünftige Tier, das sich auch nicht greifen oder töten läfst, sondern mit allen ihm von der Natur verliehenen Waffen für seine Erhaltung kämpft (3, 66).

Quelle alles Unheils

§ 9. Alles Unheil in der Welt kommt daher, dafs der Mensch seinen Leidenschaften und unzähligen Gelüsten nicht widersteht, zügellos den Sinnen folgt und die Vernunft in seiner Verblendung mifsachtet (3, 4).

Unverbesserlichkeit der Menschen

§ 10. Und trotz aller harten Strafen für Verbrechen, so hart, dafs ein Tyrann sie nicht schärfer ersinnen könnte, ist die Bosheit vieler Menschen so grofs, dafs sie sich nicht bessern können oder wollen. Kommt der böse Sinn aus der verderbten Natur oder der schlechten Erziehung von Jugend an oder sonst woher? Nicht Galgen und Beil, nicht Vierteilen und Rösten bei langsamem Feuer, nichts hilft. Und würde man ein Schreckensregiment über sie verhängen, sie fahren fort und werden schlimmer und schlimmer bei Christen und Heiden (3, 66; 4, 1).

Willensfreiheit

§ 11. Von der Natur neigen die Menschen stark zur Sünde, gezwungen sind sie aber nicht dazu; denn wenn sie wollen, können sie häfsliches Thun unterlassen und der Ordnung gemäfs leben, wie anständigen Menschen zukommt (3, 51).

Die Welt und ihre Thoren

§ 12. Die Welt ist ein angenehmes Narrenhaus (*una piacevole gabbia piena di diversi pazzi*), weil die Menschen so von Leidenschaft verblendet sind, dafs sie die Folgen ihrer Handlungen nicht sehen (4, 28).[1]

[1] Bandello nimmt solche Leidenschaft nicht in Schutz, während sie neuerdings in Italien wohl aus lokalen Gründen, nämlich der angeborenen

Zu diesen Narren gehören solche, die andere wegen Fehler tadeln, die an ihnen selbst auffallen, auch solche, die gegen kleine Fehler der Nächsten streng und unnachsichtig sind, ihre eigenen ungeheuren Unthaten dagegen nicht sehen wollen; ferner solche, die sich für sehr geweckt halten, obgleich sie von allen genasführt werden (1, 54). Auch anderen Streiche zu spielen, ergötzt viele, und diese halten sich ebenfalls für sehr witzig und gescheit. Wird ihnen selbst aber einmal ein Schabernack zugefügt, dann geht es ihnen wie den Hofnarren, die sich über hundert gelungene Streiche nicht so viel freuen, wie sie sich über einen einzigen ärgern, der ihnen selbst gespielt wird (1, 3). Thoren soll man sich vom Leibe halten. Wer sich unterfängt, sie zu leiten, wird oft angeführt (3, 49).

Die Lebensalter

§ 13. Jedes Lebensalter hat seinen eigenen Charakter, der den anderen nicht zukommt, und dessen Fehlen man ebenso tadelt wie das Verschieben in eine ungehörige Zeit. Dem Kinde gehört das Spiel, dem Jünglinge die Liebe — ohne sie wäre er ein Wilder und Grillenfänger —, die dagegen dem Manne und dem Greise nicht mehr eigen ist, den Greis vielmehr zur Zielscheibe des Spottes macht oder ihm den Verstand raubt (3, 33).

Macht der Tüchtigkeit

§ 14. Die Macht der Tüchtigkeit ist sehr grofs; sie zieht nicht nur die Guten an, sondern lockt auch die Schlechten zur Verehrung und Achtung.

Zu jeder Zeit, bei allen Völkern und in allen Weltteilen stand die Tüchtigkeit in höchster Achtung. Die tüchtigen Männer, ob Philologen, Philosophen oder Künstler, wurden von den mächtigsten Fürsten und Republiken geehrt, erhoben und reich belohnt.

Darum sollte jeder eifrig den wahren und guten Weg suchen (3, 50; 1, 58; 2, 14).

Die Tugenden

§ 15. Unter den Tugenden kann es keine Zwietracht und keinen Gegensatz geben, z. B. zwischen Strenge und Milde (2, 49).

Ob der Zweck die Mittel heiligt, verrät Bandello nicht. Aber Handlungen wie Vergewaltigung und Überlistung, wenn sie zu ehrlichem Zwecke, wie Heirat und Versöhnung, geschehen, erfahren wenigstens kein Wort des Tadels (2, 42).

Wahrhaftigkeit

§ 16. Die Aufrichtigkeit verteidigt Bandello auf das entschiedenste, wie wir früher gesehen haben. Er beklagt, dafs bei Dingen, die wunderbar erscheinen, die Menschen oft an eine Fälschung durch den Schriftsteller glauben, ohne dafs sie dabei sich die Heiligkeit der Geschichte vergegenwärtigen, die mit Wahrhaftigkeit geschrieben werden mufs (1, 51). Ein prächtiges Wort, von Historikern und Kirchenvätern leider nicht immer genug beherzigt.

Heifsblütigkeit des Südländers, erklärt wird, wie andererseits der Germane seine ruhige Überlegung und Nachhaltigkeit nur der kälteren Temperatur seines Nordens verdanken soll.

Dankbarkeit § 17. Die Dankbarkeit gehört zu denjenigen Tugenden, die den Menschen derartig umbilden, dafs der Weg für die anderen sittlichen Tugenden in ihm dadurch zugänglicher gemacht wird; denn ohne diese kann er auch für empfangene Wohlthaten nicht dankbar sein. Die Dankbarkeit ist ehrenvoll und löblich. Der Dankbare erweist allen Freunden, Verwandten und Wohlthätern so viel Dank, als er kann, und bekennt sich täglich aufs neue als Schuldner, nicht nur in Worten, sondern in Thaten und Werken des Geistes, und zeigt dadurch, dafs er eher sich als die Wohlthaten des Freundes vergessen könnte (3, 67).

Undank § 18. Der Undank ist ein schändliches, sehr tadelnswertes Laster. 'Daher habe ich mich stets bemüht, es zu fliehen, und bemühe mich auch jetzt noch, so weit ich kann, mich davon zu entfernen' (1, 46).

Unredlichkeit § 19. Das Urteil der Menge lautet: dumme Diebe sind mit dem Tode zu bestrafen; wird ein kluger abgefafst, so thut allen sein Tod leid (3, 40).

Ähnlich ist auch jetzt noch die Stimmung in Italien, wenn ein berühmter — kein berüchtigter — Brigant abgefafst wird. Eben zur Zeit wird Musolino, gegen den ganze Kompagnien aufgeboten sind, schon während seiner 'Praxis' in Hintertreppenromanen, das Heft zu einem Soldo, als Held gefeiert. Auch Richard Vofs hat in seiner Novelle 'Fra Checco' das 'harmlose' romantische Banditenwesen Italiens verklärt. Fra Checco war (oder ist?) eben auch ein kluger Mann und liefs sich nicht erwischen!

Rache § 20. Rache ist für einen stolzen Sinn süfs und von grofser Genugthuung, wenn sie regelrecht ausgeführt wird (!); aber nicht möchte sich Bandello ein Auge ausreifsen, um den Gegner blind zu sehen.[1] Sehr gefällt ihm sogar Julius Cäsar, der nichts so leicht vergafs und verzieh als Beleidigungen. Freilich, wenn infolge der Rache ein Bruder oder lieber Freund das Leben wiedererlangen oder Beleidigungen wirklich ungeschehen werden könnten, dann sollte sich jeder rächen; aber so, da sollte man, bevor man Übel auf Übel häuft, erst an das Ende denken, besonders als Anhänger und Nachfolger Christi (1, 55).

Noch entschiedener klingt eine andere Stelle. 'Die Rache ist als mafslose Leidenschaft auf das schärfste zu verurteilen. Sie bringt den Menschen um die Vernunft, er wird blind, kann weifs und schwarz nicht mehr unterscheiden, taumelt hin und her und kommt zu Extremen, die immer verabscheuenswert sind. Das Urteil schweigt, wird stumpf und wählt fast immer das Schlechtere' (2, 14).

Milde und Grausamkeit § 21. Die Milde ist eine Mäfsigung der Seele, sich der Rache zu enthalten; ist die Güte des Stärkeren, wenn er die Qual und die

[1] Anspielung an eine bekannte ältere Novelle.

Strafen der Sünder bestimmt. Deshalb steht der Milde die Strenge nicht entgegen, wohl aber die Grausamkeit. Ein geringeres Übel ist es, bei Werken der Justiz und der Gnade in der Milde zu weit zu gehen als in starrer Gerechtigkeit; denn leicht können wir in Grausamkeit verfallen, die nicht nur den Menschen so sehr mifsfällt, sondern auch gänzlich Christi Lehre widerspricht, der, aller Grausamkeit abhold, vielmehr barmherzig ist und allen Sündern verzeiht, wenn sie aufrichtig Reue empfinden. Wehe uns selber, wenn Gottes Gnade nicht gröfser ist als seine Gerechtigkeit! (2, 49.)

Grausamkeit und Zorn

§ 22. Der Milde sehr entgegengesetzt ist das Laster der Grausamkeit. Sie ist unnatürlich und unmenschlich besonders einem toten Gegner gegenüber (2, 13). Sie ist eine tierische Roheit der Gesinnung, die weit mehr als die natürliche Vernunft uns heifst, die Bestrafung der Vergehen begehrt und den Fehltritt durch die Züchtigung bei weitem übertreffen will: wirklich eine Gesinnung, die mehr vom Vieh als vom Menschen hat. Weil nun der Zorn sehr oft unseren Sinn derartig verdüstert, dafs er sich nicht mäfsigen kann, und ihn so verblendet, dafs er uns das Wahre nicht erkennen läfst, so pflegt man zu sagen, dafs der Zornige niemals einen Verbrecher strafen solle, solange der Zorn ihn beherrscht und verblendet, weil er das richtige Mafs nicht zu halten wüfste, das zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig erforderlich ist (2, 49).

Geiz

§ 23. Der Geiz ist stets verdammlich, besonders an Geistlichen. Einem geizigen Priester ist ein Streich wohl zu gönnen (2, 1).

Wer so geizig ist, dafs er wie ein Hund auf Reisen lebt oder weder Freund noch Vetter kennt,[1] wenn er Geld verdienen kann, wie z. B. die Bauern aus Bergamo und aus Spanien, der verdient den schärfsten Tadel (4, 25).

Freigebigkeit

§ 24. Diejenigen Güter, die Gott uns verleiht, sollen von uns in der Weise übernommen und ausgeteilt werden, die unserem Stande entspricht. Folgen wir dagegen einem regellosen Triebe, so handeln wir den Gesetzen der Freigebigkeit entgegengesetzt, die zu den höchsten sittlichen Tugenden zählt und von allen heidnischen und christlichen Schrifstellern so sehr gerühmt ist (2, 1).

Stolz und Freundlichkeit

§ 25. Der Stolz werde gemieden, besonders von Geistlichen; die Freundlichkeit gewinnt Liebe und Ehre (3, 32).

Jähzorn und Spiel

§ 26. Schlimme Laster sind der Jähzorn und das Spiel. Ersterer führt zu Blutvergiefsen und Verleumdung. Das Spiel verleitet den Menschen zuerst zum Geiz, dann zur Habgier, weil er immer alles wiederhaben will und doch nur verliert. Alsdann brandschatzt er alle Verwandten und Freunde, um schliefslich mit Frevelthaten und einem schimpflichen Tode zu enden (3, 4).

[1] Wat Vedder, wat Fründ; wer kein Geld hett, bliwwt mi von' Wagen! (Niederd. Sprichwort.)

Schwatzhaftigkeit

§ 27. Schwatzhaftigkeit und Überhebung verraten den Dummen und sind zu tadeln (2, 17).

§ 28. Das Schamgefühl treibt die Menschen, besonders die Frauen als die Schwächeren, oft zu Tode. So eine Belogene und Betrogene wird von nachbarlicher Hartherzigkeit einfach hingemordet (3, 13).

2. Bandellos Lebensweisheit.

Theorie und Praxis

§ 29. Der gebildete Praktiker geht über den reinen Theoretiker; ja zuweilen ist der bloſse Praktiker ohne Bildung, aber mit langer Übung, schon demjenigen weit überlegen, der in derselben Sache sehr gelehrt, aber ohne Erfahrung ist.

Diese Lehre beleuchtet Bandello mit der köstlichen Erzählung, wie der kluge und gelehrte Machiavelli sich im Lager zu Lambrate bei heiſsem Sonnenbrande stundenlang umsonst abmüht, einige tausend Bewaffnete nach einem von ihm erdachten Exerzier-Reglement aufzustellen, während der praktische Kriegsmann Giovanni delle Bande Nere dieselbe Schar in einem Augenblick ordnet und beliebig exerzieren läſst (1, 40).

Urteile mit Überlegung

§ 30. Urteile sind oft schwer abzugeben, so lange eine Sache noch nicht zu Ende ist; daher werden im allgemeinen die Dinge nach dem Erfolge beurteilt. Der Verständige wird aber bei vielen Dingen sagen können, ob sie gut oder schlecht sind, obgleich zur Zeit das Ende gut zu sein scheint. Sich zwecklos in Abenteuer zu stürzen, bei denen sie Staat, Leben und Ehre verlieren können, ist eine Gefahr, der besonders Fürsten ausgesetzt sind, die jung sind und leichtfertig erzogen wurden (1, 39).[1]

Daher ist ein Urteil nie leichtsinnig abzugeben, bevor nicht reiflich alles Einschlägige überlegt ist. Wer leichtfertig urteilt, zieht nur weniges in Betracht und irrt immer. Daher gab uns die Natur zwei Ohren, offen und ohne Hindernis, legte aber zwei Bastionen vor die Zunge, damit wir unsere Rede überlegen und nicht in den Tag hineinschwatzen. Die Simpel, die an wenig denken, sind sehr bereit, über alles, wovon man spricht, ihre Meinung abzugeben; da zeigt denn mancher seine Dummheit, der für weise und geistreich gehalten wurde. 'Bei viel Geschwätz wird die Sünde nicht fehlen,' lehrt die Bibel (1, 54; 1, 29).

Geistesgegenwart der Rede

§ 31. Zu loben ist die Geistesgegenwart, die in schwierigen Lebenslagen sofort einen kernigen, treffenden Ausspruch bei der Hand hat. Ganz besonders in folgenden Fällen: wenn das kluge Wort 1) aus Gefahr befreit, 2) Mitleid oder Gutes erwirbt, 3) Fehler

---

[1] Bandello spricht hier von den Kraftmenschen der Renaissancezeit und denkt z. B. an jenen tollkühnen Gonzaga, der sich nächtens mit jedem raufte, den er traf, wobei es gelegentlich tüchtig etwas für ihn absetzte.

Höherer fein andeutet, so dafs sie sich bessern oder schämen, 4) stolze Seelen, die keinen Tadel, sondern nur Lob ertragen, in vertrauter Gesellschaft so gewandt mit Spott zu treffen weifs, dafs die Dummen es gar nicht merken (1, 48).

§ 32. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt; Belege aus dem Gerichtssaal und von der Kanzel (3, 28). Extreme

§ 33. Kleider machen Leute.[1] Dazu vgl. unter Kap. I dieser Abhandlung (Archiv CVIII, 334). Kleider machen Leute

§ 34. *Il lupo muta il pelo, ma non cangia il vizio.* Wer bei guter oder schlechter Gewohnheit alt geworden ist, wird dabei sterben. Der gute Mensch kann auch zu Falle kommen, aber er bereut und sündigt nicht mehr; der böse thut wohl einmal Gutes, aber bald läfst er wieder ab und kehrt zum Bösen zurück (1, 6). Macht der Gewohnheit

§ 35. Höflichkeit gegen Fremde ist ein löblicher Brauch. Als Vorbild kann jener Edelmann aus Mantua dienen, der ungebeten Fremde in sein Haus holt und sie berät (1, 38). Höflichkeit

§ 36. Zu grofse Familiarität ruft Mangel an Achtung hervor und ist oft die Ursache, dafs der Untergebene seinem Herrn nicht die schuldige Ehrerbietung erweist, vielmehr mit anmafslicher, kecker Vertraulichkeit sich sehr schwer vergeht. Deshalb sollten sich Vorgesetzte mit ihren Untergebenen nie so vertraut machen, dafs sie diesen Gelegenheit geben, ihren Herren geringere Achtung zu beweisen und in ihrer Anmafsung häfsliche und ungehörige Dinge zu begehen. Ebenso sollten die Diener, wenn sie sich von ihren Herren geliebt wissen, sich doch klug zu beherrschen verstehen und immer demütiger werden, jedenfalls aber die Freundlichkeit ihrer Herren mit möglichst wenig Dreistigkeit erwidern (3, 25). Glaubt ein Höfling oder Diener seinen Herrn tadeln zu müssen, so sei er niemals voreilig. Grofse Klugheit verrät der, der seinem Herrn einen Wink giebt, ohne in Ungnade zu fallen. Eine feine Bemerkung vermag oft viel. Gar manche überschätzen aber ihr Wissen und ihre Stellung sehr und möchten ihren Brotherrn ohne jede Rücksicht vornehmen, und zwar am liebsten in Gegenwart recht vieler Leute, um ihre Gewichtigkeit zu zeigen. Wenn der Herr nun auch vielleicht seinen Zorn zuweilen hinunterschluckt, so wird er ihn doch sicher dem Tadler aufs Kerbholz schreiben und zu geeigneter Zeit und Stunde dem ein Licht aufstecken, der ihm heimleuchten wollte. Darum mache ein kluger Hofmann oder Diener seinen Herrn mit Vorsicht und Ergebenheit auf einen Irrtum aufmerksam, und zwar wenn sie ohne Zeugen sind (3, 26). Herren und Diener

Züchtigen soll man Diener nur einmal, sie ablohnen und sofort

---

[1] Sehr im Gegensatz zu Bandellos Lebenssatz steht ein anderer Dominikaner, Passavanti, in seinem Specchio della vera penitenza, cap. 282/3, nach S. Gregorio.

in Gottes Namen gehen lassen, wiedernehmen aber niemals. Ebenso sind Mohren oder gekaufte Sklaven zu behandeln, weil sie oft sehr bösartig sind. Darauf verstehen sich vorzüglich die Genuesen: haben sie einen Sklaven oder eine Sklavin, der Züchtigung verdient, so verkaufen sie ihn oder senden ihn nach Evizza (?) zum Salztragen (3, 21).

Nutzen des Lesens

§ 37. Wenn alle denkwürdigen Sachen aufgeschrieben würden, so würde häufig die Zeit, die jetzt verschwendet oder mit Allotria hingebracht wird, dazu verwandt werden, angenehme und nützliche Sachen zu lesen. Dann würden die Menschen auch oft die Gelegenheit, Böses zu thun, fliehen (2, 40).

§ 38. Erholung nach der Arbeit zu suchen, ist dringend anzuraten. Das haben auch zu allen Zeiten edle Männer gethan, Römer und Griechen, wie Scipio, Laelius u. a. Es ist keinem zu verdenken, die Seele von ernsten Dingen abzulenken und zu spielen, um dem Geiste wieder Kraft und Stärke zuzuführen. Dann kann er nachher die Last der Arbeit, die stets Sorge und Unruhe mit sich bringt, widerstandsfähiger auf sich nehmen (2, 40; 2, 45).

Vivete lieti! Lebt vergnügt! sollen nach Douglas' Untersuchung die letzten Worte unseres Dominikanermönches gewesen sein (vgl. Tafel). Sie würden seine ganze heitere, harmonische Weltanschauung kurz und bündig enthalten. Wer gedächte dabei nicht des *χαῖρε*, mit dem sich einst das lebensfrohe Griechenland begrüfste!

Übersichtstafel zu Bandellos Leben

(zum Teil nach Mazzuchelli und Morellini).

Um 1480 Matteo Bandello geboren zu Castelnuovo bei Tortona an der Scrivia.

1485 Matteo Bandello geboren nach Valerio (vgl. Giorn. Stor. 37, 150, 2).

1495 Vincenz Bandello, Matteos Oheim, Prior von S. Maria delle Grazie.

1497 B. im Kloster S. Maria d. Grazie. Leonardo arbeitet am Abendmahl. Besuch des Bischofs von Gurk.
2. 1. Beatrice d'Este, Gemahlin Lodovico Moros, †.

1500 Moro vertrieben. Güter der Bandello eingezogen.

1500—02 (?) B. Student zu Pavia.

1501 Vincenz Ordensgeneral der Dominikaner.

1504 B. mit Oheim nach Genua, streng religiös.
'Vita G. B. Cattanei'[1]

1505 17. 8. M. A. Colonna schlägt Alviano bei Torre di S. Vincenzo; bald darauf in S. Maria Novella zu Florenz (1, 18).

---

[1] Abgedruckt bei E. Masi, Vita italiana etc. Bologna 1900, S. 227—237.

1505 B. mit Oheim in Florenz (S. M. Novella). Neigung zu Violante Borromeo († 1506).
1506 B. mit Oheim in Rom und Neapel, wo Vincenz stirbt.
Alessandro und Ippolita Bentivoglio werden aus Bologna vertrieben, lassen sich in Mailand nieder.
1507 Rückkehr B.s nach Mailand. Julius II. verlangt Auslieferung oder Vertreibung der Bentivogli aus Mailand.
1507—12 B. thätig im Dienste der Bentivogli.
1508 Bentivogli, aus Mailand verwiesen, gehen auf die Terra ferma.
1508 (?) B.s Reise über die Alpen nach Blois (2, 6; 4, 16).
B.s lateinische Übersetzung von Dekameron 10, 8.
1509 Ligue von Cambray gegen Venedig; Julius II. Feind Venedigs, zum Teil weil dieses die Bentivogli duldet.
14. 5. Franzosen schlagen die Venetianer bei Ghiara d'Adda (3, 32).
13. 6. Einzug Ludwigs XII. in Mailand (3, 32).
1511 Die Bentivogli gewinnen Bologna wieder.
1512 11. 4. Schlacht bei Ravenna. Die Bentivogli verlieren Bologna für immer.
1512—15 Maximilian Sforza Herzog von Mailand.
1513 6. 10. B. fast Zeuge der Ermordung des Antonio Bologna (1, 26).
1515—47 Franz I.
1515 Sieg Franz' I. bei Melegnano; Maximilian tritt zurück (1, 28 N.).
1515—21 Lautrec Statthalter von Mailand.
1515—25 B. bald in Mailand, bald in Mantua. Enger Verkehr mit den Gonzaga, besonders Isabella und Antonia.
1515—27 Unerwiderte Liebe B.s zur Mencia in Mantua.
1518 18. 4. Isabellas Sittenzeugnis für B. (vgl. 3, 42).
Heirat Camilla Gonzagas (1, 7; 2, 52; 4, 6).
1519 20. 3. Francesco Gonzaga, Gemahl Isabellas, †.
1520 B.s lateinische Gedächtnisrede auf Francesco.[1]
1522 15. 8. Prospero Colonnas Sieg an der Bicocca (1, 27).
Franz II. Sforza Herzog von Mailand.
1523 B. Prior des Klosters von Crema.
1525 Schlacht bei Pavia. B.s Habe in Mailand geplündert. B. zur französischen Partei.
1526—28 Alessandro († 1532) und Ippolita Bentivoglio lassen S. Maurizio zu Mailand mit Fresken schmücken.
1526 Sept. B. im Lager des Giovanni delle Bande Nere (1, 40).
Okt. Enthauptung der Gräfin Challant (1, 4).
? Bemühungen des Markgrafen von Mantua in Rom, für B. zeitweilige Befreiung vom Zwange der Ordenstracht zu erlangen.
1527 Mai Erstürmung Roms.
Juni B. im Lager zu Viterbo (1, 41).
1528 B. vermittelt die Ehe zwischen Cesare Fregoso und Costanza Rangona.
Vermählung der Violante Bentivoglio mit G. P. Sforza zu Ferrara; anwesend B. und Filippo Baldi (2, 44).
1528—41 B.s enge Verbindung mit Cesare Fregoso.
1529—36 B. am Hofe Fregosos zu Verona.
1530 'Tre Parche' auf Fregosos Erstgeborenen Giano gedichtet (3 capitoli).
1536—37 B. mit Fregoso im frz.-ital. Heer gegen Genua und Piemont; mit Fr. auch nach Frankreich zum König.

[1] Abgedruckt bei Masi, a. a. O. Appendix II.

1536—38 'XI Canti' u. s. w. entstanden.
1537—41 B. mit den Fregoso in Castelgoffredo.
1541 3. 7. Cesare ermordet; Costanza aus Venedig verbannt.
1542 Costanza zieht sich mit B. nach Bassens a. d. Garonne zurück.
1542—Lebensende B. am Hofe Costanzas.
1544 'Canzona delle divine doti di Mad. Marg. di Francia' etc. (Tochter Franz' I.), mit Widmung in Prosa.
? B. widmet der Königin Margarete von Navarra seine Übersetzung der Ecuba des Euripides (4, 20).
1545 'XI Canti' gedruckt zu Agen bei Reboglio.
1550 Giovanni di Lorena, Bischof von Agen, †.
B. erhält das Bistum von Heinrich II., nebst der Hälfte der Einkünfte.
1550 1. 9. B. von Julius III. als Bischof bestätigt.
1560? B. tritt von seiner Würde zurück. Giano Fregoso folgt ihm († 1586).
1562? Bandello †.[1]
1554 Bandello, Le Novelle, Tomi 3, Busdrago, Lucca.
1573 Bandello, Le Novelle, Tomo 4, Marsilj, Lione.

[1] Vgl. Douglas, Certain tragical discourses of B. translated into English; dazu Giorn. Stor. 37, 148—51.

Florenz. H. Meyer.

Ergänzungen zu den Werken Claude Tilliers.

I. Gedichte.

Die vierbändige Ausgabe der Werke Tilliers, die 1846, zwei Jahre nach seinem Tode, in Nevers bei C. Sionest erschienen ist, enthält bei weitem nicht alles, was Tillier zu seinen Lebzeiten an verschiedenen Stellen in Clamecy und Nevers veröffentlicht hat. Schon die von Felix Pyat geschriebene Vorrede läfst das jeden Leser sofort erkennen. Sie erwähnt und kritisiert Tilliers Gedichte; die vier Bände aber bringen kein einziges. Unter den Citaten Pyats sind zwei längere, anscheinend wie die anderen aus Pamphleten genommen; die Werke enthalten diese Pamphlete nicht. Das eine der Citate S. XVI ff. (Archiv CVIII S. 92 ff. fast vollständig wiedergegeben) vermag ich noch immer nicht an die ihm gehörige Stelle zu verweisen; das andere S. LXII ff. findet sich in der ersten Sammlung der Pamphlete,[1] im zweiten, 1844 nach Tilliers Tod aus hinterlassenen Manuskripten durch Freunde zu einem notdürftigen Abschlufs gebrachten Bande. Die Abhandlung, der es entnommen ist, führt den Titel *De la Poésie* und enthält im wesentlichen eine für Tillier sehr bezeichnende Recension Victor Hugos, doch nur den ersten, absprechenden Teil. Ein zweiter im übrigen nun zustimmender Abschnitt sollte, wie es scheint, folgen; aber die Erörterung ist Fragment geblieben.

Dasselbe Pamphletbändchen bringt zum Schlufs die drei ersten der hier neu abgedruckten Gedichte. Das vierte ist dem

[1] Sie ist heute sehr selten geworden. Die Bibliothèque Nationale in Paris hat ein vollständiges Exemplar. Aufser diesem kenne ich nur noch eines, in Privatbesitz.

Indépendant (vgl. Archiv a. a. O. S. 102) vom 25. August 1831 entnommen, die drei letzten der *Association* (das. S. 106), Jahrgang 1842. Eine nähere Besprechung für später vorbehaltend gebe ich hier zunächst den blofsen Text der Gedichte. Doch sei wenigstens so viel vorbemerkt, dafs besonders die politischen und socialpolitischen nicht nur Stimmungen des Augenblicks, sondern zugleich, in poetisch gesteigertem Ausdruck, Überzeugungen wiedergeben, an denen Tillier bis zuletzt festgehalten hat.

1. La France libre.

O vous, qui chantez sur la lyre,
Un jour libre et serein sur nos fronts a brillé;
Abandonnez votre âme au souffle qui l'inspire,
Votre luth, sous leurs pieds ne sera point foulé:
Le luth est libre enfin d'un odieux scellé.

France, France, ont-ils dit dans leur folle pensée,
Tes peuples flétris expîront
Ces lauriers insolents dont ma vue est blessée;
Des rois humiliés je vengerai l'affront;
J'égalerai leur honte à leur gloire passée:
Le joug, un joug sanglant, écrasera leur front!

Ils l'ont dit: ô Français, oublions ce blasphême;
A ce dernier affront le glaive a répondu:
Ils l'ont dit, mais leur diadême,
A vos pieds, en débris, soudain est descendu.

Voyez-vous ce guerrier endormi sur son glaive?
De nocturnes brigands sur lui levaient leurs bras:
Ils prenaient son sommeil pour celui du trépas;
Mais un bruit le réveille, il tressaille, il se lève,
Il jette un cri puissant, et le perfide essaim
S'éloigne avec terreur et referme sa main.

O sublime Paris, ô cité généreuse,
Ainsi fut ton réveil! au cri de liberté,
Ce sol fécond en gloire a soudain enfanté.
Tu rassembles tes rangs, fière et silencieuse,
Sur toi vomit le bronze, et ton front est serein:
L'enfant même à frapper accoutume sa main;
Le père embrasse un fils qui meurt, et va combattre;
Le citoyen tombé, qu'un glaive vient d'abattre,
Léguant au citoyen son fer ensanglanté,
Murmure en expirant: Liberté! liberté!

Et lorsque la victoire eut fait tomber leurs armes,
Quand sur leurs frères morts ils répandaient des larmes,
Ils disaient aux vaincus, fumants d'assassinats:
Un citoyen sait vaincre, il ne se venge pas.

Et vous, d'un jour sanglant inutiles victimes,
Généreux compagnons frappés avant le temps,
Vous dont la mort ne fut qu'un crime après des crimes,
Une tache de plus sur le lys des tyrans,
Dites, quand la France est vengée,
Vos mânes s'agitant sous leur sanglant linceuil,
Et fiers d'avoir enfin une terre purgée,
N'ont-ils point tressailli dans l'ombre du cercueil?

O France! un sang bien cher a coulé de tes veines,
Tu triomphe en habit de deuil,
Mais sous tes pieds sanglants est un sceptre et des chaînes,
Mais ton front resplendit et de gloire et d'orgueil!
Comme un astre égaré reparais dans l'espace,
Parmi les nations viens reprendre ta place:
A l'homme qui sera ton premier citoyen,
Dis: Comme moi, des lois porte l'étroit lien;
J'ai longtemps dans ma main pesé le diadême:
Instrument couronné de mon pouvoir suprême,
Tout l'éclat de ton front n'est qu'un reflet du mien.

Qu'ils marchent contre nous ces bataillons d'esclaves,
Du Nord et du Midi qu'ils marchent à la fois;
Nous sommes les fils de ces braves
Qui posèrent leurs pieds sur le front de leurs rois.
Que du Rhin à l'Adour le tocsin sonne aux armes:
Aux armes, citoyens; debout, debout, marchons!
Avant un repos libre, encore le jour d'alarmes.
Sur leurs débris sanglants demain nous régnerons!

Partout, partout le fer en un glaive se change;
Il brille, il est tranchant, il est prêt à frapper:
Qu'ils marchent; le serpent qui rampe sous la fange
Peut-il forcer l'aigle à ramper? 1830.

2. Hommage à la mémoire des citoyens morts dans les journées des 27, 28 et 29 juillet.

Fléchissons le genou: sous cette croix sacrée
Leurs corps reposent sans linceuil;
Mais ils ne laissent point une cendre ignorée:
Sur ce pavé sanglant la gloire reste en deuil.

Ce jour libre et serein levé sur ces rivages,
De leur sang ils l'ont acheté;
Ils en ont vu l'aurore à travers des nuages
Et leurs restes sanglants seuls ont la liberté.

Si l'Europe demande et leur nom et leur vie,
Nous dirons: A la France ils ont donné leurs jours.
Sait-on quelles gouttes de pluie
Ont gonflé le torrent qui renverse des tours?

Hier, hier encore, ils passaient en silence,
Un roi les appelait peuple esclave, troupeau;
Mais l'immortalité pour eux déjà commence:
On porte envie à leur tombeau.

Pleurons ici, Français, pleurons; mais sur leur cendre
N'allons point entasser des marbres et l'oubli:
Sur ces pompes des morts une ombre aime à descendre;
Les tyrans sur leur tombe ont des marbres aussi.

Mais s'il est autour d'eux quelque tronçon d'épée
Qui dans la poudre resplendit,
Quelque écharpe sans lys et dans le sang trempée:
A leur croix immortelle attachons ce trophée;
Ce signe sur leur croix à leur gloire suffit.

Si vous voulez qu'ils aient des larmes,
Faites pleurer sur eux vos femmes à genoux;
Vous, guerriers citoyens, vous, vous avez des armes;
Savez-vous quel hommage ils attendent de vous?
Comme ces grondements que suivent les orages,
Un bruit sourd de l'Europe a troublé les rivages;
Ces rois, ces empereurs, ils n'ont point oublié
Qu'ils ont pu de son trône exiler un grand homme
Et charger de son sceptre un débile fantôme:
Ils pèsent en leurs mains l'or qu'on leur a payé.
Contemplant avec crainte un peuple sans entraves,
Ils murmurent les noms et de maître et d'esclaves,
De troupeau révolté qu'il faut enfin punir,
Et qu'en festins, aux rois il est temps de servir;
Et quand, usant d'un droit reconquis avec gloire,
Vous voudrez recueillir un prix de la victoire,
Briser un vain contrat par le glaive imposé,
Et mettre un prix au sang que vous avez versé,
De vos rois, diront-ils, les titres sont nos titres ...
Insensés, de nos lois qui vous fit les arbitres?
Nous ne souffrirons point que de la liberté
Un germe, sur nos bords par l'aquilon jeté,

Près du trône, en secret, fructifie et s'élève,
Domine enfin nos fronts et brave notre glaive!

Que leur courroux s'exhale en murmures, en cris;
Mais s'ils osent toucher ce sol avec des lys,
Que leurs vains bataillons se perdent en nos plaines
Comme un amas neigeux aux roches suspendu,
Qu'en ses flancs mugissants un volcan a reçu.
Alors, à vos martyrs, offrez, offrez leurs chaînes,
Et qu'un sceptre insolent, plus puissant que les lois,
Jamais ne prédomine à côté de leur croix.

Mais il est pour leur cendre encore un digne hommage;
L'homme dont vous avez purgé ce beau rivage
Ne veut point oublier que son front fut brillant:
A son fils, ver impur qui deviendra serpent,
Il ose, il ose encor léguer en héritage
Ce sceptre dans le sang par vos mains ramassé,
Et ce siècle de gloire aujourd'hui commencé.
Si ce vain rejeton d'un vieil arbre en ruines,
Un jour, au sol Français veut jeter ses racines,
Avant son joug honteux subissons le trépas:
Un peuple libre tombe et ne se courbe pas.
Ne laissons que la cendre aux esclaves qu'il traîne;
Que des palais brisés seuls restent son domaine,
Et que son drapeau blanc, blanc comme est le linceuil,
N'ombrage de la France, hélas! que le cercueil.

Et vous, qu'en expirant ils léguaient à la France,
Qui n'osant avouer le tourment de la faim,
  Venez vous asseoir en silence
Sur les tombeaux de ceux qui vous donnaient du pain,
Je voudrais soulager votre noble indigence;
Mais caché, comme vous dans l'ombre et le silence,
Et trempant comme vous mon pain de mes sueurs,
Je ne puis vous donner que mes chants et mes pleurs.

3. A Elle.

Lorsque pensant à toi, je jette de mon âme
  Pour adieux un doux chant
A l'automne qui meurt, comme une blanche femme
  Qui sourit en mourant,

Dis! vas-tu comme moi, mon ange, ma chérie,
  Par ces derniers beaux jours,
Dans le chemin bordé d'un peu d'herbe flétrie,
  Rêvant de nos amours?

Ou par ce blanc soleil, blanc comme un front sans rose,
Où la mort a passé,
Viens-tu voir au vallon s'il reste quelque chose
Du bonheur effacé?

Vas-tu, laissant tomber ta noire chevelure
De ton beau front penché,
Cherchant comme un glaneur sur la pâle verdure
Quelque gazon couché?

Pauvres oiseaux, qui n'ont que le bois qui frissonne
Et qu'on ne peut fermer,
Ensemble pleurons-nous la saison qui nous donne
Un nid pour nous aimer?

Dis-tu, lorsque tu vois la branche dépouillée
Et qui frissonne aux vents,
Ange, dis-tu: notre âme, hélas! s'est effeuillée
Comme elle pour longtemps?

Dis-tu, quand les oiseaux, vers un autre rivage,
Aux cieux vont en ruban:
Tels s'en vont nos amours, doux oiseaux de passage,
Dont l'aile craint l'autan?

Ils reviendront encore au nid qui les rassemble,
Des ailes se mêler,
Quand le taillis aura sous sa feuille qui tremble
Un peu d'herbe à fouler.

Ainsi que toute terre et comme toute année,
Notre âme a son hiver;
Et ses festons traînant sur la terre fanée
Et qui n'ont rien de vert;

Et ses jardins flétris jusques à la racine,
Et son troupeau charmant
D'amours, sous des rosiers qui n'ont plus que l'épine
Endormis tristement;

Et ses beaux pavillons que l'aquilon assiège,
Fermés jusqu'au zéphir,
Où, comme un blanc pigeon, aux combles pleins de neige,
Niche le souvenir.

Mais elle a son printemps, qui reverdit et pousse
Au coin le plus obscur,
Qui revêt tout sentier d'herbe fine, et de mousse
Le rocher le plus dur;

Et ces enlacements pleins de si douces choses,
Qu'ils appellent baiser;
Frais papillons, toujours qui vont aux mêmes roses
Ensemble se poser.

Elle a ses pleurs aussi, douce averse qu'essuie
Un regard de tes yeux;
Et ces nids où l'on est sous l'épine fleurie
Comme un ange est aux cieux.

Ah! de ce doux printemps, une heure, encore une heure,
Car c'est toi qui le fais;
Un regard de tes yeux, qu'il sourie ou qu'il pleure,
Et puis l'hiver après!

4. Le poète mendiant.[1]

Au supplice de naître, aux pleurs, à l'indigence,
Pourquoi fus-je appelé? pourquoi
Celle qui me reçut au seuil de l'existence
N'eut-elle en m'étouffant, hélas! pitié de moi?

Pourtant, en cette coupe amère,
Ta lèvre avait trempé, tu prévoyais mon sort:
Au lieu d'un lait impur, il fallait, ô ma mère!
Me donner un poison avec un chant de mort.

Le laboureur, au champ que sa main purifie,
Etouffe un germe impur nourri dans les sillons:
Aux riches seuls convient la vie;
Ils sont le froment pur; nous, l'herbe et les chardons.

Mais un chant de triomphe autour de moi résonne;
Je suis libre, ont-ils dit: le peuple souverain
Sur son front gigantesque a remis sa couronne,
La liberté revient, son niveau d'or en main.

Moi libre ... Avec du pain qu'on me donne une chaîne:
Le serf plus que le pauvre a de félicité:
Pleurer dans le vallon ou pleurer dans la plaine,
Voilà pour nous la liberté.

Je suis de seuil en seuil; oh, pénible voyage!
Je vais et je reviens: partout est la douleur,
Le dédain qui repousse et chasse avec outrage,
Ou la pitié qui donne en vous froissant le cœur.

[1] Nach einer Abschrift, die ich Herrn Lutignier, Instituteur und Bibliothécaire adjoint in Clamecy, verdanke.

A ce banquet commun qu'ils nomment l'existence,
Où le fort, qui domine et mange un glaive en main,
Nourrit son embonpoint des sueurs de l'indigence,
J'obtiens avec effort les miettes du festin.

Un ange à mes haillons pourtant daigna sourire,
Sa main à mon berceau suspendit une lyre:
«Prends, va, prends, m'a-t-il dit, ce hochet plein de fiel:
«Pauvre enfant, c'est pour toi tout ce que fit le ciel.»

Je grandis et ma main s'égara sur l'ivoire;
Mais l'ivoire n'a pu jeter
Que des accents plaintifs inconnus à la gloire,
Et que l'écho des bois seul voulut répéter.

L'amour, au front paré de rubans et de soie,
Regarde mes haillons et passe avec dédain:
L'amitié qui sourit jamais n'a pris ma main
Et fait luire en mon cœur un court rayon de joie.

J'envie au malheureux dont l'œil s'est effacé,
Son chien, ce seul ami que frappe sa parole,
Pour lui de la pitié qui recueille l'obole
Et lui lèche la main quand il est repoussé.

Mon cœur, pour ce néant, n'était point fait peut-être;
Au premier souffle du zéphyr,
Sur ce sol préparé des fleurs allaient paraître;
Mais un souffle de mort, hélas! fit tout périr.

Le malheur, dans mon âme à moitié dévorée,
Où d'instant en instant brille à plein un éclair,
N'a laissé qu'une fibre ardente et déchirée,
Que la douleur étreint avec ses mains de fer.

Connais-tu ces déserts et sans ombre et sans vie,
Où de tous les zéphyrs le souffle est embrasé,
Où jamais une fleur ne s'est épanouie,
Et qu'un nuage errant jamais n'a traversé?

Voyageur égaré dans ces lacs de poussière,
Plein d'espoir à l'aurore, au soir, rempli d'effroi,
J'avance, un même azur afflige ma paupière,
Et le même horizon toujours est devant moi.

Il ne viendra pour moi qu'une heure douce et belle,
C'est cette heure d'adieu, de liberté, d'amour,
Où l'âme libre enfin de sa prison mortelle,
Commence une autre vie en un autre séjour.

Pourtant, sur tous les fronts j'ai vu briller la joie,
Voilà bien dans leurs mains la coupe du bonheur:
Qu'ont ils de plus que moi, un vêtement de soie?
Hélas! et de plus qu'eux, moi j'ai peut-être un cœur.

Vois-tu cet insecte volage,
Aux ailes de soie et d'azur,
D'un lis agité par l'orage,
Tomber dans un bourbier impur?

Quand le printemps sourit, quand la fleur est nouvelle,
Vois-tu le tronc mort et séché
Que l'oiseau n'ose plus effleurer de son aile,
Où seul le ver impur sous la mousse est caché?

Voilà, voilà mon sort; aux haillons que je traîne,
Du bord de leur parure ils craignent de toucher.
Ce globe est fait pour eux: ce globe est leur domaine;
Ils défendront bientôt au pauvre d'y marcher.

Dans leurs jardins grillés j'ai vu la foule errante
Croiser ses flots changeants et mêler ses couleurs,
Comme dans la forêt, quand la brise naissante
Mélange les rameaux en fleurs.

Debout avec un glaive, aux portes interdites,
Un soldat attentif veille en comptant ses pas:
Leurs chiens peuvent franchir après eux ces limites,
Et nous, hommes déchus, nous ne le pouvons pas.

Eh! que n'empêchent-ils aussi que de leurs fêtes
Un son n'arrive à nous comme un faible soupir,
Et que de ces berceaux qui pendent sur leurs têtes,
Un parfum dérobé sorte avec le zéphyr?

De tous les monuments dont ils couvrent la terre,
Le seul qu'ils daignent nous ouvrir,
C'est l'église où nos fronts s'inclinent sur la pierre,
Et l'infaillible hospice où nous allons mourir.

Qu'ont-ils de plus que nous? l'or qui vient de leurs pères,
L'or qu'ils ont dans la fange en se baissant trouvé,
L'or dont on a payé leurs vices mercenaires,
L'or qu'au faible orphelin leurs mains ont enlevé.

Cet or, c'est la beauté qu'on cherche et qu'on encense,
Le bonheur qui sourit aux crédules humains,
La vertu qu'on révère et que l'on récompense,
La gloire qui frappe des mains.

Mais que font les dédains de ce brillant vulgaire,
Qui n'a rien qu'un peu d'or de plus que ses valets?
Tout son éclat est fait de boue et de poussière:
Je n'ai pour ses faux biens que des regards distraits.

Que je trouve un abri, quelque chaume où ma lyre
  Exhale en paix des sons perdus,
Que j'aie à mes chansons le pâtre pour sourire,
  Je ne demande rien de plus. 1831.

5. La pauvre mendiante.

Ce globe où nous errons n'est pas notre patrie;
Vers ces arbres riants où pend un fruit si doux,
Vers ce chaume qui met à l'abri de la pluie,
En vain, ô mon enfant! tu tends la main et crie:
Ce chaume, ces doux fruits, ils ne sont point à nous.

Des hommes en enclos ont partagé la terre,
  Ils ne laissent à l'orphelin
Que l'aspect du soleil, l'eau qui le désaltère,
Et pour se reposer la pierre du chemin.

  Je t'ai conçu dans les alarmes;
Souvent dans ton berceau mes cris t'ont réveillé;
Quand ta bouche pressait mon sein gonflé de larmes,
Mon sein ne te donnait qu'un lait aigre et troublé.

Pour ceux qu'il a soumis à son fatal empire,
  Le malheur a des sceaux divers:
L'un comme un fer ardent brûle, et l'autre déchire;
Celui-ci nous étreint comme étreignent des fers.
Quelquefois au milieu des hommes qu'il décime,
  Promenant son doigt qui flétrit,
Comme on sacre les rois, il sacre une victime
Et lui met sur le front un sceau qui resplendit.
Mais toi, d'un signe affreux que la misère creuse,
Il t'a marqué, mon fils, à ton premier soleil;
L'aurore de tes jours est sombre et pluvieuse,
Et le soir à l'aurore, hélas! sera pareil.

Quelquefois tes regards semblent chercher ton père,
Je te montre le ciel et nomme le Seigneur;
Un homme un jour ou deux aima ta pauvre mère,
Tu lui dois l'existence et moi le déshonneur.

Enfant, toi qui souris quand ma main te caresse,
Tu ne sais pas encor toute notre détresse:

Ce morceau d'un pain noir qui t'a rassasié
Et que ta main émiette aux oiseaux de la rue,
Dont le gazouillement en passant nous salue,
Tandis que tu dormais, moi je l'ai mendié.

Quand le dimanche vient, aux portes de l'église
Souvent dans la poussière avec le pauvre assise,
Je courbe tout le jour mon front humilié;
Mais du pauvre orphelin aucun ne prend pitié.
Et la belle marraine à l'autel attendue,
Qui va le sein paré de rubans et de fleurs,
Passe avec un sourire et détourne la vue
Pour ne point s'attrister à l'aspect de nos pleurs.

Souvent dans le hameau de chaumière en chaumière
Je vais du malheureux bégayant la prière,
Et montrant nos haillons et le jour qui finit,
Je demande pour toi l'asyle d'une nuit.

Vous qu'un époux ingrat n'a pas abandonnée,
Dis-je, à ce pauvre enfant qui vers vous tend les bras,
Donnez un peu de paille aux pauvres destinée;
Vos chiens ont un abri, nous, nous n'en avons pas.
Mais l'humble villageoise à ma voix attendrie,
Nous donne avec regret un morceau de son pain;
Elle craint de bénir une mère avilie,
Et me dit: maintenant passez votre chemin.

Je sais, ô mon enfant, un plus heureux rivage,
Mais je ne puis partir et m'éloigner sans toi;
Quand ils repousseront ta main avec outrage,
Qui te dirait encor: mon fils, embrasse-moi?

Et si tu grandissais au séjour de la vie,
   Pauvre enfant, qu'y pourrais-tu voir?
L'opprobre du matin faisant l'honneur du soir;
La misère à tout seuil amenant l'infamie,
Et tout autel désert quand il n'est point doré;
Un peuple, roi déchu, par la faim dévoré,
Et le riche faisant une éternelle orgie
Du festin que le ciel pour tous a préparé.

Si pourtant cet amour, cette source de flamme,
Lorsque je t'ai conçu qui dévorait mon âme,
De mon sang dans le tien épanchant ses ardeurs,
Un jour, quand le printemps de l'homme est dans sa sève,
Lorsque des passions le flux vient et s'élève,
   Se répandait en chants vainqueurs —

Mais non, pauvre héritier d'un triste nom de femme,
Comme de vains sanglots qu'on n'a pas entendus,
Laisse mourir un nom que le néant réclame;
La gloire, au milieu d'eux, est un tourment de plus.

Vois couler à nos pieds cette onde hospitalière,
Ainsi que sur les bords le calme est dans son sein;
Là, tu ne verras plus pleurer ta pauvre mère;
Là, nous n'aurons plus froid, là, nous n'aurons plus faim.

1842.

6. A la Folie.

Trop longtemps, aimable folie,
Tu voulus déguiser mes maux;
Adieu, mon oreille vieillie
Se ferme au bruit de tes grelots.

Si parfois la raison sévère
Ecartait ton hochet trompeur,
Et par un chemin solitaire
Voulait me conduire au bonheur;

Du bras que me tendait mon guide
Rejetant l'importun appui,
Attends, disais-je, qu'une ride
Ait sillonné mon front blanchi.

J'aime ma paisible indigence;
Mollement bercé par les jeux,
Endormi par l'insouciance,
J'ai quelquefois un songe heureux.

Sur l'avenir au front mobile
Qu'ils jettent des regards tremblants,
Ces grands, sur un autel fragile
Offerts un jour à notre encens;

Moi, d'une terreur importune
L'avenir ne peut m'agiter;
Je n'ai rien que de la fortune
L'inconstance puisse m'ôter.

Je le disais, et sans envie,
Sans crainte, comme sans regrets,
Sur le sol changeant de la vie
Les yeux fermés je m'avançais.

Mais vois cet enfant sur la grève
Séduit par un calme trompeur,
Livrer au flot qui la soulève
L'humble nacelle du pêcheur.

A peine un léger bruit d'orage
A troublé le repos des airs,
Et la foudre est dans le nuage
Muette encore et sans éclairs.

Sur l'onde, encor tranquille et pure,
Il laisse flotter l'aviron,
Et s'endort au léger murmure
Des flots qui bercent le gazon.

Mais l'aquilon s'élève et gronde;
Comme un nid tombé des roseaux,
La barque, au caprice de l'onde,
Erre et s'agite sans repos.

Et le lendemain sur la plage,
Dans la grève, au pied d'un écueil,
On vit le pêcheur du village
En pleurant creuser un cercueil.

Sous un ciel chargé de nuages,
Ainsi j'allais seul et sans voir;
L'éclair, qui prélude aux orages,
Rougit le front voilé du soir.

Mais l'âge des erreurs expire;
Ainsi qu'en un jour pluvieux,
S'efface au souffle du zéphire
L'arc humide qui peint les cieux,

Les songes riants du bel âge,
Des portes du ciel échappés,
Aux sons d'une voix douce et sage
Loin de moi se sont dissipés.

La raison, sans être appelée,
Revient, et sur mon front blanchi
Me montre une fleur effeuillée
Et le vide d'un léger pli.

Trop longtemps, aimable folie,
Tu voulus déguiser mes maux;
Adieu, mon oreille vieillie
Se ferme au bruit de tes grelots.

1842.

7. Stances.

Ange, ô mon bien céleste,
Pourquoi, si j'ai ton cœur,
Ne pas donner le reste,
Après l'encens la fleur?

Sur ma lèvre brûlée,
Laisse un peu s'épancher
La coupe emmiellée,
Qu'il ne faut que pencher.

Laisse, dragon avare,
Laisse là ton trésor;
Suis aux bois qu'avril pàre,
L'oiseau qui prend l'essor.

Veux-tu donc, triste sainte,
Sur ton front solennel
Garder la beauté peinte
Pour les vers de l'autel?

Devant ta froide niche
A qui vient s'incliner,
Divinite postiche,
N'as-tu rien à donner

Que la blanche lumière
De ta lampe d'argent
Et de ton front de pierre
Le carmin et le blanc?

Quand dans l'onde étincelle
Ta beauté douce à voir,
Dis-tu: je ne suis belle
Rien que pour ce miroir?

La pure et belle rose,
Dis, a-t-elle un parfum,
Du jour qu'elle est éclose,
Qui ne vienne à quelqu'un?

Est-il, quand avril pleure,
D'un nuage doré
Une goutte qui meure
Sans mettre une herbe au pré?

Est-il, quand l'aube rouvre
Son œil pareil au tien,
Un rayon qui ne couvre
Et ne réchauffe rien?

Dans un baiser de flamme
Pourquoi laisser aller
Ton âme avec mon âme
Quelquefois se mêler?

Pourquoi ta tête blonde,
Sur mes genoux tombant,
Comme un saule sur l'onde
Va-t-elle s'effeuillant?

Pourquoi sous le feuillage
Aller, quand tout fleurit,
Tourterelle sauvage
Qui ne fait point de nid?

Quand à l'amour on dresse
Un autel en son cœur,
Ce qu'on garde est tristesse,
Ce qu'on donne est bonheur.

Cher ange de la terre,
Si j'étais ange aux cieux,
D'éclat et de lumière
Plus que toi radieux,

Sans regret, sans échange,
Va, je te donnerais
De ma parure d'ange
Tout ce que tu voudrais.

Tiens, dirais-je, à ton voile
Un saphir manque encor,
Prends la plus belle étoile
De ma couronne d'or,

Va suivre sur mes ailes,
Au ciel qui resplendit,
Ces feux, blanches prunelles
Qui s'éveillent la nuit.

Ce trône de lumière
Dont je suis descendu,
Mets-le près de ta mère;
Prends ma robe d'élu.

Mais laisse-moi, ma sainte,
Mon cœur pour t'adorer,
Et ma paupière éteinte
Hélas! pour te pleurer.

Je ne suis qu'une feuille
Aux parfums oubliés
Près des roses qu'on cueille
Qui se fane à tes pieds.

Je te demande en grâces
Que, pour me ramasser,
Au chemin où tu passes,
Tu daignes te baisser.

1842.

II. Eine Episode aus *Mon oncle Benjamin* in seiner ersten Gestalt.

Der humoristische Roman *Mon oncle Benjamin* ist das Werk, dem Tillier sein Fortleben vorzüglich in Deutschland verdankt. In Frankreich, selbst in der engeren Heimat Tilliers, nur etwa seine Geburtsstadt Clamecy ausgenommen, wird das Buch wenig gelesen; nicht dem Dichter, sondern dem Pamphletisten gilt die Büste, die man, als Gegenstück zur Büste Adam Billauts, in Nevers vor dem alten Palast der Herzöge von Nivernais 1879 aufgestellt hat. Den Pamphletisten zuerst versuchte man in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches wieder zu lebendiger Wirkung zu bringen.[1] Später wurde auch *Mon oncle Benjamin,* wie schon vorher in der Schweiz und in Belgien, in Frankreich mehrmals neu gedruckt, 1882 sogar in einer von Charles Monselet eingeleiteten, von Sahib ziemlich nüchtern illustrierten Luxusausgabe. Die nicht sehr starke Auflage ist heute vergriffen, scheint aber nur in den Bücherschränken von Bibliophilen ein unfruchtbares Dasein zu führen. Die Gründe so verschiedener Schätzung

[1] Paul Meunier, Nevers historique et pittoresque, 2e éd. Nevers 1901, S. 138.

des Werkes in Frankreich und bei uns, wo es übersetzt allen landläufigen Universalbibliotheken angehört, hat eine tiefer greifende und in die Ästhetik des Humors eingehende Untersuchung aufzudecken; hier will ich heute nur den Text einer später unterdrückten Episode aus der Feuilletongestalt des Romans wieder ans Licht ziehen.

Mon oncle Benjamin begann in der *Association* am 6. März 1842, einem Sonntag, zu erscheinen. Leider hat sich selbst in Nevers kein vollständiges Exemplar dieser Donnerstags und Sonntags ausgegebenen Zeitung erhalten, die es nur auf drei Jahrgänge brachte, und deren Hauptredacteur Tillier zwei Jahre lang gewesen ist. Nur sechs Feuilletons mit Abschnitten des Romans bieten die Nummern, die noch aufzufinden dem überaus freundlichen Bemühen Herrn Duminys, Stadtbibliothekars von Nevers, gelungen ist. Aber klein gedruckt, wie sie sind, geben sie zusammen doch einen nicht unbeträchtlichen Teil des Ganzen. Sogleich die Nummer vom 6. März führt bis fast ans Ende des zweiten Kapitels, und die vierte Nummer (vom 21. April) umfaſst sogar den Inhalt der Kapitel 8 bis 10 und noch die zwei ersten Absätze des elften. Dann aber stockt die Arbeit. Die bevorstehenden Neuwahlen zur Deputiertenkammer geben dem politischen Redacteur so reichlich über dem Strich zu thun, daſs erst am 24. Juli die Fortsetzung erscheinen kann, die dann, in gröſserem und weiterem Druck, nur das jetzige elfte Kapitel zu Ende bringt. So belehren uns diese Fragmente doch einigermaſsen über die Entstehung des Romans. Sie bieten aber auch sonst nicht wenige stilistisch und für die Komposition bemerkenswerte Abweichungen, von denen zunächst die am meisten auffallende, eine ganze später gestrichene Episode, hier mitgeteilt werden soll. Sie schlieſst sich an das jetzige sechzehnte Kapitel. Auch die Kapiteleinteilung fehlt noch in der *Association*; nur die zweite der erhaltenen Nummern trägt die Überschrift des dritten Kapitels der Buchausgabe. Der letzte Satz des sechzehnten findet sich im Feuilleton noch nicht; es heiſst statt dessen:

En ce cas, dit Guillerand, il faut que je fasse dire à ma femme que je suis un peu gris, c'est-à-dire, hors d'état de faire la classe.

Vas-y toi-même, dit Arthus, afin qu'elle te croie mieux.

En ce moment, M. Dulciter, ce procureur dont nous avons déjà eu

occasion de parler se présente à la porte; il avait un habit noir, une culotte noire, une perruque rousse et des bas zébrés; mais l'homme, l'habit, les bas et la perruque étaient si secs, que vous eussiez dit que le tout avait été cuit au four.

Messieurs, dit-il, en faisant une petite révérence aigrelette, pourrais-je avoir l'honneur de parler à M. Rathery?

Impossible, dit Rapin, devinant la mission dont il était chargé. M. Rathery est au lit, il a le transport; le chagrin de se voir emprisonné lui a donné une fièvre chaude.

Ce pauvre M. Rathery, dit Dulciter, je suis désolé du malheur qui lui est arrivé, et je vous prie, maître Rapin, de lui en témoigner mes regrets.

Quand j'aurai un moment à moi, dit Rapin, je ne manquerai pas de faire votre commission.

Alors, poursuivit Dulciter, c'est à M. Boutron lui-même que je voudrais parler. Mon client Castoréum a obtenu une contrainte par corps contre M. Rathery pour quelques chapeaux qu'il lui doit; il sait que vous avez l'intention de libérer votre ami envers Bonteint, belle et généreuse action, dont je vous félicite tous, Messieurs, et il m'a chargé, afin de retenir M. Rathery en prison, de déposer sa pension mensuelle entre les mains du geôlier.

Et voilà, dit Arthus, comme vous prenez part au malheur de M. Rathery?

Que voulez-vous, mon bon M. Arthus, dit Dulciter, j'ai fait tout ce que j'ai pu pour déterminer mon client à se désister de ses poursuites envers M. Rathery, l'assurant qu'il serait bien payé; si même j'avais eu des fonds, je me serais fait un plaisir d'avancer cette bagatelle. Mais Castoréum n'a voulu rien entendre; je vous assure, M. Arthus, que j'ai été hier malade toute la journée de ce qu'on m'obligeait de traiter si rigoureusement un des hommes que j'estime le plus. Mais la loi a des exigences auxquelles nous ne pouvons nous soustraire.

En ce cas, dit M. Minxit, vous allez être bien heureux d'apprendre que vous arrivez trop tard, M. Rathery est libre depuis un quart d'heure.

Comment, s'exclama Dulciter devenu jaune comme son jabot; M. Rathery est libre depuis un quart d'heure, et qu'est-ce qui prouve cela, M. Minxit?

Voilà, dit le geôlier, la quittance de Bonteint et l'ordre de M. le bailli de mettre M. Rathery en liberté.

Cela est vrai, dit Dulciter, parcourant avec angoisse les papiers que lui avait remis Boutron, tout cela est en bonne forme, rien n'y manque; alors, messieurs, je n'ai plus rien à faire ici, permettez-moi de vous souhaiter le bonjour.

Point du tout, dit Rapin, nous avons si rarement le bonheur de vous avoir parmi nous, qu'il faut que vous nous en laissiez profiter un instant. M. Boutron, un verre à M. Dulciter, s'il vous plaît.

Désolé de vous refuser, maître Rapin, mais je me suis fait une habitude de ne boire que de l'eau, vous savez que dans notre état il faut toujours être maître de sa raison.

Mais, dit Arthus, ce n'est pas un verre de Bordeaux qui vous l'ôtera, votre raison?

Oh! M. Arthus, que penseraient de moi mes clients s'ils apprenaient que je m'absente de mon étude pour gobeloter.

L'expression est peu polie, dit M. Minxit; pour que nous l'oubliions, il faut que vous buviez un verre de Bordeaux à notre santé.

Puisque vous l'exigez, honorable M. Minxit.

Il est dans la vie d'insurmontables tentations. Dulciter se laissa séduire par le Bordeaux; il en accepta un second verre sans objection, et le troisième il se versa lui-même.

On était arrivé au Champagne, mais lentement, comme y arrivaient toujours les amis de mon oncle; le premier clerc de Dulciter vint lui annoncer qu'un client voulait lui parler.

Vous direz à ce client, s'écria Arthus, que M. Dulciter n'a pas le temps de l'entretenir à cette heure.

Oui, Scripturus, ajouta Dulciter, vous lui direz que je n'ai pas le temps de l'entretenir à cette heure, que je suis à déjeûner avec des amis — et il but une rasade de Champagne.

Mais, dit Rapin, que penseraient de vous vos clients s'ils vous voyaient ainsi gobeloter.

Ne vous inquiétez pas de cela, M. Rapin, et versez toujours.

Mais vous oubliez, confrère, que dans notre état il faut toujours être maître de sa raison.

Verse donc, Rapin, s'écria Dulciter, ou je t'envoie mon verre à la tête; et en disant cela il se laissa tomber le front sur la table et s'endormit la tête dans son assiette.

Qu'allons nous faire maintenant de ce drôle qui a eu la prétention de nous persiffler, dit Rapin.

Il faut, dit Parlanta, le porter sur la paille au milieu des prisonniers.

Non, dit Guillerand, il est fabricien, il faut l'aller mettre dans son banc d'œuvre.

Ce n'est pas cela, répondit Arthus, il faut larder sa perruque comme un foie de veau et la mettre à la broche, nous la lui ferons manger à son réveil.

Fi donc, dit Milletot,[1] il n'y a rien d'ingénieux dans tout cela, je vais lui attacher un distique derrière le dos.

Voyons ton distique, dit Arthus.

Diable, dit Milletot, tu es bien pressé: crois-tu donc qu'un distique se fait en aussi peu de temps qu'il t'en faut pour dévorer un poulet?

C'est que j'ai grand'peur, répliqua Arthus, que Dulciter ne soit dégrisé avant que tu n'aies trouvé ton premier hémistiche.

Sur ces entrefaites revinrent Benjamin et Machecourt. La question fut soumise à mon oncle.

M. Boutron, dit Benjamin, avez-vous une civière?

---

[1] Der Millot-Rataut der Buchausgabe.

J'en ai une demi-douzaine à votre service.

Et pourriez-vous nous procurer un paquet de chandelles?

Vingt, si vous voulez, M. Rathery.

En ce cas, dit mon oncle, voici ce qu'il faut faire. Nous mettrons Dulciter sur la civière avec la nappe par-dessus en guise de linceuil. Nous entourerons ladite civière de chandelles allumées pour que la chose produise plus d'effet, et nous porterons le drôle processionnellement jusqu'à sa porte. Si nous pouvions avoir deux violons, ce serait encore mieux.

C'est cela, s'écrièrent tous les convives, voilà le programme arrêté.

Oui, dit Milletot, et nous écrirons mon distique sur son tricorne.

La chose fut exécutée ainsi que mon oncle l'avait proposée. Le cortége fut à peine sorti de la prison, qu'une foule d'enfants et de curieux se rassemblèrent autour et le suivirent en poussant les exlamations d'usage en pareil cas. Le bruit de la marche triomphale de Dulciter se répandit par la ville. On accourut de toutes parts; les rues regorgeaient de monde, de bruit et de rires fous, comme au meilleur jour de carnaval. Tout ce brouhaha enivrait mon oncle, mais il ne faisait rien paraître de sa joie, et marchait l'épée nue en tête du cortége aussi grave que s'il avait eu un dais sur la tête. On passa devant la maison du bailli.

Si nous profitions, dit mon oncle, de l'instant où Dulciter est sublime pour lui faire rendre visite à M. le bailli?

Cela serait à propos, dit Rapin, car le bailli cite partout Dulciter comme un homme modèle.

Oui, répondit M. Minxit, mais ce serait inutile, le bailli est parti ce matin pour la campagne.

En ce cas, dit mon oncle, il faut lui présenter la carte de Bonteint.[1]

Il sonna, et ayant trouvé un bouchon de Bordeaux dans sa poche, il le donna à la servante de chez le bailli. La procession se rendit à la porte de Castoréum. Mon oncle entra.

Castoréum, lui dit-il, M. Dulciter est là qui voudrait vous parler.

Castoréum sortit et apercevant Dulciter sur la civière enflammée, oui, dit-il, vous l'avez mis dans un bel état; c'est donc ainsi qu'il fait les commissions dont on le charge.

Vous le voyez, dit Benjamin, c'est une chose à recommencer.

Bien, M. Rathery, mais vous ne perdrez rien pour attendre.

Ni vous non plus, M. Castoréum, à moins toutefois que vous ne perdiez patience. Dulciter après avoir traversé les principales rues de la ville, arriva enfin devant sa maison. L'épouse de Dulciter avait été prévenue par la rumeur de ce qui se passait. Or, c'était une maîtresse femme que Mme Dulciter, et elle méditait contre les mystificateurs de son époux une terrible vengeance.

Warum Tillier diese Scene für die 1843 zuerst erschienene Buchausgabe gestrichen hat, läfst sich ohne Kenntnis der ganzen

[1] Lies: Dulciter.

ursprünglichen Gestalt nicht wohl erörtern; und leider ist die Nummer, in der sie steht (vom 16. Oktober 1842), die letzte der erhalten gebliebenen. Die Art, wie Frau Dulciter zuletzt noch eingeführt wird, läſst eine weitere Aktion auch dieser Gestalt in dem Roman erwarten. Vielleicht fand Tillier schlieſslich, daſs es des Becherns doch zu viel werde in seinem Buche, und daſs zudem diese Dulciter-Episode zum Teil den Aufzug der Berauschten in Kapitel II wiederhole. Seine ersten Leser werden ihm jenen Vorwurf schwerlich gemacht haben. Der Wein gedeiht reichlich dort zu Lande, und aus dem 17. Jahrhundert bis heute haben sich die Strophen der Chanson bachique Adam Billauts erhalten, die Arthus auf der gemeinsamen Fahrt nach Corvol anzustimmen beginnt:

Aussitôt que la lumière
Vient redorer nos côteaux,
Je commence ma carrière
Par visiter mes tonneaux;
Ravi de revoir l'aurore,
Le verre en main je lui dis:
Vois-tu sur la rive more
Plus qu'à mon nez de rubis?

Berlin. Max Cornicelius.

Kleine Mitteilungen.

Zur me. Genesis & Exodus.

In dieser Dichtung kommt zweimal ein Subst. *scrid* vor, das Morris im Glossar durch 'entreaty' übersetzt. Die Stellen sind:

Gen. V. 1419 f. *for scrid, ne mede ne wold he dor*
ouer on nigt drechen nunmor,

Ex. V. 2021 f. *for scrid, ne dret ne mai ghe bigeten*
for to don him chasthed forgeten.

Das erste Mal ist von Eliezer die Rede, der nicht länger bei Laban bleiben will, das andere Mal von Putifars Weibe, die Joseph zu verführen sucht. Die Quelle für jene Stelle (cap. 60 der Hist. schol.) bietet nur: *cumque rogassent, ... noluit,* während für die zweite eine Entsprechung fehlt. Neben *scrid* steht das starke Verbum *scrīden,* Prt. *scrǭd,* das an folgenden Stellen auftritt, und zwar einmal im Präsens, sonst im Präteritum:

V. 1715 f. *serue he scrided dat VII ger,*
dat he bileue and serue him her.

So heifst es von Laban, der Jakob bittet, ihm noch weitere sieben Jahre zu dienen. Die Stelle ist mannigfach verderbt: Kölbing hat schon *serue* V. 1715 in *gerne* gebessert und *dat* V. 1716 gestrichen, Schumann *scrideđ* für *scrided* vorgeschlagen.

V. 339 f. *So manie times ghe him scrodt,*
Queder so him was lef or lodt.

Es ist hier von Eva die Rede, die Adam zuredet, auch von der verbotenen Frucht zu essen. Bei Comestor heifst es cap. 22: *forte praemonens verbis persuasibilibus.*

V. 1055 f. *He ros, and lutte, and scrod him wel,*
And bead hem hom to [h]is ostel.

Da von Lots Empfang der beiden Engel in Sodom erzählt wird, mufs *him* V. 1055 ein Fehler für *hem* sein. Im Original (cap. 52) steht blofs *petens,* das also durch *scrod* und *bead* wiedergegeben ist.

V. 1833 f. *Jacob was wo ðat he is forsoc,*
And scrod him so, ðat sum he ðor tok.

Hier handelt es sich um die Begegnung zwischen Jakob und Esau, wobei jener seinem Bruder grofse Geschenke bietet.

V. 2023 f. *Often ghe ðrette, often ghe scrod,*
Oc al it was him olike lod.

Die Situation ist dieselbe wie die oben in V. 2021 f. geschilderte. Die Quelle giebt (cap. 90): *ut exoraret Joseph,* während es in der Bibel, Gen. 39, 10, heifst: *molesta erat adolescenti.*

V. 2695 f. *He bilef ðor, Tarbis him scrod,*
ðog was him dat surgerun ful lod.

Hier wird erzählt, wie die äthiopische Königstochter Tarbis sich in Moses verliebte und ihn zu halten suchte; vgl. Comestor Ex. cap. 6: *non acquievit uxor.* — *Surgerun* ist offenbar für *surgeurn* = *surjurn,* ne. *sojourn* verschrieben.

Aus den angeführten Stellen geht hervor, dafs Morris die Bedeutung des Subst. *scrið* mit ‘entreaty’, die des Verbums *scrīðen* mit ‘entreat, solicit, urge’ richtig wiedergegeben hat. Aber höchst zweifelhaft ist die Herleitung des letzteren von ae. *scrīðan* ‘schreiten’, wie schon Mätzner, Sprachpr. 1, 79, Anm. zu V. 2021, bemerkt hat; auch müfste dann *srið, sriðen* geschrieben sein, da ae. *scr-* in G. & Ex. sonst als *sr-* (= ne. *shr-*) erscheint, vgl. *srīden, srifte, srud* = ae. *scrȳdan, scrift, scrud.* Es bliebe also nur skand. Ursprung übrig (vgl. Björkman, Scand. Loanwords p. 132); aber gegen diese Annahme (Herleitung von aisl. *skríða*) spricht die Bedeutung doch ebenfalls!

Ich glaube vielmehr, dafs *scrið, scriðen, scroð* einfach für *strið, striðen, stroð* verschrieben[1] sind und das Subst. *strīð* = aisl. *strīð* ‘Streit, Plage, Strenge, Härte’, das Verbum *strīðen* = aisl. *strīða* ‘streiten, plagen, ärgern’ ist. In romanischer Form erscheinen dieselben Wörter in unserem Gedichte als *strīf* und *strīuing.* Danach dürfte der Artikel *scrið* bei Stratmann-Bradley und das Citat ‘Gen. & Ex. 2695’ unter *scrīðen* zu streichen und zwei neue Artikel einzusetzen sein!

Kiel. F. Holthausen.

Englisch der Gewerke.

F. B. Bickley gab *The Little Red Book of Bristol* (Bristol and Lond. 1900, 2 Bde. 4) heraus, ein Stadtbuch, 1344 angelegt, das aufser dem gröfsten lateinischen Teile sehr viel Französisches des

[1] Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Prof. Skeat in Cambridge bietet die Hs. an den betreffenden Stellen wirklich *c*, nicht *t*. Aber sonst sind diese Buchstaben mehrfach verwechselt worden, und er fügt hinzu: I dare say you are quite right in correcting *sc* to *st* in all the instances.’

14. Jahrhunderts (vereinzelt noch bis 1439), und seit etwa 1430 auch manches englische Stück enthält. Hier, aber auch in den anderen Partien, finden sich viele technische Ausdrücke besonders des Handwerks und Marktverkehrs. Einige notiert das Glossar. — Aus Quellen um 1410 sammelt die Namen der englischen Gewerbe Wylie, *Hist. of ... Henry IV,* IV (1899).

Berlin. F. Liebermann.

Byron und Chateaubriand.

In einem Aufsatze in Bd. 30, Heft 2 der 'Englischen Studien' hat E. Koeppel auszuführen gesucht, dafs Byron für die Gestalt seiner Astarte Chateaubriands Erzählung 'René' vorgeschwebt habe. Es sei mir gestattet, darauf hinzuweisen, dafs bereits George Sand einmal flüchtig auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieses Verhältnisses aufmerksam gemacht hat. In ihrem 'Essai sur le drame fantastique' lesen wir nämlich: '[Ici,] Manfred raconte l'épisode d'Astarté qui a le tort de ressembler à l'histoire de René et d'Amélie de M. de Chateaubriand; mais ceci s'est fait, à coup sûr, à l'insu de Byron: son génie était fait de telle sorte que les réminiscences y prenaient souvent la forme de l'inspiration.' Chateaubriand selbst hat ja gelegentlich — nicht ohne ein lebhaftes Gefühl der Befriedigung — von seinem Einflusse auf Byron gesprochen; vgl. namentlich die *Mémoires d'outre-tombe* II (1849), S. 152 ff. Endlich sei noch kurz eine Äufserung von Chênedollé citiert: 'Manfred n'est qu'un René habillé à la Shakspeare' (bei Ste-Beuve, *Chateaubriand,* ed. 1878, I 371).

Berlin. Otto Ritter.

Zur Etymologie von ne. *ooze.*

Ne. *ooze* 'Schlamm' pflegt man von ae. *wōs* 'Saft' abzuleiten (vgl. Kluge in Pauls *Grundrifs* I² S. 1020; Kaluza, *Hist. Gr.* II 230; Kluge-Lutz s. v.; Skeat, *Conc. Etym. Dict.* s. v., mit dem Zusatze 'Perhaps confused with A. S. *wāse,* soft mud'; u. s. w.). Demgegenüber möchte ich die Frage aufwerfen: empfiehlt es sich in Anbetracht der Bedeutungsverschiedenheit sowie der Stimmhaftigkeit des *s*-Lautes, die das ne. Wort zeigt, und zu deren Erklärung man anderenfalls mit Kluge-Lutz die flektierte Form *wǭse* heranziehen müfste — empfiehlt es sich aus diesen Gründen nicht, die übliche Herleitung aus ae. *wōs* fallen zu lassen und dafür das (nur nebenher von einigen herangezogene) ae. *wāse* 'Schlamm' zum Ausgangspunkt zu nehmen? Man hat dieses Wort bisher offenbar wegen seines Vokals (ae. *ā* : ne. *u*) nicht als Etymon gelten lassen wollen; indessen ist diese vermeintliche Schwierigkeit in Wirklichkeit keine, da ja die me. Verbindung *wǭ* dazu neigte, zu *wọ̄* überzugehen (Sweet, HES § 695; u. a.). Möglich ist es daneben, dafs das *ǭ* des sinnverwandten

me. Wortes *wōs* < ae. *wōs* der Form *wọ̄se* gegenüber älterem *wǭse* zum Siege verholfen hat; weniger dürfte an einen dialektischen Einschlag (vgl. me. *gọ̄, họ̄m*; darüber Luick, *Untersuchungen* § 112, 143) zu denken sein.

Berlin. Otto Ritter.

Zum Bedeutungswandel *apricum* > *abri*.

Gegen den Schlufs seines Artikels über *Abri* (*Romania* IV 348) sagt Bugge: 'Un changement analogue du sens se trouve dans les langues scandinaves, où *hlýr* tempéré, *hlýja* fovere, mettre à l'abri, appartiennent au radical *hlé,* abri.' Eine noch stärkere Analogie zeigt das ae. Adj. *gehlēow* (zu *hlēo[w]* 'Schutz'; ne. *lew* 1. lauwarm, 2. gegen Wind und Wetter geschützt), das nicht blofs die Bedeutung 'warm, mild', sondern direkt 'sonnig' zu haben scheint, wie denn auch einmal bei Wright-Wülker (336, 31) 'apricitas' mit *hlēowđ* (ne. *lewth* 1. Wärme, 2. 'abri') glossiert wird.

Berlin. Otto Ritter.

Zu Schmeding, Über die Wortbildung bei Carlyle.

In meiner Besprechung von O. Schmeding, Über die Wortbildung bei Carlyle (Morsbachs Studien zur engl. Philologie, 5), im Archiv Bd. CVIII, S. 208 ff. habe ich dem Verfasser den Vorwurf gemacht, dafs er aus dem New English Dictionary und aus Mätzner, Grammatik, manches wörtlich übernommen resp. übersetzt hat, ohne das Übernommene als solches besonders zu kennzeichnen. Ich habe indessen übersehen, dafs er in der Einleitung zum II. Hauptteil S. 227, 228 ausdrücklich auf die ausgiebige Benutzung der genannten Werke hinweist. Ich freue mich, dies im Interesse des Verfassers und des Herausgebers nachträglich konstatieren zu können. Das Princip, nach dem der Verfasser citiert, kann ich indessen nicht gutheifsen. Eine genaue Aufklärung über die Benutzung der Quellen erwartet man entweder in jedem einzelnen Falle an der betreffenden Stelle oder in der Einleitung resp. in dem Vorwort zu dem ganzen Buch, wo ich sie vergeblich suchte, aber nicht in der Einleitung zu einem Teile desselben. Aufserdem ist bei wörtlicher Entlehnung die Benutzung von Anführungszeichen schon deshalb geboten, weil der Leser und vor allem der Recensent in die Lage gesetzt werden mufs, Fremdes von Neuem leicht zu scheiden, ohne selbst Quellenstudien machen zu müssen. Die Verwendung von Anführungszeichen, wie sie bei wörtlicher Übernahme allgemein üblich ist, hätte auch, wenn die Quelle nicht genannt worden wäre, jedes Mifsverständnis ausgeschlossen — man erwartet eben eine solche. Doch all dies ist gegenüber der oben genannten Quellenangabe des Verfassers für die vorliegende Frage nebensächlich: die *fides* des Verfassers steht aufser

allem Zweifel. In Anbetracht der sonst sehr tüchtigen Leistung gereicht es mir zur besonderen Befriedigung, dies hier feststellen zu können.

Tübingen, 15. Mai 1902. W. Franz.

Noch einmal frz. *sage*.

Schuchardt hat in seinen 'Romanischen Etymologien I' (Sitzungsberichte d. Wiener Akad., phil.-hist. Kl. CXXXVIII) den Versuch gemacht, frz. *sage* sowie die entsprechenden Wörter der anderen romanischen Sprachen aus lat. *sapidus* herzuleiten, indem er (fürs Französische auf der Stufe *sabidu*) Einmischung der Endung *-iu* annimmt. So sehr nun dieser sein Artikel sich durch umfassende Kenntnis der romanischen Wortbestände und scharfsinnige Beurteilung des Materials auszeichnet, sind mir doch in wichtigen Punkten Bedenken geblieben, die mich an dieser Etymologie zweifeln lassen, obwohl Schuchardt denselben vorzubeugen gesucht hat.

Und zwar sind es folgende: 1) Gerade für jenes Gebiet, das die charakteristischesten Formen bieten mufste und bietet, läfst sich ein solcher Tausch der Endungen nicht nachweisen, wie häufig er auch auf anderen Gebieten sein mag: für das provenzalisch-französische Gebiet. Ein solcher Tausch ist hier auch von vornherein nicht zu erwarten: soll er vorkommen, so ist er analogisch; ist er analogisch, so müssen Wörter in genügender Zahl oder von genügender Wichtigkeit vorhanden gewesen sein, ihn zu bewirken. Dies ist aber auf dem genannten Gebiet ausgeschlossen, und zwar deshalb, weil das *i* der Endung *ius,* in den meisten Fällen früh zu *j* geworden, mit dem vorhergehenden Konsonanten verschmolz. Es kam ja — sagen wir im 5.—6. Jahrhundert — gewifs noch in einzelnen Fällen vokalisch vor: nach Labialen, nach Muta c. Liquida: *rubiu, ebriu.* Es kommt mir aber unwahrscheinlich vor, dafs diese vereinzelten Fälle einen so weitgehenden Einflufs auf ein häufiges und wichtiges Wort ausüben konnten, um von der ursprünglichen Formation keine Spur übrig zu lassen. Um so mehr, da auf diesem Gebiete die beiden Endungen verschiedener geworden waren als auf anderen romanischen Gebieten, nämlich der tonlose Zwischenvokal früh eine andere Färbung angenommen hat: *-ẹdu* gegenüber *-iu.*

Und thatsächlich sind die Fälle, die Schuchardt S. 78 ff. fürs Provenzalische und Französische anführt, sämtlich anders zu erklären. Ich gebe zunächst die richtige Erklärung und beginne mit dem Französischen. Das *tieve, teve* ist *tepidus,* in dem sich der Zwischenvokal aus irgend welchen Gründen länger gehalten hat, als wir es erwarteten (abgesehen vom Lothr.-Wallon., wo das längere Verbleiben desselben vielleicht völlig lautgesetzlich war), ebenso *are, pale*; es ergab sich dadurch aus *tepidus aridus,* wie übrigens schon

G. Paris erkannt hat, *tębędę, arędę,* dann *tęvedę, arędę,* dann *teve, are.* Die Gründe des längeren Verharrens des Mittelvokals sind unschwer ausfindig zu machen; die Wörter waren einerseits beeinflufst von der Umgangssprache der Gebildeten, die die lateinische Wortgestalt länger festhielten und vielleicht noch *tebidu* u. s. w. sprachen. Das konnte der niedrige Mann nicht nachahmen, weil es seiner Lautgewohnheit widersprach, aber er näherte seine Sprechweise der der Gebildeten möglichst an, und er sprach *tebędę,* wie er *anędę, chanęvę, fęgędę* sprach, letzteres die korrekten Formen. Andererseits war dabei wohl das Bestreben mafsgebend, den Stamm deutlich hervortreten zu lassen, wie er in anderen Worten bestand, es gab damals gewifs noch allenthalben ein *tebour, tepore,* vielleicht noch ein *tebeir* aus *tepere,* ein *palor* etc. Das also die Erklärung, die ich für die richtige halte. Wäre hier nun, wie Schuchardt meint, Endungstausch eingetreten, so konnten die Resultate zweierlei sein; entweder noch *tebiu, ariu,* daraus wäre **teǧe, *arǧe* oder *aire* entstanden, davon finden sich nun jene gar nicht, *aire* resp. *ayre* ist zwar zweimal bei Gdfr. belegt, ist aber dort sicher östliche Nebenform mit *i*-Epenthese zu *arre,* wie sich ja auch *bair(r)e* für *barre* findet, vgl. auch Görl. Burg. Dial. S. 26, wo Formen wie *gairant, airdoir, chairette, mairz*; oder es wäre — und dies nimmt Schuchardt für *teve* an — die Endung nicht mehr in der Gestalt *iu,* sondern in der *i* übertragen worden; dann bieten sich aber erstens als Ausgangspunkt der Analogie nur ganz wenige Adjektiva, die auf Muta + Liquida + *iu* — viel mehr als *ębriu* und vielleicht *propriu* werden es kaum sein —, denen man einen solchen Einflufs kaum zutrauen kann; zweitens wäre der Vorgang dann aber ein ganz wesentlich anderer als der in *sage,* wo er um beträchtliches älter sein müfste, so dafs man sich auf *teve* kaum berufen könnte. Hätte er wirklich etwas Analoges, so hätten doch mindestens Nebenformen davon Kunde gegeben; aber es findet sich ebensowenig wie nach der einen Seite ein **tege,* nach der anderen ein **save* (oder **seve*?). Vgl. noch heutiges wallon. *saiw* aber *tęn* (Sch. 39, 73).

Ähnlich verhält es sich im Provenzalischen, wo die Verhältnisse für die Übertragung entschieden günstiger wären. Um so entscheidender, dafs sich aprov. nichts findet (Sch. 69). Die modernen Formen aber, die Sch. 29 anführt, beweisen nichts. Wenn sich in aprov. *cobe* (Fem. *-eza*) heute limous. *kúbi*[1] *e* in *i* gewandelt hat, so kann doch das nicht auf eine Stufe mit dem Wandel von *sabidu* zu *sabiu* gestellt werden; und man kann nicht einmal in diesem einen ersten 'Pionier' sehen, weil man sonst ein etymologisches Bewufstsein an-

[1] Wenn das *cóubi* bei Mistral wirklich so, nicht *koubi* zu lesen ist. Die Orthographie Mistrals ist in solchen Fällen bekanntlich zwei-, wenn nicht dreideutig.

nehmen würde, das nie vorhanden gewesen ist. Um dies zu erkennen, ist wohl nicht einmal notwendig, dafs man sich die nprov. Formen deuten könne. Immerhin will ich das hier versuchen.

Proparoxytona sind im heutigen Provenzalischen (wenigstens in den mit der Schriftsprache verwandten Dialekten) gerade so unmöglich wie im Französischen etwa des 13. und 14. Jahrhunderts, dagegen ist die Auswahl der Ausgänge paroxytoner Wörter gröfser: es kommen *e(s), i(s), o(s), on* (in Marseille z. B. auch *-ei, -eis*) in Betracht. Während nun einerseits bei volkstümlichen Wörtern sich in Proparoxytonis (von der Formel lat. x́ x *a*) unter dem Druck der erwähnten Unmöglichkeit der Accent verschoben hat: *lagrémo, seméno* (seminat), *ourguéno* (aprov. *órguene*), *fabrégo, lampéso* (lampada), vielleicht auch *courpouro* (corpora), *pendoulo* (pendulat), vgl. ML I § 599, war es andererseits möglich, lateinische und andere fremde Wörter, die direkt, nicht auf dem Umweg übers Französische kamen, im Gegensatz zum Französischen mit Beachtung des Accents zu übertragen, wobei jene Endung gewählt wurde, die am besten die lateinische wiedergab; so *aposto* (apostolus), *conse* (consul), *ònis* (onyx), *quàsi, vièsti* (vestis), *estàsi* (extasis), *esclùssi* (eclipsis); waren die lateinischen Ausgänge *-ium, -ia* u. s. w., so verblieb wie in letzteren Worten *i*: *presènci, vitòri, matrimòni, encèndi* (vgl. frz. *incendie*), *fàci, espèci*; dazu *la gàrdi* (ital. *guardia*), *demòni* (wohl aus ital. *demonio*); ebenso war *i* das Naheliegendste, wenn Endungen wie *-itus, -icus* vorlagen: *àbi* (habitus 'Klosterkleidung'), *pòrti* (porticus); vgl. auch *Dàvi* (David), langu. *tràfi*, rouerg. *trànfi* (aus kat.-span. oder it. *traf(f)ico*), *dàti* (aus älterem *datil*, und dies wieder aus span. oder kat. *datil*), so mag sich schliefslich auch die Neigung eingestellt haben, frz. *ę*, besonders nach Zischlauten, durch *i* wiederzugeben: *trànsi* und *estrànsi* (aus *les transes*), *dànsi* (dauph.), *testimouniàgi, dauràgi* (mars.), und endlich finden wir es auch in nicht ganz klaren anderen Fällen: *Màuri, Lazàri.*

So wird denn auch *flòri*, das zur Not auch auf lat. *floreus* zurückgehen könnte, ein entlehntes lat. *floridus* sein, so ist wohl *òrri* neben *orre* nach Ausweis von auvergn. *orrid* vom Lateinischen beeinflufst, so ist *sòli* ('calme, tranquille') direktes oder indirektes Lehnwort aus lat. *solidus*. *limpie, -o* stammt sicher aus dem Spanischen.

Was die sehr wenigen übrigbleibenden Fälle betrifft, so ist die richtige Lösung angedeutet von ML, Rom. Gramm. I § 337. Ursprünglich *tebe, tebezo*; durch den Einflufs des erwähnten Accentgesetzes hätte daraus *tébe, tebézo* dort werden müssen, wo *d* > *z* geworden ist; ein solches Verhältnis war selbstredend undenkbar; so bildete man statt dessen *tebe, tebeo*, daraus *tebio*; dies waren aber auch die lautgesetzlichen Formen, wo der Ausfall des *d* das Lautgesetzliche war. *tebe* : *tebio* war aber vereinzelt, *-i, -io* auch sonst vorhanden; deshalb leicht der Übergang zu *tèbi, tebio* oder zur Kom-

promifsform *tebie, tebio.*[1] So wird es wohl auch bei *ràuci, cóubi* gewesen sein, neben denen *rance* und *coube* vorhanden sind.

2) Nun aber komme ich zu dem entscheidenden Einwand. *sapidus* 'schmackhaft' hat sich ja in Frankreich in der Form, die wir vorauszusetzen haben, gehalten. *sabidus* 'schmackhaft' und Schuchardts *sabidus* 'weise' müfsten ja nun eine Zeitlang nebeneinander gestanden haben; warum die Endung immer nur und konsequent bei diesem vertauscht, nie bei jenem? Das ist doch höchst auffällig. Mit dem Wort Differenzierung ist hier gar nichts gewonnen; Differenzierung kann ja nur dort eintreten, wo die Sprache aus irgend einem Grunde Gewicht darauf legt, Wörter für verschiedene Begriffe auseinanderzuhalten, wo Verwechselungen eintreten könnten, wenn sie zusammenfallen. Differenzierung mag der Grund gewesen sein, warum in *inimicu* > *enemi* das *e* sich länger hielt; hier haben wir die Gegensätze *enemi* — *ami,* die auseinandergehalten werden mufsten, und durch das Wirken der Lautgesetze wären die Worte einander zu ähnlich geworden; aber welche Nötigung bestand bei *sabidus*? Das eine Wort wird ausschliefslich von Speisen u. dgl., das andere wäre von Personen gebraucht; die Gefahr, dafs die beiden Begriffe verwechselt würden, hätte höchstens bei Kannibalen bestanden.

Ich meinerseits halte an dem Etymon *sapius* fest. Freilich fasse ich dieses anders als Schuchardt S. 7—13. Mit dem Petronischen *nesapus* oder *nesapius* hat es wohl gar nichts zu thun. Man bedenke aber, dafs es im Lateinischen neben *scio* ein *scius* gegeben hat. Als nun in dem gröfsten Teile des romanischen Gebietes *sapere* an die Stelle von *scire* einrückte, empfand man das Bedürfnis nach einem Verbaladjektiv, das sich so zu diesem Verbum verhalte wie *scius* zu *scio*; gab es aber damals noch *(i)scio, (i)scis, (i)scit* und daneben *(i)scius,* und gab es wohl auch noch *néscio, néscis, néscit* neben *néscius,* so konnte zu *sapio, sapis, sapit* das Verbaladjektiv nicht anders gelautet haben als *sapius.* Man könnte sardisch *sabiu* einwenden, da im Sardischen sich *scire* gehalten hat. Aber abgesehen davon, dafs hier auch ursprünglich *sapere* in der Bedeutung 'wissen' bestanden haben mag, das nicht durchgedrungen wäre, kann das Wort einer der vielen Hispanismen, die diese Insel aufzuweisen hat, sein.

Auch von der lautlichen Seite sind, wie ich glaube, die Schwierigkeiten nicht unüberwindbar. It. *sapio* statt zu erwartendem **sappio,* neap. *sapio* statt **saccio* können sich einfach durch Annahme eines Einflusses von seiten des Verbs erklären. Dabei will ich nicht verhehlen, dafs ich dieses toskanisch-neapolitanische *sapio* (neben, resp. vor *savio*) überhaupt nicht für ein bodenständiges Wort halte; man

[1] Auch die umgekehrte Angleichung findet statt, worauf schon ML a. a. O. hingewiesen hat: mask. *coubés, tebés.*

entlehnte es aus dem Norditalienischen, nur machte man es sich zunächst mundgerechter. Da man recht wohl wufste, dafs nordit. *saver* toskanischem *sapere* entsprach, so bildete sich die Proportion *saver* : *savio* = *sapere* : x; x = *sapio*; d. h. man bildete das Adjektiv aus dem toskanischen Stamm nach dem Muster des norditalienischen Wortes.

Auch die provenzalische Form *sabi* erklärt sich aus ähnlichen Ursachen. Wurde der Zusammenhang mit *saber* gefühlt, so ist leicht ersichtlich, dafs *b* für *p* eintreten konnte. — Daneben giebt es die provenzalische Form *savi,* die zu keiner der bisher vorgebrachten Etymologien pafst. Schuchardt sieht darin 'eine französierende oder norditalienisierende Form' (S. 70). Ich weifs keine andere Erklärung. Dafs man aber diese Form gerade deshalb bevorzugt habe, damit das Wort für 'weise' von *sabe* 'schmackhaft' um so verschiedener sei, ist für mich natürlich ganz unannehmbar und undenkbar.

Was endlich frz. *sage* (dial. *saive*) betrifft, so steht allerdings die sonstige Behandlung von *pj* im Wege. Aber eines ist zu bedenken, dafs die Bedingungen hier und in den anderen anführbaren Beispielen nicht ganz die gleichen waren. Um Schuchardts eigene treffliche Worte anzuführen (S. 3): Gleichheit der Bedingungen giebt es ja überhaupt gar nicht; 'sie läfst sich weder unmittelbar noch an den Wirkungen erkennen; wir sehen überall Verschiedenheit der Bedingungen und bald die allergröfste ohne Wirkung, bald die allerkleinste mit Wirkung'. In den sonstigen Beispielen für *pi̯* folgt stets *a,* also nach Schwan-Behrens[5] § 192 *sapiat* > *sache, sepia* > *seche, hapia* > *hache,* dazu *krippja* > *creche,* um von den Beispielen. wo *pi* vortonig ist, und die übrigens auch stets *a* danach haben, zu schweigen. Auch frz. *ache* wird hier (und von Thomas im Dict. gen.) auf *apia,* nicht auf *apiu* zurückgeführt, wohl weil *ache* (im Gegensatz zu prov. *api*) Feminin ist und nach Hirsch (Das Genus der frz. Substantiva, Progr. d. Unterstaatsrealsch. im V. Bez., Wien 1887—88, S. 7), der allerdings keine Beispiele anführt, immer war; gewifs ist es ja ein Wort, das leicht im kollektiven Plural auf *-a* gebraucht werden konnte, aus dem sich dann wie so oft das Fem. entwickelt hätte. Nehmen wir nun an, dafs *pi* vor *o* und *u* *ǧ* ergeben hätte, so wäre das abweichende *pigeon* erklärt; denn durch Dissimilation kann das Wort kaum die jetzige Lautgestalt erhalten haben, erstens weil sich eine ähnliche Dissimilation einer Tenuis gegen eine andere zur Media kaum in romanischen Sprachen nachweisen läfst, zweitens weil sonst in solchen Stellungen eher der erste Konsonant dissimiliert wird (vgl. *cauchier* etc.). Ich will nun nicht behaupten, dafs *pipione pǐgon* hätte ergeben müssen, glaube vielmehr, dafs *pípio,* das doch sicherlich anfänglich auch bestanden hat, **pige* ergeben hat und von hier aus erst der tönende Laut in den Obliquus **pichon* übertragen wurde.

Mit der Annahme einer derartigen Verschiedenheit der Behand-

lung von *pj* je nach dem auslautenden Vokal ist nun nichts gewonnen, solange sie nicht begründet ist. Meyer-Lübke hat Rom. Gramm. I 538 gezeigt, dafs, um die Verschiedenheit der Entwickelung in Fällen wie *cọde, cọte* zu erklären, angenommen werden mufs, der zwischentonige Vokal sei in Proparoxytona früher gefallen wenn *a*, als wenn ein anderer Vokal auslautete, und andere, z. B. Rydberg, haben sich dieser Ansicht angeschlossen. Nun verschmolz aber das Hiatus-*i* mit Labialen nicht so früh als mit anderen vorhergehenden Konsonanten, sondern blieb noch längere Zeit mit Silbenwert stehen (wie z. B. das Provenzalische zeigt), so dafs die der Formel ´Lab *i̯*- entsprechenden Wörter länger Proparoxytona waren; wir dehnen nun die frühere Annahme konsequent auch auf diese aus — sei es, dafs wir durch Annahme eines halbkonsonantischen Gleichlauts unsere Fälle mit denen Meyer-Lübkes in vollständige Parallele setzen wollen:

natika	*sepii̯a*	*-atiku*	*sapii̯u*
natka	*sepĥa*	„	„
„	„	*-ade̥ge̥*	*sabe̥ye̥*
natča	*sepča*	*-adǧe̥*	*sabǧe̥,*

sei es, dafs wir uns begnügen, zu sagen, das *i* sei infolge dieser Tendenz vor *a* früher zum *j* geworden als vor *u*, vor letzterem erst, als *p* bereits intervokalisch zu *b* geworden war. Nach dem Gesagten wäre also Mask. *sage,* Fem. **sache* die theoretisch richtige Form; wie gewöhnlich trat die Ausgleichung nach dem Mask. ein, das bei diesem Wort wohl bedeutend häufiger als das Fem. gebraucht wurde.

Die erörterten Gründe bewegen mich also, das Etymon von *sage* etc. doch noch lieber in dem gar nicht belegten *sapius* als in dem spät, aber doch hie und da auftauchenden (Sch. 74 ff.) *sapidus* 'weise' zu suchen. Nur noch ein Wort zu diesem letzten. Nehmen wir an, dafs **sapius* in der gesprochenen Sprache ziemlich häufig war: es ist nun bekannt, wie sehr die Verfasser und Schreiber sich scheuten, derartige Vulgarismen in ihrer dem klassischen Latein je nach ihrer Bildung mehr oder weniger angenäherten Sprache zu gebrauchen. Es ist also wohl nicht zu verwundern, wenn *sapius* trotz seiner Häufigkeit nicht zu belegen ist. Man wufste eben, dafs man im klassischen Latein nicht so gesagt hat. Drängte sich dem Verfasser oder Schreiber das Wort einmal auf, so suchte er nach dem entsprechenden klassisch-lateinischen Wort; meist wohl wird ihm da das richtige *'sapiens'* eingefallen sein; aber manchmal mag er doch, vom ähnlicheren Klang verführt, zum anderes bedeutenden, also falschen *'sapidus'* gegriffen haben; namentlich solchen, denen das Latein nicht die Muttersprache war, konnte das leicht begegnen.

Mag dem nun wie immer sein, von der Existenz oder Nichtexistenz eines lat. *sapidus* 'weise' hängt die Richtigkeit der Herleitung von frz. *sage* aus **sapius* nicht ab, und diese Ableitung gegen

Schuchardt, Punkt I 2, zu verteidigen, ist der eine Zweck dieses Artikels. Der andere ist aber, zu zeigen, dafs bei der Schuchardtschen Etymologie wichtige Bedenken unbeseitigt bleiben, über die man leicht, freudig berührt von so mancher schönen, das Richtige treffenden Erörterung und betäubt durch die Fülle des Gebotenen, zu leichten Schrittes hinweggehen könnte, oder die auszusprechen man gegen sein Gewissen den Mut nicht findet, weil gar selten wer im stande sein dürfte, das Schuchardtsche Feuer 'aus gleich schweren Geschützen' zu erwidern. Und dafs ich es nicht im stande bin, dessen bin ich mir ja dabei vollständig bewufst.

Prag. Eugen Herzog.

Die Landschlacht bei Aboukir (1799) und ihre Darstellung bei Thiers. (Mit zwei Karten.)

In gleicher Weise, wie ich in dieser Zeitschrift den ersten Feldzug Desaix' in Ägypten besprochen habe,[1] möchte ich die Landschlacht bei Aboukir und ihre Darstellung in Thiers' Expédition en Égypte einer Kritik unterziehen. Denn auch sie enthält eine Reihe dunkler Punkte, die in unseren Ausgaben nicht immer die nötige Beachtung gefunden haben.

Thiers[2] sagt: *Quand Bonaparte apprit les détails du débarquement (des Turcs), il quitta le Caire sur-le-champ et fit du Caire à Alexandrie une de ces marches extraordinaires dont il avait donné tant d'exemples en Italie. Il emmenait avec lui les divisions Lannes, Bon et Murat. Il avait ordonné à Desaix d'évacuer la haute Égypte, à Kléber et Reynier, qui étaient dans le Delta, de se rapprocher d'Aboukir. Il avait choisi le point de Birket, intermédiaire entre Alexandrie et Aboukir, pour y concentrer ses forces et manœuvrer selon les circonstances.*

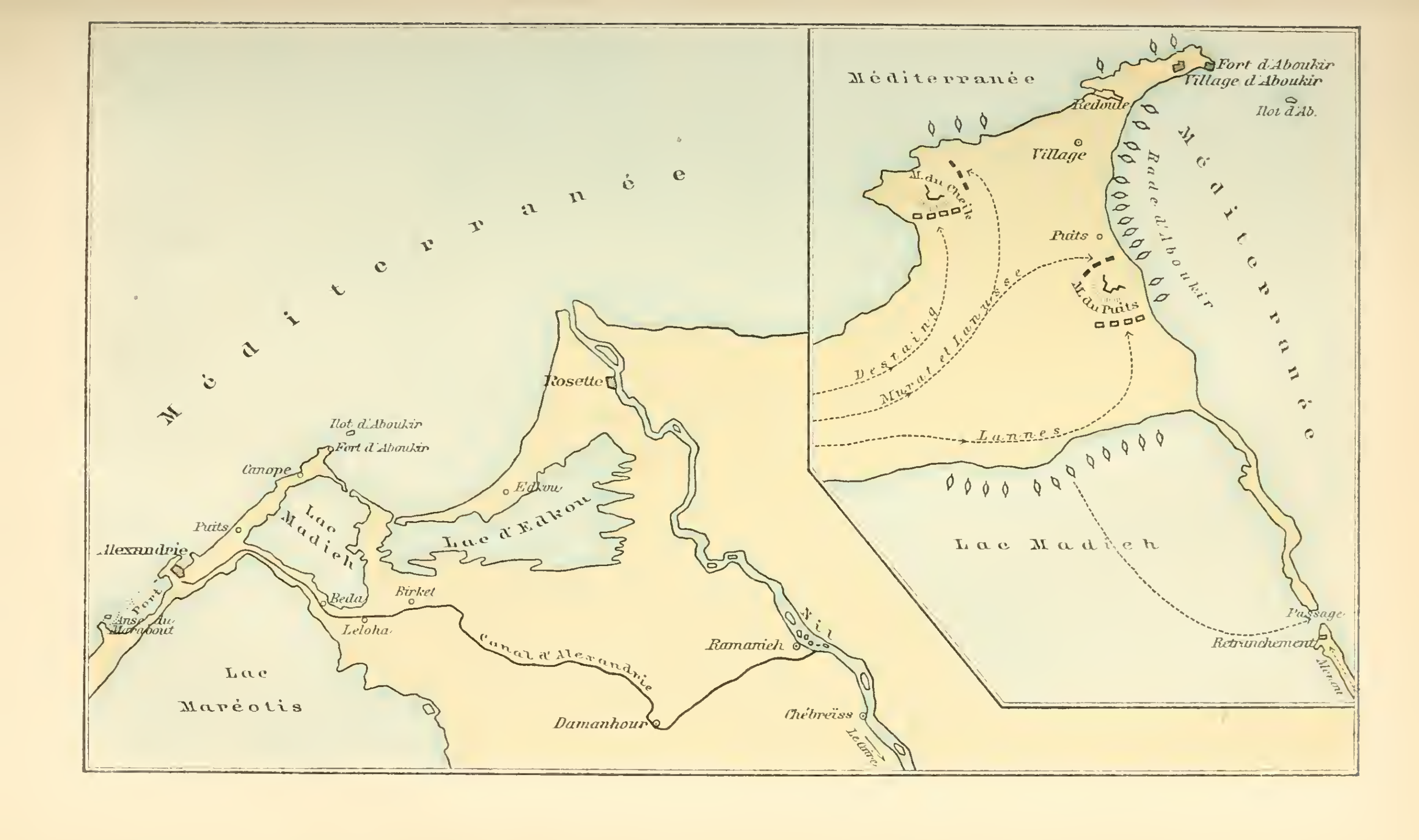
Es erhebt sich hier zuerst die Frage: Wo liegt Birket? Von den Specialkarten, die den Ausgaben beigegeben sind, verzeichnet nur eine einzige den Ort.[3]

Thiers sagt, dafs Birket *intermédiaire entre Alexandrie et Aboukir* sei. Was soll das bedeuten? In den Specialwörterbüchern finde ich die Bedeutungen: vermittelnd, zwischen —, Mittel-

[1] Band XCVI (1896), S. 179—187.

[2] Beckmann (Perthes) S. 71. — Grube (Velhagen & Klasing) S. 84. — Hartmann (Stolte) S. 80. — Jäger (Römke) S. 70. — Klein (Renger) S. 53. — Leitritz (Kühtmann) S. 87. — Schaunsland (Friedberg & Mode) S. 109.

[3] Hartmann fügt über die hier in Betracht kommenden Gegenden zwei Karten bei, die dem 1847 veröffentlichten Atlas zu Napoleons Denkwürdigkeiten entnommen sind. Die gröfsere gehört zu dem Marsche Bonapartes von Alexandria nach Ramanieh. Auf dieser steht jedoch Birket nicht, wohl aber auf der kleineren, die eine Übersicht über Unterägypten giebt.


Méditerranée
Alexandrie
Port
Anse du Marabout
Lac Maréotis
Puits
Canope
Lac Madieh
Fort d'Aboukir
Ilot d'Aboukir
Beda
Birket
Leloha
Rosette
Edkou
Lac d'Edkou
Canal d'Alexandrie
Damanhour
Ramanieh
Nil
Chébreïss
Le Caire
Méditerranée
Fort d'Aboukir
Village d'Aboukir
Redoute
Ilot d'Ab.
Village
M. du Cheik
Puits
Rade d'Aboukir
M. du Puits
Destaing
Murat et Lanusse
Lannes
Lac Madieh
Passage
Retranchement
Menou

(Hartmann), in der Mitte liegend (Beckmann und Schaunsland), zwischen, dazwischen liegend (Grube-Klatt und Leitritz). Die Académie bezeichnet es als *terme didactique. Qui est entre-deux. Temps, espace, corps, idées intermédiaires.* Hatzfeld-Darmesteter giebt folgende Erklärung: *En parlant des choses, qui, étant placé entre deux termes, sert de transition de l'un à l'autre. Temps, corps intermédiaire.*

Nach verschiedenen deutschen Herausgebern müfste man übersetzen in der Mitte (liegend) zwischen oder einfach zwischen Alexandria und Aboukir. Man müfste also annehmen — dies erscheint mir wenigstens als das Natürlichste —, dafs Birket auf der Strafse Alexandria-Aboukir liegt. Aber man braucht kein grofser Kenner militärischer Dinge zu sein, um einzusehen, dafs ein Punkt in dieser Lage nicht besonders zum Konzentrieren verschiedener Heeresabteilungen geeignet ist. Er mufs offenbar so gelegen sein, dafs man nach allen Seiten hin Front machen kann. Die Feinde müssen auf der Halbinsel Aboukir womöglich festgehalten und, wenn sie ausbrechen wollen, sowohl auf einem Marsche nach Alexandria als auch auf einem solchen nach Rosette angegriffen werden können. Aufserdem mufs der Ort so gelegen sein, dafs man schnell zur Hand sein kann, wenn die Feinde vielleicht eine Landung auf dem Wege Aboukir-Rosette oder noch weiter östlich versuchen sollten. Und endlich mufs man auch mit der Möglichkeit rechnen, dafs Mourad-Bey von Süden her mit seinen Reitern herankommt.

In hohem Grade zweifelhaft ist es aber schliefslich, ob man *intermédiaire* die rein örtliche Bedeutung 'zwischen (zwei Ortschaften) liegend' geben kann. Nach den französischen Wörterbüchern bezeichnet es eigentlich nur etwas, was vermittelt, was den Übergang von einem zum anderen bildet. Thiers sagt einmal: *L'Égypte était, selon Bonaparte, le véritable point intermédiaire entre l'Europe et l'Inde.* Das heifst doch nur: der vermittelnde Punkt, das Bindeglied zwischen Europa und Indien. Und eine derartige Bedeutung müfste man auch hier ansetzen, wenn man nicht annehmen will, dafs der Schriftsteller sich im Ausdruck vergriffen hat.[1]

Denon sagt in seinem 'Voyage dans la basse et la haute Égypte', dafs Birket *également distant d'Alexandrie et d'Aboukir* sei. Das bedeutet freilich etwas ganz anderes als das vorhergehende. Vor allen Dingen braucht danach der Ort nicht zwischen Alexandria und Aboukir zu liegen. Eine gleiche Entfernung von beiden Punkten ist für einen Sammelpunkt der Streitkräfte durchaus ge-

[1] Übrigens ist auch der Ausdruck *le point de Birket* ganz nichtssagend, und ich habe dafür in meiner Ausgabe von *Thiers, Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie* (Leipzig, Rofsbergscher Verlag, 1902) die von Napoleon und anderen oft gebrauchten Worte *le puits de Birket* vorgeschlagen (vgl. daselbst S. IV und S. 69, 17).

eignet. Denon trifft damit das Rechte, aber seine Worte sind noch zu unbestimmt.

Weit genauer sind die Angaben Berthiers in seiner 'Relation des Campagnes de Napoléon en Égypte et en Syrie'. Er sagt: *Bonaparte se décide à prendre cette position au village de Birket, situé à la hauteur d'un des angles du lac Madié, d'où l'on se porte également sur l'Eter, Rosette, Alexandrie et Abouquir.* Die Worte *'à la hauteur d'un des angles du lac Madié'* sind zwar noch vieldeutig, aber durch den weiteren Zusatz, daſs man von Birket aus nach vier Hauptpunkten marschieren kann, wird ihm doch schon eine Lage bei dem Lac Madieh südlich vom Lac d'Edkou, wenn auch noch nicht ganz bestimmt, angewiesen. Es kommt noch hinzu, daſs Berthier bereits bei der Beschreibung des Marsches von Alexandria nach Damanhour im Juli 1798 die Brunnen bei Beda und Birket erwähnt hat.

Endlich Napoleon. In seinen Commentaires berichtet er uns, daſs er von Damanhour nach Birket marschiert sei, und giebt den Ort auf der Karte an. Er liegt danach am Canal du Nil ou d'Alexandrie, zwei Stunden von dem Dorfe Leloha entfernt. In seiner Correspondance, die die Befehle an seine Unterfeldherren enthält und besonders wichtig ist für die Bestimmung seiner militärischen Stellungen, sagt er: *Birket est à une lieue de Leloha,* und diese Angabe bin ich geneigt für die richtige zu halten.

Birket, genannt auch Birket-Gheytas zum Unterschied von einem anderen Birket, liegt also in der 'Wüste', auf demselben Wege, den Bonaparte schon einmal, nur in umgekehrter Richtung, eingeschlagen hatte. Das klingt zuerst etwas befremdend, wenn wir an die unsäglichen Leiden und die Verzweiflung der französischen Truppen denken, als sie durch diese Gegend marschierten. Aber der erste Marsch im Jahre 1798 war unter besonders ungünstigen Umständen ausgeführt worden. Es war Anfang Juli, zur Zeit der gröſsten Hitze und des niedrigsten Wasserstandes des Nils, die Brunnen verschüttet und die Dörfer, deren es eine ganze Anzahl am Wege gab, von den Einwohnern verlassen. Das Jahr vorher (1797) hatte es keine Überschwemmung in diesen Gegenden gegeben, so daſs sie allerdings einer Wüste glichen. Aber Napoleon hebt selbst hervor, daſs diese Landstrecken sonst vom Nil befruchtet werden. Bourrienne sagt von ihnen: *les vastes plaines du Bohahireh, qui n'est point un désert, comme on l'a toujours répété.*[1] Und Marmont berichtet uns ausdrücklich, wie er sich bemühte, Getreide und Lebensmittel auf diesem Kanal von Ramanieh nach Alexandrien zu schaffen; wie ein Damm

[1] Allerdings sagt er zwei Seiten weiter: *Les Arabes harcelaient sans cesse l'armée; ils comblaient et infectaient les citernes et les puits déjà si rares dans le désert!* Offenbar steht er unter dem Eindruck der damals wüstenähnlichen Beschaffenheit der Gegend.

zu beiden Seiten desselben angelegt wurde, damit das Wasser eine bestimmte Höhe erreichte, und wie dieser Damm von seinen Truppen bewacht werden mufste, damit nicht die Anwohner Löcher hineinbohrten und auf diese Weise das Wasser für ihre Felder entzogen, ehe die allgemeine Durchstechung von Staats wegen angeordnet wurde.

Für den Marsch nach Birket und Alexandria wurden aufserdem noch besondere Vorsichtsmafsregeln getroffen. Murat wurde vorausgeschickt, um besonders die Brunnen in Birket und Beda reinigen oder neu graben und Stroh und Gerste an bestimmten Orten niederlegen zu lassen.

Betrachten wir uns jetzt das Dorf Birket, so müssen wir sagen, dafs es vortrefflich gewählt und ein Punkt war, von dem aus man nach allen Seiten mit Erfolg vorgehen konnte oder, wie Thiers sagt, *manœuvrer selon les circonstances.*

Um ein richtiges Verständnis für die Operationen Bonapartes zu gewinnen, ist es ferner durchaus nötig, dafs wir uns den Lac Madieh etwas genauer betrachten. Er spielt, wie wir weiter unten sehen werden, in dem Schlachtenberichte Thiers' eine etwas seltsame Rolle und hat das Schicksal gehabt, dafs er auf den meisten neueren Specialkarten falsch dargestellt ist.

Zur Zeit der ägyptischen Expedition ist der Lac Madieh nicht geschlossen, sondern steht mit dem Mittelländischen Meere durch eine Einfahrt in Verbindung. Die Karten, welche ihn als geschlossen darstellen, geben seinen späteren Zustand wieder.[1] Jetzt existiert der See überhaupt nicht mehr.

Napoleon giebt die Breite dieser Einfahrt auf 100 toises, das heifst auf ungefähr 175 Meter, an. Wilson sagt von ihr im Jahre 1803: *The passage is about two hundred yards wide, and was made about eighteen years since by the sea breaking down the dike, which had been built ages back to recover from the ocean that country now Lake Maadie.* Jedenfalls war die Einfahrt breit genug, um grofse Schiffe durchzulassen. Die Franzosen hatten eine Schiffsbrücke dort gebaut, die von den Türken eiligst zerstört wurde, als sie in Aboukir landeten. Aufserdem war auf dem rechten Ufer dieser Einfahrt — nach Rosette zu — von Bonaparte eine Schanze errichtet worden, um nötigenfalls ein Einlaufen feindlicher Schiffe in den See zu verhindern oder, wenn sie sich schon dort befanden, sie eventuell abzuschneiden. Alles dies beweist, dafs Bonaparte diese Einfahrt gar nicht für unwichtig hielt. Wir werden auch weiter

[1] Leitritz und Hartmann, die ältere Karten einfach reproduzieren, verzeichnen die Einfahrt, jedoch ist zu beachten, dafs der See auf der kleineren Karte Hartmanns wieder als geschlossen dargestellt ist, ein Fehler, den man auch auf der 1867 veröffentlichten kleineren Karte zu Napoleons Commentaires findet.

sehen, daſs er sie in seinen Anordnungen für die Schlacht auch diesmal berücksichtigte.

Ehe wir die eigentliche Halbinsel Aboukir selbst betrachten, empfiehlt es sich, zuerst die Bewegungen und Truppenverschiebungen zu verfolgen, die auf dem von uns besprochenen Terrain von Bonaparte vorgenommen werden. Er bezeichnet als seine Operationslinie Alexandria, Birket und Rosette. Marmont soll in Alexandria den linken Flügel, er selbst in Birket das Centrum und Kléber in Rosette den rechten Flügel haben.

An Desaix ergeht die Weisung, sich aus Oberägypten nach Kairo zu ziehen. Kléber, der sich in Damiette, und Reynier, der sich in Belbeïs befindet, erhalten den Befehl, allmählich heranzurücken. Menou, der in Rosette ist, soll das rechte Ufer des Einganges in den Lac Madieh besetzen und die vielleicht dort befindlichen Kanonenboote der Türken vernichten oder daraus vertreiben. Sollten feindliche Truppen in gröſserer Menge zwischen der Einfahrt und Rosette landen, so soll er sich nach Birket zurückziehen.

Bonaparte selbst begiebt sich von Kairo mit drei Divisionen nach Ramanieh. In Kairo läſst er einige Truppen unter General Dugua zurück.

Den 20. Juli bricht Murat mit der Avantgarde von Ramanieh auf. Sie besteht aus der Kavallerie, den Dromedariern, den Grenadieren und einem Bataillon Infanterie. Er hat, wie oben schon erwähnt, den Auftrag, die Brunnen in stand zu setzen, Stroh und Getreide an geeigneten Stellen zusammenzubringen und vor allen Dingen auch die Verbindung mit Alexandria herzustellen und häufige Patrouillen zwischen dem Madieh- und Edkou-See hindurch nach dem Dorfe Edkou (das auf der Straſse Rosette-Aboukir liegt) und nach Rosette selbst zu schicken. Es geht aus diesen Befehlen deutlich hervor, daſs Bonaparte eine Landung auf einer Stelle gegenüber dem Edkou-See für nicht unmöglich hielt.

Zwei Tage nach dem Abmarsch Murats, den 22. Juli, bricht das Heer von Ramanieh nach Damanhour und Birket auf. Da die Meldungen einlaufen, daſs der Feind sich auf der Halbinsel Aboukir festgesetzt hat, marschiert man schon am folgenden Tage nach Alexandria. Bonaparte findet die Festungswerke in gutem Zustande, läſst Marmont als Befehlshaber dort zurück und schickt nur noch einen Teil der Garnison unter dem Befehle des bis jetzt Marmont unterstellten Generals Destaing auf dem Wege nach Aboukir voraus.[1]

[1] Thiers sagt, daſs Bonaparte Marmont getadelt habe, weil er nicht den Versuch gemacht hätte, die Türken an der Landung zu hindern. Man hat schon von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daſs dies unzutreffend ist. Abgesehen davon, daſs Marmont wirklich abmarschierte, um mit einem Teil seiner Truppen — er hatte überhaupt nur 1200 Mann in Alexandria — die Besatzung des Forts und der Redoute zu verstärken,

Am Nachmittage des 24. Juli begiebt er sich mit dem Hauptquartiere nach Puits, das ungefähr in der Mitte zwischen Alexandria und Aboukir liegt. In der Nacht vom 24. zum 25. Juli treffen dort Murat, Lannes und Rampon ein. Bei Tagesanbruch setzt sich das Heer in Bewegung, als Führer der Avantgarde Murat mit 400 Reitern und der Brigadegeneral Destaing mit drei Bataillonen und zwei Ge schützen.

Am 25. morgens steht das Heer am Eingange zur Halbinsel. Lannes hat den rechten Flügel, Destaing den linken. Murat und Lanusse befinden sich im Centrum. Ebenda ist auch Bonaparte.

Davout ist halbwegs zwischen Alexandria und Aboukir mit zwei Eskadronen und 100 Dromadariern aufgestellt, um gegebenenfalls mit Truppen Marmonts Mourad-Bey abzuhalten. Aufserdem bildet Kléber die Reserve. Er ist dem Hauptheere gefolgt und trifft am 25. abends auf dem Schlachtfelde ein.

Ehe wir zur Entwickelung der Schlacht übergehen, empfiehlt es sich, die Abschnitte aus Thiers anzuführen, die sich auf die Beschreibung der Halbinsel Aboukir und die auf ihr errichteten Befestigungen beziehen.

Les Turcs occupaient le fond de la presqu'île, qui est fort étroite. Ils étaient couverts par deux lignes de retranchements. A une demi-lieue en avant du village d'Aboukir, où était leur camp, ils avaient occupé deux mamelons de sable, appuyant l'un à la mer, l'autre au lac de Madieh, et formant ainsi leur droite et leur gauche. Au centre de ces deux mamelons était un village qu'ils gardaient aussi. Ils avaient mille hommes au mamelon de droite, deux mille à celui de gauche, et trois à quatre mille hommes dans le village. Telle était leur première ligne.

La seconde (ligne) était au village même d'Aboukir. Elle se composait de la redoute construite par les Français, et se joignait à la mer par deux boyaux.

Vers la droite un boyau joignait la redoute à la mer; vers la gauche un autre boyau la prolongeait, mais sans joindre tout à fait

und nur auf die Meldung von der Übergabe umkehrte, wäre es doch ein thörichtes Beginnen gewesen, mit seinen geringen Streitkräften gegen die Feinde vorzugehen und sie an einer Landung zu hindern. Überdies durfte er den wichtigen Punkt Alexandria nicht so sehr von Truppen entblöfsen. Es war im Gegenteil Napoleon sehr recht, dafs er die Türken auf der Halbinsel Aboukir antraf, die durch ihre geringe Ausdehnung eine Entfaltung der überlegenen feindlichen Streitkräfte verhinderte. War doch auch der Zeitpunkt insofern günstig, als die Türken noch keine Kavallerie hatten und Mourad-Bey, wenn auch nicht völlig vernichtet, so doch bedeutende Verluste erlitten hatte. Interessant ist es übrigens, dafs einmal Bonaparte den General Marmont tadelte, weil er 8—900 Mann Engländer und Türken nicht hatte landen lassen. Das war am 4. November 1798. Er fügt hinzu: *Vous nous auriez envoyé quelque colonel anglais prisonnier qui nous aurait donné quelques nouvelles du continent.*

le lac Madieh. L'espace ouvert était occupé par l'ennemi, et balayé par de nombreuses canonnières.

Wir haben nach dieser Beschreibung zwei Befestigungslinien. Die erste, die den Franzosen am nächsten liegt, wird gebildet durch zwei Hügel, von denen der eine sich ans Meer lehnt, als der rechte bezeichnet wird (vom Standpunkt der Türken aus) und von 1000 Mann besetzt ist. Der andere, der linke, soll sich an den Madiehsee anlehnen und ist von 2000 Türken besetzt. In der Mitte endlich zwischen diesen beiden Hügeln soll sich ein Dorf befinden, das ebenfalls von ihnen besetzt ist.

Ich will kein Gewicht darauf legen, dafs dieses Dorf, welches zur ersten Verschanzungslinie gehört, nicht in der Mitte zwischen den beiden Hügeln, sondern hinter ihnen, allerdings von beiden gleich weit, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Kilometer, entfernt liegt. Das ist nur eine geringfügige Ungenauigkeit. Das Verkehrte dieser Beschreibung und das, was das Schlachtenbild entstellt, liegt darin, dafs Thiers seinen linken Hügel an den Lac Madieh anlehnt.

Die beiden Hügel liegen an den beiden Seiten der Halbinsel, die von dem Mittelländischen Meere bespült werden. Der linke — wir bezeichnen immer von dem Standpunkte der Franzosen aus — heifst auch Montagne oder Monticule du Cheik, der rechte Monticule du Puits, genannt nach dem Brunnen, der in unmittelbarer Nähe liegt und wegen seines Wasserreichtumes von grofser Bedeutung für die Gegend war.

Der erste Irrtum, in den Thiers in Bezug auf die Lage der Hügel verfällt, hat nun aber einen zweiten nach sich gezogen. Er giebt die Lage der Redoute falsch an. Der eine Laufgraben soll sie mit dem Meere verbinden, der andere soll sich nach dem Lac Madieh hinziehen, jedoch so, dafs zwischen ihm und dem See ein Zwischenraum bleibt, der von Kanonenbooten bestrichen wird und aufserordentlich gefahrvoll zu passieren ist. Die Redoute liegt jedoch ungefähr drei Kilometer vom See entfernt, in der Spitze der Halbinsel, die an dieser Stelle vielleicht 400 Meter breit ist, und die an ihren beiden gegenüberliegenden Seiten nur vom Mittelländischen Meere bespült wird. Hinter der Redoute liegt ungefähr 225 Meter entfernt das Dorf Aboukir und hinter diesem das Fort.

Was hat nun wohl bei Thiers diesen Irrtum veranlafst? Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich den Kanonenbooten die Schuld zuschreibe. Er hat irgendwo in seinen Quellen gelesen, dafs auf dem Lac Madieh Kanonenboote gewesen sind, und dafs diese den Franzosen Schaden zugefügt haben, folglich — so hat er nach meiner Vermutung geschlossen — müssen diese es gewesen sein, die den offenen Raum zwischen dem Wasser und dem einen Arme der Redoute beschossen, und die Redoute selbst mufs nach dem Lac Madieh

zu gelegen haben. Leider hat er aber dabei vergessen oder nicht gewufst, dafs auch auf den beiden Seiten der Halbinsel, die nach dem Mittelländischen Meere zu liegen, sich türkische Kanonenboote befanden und die Franzosen beschossen.

Ich komme auf meine Vermutung durch den Umstand, dafs wirklich in den Lac Madieh zwölf Kanonenboote eingefahren waren und den Franzosen zu schaffen machten. Aber das war im Anfang der Schlacht. Lannes befehligte den rechten Flügel und hatte den Auftrag bekommen, den Monticule du Puits zu nehmen. Zu diesem Zwecke mufste er am Lac Madieh entlang marschieren. Auf diesem Wege nun bekam er ein heftiges Kanonenfeuer in seine rechte Flanke. Bonaparte gab infolgedessen dem Artilleriegeneral Songis Befehl, sofort Geschütze auffahren zu lassen, und diese fügten den türkischen Schiffen ganz bedeutenden Schaden zu. Die Lage der letzteren wurde aber geradezu kritisch, als sie sahen, dafs der General Menou die rechte Seite der Einfahrt in das Mittelländische Meer besetzte und sich anschickte, sie auch seinerseits zu beschiefsen. Sie fürchteten, im Madiehsee vernichtet oder eingeschlossen zu werden, und flohen deshalb schleunigst wieder ins offene Meer hinaus.

Um Thiers' irrige Auffassung zu erklären, läfst sich noch eine andere Thatsache anführen, die vielleicht viel mehr ins Gewicht fällt als das oben Gesagte. Bonaparte hat einmal denselben Fehler begangen, indem er behauptete, der Feind habe seinen linken Flügel an den Lac Madieh angelehnt. In dem Schlachtenberichte, den er am 28. Juli 1799 von Alexandria aus an das Direktorium schickt, kommt folgende Stelle vor: *L'ennemi débarque, prend d'assaut et avec une intrépidité singulière la redoute et le fort d'Aboukir, met à terre son artillerie de campagne et, renforcé par 50 voiles, prend position, sa droite appuyée à la mer, sa gauche au lac Madieh, sur de très belles collines.* Diese ungenaue Angabe findet sich in den späteren Schriften Napoleons nicht. Es steht aber in dem Bericht kein Wort davon, dafs auch die Redoute sich an den Lac Madieh angelehnt habe. Es heifst von ihr: *Nous attaquons alors la seconde ligne, qui occupait une position formidable, un village crénelé en avant, une redoute au centre et des retranchements qui la liaient à la mer, plus de trente chaloupes canonnières la flanquaient.* Genau sind auch diese Angaben nicht, aber völlig verzeihlich in einem solchen Berichte. Die Türken werfen sich bei ihm auch nicht in den Madiehsee, sondern nur '*à l'eau*' oder '*à la mer*'. Thiers hat offenbar diesen Bericht benutzt und ist wahrscheinlich durch ihn mit zu seiner falschen Auffassung verleitet worden. In denselben Fehler verfallen übrigens auch Lanfrey und Sybel. Ein Blick auf die Beschaffenheit der Halbinsel Aboukir hätte sie leicht vor diesem Versehen bewahren können.

Der weitere Verlauf der Schlacht ist von Thiers anschaulich geschildert. Destaing greift den linken Hügel an, Murat umgeht ihn, und den eingeschlossenen Feinden bleibt nichts anderes übrig, als sich ins Meer zu stürzen. Auf der rechten Seite dasselbe Manöver. Darauf gehen Destaing und Lannes gemeinsam gegen das Dorf vor und werfen auch hier die Feinde in das Meer. Der Kampf um die zweite Linie, die Redoute, ist hartnäckiger, aber die Anstrengungen der Franzosen sind wiederum mit Erfolg gekrönt. Die Verteidiger finden ihren Tod in den Wellen. Freilich mufs an allen Stellen, in denen hier Thiers den Lac Madieh erwähnt, dafür die Reede von Aboukir eingesetzt werden, denn nur dort und in dem gegenüberliegenden Teile des Mittelländischen Meeres fanden die Türken ihren Tod. Auf beiden Seiten waren türkische Kanonenboote, die auf die Franzosen schossen und, wenn wir Marmont, Eugène Beauharnais u. a. glauben dürfen, sogar auf ihre eigenen Leute feuerten, um sie zur Rückkehr in die Schlacht zu zwingen.

Nach der Einnahme der Redoute geht es ins Dorf Aboukir, wo sich das Lager Mustapha Paschas befindet. Murat selbst dringt in das Zelt des Vezirs ein. Dieser feuert auf ihn seine Pistole ab und verwundet ihn, nicht, wie Thiers sagt, leicht, sondern recht schwer, denn die Kugel geht ihm durch den Unterkiefer. Aber die Wunde heilt vortrefflich und läfst auf dem schönen Gesichte Murats kaum eine Spur zurück.

In das Fort Aboukir ziehen sich ungefähr 1500 Mann zurück. Acht Tage lang leisten sie den kräftigsten Widerstand, dann werden sie durch den Hunger gezwungen, sich zu ergeben.

Das ist die Schlacht bei Aboukir, wie ich sie mir nach den Berichten der Mitkämpfer und den Tagebüchern und Armeebefehlen Napoleons zusammengestellt habe.

Es geht aus den obigen Auseinandersetzungen hervor, dafs die Darstellung Thiers' an mehreren Stellen der Berichtigung bedarf, aber wenn man einmal den Grundirrtum des Schriftstellers aufgedeckt hat, kann man die Schüler leicht dahin bringen, dafs sie die übrigen daraus entspringenden Fehler selbst finden. Da wir aufserdem die verschiedenen Vorbereitungen und die mannigfachen Stellungen kennen, die die einzelnen Heeresabteilungen einnehmen mufsten, ehe man zum Entscheidungskampfe vorrückte, so ist die Landschlacht bei Aboukir in hohem Grade geeignet, den Schülern ein anschauliches Bild von der grofsartigen Kriegskunst Bonapartes zu geben.

Gera, Reufs. O. Schulze.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

F. Paulsen, Die deutschen Universitäten. Berlin, A. Asher & Co., 1902. 575 S.

Fast könnte es ein bedenkliches Zeichen scheinen, wie die deutschen Bildungsanstalten sich 'auf sich selbst zu besinnen' anfangen. Auf Harnacks glänzende 'Geschichte der Berliner Akademie' folgt Paulsens erschöpfende Darstellung der 'Deutschen Universitäten'; wie wünschenswert wäre nun drittens eine Darstellung des deutschen Gymnasiums, wie es wirklich ist! Freilich wäre sie noch schwieriger. Harnack gab die Biographie eines grofsen Individuums, Paulsen legt die Porträts von vielleicht zwanzig Familienmitgliedern zur Photographie des Typus zusammen — der Bearbeiter des dritten Themas aber müfste aus Hunderten von Einzelfällen eine lebendige Physiognomie herausschöpfen und herausschaffen, die weder ganz im allgemeinen bliebe, noch zu sehr am Specialfall haften dürfte.

Die Werke von Harnack und Paulsen sind übrigens keineswegs nur durch die verwandte Aufgabe miteinander verwandt: Hauptherde des wissenschaftlichen Fortschritts in Deutschland zu schildern. Viel näher noch werden sie einander durch jenen, ich möchte sagen: akademischen Optimismus gebracht, der seit noch nicht langer Zeit anfängt, die Staatsreligion der Gebildeten zu werden. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dafs dies bei beiden nicht etwa auf einer Anpassung an die Tagesstimmung beruht; vielmehr ist umgekehrt jener Optimismus eben deshalb in aufsteigender Verbreitung, weil hervorragende Männer gerade auch an den einflufsreichen Hochschulen ihn vertreten (ich nenne nur Delbrück, Pfleiderer, Riedler, Schmoller, von Stengel, Zorn). Gewifs ist auch an sich diese Stimmung alles eher als ein übles Symptom; und wir dürfen uns nur freuen, dafs sie den bitteren Pessimismus oder resignierten Fatalismus früherer Epochen zu verdrängen beginnt. Gleichwohl wäre vielleicht gerade einem Werk, das sich mit einem so wichtigen Faktor der nationalen Weiterentwickelung liebevoll befafst, etwas mehr von dem Geist jener edlen Unzufriedenen zu wünschen gewesen, die Paulsen selbst (S. 323) so beredt zu würdigen versteht. Die Wendung, irgend ein Übelstand sei nun einmal der Preis, um den wir gewisse Güter erkaufen

müfsten, begegnet so häufig, dafs der Ethiker hier fast ganz hinter dem Verteidiger zurückzutreten scheint. Wenn etwa gegenüber gewissen Nachteilen der akademischen Freiheit in Deutschland darauf hingewiesen wird, dafs in England und Amerika trotz strengerer Gebundenheit die Zustände schwerlich erfreulicher seien, so könnte man dies sicherlich zugeben, die deutsche Libertät der Universitätsjugend durchaus wahren wollen und dennoch jenen Übelständen ernstlicher auf den Leib rücken, als es das wohlmeinende Vertrauen des Verfassers thut. Möglich wäre es doch, dafs wir dieselben Vorzüge hie und da auch noch etwas billiger erkaufen könnten. Allerdings fehlt es auch bei Paulsen selbst keineswegs an beherzigenswerten Verbesserungsvorschlägen, z. B. betreffs der Wohnungsverhältnisse der Studenten (Studienhäuser S. 466) oder betreffs der Einrichtung des Studienganges (unverbindliche Studienpläne S. 418). Auch manche Bedenken fehlen nicht, neben solchen, die Referent teilt, z. B. wegen Überhandnahme der Prüfungen (S. 435 f.) oder wegen steigenden Abstandes zwischen akademischen und Volkskreisen (S. 149 f. u. ö.), auch solche, denen ich mich nicht anzuschliefsen vermag, wie betreffs der angeblichen Gefahr eines zu starken Prozentsatzes jüdischer Akademiker (S. 210). Je seltener nach Paulsens eigener Ansicht sich in Deutschland wieder ein so fester Boden zu ruhigem, vorurteilslosem Kennenlernen für die jungen Leute der verschiedenen Stände, Landschaften und Bekenntnisse bietet, desto mehr scheint es mir wünschenswert, dafs dieser Boden recht häufig gerade von denen betreten werde, deren Unglück es nur zu häufig ist, dafs sie ihre christlichen Mitbrüder nicht genau genug kennen und von ihnen nicht genügend gekannt werden.

Aber jene Verbesserungsvorschläge und diese Bedenken können doch dem Werke im ganzen jenen Charakter eines vielleicht zu sicheren Optimismus nicht nehmen. Vielleicht würde doch die Wirkung, die von dem vortrefflichen und vielfach unentbehrlich zu nennenden Werke ausgeht, auf den Leser und besonders auf die Zukunft eine noch tiefere sein, wenn der Schüler und Verehrer Fichtes stärker in den energisch fordernden Ton dieses mächtigen Volkserziehers eingegangen wäre. Paulsen, der sich (S. XII) seiner glücklichen Citate mit Recht freuen darf, hätte gegen den wohl unzweifelhaft zunehmenden ‘schweren Mifsbrauch des Biers’ manches Wort etwa bei Lagarde finden mögen, das kräftiger als seine eigene Mahnung die Gefahren hervorhebt, die hier für die moralische Gesundheit unserer Gebildeten liegen. Auch über das Duell hätte man vielleicht ein weniger vorsichtiges Distinguo gewünscht. Man braucht keineswegs gewisse Grenzfälle zu leugnen, in denen der Zweikampf beinahe moralische Notwendigkeit wird, und kann sich doch fragen, ob die allgemeinen Bestimmungen der Notwehr nicht zur Strafminderung oder Strafbeseitigung auch hier vollkommen genügen.

Doch in den bisher erwähnten Beispielen steht schliefslich im wesentlichen nur Meinung gegen Meinung, und so mag der vielerfahrene Pädagog möglicherweise recht behalten, auch gegen das, was sich anderen Beobachtern darzubieten scheint. Denn als einen Pädagogen haben wir Paul-

sen in diesem Werke doch vor allem anzusehen, und wenn er sich lustig genug gegen den Ausdruck 'Hochschul-Pädagogik' erklärt, wird man dem erfolgreichen Verfasser dieses mit Recht der studierenden Jugend Deutschlands gewidmeten Werkes doch wohl sagen dürfen, er habe damit ein ausgezeichnetes, bis dahin fehlendes Stück Hochschul-Pädagogik gegeben. — Aber bisweilen glaube ich doch zu sehen, dafs dieser Optimismus geradezu zur irrigen Zeichnung der thatsächlichen Verhältnisse führt. Und zwar in doppeltem Sinne: die einheimischen Verhältnisse werden oft zu günstig, die fremden zu ungünstig geschildert. So ist, um nur einiges herauszugreifen, das Monopol der 'Examensprofessoren' doch wohl erheblich mächtiger, als Paulsen annimmt, und die Stellung der Privatdocenten nicht ganz so idyllisch, wie er sie ausmalt. Auch hier wäre aus Biographien namhafter Gelehrten, z. B. von Carl Hase oder Gustav Freytag, manche Korrekturnote beizubringen. Auf der anderen Seite erhält man von dem Verfasser den Eindruck, als sei die Vorbildung der französischen Juristen eine so gut wie völlig wertlose. Aber sollte L. von Savigny sie nicht ebensosehr unterschätzt haben, wie es sein Grofsvater that? Über den Cote Napoléon lauten die Urteile der modernen Juristen doch wohl wesentlich anders als in dem 'Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung', und der französische Richterstand hat trotz mancher juristischen Unglücksfälle der letzten Jahre wohl immer noch das Recht, sich neben den Mitgliedern unserer wahrlich auch nicht unfehlbaren Judikatur sehen zu lassen.

Im übrigen ist die historische Darstellung Paulsens, wie sich bei ihm von selbst versteht, ebenso klar als zuverlässig. (Aufgefallen ist mir nur, dafs bei der historischen Übersicht der Universitätsgründungen die jüngste der almae matres vergessen ist: Czernowitz, bei deren Eröffnung Schmoller als Vertreter der nächstjüngsten Strafsburger Hochschule das berühmte, wenn auch vielleicht etwas zu stolze Wort aussprach: 'deutsch sein heifst arbeiten'.) Wer kennt denn auch das Material zur Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland, wie es sein Geschichtschreiber kennt? Höchstens hat sich Paulsen gelegentlich in seinen Aussagen zu ausschliefslich auf die reichsdeutschen Universitäten gestützt. So ist es nicht allgemein richtig, dafs nur die Ordinarien Sitz und Stimme in der Fakultät haben; in Zürich z. B. kann der Extraordinarius sogar Dekan werden, und gewählte Privatdocenten haben an mehreren Hochschulen ein Stimmrecht.

Die Disposition ist ebenso übersichtlich als erschöpfend. Alles kommt zur Sprache, die geschichtliche Entwickelung und der gegenwärtige Bestand, die Ethik des Universitätslebens nach ihrem Soll und ihrem Haben, die Gliederung des akademischen Lehrkörpers und die Gliederungen der Studentenschaft (wobei nur vielleicht die neueren Bestrebungen, eine allgemeine Organisation der 'Finkenschaft' zu schaffen, ein Wort verdient hätten). Beherzigenswerte Winke fehlen nirgends und werden so gut dem Examinator betreffs der Kunst des Prüfens (S. 441) wie dem Fuchs betreffs der allgemeinen Einteilung der Studienzeit (S. 418), der Kunst zu lesen (S. 407) und der Pflicht, Bücher zu kaufen (S. 404), zu teil. Zu

letzterem Punkte möchte ich mir freilich wieder einen Privatwiderspruch erlauben. Die Sitte, in seine Bücher Randbemerkungen kritischer oder — lyrischer Natur zu machen (S. 408), hat sicherlich ihre praktischen Vorteile; aber sind diese so grofs, dafs den Studenten eine solche im Grunde doch barbarische Art der Bücherbehandlung noch eigens angeraten werden mufs? Ich meine, sie müfsten eher dazu angehalten werden, den Respekt vor der Arbeit anderer auch hier zu lernen. Mein Buch ist mein Freund; ich habe mich nur ganz selten entschliefsen können, ihrer eins mit solchen Sklavenzeichen zu brandmarken, und meine benutztesten Bücher danken mir das noch heute.

Nur einen Punkt vermifst man in Paulsens so vollständiger Darstellung, allerdings einen, den man nach dem Titel zu allererst erwarten würde: eine kurze Charakteristik der einzelnen deutschen Universitäten. Gestreift wird das ja einmal in der historischen Übersicht (besonders für Halle und Göttingen), dann in dem resümierenden Schlufskapitel. Und man begreift es ja auch, welche Rücksichten den Verfasser hinderten, etwa in der Weise Carl Heuns (Claurens) Ratschläge für die studierende Jugend zu erteilen. Aber eine knappe Skizze wenigstens der hervorragendsten Typen hätte man doch gern gesehen: die Arbeits-Universität neben der fürs Bummeln, die grofsstädtische neben der kleinstädtischen, die Prinzen-Universität (Bonn), die Patricier-Universität (Basel), die Universitäten auf mehrsprachigem Boden mit ihrer eigenartigen Pionierstellung (Prag, Strafsburg); endlich, worauf Paulsen selbst deutet, die von einer einzelnen Fakultät dominierten Hochschulen (wie früher das theologische Jena oder Erlangen, das medizinische Würzburg).

Eine fundamentale Frage, in der Paulsen mit grofser Entschiedenheit Stellung nimmt, ist die das ganze Buch durchziehende Abneigung gegen alles Parteiwesen und besonders das politische. Ich glaube sogar, dafs er hierbei selbst etwas zu sehr Partei ist. Niemand wird verkennen, wie grofse Gefahren für die Wahrhaftigkeit und die Gerechtigkeitsliebe jegliche Parteinahme mit sich bringt; trotzdem möchte der Einflufs der Parteiinteressen auf den Charakter doch vielleicht etwas überschätzt sein. Wir haben es doch oft genug erlebt, dafs auch in eifrigen Parteigängern noch Raum blieb für objektive Erkenntnis; zumal die politische Richtung ja doch immer nur einen kleinen Ausschnitt der zahllosen Interessen überhaupt berührt. Indes wäre diese Frage an sich als eine rein akademische in dieser Recension kaum zu berühren, wenn nicht der Verfasser auch sehr ernsthafte praktische Folgen daraus ziehen würde, und zwar in doppelter Hinsicht: für den Docenten und den Studenten. Zunächst vertritt er sehr energisch die Anschauung, dafs der Gelehrte dem politischen Leben überhaupt fern zu bleiben habe. Wir vermögen uns diese Anschauung nicht anzueignen. Eine politische Teilnahme erscheint uns als ein gesundes Symptom öffentlicher Verhältnisse. Um so gesunder, je allgemeiner sie alle Kreise durchdringt. Ist aber thatsächlich eine solche politische Regsamkeit vorhanden, so scheint es uns in höherem Grade gefährlich, wenn der Gelehrtenstand sich ausschliefst. Gefährlich für die Gelehrten,

für die Paulsen ja selbst beständig hervorhebt, dafs sie sich ja nicht als eine besondere Kaste absondern dürften; gefährlich aber auch für das Volk. Gerade weil dem Manne der Wissenschaft eine allgemeine Anschauung der Dinge aus seiner täglichen Arbeit zu erwachsen pflegt, ist er geeignet, in die Kleinlichkeit des politischen Lebens heilsame gröfsere Gesichtspunkte hineinzutragen. So kann ich denn auch keineswegs dem beitreten, dafs die bisherige politische Thätigkeit der Professoren gegen sie zeuge. Für die Paulskirche berufe ich mich auf einen Kenner wie Binding; ist ja doch fast alles Beste in unserer jetzigen Reichsverfassung aus den Entwürfen des Professorenparlaments hervorgewachsen. Aber auch für spätere Zeiten erscheint mir jenes landläufige Urteil durchaus ungerecht. Wie viele unserer besten Errungenschaften sind politischen Professoren zu verdanken! Wir hätten das Oberverwaltungsgericht nicht ohne den Professor Gneist; die Grundlagen unseres Komptabilitätsgesetzes gehören dem Professor Virchow. Nicht zu gedenken, wie vieles von speciellen Vorsorgebestimmungen etwa für Hygiene, Unterricht, höheres Bildungswesen ganz und gar auf den Schultern der akademischen Politiker ruht. Und wer soll denn schliefslich unsere Parlamente füllen? Bedenken sprechen auch gegen den Beamten, den Industriellen — und nicht zum wenigsten gegen den Berufsparlamentarier! Und auf der anderen Seite — ist wirklich die Kur der völligen politischen Desillusionierung, die Paulsen den Studenten anrät, wünschenswert? Ich fürchte, die Enttäuschungen kommen früh genug. Soll man nicht der Jugend das edle Recht der einseitigen Begeisterung unverkümmert lassen? Welche Gefahren dabei vorhanden sind, wird niemand verkennen, insbesondere auch nicht diejenigen, die heute durch die Anziehungskraft der Socialdemokratie auf jugendliche Gemüter erwachsen. (Wobei ich aber nicht unterlassen möchte, zu bemerken, dafs die Ausnahmestellung, die Paulsen dieser Partei als einer wissenschaftlich operierenden Sekte [S. 319] anweist, doch wohl nicht ganz berechtigt ist; mit gleichem Fanatismus hat sich die Partei der L. von Haller und Stahl als wissenschaftlich politische Sekte aufgespielt. Übrigens ist doch wohl auch der Einflufs, den ein so typischer Professor wie Stahl lange Jahre hindurch auf die Neugestaltung der Geschicke Preufsens ausüben konnte, mag man ihn nun für unheilvoll halten oder nicht, ein neuer Beweis für die politischen Fähigkeiten der Gelehrten.) Wenn der Student sich auch nicht gerade in das aktive Parteileben stürzen soll, so möchte doch wohl der Rat mit seinen Eigenheiten zu wenig rechnen, dafs er von vornherein als ein kühler Betrachter zehn Zeitungen zugleich lesen soll. Unsere besten Politiker haben früh angefangen, sich für das öffentliche Leben leidenschaftlich zu interessieren, oft genug schon auf der Schule. Und wenn ich auch nicht mit dem Leipziger Theologen Luthardt ausrufen möchte: 'Die Jugend soll Partei ergreifen!', so würde mir doch eine blasierte Gleichgültigkeit gegen die politischen Ideale und Irrtümer noch weniger ein erfreuliches Symptom scheinen. Ich glaube auch nicht, dafs in diesen Dingen sich in nächster Zeit vieles ändern wird. Auch Paulsen

wiederholt die häufig gehörte Prophezeiung, unsere politischen Parteien seien im Begriffe, sich völlig in Interessengruppen aufzulösen. Gewifs ist daran vieles wahr; aber ebenso sicher, wie allemal in politischen Parteien diejenigen Bevölkerungsschichten, in denen sie den stärksten Wiederhall gefunden hatten, den Kern bildeten, ebenso sicher erwächst aus Parteigruppen von egoistischer Grundstimmung früher oder später eine politisch angeregte Partei. Auch hier wird der Student nicht einfach über den Gruppen stehen, sondern wie jeder andere sich eine Meinung bilden, die aus der Diagonale seiner angestammten Interessen und seiner angeborenen Neigungen erwächst. Das ist natürlich, und so dürfte es auch nicht ganz schädlich sein.

Unsere Jugend neigt dazu, auch in grofsen Tagesfragen von unpolitischer Art Partei zu ergreifen; und auch hier warnt der Verfasser vielleicht in zu eindringlicher Weise. Nietzsche ist gewifs geeignet, die Jugend zu verwirren, während die Gefahr, die eine sogenannte Nietzsche-Gemeinde mit sich bringen soll, nach Zeitlers neuerlichen treffenden Ausführungen gewifs zu grofs angeschlagen wird. Aber dennoch scheint es mir nicht ganz gerecht, in welchem Tone Paulsen vor der Jugend von jenem grofsen Anreger spricht, dessen Genialität er freilich nicht verkennt. Es sollte ihn doch bedenklich machen, dafs jene Verse, die er selbst spöttisch auf den 'Umwerter aller Werte' anwendet, von Goethe gegen Paulsens hochverehrten Meister Fichte gerichtet waren. Jener Ton einer feinen Ironie, der dem Verfasser so wohl zu Gesicht steht, steigert sich hier gelegentlich etwas zu sehr, fast ins Überreizte. Ich habe oft genug beobachtet, dafs jungen Leuten kaum etwas Heilsameres widerfahren kann als eine innere Erschütterung, wie sie nun einmal unter den Neueren kaum ein zweiter gleich Nietzsche hervorbringt. Mag nachher sich ergeben, was da mag, — dafür gilt, was Paulsen selbst so schön über die Wagnisse eines Studiums bei liberalen Theologen ausgeführt hat.

Jener gesundbürgerliche Grundton, der das ganze Buch beherrscht, und der (z. B. S. 123 f.) zu höchst beachtenswerten Ausführungen über die Orden und Ehrenzeichen für Professoren leitet, mag ebenfalls gelegentlich etwas zu weit führen. So, wenn der Verfasser meint, Akademien seien überflüssig, und was sie leisten, könnten Gelehrtengesellschaften mit minderem Pomp ebensogut vollbringen (S. 210). Wir möchten ein wissenschaftliches Herrenhaus neben den übrigen wissenschaftlichen Korporationen, oder meinetwegen auch über ihnen, doch ungern entbehren. Harnacks Werk hat doch wohl den Beweis für die Existenzberechtigung der Berliner Akademie erbracht. Eine grofse Anzahl von Aufgaben der wissenschaftlichen Organisation kann wohl eine gewisse Centralisation kaum entbehren, die ihrerseits ohne eine staatliche Autorität in unserem individualitätssüchtigen Deutschland nicht zu erlangen ist.

Haben wir mancherlei gegen das schöne Werk vorgebracht, so möchte doch dies alles nur sagen, nach welchen Richtungen es die Wirksamkeit, die es ohne Zweifel ausüben wird, noch zweckmäfsig erhöhen könnte. In manchen Punkten, wie gesagt, steht wohl füglich nur unbelehrbar Mei-

nung gegen Meinung. In anderen haben vielleicht doch des Verfassers Tugenden gewisse Fehler mit sich gebracht, die noch zu heilen wären, damit das Buch ganz und gar im Kleinen das sei, was die deutschen Universitäten im Grofsen sind: eine Bildungsanstalt, in der jeder gern verweilt, und die keiner ohne Bereicherung verläfst.

Berlin. Richard M. Meyer.

Konrad Burdach, Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen. Erster Teil. Leipzig 1900. XXXIII, 320 S.

Giebt es wirklich jene trennende Kluft zwischen mittelalterlicher Geschichtswissenschaft und Philologie, die Burdach überbrücken möchte? In der Theorie kaum. Von einer zünftischen Abschliefsung und Geringschätzung der beiden Disciplinen gegeneinander kann im Ernst nicht wohl geredet werden. In der Praxis ist zuzugeben, dafs die besonderen Aufgaben, welche die Quellen des früheren Mittelalters den Historikern stellten, bisher ein engeres Verhältnis zur klassischen als zur germanischen Philologie begründet haben, und dafs an germanistisch gut geschulten Historikern noch heute empfindlicher Mangel herrscht, während neuerdings auch die klassisch philologische Bildung der Geschichtsforscher stark im Rückgang ist. Dafs auf der anderen Seite manchem Litterarhistoriker eine gründlichere Vertiefung in die zeitgenössischen Geschichtsquellen nur förderlich sein könnte, soll ebensowenig bezweifelt werden, und wenn nun von dorther der ernstliche Versuch gemacht wird, in die historische Forschung selbständig einzudringen, um daraus für die eigenen Studien Frucht zu ziehen, so glaube ich doch nicht, dafs einer meiner engeren Fachgenossen so thöricht sein sollte, darüber hochmütig die Achseln zu zucken. Sind wir doch auf Schritt und Tritt angewiesen auf die Mithilfe anderer Disciplinen, warum sollten wir die Forschungsergebnisse, zu denen ein Litterarhistoriker auf geschichtlichem Gebiete gelangt ist, nicht schätzen — soweit sie vor der Kritik standhalten? Um es gleich zu sagen, Burdach zeigt in dem vorliegenden Buche, dafs er das Rüstzeug der gelehrten Geschichtsforschung auch unter ungünstigen äufseren Verhältnissen zu beherrschen versteht. Manche wertvolle Anregung hat er daraus geschöpft, und einzelne seiner Ausführungen sind auch für den Historiker lehrreich. Trotzdem ist der Gesamteindruck des Werkes nicht völlig befriedigend. Es fehlt allzusehr an besonnener, nüchterner Selbstkritik. Der Verfasser steht zu sehr unter dem Banne seiner Entdeckungen. Er selbst glaubt zwar 'vorsichtig Schritt für Schritt mit steter Berücksichtigung der wahrscheinlichsten unter den vorhandenen Möglichkeiten' vorzugehen und trägt seine Folgerungen mit entsprechender Sicherheit vor. Meist indes sind bei der Lückenhaftigkeit des Materials gar nicht alle Möglichkeiten zu übersehen, das Urteil über den Wahrscheinlichkeitsgrad bleibt stark subjektiv, und das so gewonnene System von Schlüssen soll dann doch 'eine Kette zwingender Erwägungen' sein. Gewifs liegt

dem mittelalterlichen Litterarhistoriker die Versuchung nahe genug, mit unzureichenden Belegen sichere Ergebnisse erzielen zu wollen, und anregend können auch solche Erörterungen sein; aber stetige Fortschritte wird die Forschung doch nur machen, wenn man sich immer des Grades der Unsicherheit klar bewufst bleibt.

Auf ein breit gehaltenes Vorwort über die Entstehung der Arbeit, das beinahe ein Stück Selbstbiographie genannt werden kann, folgt zunächst ein Abdruck des bereits 1896 in der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienenen Lebensbildes Walthers von der Vogelweide. Da es also schon seit mehreren Jahren vorliegt, da über manche wichtige Punkte ein Urteil erst nach Veröffentlichung der Untersuchungen des zweiten Teiles möglich ist, und da endlich die rein litterarhistorischen Fragen für meine Besprechung weniger in Betracht kommen, so begnüge ich mich mit einigen kurzen Bemerkungen darüber. Unzweifelhaft hat der Verfasser es sehr geschickt verstanden, in knapper, anschaulicher Darstellung den Lebensgang des Dichters zu schildern und den Leser zugleich in die Hauptfragen der Forschung einzuführen. Wohlthuend berührt die Wärme des Tones, fast überschwenglich erklingt hier und da die Lobpreisung. Ich wenigstens möchte z. B. den materiellen Rücksichten stärkeren Einflufs auf die politische Parteinahme des Dichters zuschreiben, wenn ich auch fürchten mufs, dafs der Verfasser glaubt, aus mir spräche nur 'kurzsichtige Übereilung oder der Stumpfsinn eines verhärteten Gefühls'. Und auch seine Dichtung würde mir schärfer charakterisiert scheinen, wenn die S. 115 nur angedeutete Begrenzung seiner Kunst etwas mehr hervorgehoben wäre. Um ein paar Einzelheiten herauszuheben, so hat mich der Nachweis, dafs Walther den Rittergurt nicht empfangen habe (S. 9 ff.), nicht überzeugt. Die Anrede an die Ritter in seiner Elegie (125, 1 ff.) erklärt sich zur Genüge daraus, dafs für Walther durch seine geringen Mittel eine Teilnahme an der Kreuzfahrt von vornherein ausgeschlossen war, ebenso wie der Gegensatz zu Wolfram von Eschenbach aus dem Unterschied von Temperament und Besitz. — Wäre 'von der Vogelweide' nur ein Dichtername, was der Verfasser S. 26 nicht ganz von der Hand weist, so würde man nach dem lateinischen Sprachgebrauch der Zeit erwarten, in den Reiserechnungen des Bischofs Wolfger von Passau zu lesen: 'Walthero cantori d i c t o (cognomento oder dgl.) de Vogelweide', und war man etwa zu eilig, das 'dicto' zu schreiben, so hätte man sich auch wohl mit dem 'Walthero cantori' begnügt. — Recht geprefst erscheint die Ausdeutung des Spruches 21, 25: 'Nû wachet uns gêt zuo der tac' (S. 48 ff.). Wenn die Mäntel der Mönche und Regularkleriker insgesamt 'cappae' heifsen, warum sollen sich dann die Worte 'geistlich leben in kappen triuget' gerade 'unwiderleglich' auf den Kardinalsmantel des Legaten Guido und den Doktormantel seines Begleiters beziehen? Und wenn einmal die Vorzeichen des jüngsten Tages in unmittelbarer Anlehnung an die Bibelstelle Marc. 13, 12: 'Tradet autem frater fratrem in mortem et pater filium' geschildert werden, warum mufs dann Walther mit den Worten 'der bruoder sînem bruoder l i u g e t' an den griechischen Usurpator

Alexios III. gedacht haben, der seinen Bruder vom Thron gestürzt und geblendet hatte? Es bliebe nunmehr 'der vater' zu ermitteln, der 'bî dem kinde untriuwe findet'! — Wie künstlich ist ferner die Annahme (S. 75), gerade Walthers Verse gegen den Reichtum der Geistlichkeit hätten Feinden Ottos IV. als Unterlage für ihre Angriffe gedient, und das hätte dem Dichter, wie Verfasser nicht zweifelt, die Ungnade des Kaisers eingebracht! Otto wird sein Gut damals eben für andere Zwecke gebraucht haben, und die Enttäuschung darüber führte zum Parteiwechsel Walthers. — Das Scheltgedicht auf den weinkargen Abt von Tegernsee wird S. 76 umgedeutet als eine Verteidigung der geschädigten Mönche, denen ihre Weinberge bei Bozen gewaltsam entrissen sind, wie Verfasser aus einer darauf bezüglichen Urkunde Ottos IV. entdeckt. Für eine solche Auffassung bieten die Verse selbst nicht den geringsten Anhaltspunkt, und man würde sie daher als verfehlt betrachten müssen, auch wenn W. Erben nicht im Neuen Archiv XX, 359 ff. nachgewiesen hätte, dafs es sich bei dieser Urkunde um Verwechselung Ottos IV. mit Otto III. handelt.

Der Schwerpunkt des Buches liegt in den beiden der Darstellung beigegebenen Untersuchungen, von denen die erste den Zeitpunkt von Walthers Scheiden aus Österreich in den Frühsommer 1198 festlegen möchte. Man hat jedoch den Eindruck, als habe auf dies Ergebnis bereits die zweite Untersuchung unwillkürlich eingewirkt. Jedenfalls ist kein Grund ersichtlich, warum Walther nicht schon während der Abwesenheit des Herzogs Friedrich den Wiener Hof einmal verlassen haben sollte, und so gewinnt man für die Ansetzung des berühmten Spruches: 'Ich hôrte ein wazzer diezen' (8, 28), von dessen Auslegung und Datierung fast die ganze umfangreiche zweite Untersuchung handelt, zunächst freien Spielraum.

Als ein gesichertes Ergebnis, zu dem inzwischen selbständig auch Roethe (Ztschr. f. deutsches Alt. 44, 116) gekommen war, darf die Auslegung der 'armen künege' (9, 14) nicht als der deutschen Thronkandidaten, sondern als wirklicher Könige bezeichnet werden, die aber im Verhältnis zu dem Vertreter der Reichsgewalt als arm, abhängig, niederen Ranges erscheinen. Zu den angeführten Stellen, die den Sprachgebrauch der staufischen Reichskanzlei betreffs der 'reguli' oder 'reges provinciales' veranschaulichen, möchte ich Belege aus einem Ende 1161 verfafsten Berichte des kaiserlichen Notars und Kapellans Burchard fügen, eines Kölners, der von Rainald von Dassel in die Politik eingeführt war und noch 1178 in der Kanzlei amtierte (vgl. Scheffer-Boichorst, Ztschr. f. Gesch. des Oberrheins N. F. IV, S. 457). Da wird (Sudendorf Registr. II, 137) der König von Ungarn ein 'regulus' genannt. Aus Furcht vor Barbarossa 'omnes caeteri terrarum reges contremiscunt et — conveniunt in unum adversus dominum suum Romanum imperatorem'. Das bezieht sich nicht nur auf den griechischen Kaiser, den König von Ungarn, sogar auf orientalische Herrscher, sondern 'idem timent reges Hispanus, Barcilonensis, Francigena, Daciae'. Von Roland und seinen Pseudokardinälen aufgestachelt, 'omnes reguli timore et odio magis imperatoris, quam intuitu iusticiae illum in papam suscipere presumunt' — eine Stelle, die dann in

der Kölner Königschronik S. 107 stark abgeschwächt ist. Ganz offenkundig ist oben die Anlehnung an die Bibelworte Act. 4, 26: 'Astiterunt reges terrae et principes convenerunt in unum adversus Dominum et adversus Christum eius', und ich möchte wenigstens zur Erwägung stellen, ob nicht dieselben Worte auch Walther vorschwebten, als er dichtete: 'die zirkel (der principes, die mit selbständigen Wahlplänen gegen den Vertreter der Reichsgewalt zusammenkommen) sint ze hêre, die armen künege dringent dich'.

Schon diese Vertrautheit mit den Vorstellungen und dem Sprachgebrauch der Regierungskreise läfst auf irgend welche näheren Beziehungen Walthers zur staufischen Hofgesellschaft schliefsen, und dafs der Spruch nicht vor österreichischen Landherren, sondern im Kreise der Reichsministerialen gesungen ist, diese Folgerung Burdachs wird wohl ebenfalls allgemein anerkannt werden. Welcher Art indes diese Beziehungen gewesen sind, bleibt völlig unsicher. Schon die Berührung mit irgend welchen staufischen Ministerialen genügt meiner Ansicht nach vollkommen, um das Eingehen Walthers auf die allgemeinsten Gedankengänge der damaligen Reichspolitik zu erklären. Dafs aber der Dichter von den Beamten der staufischen Kanzlei geradezu als offiziöses Organ benutzt worden sei, wird durch die Ausführungen des Verfassers auch nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Die angeblichen Anklänge seiner Sprüche an offizielle Schriftstücke, die das erhärten sollen, sind allgemeinster, unbestimmtester Art, und die sehr geprefste Ausdeutung des Verfassers ändert daran nichts; schwerlich wird er mit dieser Annahme allgemeine Zustimmung finden. Direkte Beziehungen Walthers zur Kanzlei Philipps sind nicht gerade unmöglich, aber mehr läfst sich darüber bislang nicht sagen.

Ebenso ist dann das künstliche Gebäude, das aufgeführt wird, um die Datierung jenes wichtigen Spruches mit Ende Juni 1198 zu erweisen, unhaltbar und bereits durch die Ausführungen von Wilmanns (Ztschr. f. d. A. 45, 427 ff.), wie mir scheint, völlig erschüttert. Noch ausdrücklicher, als schon er es gethan hat, möchte ich den Widerspruch betonen, der darin liegt, dafs ein begeisterter staufischer Anhänger dem Gegenkandidaten Otto sogar noch vor seiner Krönung den Titel eines armen Königs im obigen Sinne zubilligen sollte, während er das Königtum Philipps, solange er nicht offiziell gekrönt sei, negiert. Im übrigen will ich Wilmanns Argumente nicht wiederholen und nur noch auf die Unwahrscheinlichkeit hinweisen, dafs ein Dichter, der Fühlung mit den Hofkreisen, nach Burdach gar Beziehungen zur Reichskanzlei hatte, noch in den zwanziger Tagen des Juni eine scharfe Spitze gegen den König von Frankreich gerichtet haben sollte, mit dem Philipp am 29. Juni ein Freundschaftsbündnis schlofs. Derartige Verträge werden nicht von heute auf morgen gemacht, eine Annäherung und wenn auch kurze Verhandlungen mufsten vorhergehen, und wahrscheinlich hatte Philipp II. August etwaige eigene Wünsche doch bereits zurückgedrängt und eine staufenfreundliche Schwenkung seiner Politik vollzogen, sobald die gefährliche und aussichtsvolle welfische Thronkandidatur auf den Plan trat, also seit etwa Ende März. Sodann möchte ich Burdachs Hypothese eine weitere Stütze neh-

men, indem ich bestreite, dafs bei den Wahlvorgängen des Jahres 1198 auf seiten der niederrheinischen Partei die Tendenz waltete, die Zahl der Wahlberechtigten zu beschränken (S. 248 ff.). Es genügt ein Verweis auf die in dieser Hinsicht auch von Seeliger durchaus anerkannten Darlegungen von Lindner, Die deutschen Königswahlen S. 95 ff. Nun gar, dafs den freien Herren und Ministerialen das Recht des Konsenses vorenthalten, die Bedeutung der Huldigung, der Acclamation und des Treueides herabgedrückt werden sollte, dafs die staufischen Reichsministerialen darauf eine leidenschaftliche Antwort fanden, indem sie die Krönung Philipps in Mainz — was doch nur Notbehelf, kein 'moralischer Trumpf' war —, und zwar unter der — doch ganz selbstverständlichen — Teilnahme des ganzen Volkes vollziehen wollten, diese und so manche andere der hier vorgebrachten Behauptungen sind eben nur Behauptungen.

Walthers Spruch ist nicht eine 'poetische Umschreibung' der Einladung zur Mainzer Krönungsfeier, sondern mit Wilmanns in die Zeit der Unsicherheit und Spannung vor der Märzwahl Philipps zu setzen; freilich nicht mit Gewifsheit eben in jene Märztage, denn schon Scheffer-Boichorst hat in der Hist. Ztschr. 46, 140 überzeugend nachgewiesen, dafs die Annahme, die Fürsten hätten Philipp anfänglich nur zum Reichsdefensor wählen wollen, dann erst, wenige Tage später, zum König, unhaltbar ist, wenn sie auch in den Darstellungen, selbst in der neuesten von G. Winter, noch immer fortlebt. Nicht darin also können die Worte 'die zirkel sint ze hêre' ihre Erklärung finden, wohl aber in den seit etwa Weihnachten immer deutlicher hervortretenden Bestrebungen deutscher Fürsten, durch freie Wahl das beanspruchte staufische Erbrecht zu verletzen, vielleicht auch in der zuwartenden Haltung anderer, und gerade bei einem Anhänger dieses Erbrechtes ist es begreiflich genug, wenn er von den beiden Akten, die nach deutschem Staatsrecht die Kreation eines Königs ausmachten, nicht die Wahl, sondern die Krönung nachdrucksvoll hervorhebt.

Man wird geneigt sein, die Datierung des ersten Spruches von der des zweiten einigermafsen abhängen zu lassen, obwohl sich für eine bestimmtere Chronologie schwerlich ein Anhaltspunkt ermitteln läfst; denn dafs die Erwähnung von 'Frieden und Recht' auf den Krönungseid hinweisen und damit bereits 'in der Phantasie des Hörers das Bild der Königskrönung erwecken' solle, und dafs sich in dem S. 265 angeführten Aktenstück König Philipps ein irgend wie bemerkenswerter Anklang finde, sucht der Verfasser dem Leser vergeblich einzureden. Fafst man zusammen, so ist das Ergebnis der Abhandlung für 'Walthers Lebensgeschichte' und 'die Chronologie seiner politischen Dichtung' nur gering anzuschlagen, während man gern zugestehen wird, dafs der Verfasser trotz vieler Verfehlungen zu der 'Vertiefung und Belebung des Bildes von Walthers Kunst' immerhin erfolgreich beigetragen hat.

Zum Schlusse führe ich noch einige der kleineren historischen Berichtigungen oder Hinzufügungen an, die ich mir bei der Lektüre angemerkt habe. Dafs die S. 69 erwähnte Fürstenversammlung in Naumburg abgehalten sei, ist nur die haltlose Vermutung eines späteren Autors, vgl. Mon.

Germ. SS. XXX, 578 n. 7 und 382 n. 1. Zu dem von Walther in dem Gedicht 26, 3 ausgesprochenen Bekenntnis, er könne sich nicht zu dem Gebote der christlichen Moral aufschwingen, auch den Feind zu lieben (vgl. S. 92), möchte man die Worte Eberhards von Bamberg über Friedrich Barbarossa in Parallele setzen: 'nondum perfecte didicit etiam inimicos diligere' (Rahew. Gesta Frid. IV, 22 S. 211). Dafs Otto IV. nicht schon 1198 sich der Kurie gegenüber urkundlich verpflichtet hat (vgl. S. 153—155), ist neuerdings von Krabbo, Neues Archiv XXVII, 515 ff., sichergestellt. Die Politik Heinrichs VI. scheint mir S. 161 derjenigen seines Vaters gegenüber etwas überschätzt zu sein. Trifels ist oft als Staatsgefängnis benutzt; dafs Richard Löwenherz dort Achtung vor den Krönungsinsignien des Reiches lernen sollte (S. 163), ist eine seltsame Vorstellung. Die Belehnung Richards mit dem Arelat (S. 167) hat doch schwerlich stattgefunden, vgl. Bloch, Forsch. z. Politik Kaiser Heinrichs VI. S. 73 n. 3. Vorrechte der Erzbischöfe von Köln und Trier bei der Königswahl sind in staufischen Kreisen gewifs nicht anerkannt worden. Von den beiden Quellenbelegen S. 227 enthält der eine keine Anerkennung, bezieht sich der andere auf Rechte bei der Krönung. Wenige deutsche Königswahlen sind so legal vollzogen wie die Friedrichs I. (vgl. S. 232). In dem Vertrage Philipps mit Frankreich (S. 245 n. 1) ist die römische Kaiserkrönung ins Auge gefafst; die deutsche Königs wahl mochte man gelegentlich auch als ein 'eligere in imperatorem' bezeichnen, weil der deutsche König eo ipso designierter Kaiser war, mit Kaiser krönung aber kann stets nur die römische, durch den Papst zu vollziehende gemeint sein. Die Annahme des 8. September für den Tag der Krönung Philipps ist nicht ganz so unbegründet, wie S. 255 n. 1 gemeint ist; vgl. Reg. imp. V, 57. Die von Bretholz angenommene Verwechselung des Meifsners mit Otto von Meran, die S. 295 gebilligt wird, ist nicht haltbar, vgl. meine Abhandlung Hist. Vierteljahrschrift III, S. 187. Zu der demokratischen Anschauung, die S. 297 näher ausgeführt wird, darf ich vielleicht ergänzend auf einen Aufsatz von P. Richter, 'Die Teilung der Erde' hinweisen, da er an einer für Litterarhistoriker etwas entlegenen Stelle: in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung etc. XXIII, 25 ff., gedruckt ist. Konradin würde von den fahrenden Sängern schwerlich König genannt sein (vgl. S. 302), wenn er den Titel nicht eben aus seinen Erbreichen Sicilien und Jerusalem hergeleitet hätte; dafs er der Sohn eines Königs war, ist dafür gewifs ohne Einflufs gewesen. Endlich erscheint mir die chronologische Bestimmung von Walthers Besuch in Lübeck S. 310 sehr unsicher.

Bonn. K. Hampe.

Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Von Heinrich Meyer, Dr. phil., Assistent am Deutschen (Grimmschen) Wörterbuche. Göttingen, Wunder, 1901. XVI, 105 S.

Durch die Arbeit niederländischer und kapholländischer Gelehrten ist in den späteren Jahren die Sprache der Buren Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Die im Volke selbst herrschende Meinung,

die auch von niederländischen Sprachgelehrten von Rang geteilt wurde, wonach die Eigenart des 'Afrikanischen' dem europäischen Niederländisch gegenüber in dem Einfluſs des Französisch der im 17. Jahrhundert nach Kapland ausgewanderten Hugenotten zu suchen sei, hat sich als irrig erwiesen; die romanischen Elemente im Kapholländischen entstammen einem anderen Idiom, dem es eine nicht geringe Zahl von Lehnwörtern und, wie es scheint, auch wichtige grammatische Eigentümlichkeiten verdankt: das Malaaisch-Portugiesische (Kreolische), zur Zeit der mächtigen Ostindischen Compagnie die allgemein verbreitete 'lingua franca' im Gebiete des Indischen Oceans und der angrenzenden Küstenlande. Im wesentlichen aber erscheint die Sprache der Buren als eine rein niederländische, in der Volkssprache des 17. Jahrhunderts wurzelnde Mundart, die, nach einem fremden Weltteil verpflanzt, sich zu einem 'hyperanalytischen', von allen früheren und jetzigen Dialekten des Holländischen abweichenden Sprachgebilde entwickelt hat, eine Mundart, die in ihrem Verhältnis zu den Idiomen der Eingeborenen oder Immigranten nicht-niederländischer Herkunft siegreich gewesen ist und in jüngerer Zeit groſse Gebiete des inneren Südafrika erobert hat, ohne in der alten Kapkolonie durch das sich immer mehr ausbreitende Englische verdrängt zu werden. Freilich hat sie sich, wie die stets wachsende Anzahl von Lehnwörtern und Anglicismen zeigt, der Einwirkung jener überlegenen Rivalin nicht entziehen können. Ansätze zu einer Litteratur hat sie erst aus unseren Tagen zu verzeichnen; sonst galt im schriftlichen Verkehr von jeher das Niederländische, zugleich die Sprache der öffentlichen und häuslichen Andacht und die amtliche Sprache in beiden Burenrepubliken, als solche auch im Kapland neben dem Englischen anerkannt.

Zur Orientierung über die afrikanische Sprache (und Litteratur) bieten sich verschiedene Aufsätze und Arbeiten dar. Von wissenschaftlichem Wert sind besonders W. J. Viljoens 'Beiträge zur Geschichte der Cap-Holländischen Sprache' (Straſsburg 1896), D. C. Hesselings Aufsatz 'Het Hollandsch in Zuidafrika' (in 'De Gids' 1897) und desselben Verfassers ausgezeichnetes Werk 'Het Afrikaansch' (Leiden 1899). Hier ist auch zu erwähnen der schöne Aufsatz vom Verfasser des vorliegenden Buches: 'Über den Ursprung der Burensprache' (in der 'Festschrift dem Hansischen Geschichtsverein und dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung dargebracht zu ihrer Jahresversammlung in Göttingen Pfingsten 1900').

Wer die niederländische Forschung über den Gegenstand kennt, dem bietet Dr. Meyers Buch wohl sachlich wenig Neues; ein selbständiges Verdienst des Verfassers sind aber die mit reichhaltigen Erläuterungen versehenen Sprachproben verschiedenen Inhalts und Stiles, die er aus einer schwer zugänglichen Litteratur zusammengestellt hat. Ihre Brauchbarkeit zur Einführung in die Sprache wird erhöht durch zahlreiche Hinweise auf den vorausgehenden grammatischen Abschnitt, der wohl nicht so erschöpfend ist, daſs er eine Grammatik in strengerem Sinne genannt werden darf, aber immerhin alles bieten dürfte, was für das Studium der Lesestücke nötig ist.

Ich beschränke mich im folgenden auf einige wenige Bemerkungen zu dem sprachgeschichtlichen Teil der Einleitung, der im wesentlichen ein Auszug aus dem oben erwähnten Festschriftaufsatz ist, und dem grammatischen Abschnitt, indem ich beide in einem Zusammenhang erörtere, dies um so mehr, weil der Verfasser in letzterem keine blofs beschreibende Darstellung liefert, sondern, freilich in einigem Widerspruche zu seinem in der Vorrede S. VIII ausgesprochenen Grundsatz, es keineswegs an sprachwissenschaftlichen Erörterungen fehlen läfst. Hierin, in der Inkonsequenz, womit dergleichen Erwägungen bald gegeben werden, bald wegbleiben, sehe ich einen Mangel der Meyerschen Sprachlehre. Nicht selten zieht der Verfasser das Holländische zum Vergleich an, bei einzelnen Formen um eine Übereinstimmung mit dem holländischen Sprachgebrauch festzustellen. Wo ein solcher Vergleich fehlt, verfällt der Leser leicht dem Irrtum, dafs er specifisch afrikanische Spracheigentümlichkeiten vor sich habe. An einigen Stellen führt die Ausdrucksweise des Verfassers direkt zu einem solchen Irrtum. So wird es dem Leser ganz fern liegen, dafs beispielsweise Formen wie *goeie* für *goede, kwaaie* für *kwade, rooie* für *roode, geleeie* für *geleden* auch gut niederländisch sind, in der ungezwungenen Verkehrssprache sogar die einzig üblichen; dafs *ochend, savens, snachts, as* u. dgl. ebenfalls im Holländischen für *ochtend, des avonds, des nachts, als* gesprochen werden; ferner dafs nicht nur *jullie,* sondern auch *zullie,* ja sogar *hullie* (ältere Spr. *heurlie* aus *heur lieden*) auch holländische Personal- und Possessivpronomina sind; dafs auch die niederländische Umgangssprache das männliche Pron. Pers. zugleich für Substantive weiblicher Form gebraucht, demnach etwa eine *preek* oder eine *grammaire* mit *hij* bezeichnet anstatt des in der höheren Sprache allein gültigen *zij, ze*; dafs *jij, je* gleichfalls im Holländischen das in der gewöhnlichen Rede pedantisch klingende unbest. Pron. *men* ersetzt; dafs die pleonastische Verwendung von *om* vor Infinitiven ebenfalls in der Sprache des Holländers wuchert (vgl. Beispiele wie *trachten, besluiten om iets te doen*; *ik heb geen lust* (*gelegenheid*) *om dit te doen*); dafs der Gebrauch von *als* für schriftsprachliches *dan* nach Komparativen, von *leggen* für *liggen* ganz geläufige Erscheinungen im gesprochenen Holländischen sind; dafs Ausdrücke wie *mijn vrous familie* nichts speciell Afrikanisches an sich haben, und dergleichen mehr. Wenn etwa bei der Konstruktion *Marie se boek, di kinders hulle boeke* auf Übereinstimmendes in der niederländischen Volkssprache hingewiesen wird, verlangt die Konsequenz einen ähnlichen Hinweis bei *feuls te feul,* das sich in der platten Sprechweise *veuls te veul* (für *veel(s) te veel*) des Holländischen wiederfindet; dasselbe gilt von den Verbalformen *mot, most* für *moet, moest* und anderem. Es interessiert mehr, zu erfahren, in welchen Punkten die Burensprache zu dem gesprochenen Holländisch stimmt, als dafs sie vom Schriftholländischen stark abweicht; darum wäre bei ihrer Darstellung, insofern sie nicht eine rein beschreibende ist, besonders jenes zu berücksichtigen. Der Ausländer, der es nicht durch persönlichen Verkehr mit Eingeborenen kennt, kann vieles aus der heutigen Roman- und Novellenlitteratur der Niederländer lernen, wo Um-

gangs- und Volkssprache reichlich vertreten sind. Noch ertragreicher für die richtige Beurteilung der Burensprache wäre das Studium der bekannten Amsterdamer Dichter des 17. Jahrhunderts, die in ihren Werken von der damaligen Volkssprache einen ausgedehnten Gebrauch machten. Ein flüchtiges Hineinlesen in Bredero, Hooft oder Coster genügt, um sofort zu erkennen, wie viele Eigentümlichkeiten des Afrikanischen aus der Muttersprache stammen. Man sieht, dafs die meisten, wenn nicht alle hier erwähnten Spracheigentümlichkeiten bereits dem Niederländisch jener Zeit angehörten. Ich verzeichne als gleichfalls alte Formen, die das Afrikanische aus dem europäischen Niederländisch hat, das auch heute in der holl. Alltagsrede geläufige *mekaar* für *malkander, elkander* (Meyer S. 60); *algar* (*allegaer*; aus *al gader*, nicht *al te gader*, Meyer S. 71); *min* in der Bedeutung 'wenig' (Meyer S. 61; vgl. ndl. *evenmin* 'ebensowenig'); ferner die noch in der jetzigen niederländischen Volkssprache sehr verbreiteten Verbformen *brocht, docht, gebrocht, gedocht,* afrik. *brog, dog, gebrog, gedog,* mit einem alten Vokalismus, der dem englischen in *brought, thought* entspricht, weiter *kos, begos* (für *kon, begon*), im heutigen Niederländischen nur noch einzelmundartlich zu belegen. Es zeigt sich hier, dafs die Burensprache einige alte Nebenformen zäher bewahrt hat als das gewöhnliche Holländische. Vielleicht hat sie ebenfalls im reflexivischen Gebrauch der Objektformen des Pron. Pers. eine alte Gepflogenheit fortgesetzt, die dem Mittelniederländischen in Übereinstimmung mit dem Englisch-Friesischen (und Sächsischen) eigen war.

Schwieriger als die Übereinstimmungen zwischen der Burensprache und dem gesprochenen Holländisch festzustellen, ist wohl die Entscheidung, inwieweit ihre in der Isolierung von der Muttersprache vollzogene Sonderentwickelung eine spontane ist, und inwiefern sie auf der Einwirkung fremder Idiome beruht. Im Gegensatz zu der von Hesseling vertretenen Ansicht möchte der Verfasser (vgl. S. 15) dem Malaaisch-Portugiesischen keinen Einflufs auf den grammatischen Bau des Afrikanischen einräumen, wenigstens nicht in dem Sinne, dafs irgend eine besondere grammatische Eigentümlichkeit direkt aus jenem Idiom abgeleitet werden müfste. Nun sind aber einige von den Abweichungen, die das Afrikanische gegenüber allen anderen niederländischen Mundarten charakterisieren, wie Hesseling dargethan hat, ebensoviele Übereinstimmungen mit dem Kreolischen. Sollte es wirklich auf einem zufälligem Zusammentreffen beruhen können, wenn die Bildung des direkten Objektes mit der Präp. *fer* 'für' (*ek het fer hom gesien* 'ich habe ihn gesehen'; *toen soen hij ook fer al sijn broers* 'dann küfste er auch alle seine Brüder') eine genaue Parallele in kreol. *eu ja olha per elle* 'ich habe ihn gesehen' und ähnlichem hat? (Ich entnehme dieses und folgg. kreol. Beispiele den 'Kreolischen Studien IX' von H. Schuchardt, in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie zu Wien, Phil. Hist. Classe, Bd. 122.) Oder wenn die Verwendung eines Substantivs in adjektivischem Sinne (*ek is honger, ek is dors* 'ich bin hungrig, durstig' etc.) zum kreolischen Sprachgebrauch stimmt? Oder wenn — abgesehen von vereinzelten Fällen wie Präs. *het, sal, is, word, kan, moet, wil*; Prät. *had, sou,*

was, werd, kon, moes, wou — die Infinitivform beim Verbum sowohl das Präsens als das Präteritum ersetzt (*en hij gaan terug na sijn broers en sê* 'und er ging zurück zu seinen Brüdern und sagte'; *Josef sien toen dat hulle bang fer hom is* 'Josef sah, dafs sie Angst vor ihm hatten') und das Kreolische, in Übereinstimmung mit dem Malaiischen, denselben Zusammenfall der Zeitformen (*ele kumi* 'er ifst', *ele dja kumi* 'er afs', Schuchardt S. 210) aufweist? Beispiele für einen ähnlichen Gebrauch des holl. Infinitivs führt Schuchardt S. 149 aus dem Kreolenholländisch auf Java an. Ich vermute, dafs die Verbindung von *staan* mit Infinitiv zum Ausdruck einer durativen Handlung (Meyer S. 45) ebenfalls im kreolischen Sprachgebrauch wurzelt und also mit der portugiesischen Konstruktion *estar* und Gerundium zusammenhängt (Schuchardt S. 212). Nur aus malaiisch-portugiesischen Sprachgewohnheiten heraus verständlich erscheint mir das Adj. *dood* im Sinne von Präs. 'stirbt' in *al di ree dood op* (Meyer S. 46, 48); vgl. mal. *māti* 'sterben' und 'tot', *ōrang māti* = kreol. *djenti more* 'tote Menschen' (Schuchardt S. 209). Andererseits ist wohl zuzugeben, dafs einige der von Hesseling angeführten Fälle ebensogut oder richtiger ohne die Annahme fremder Beeinflussung erklärt werden können. Insbesondere gilt dies Erscheinungen, die in die Lautlehre gehören. So z. B. braucht wohl das fehlende *-t* in *herfs, vernuf, sug* nicht notwendig auf die Aussprache holländisch redender Eingeborenen zurückgeführt zu werden (vgl. *vernuf* schon bei Cats, Spaens Heydinnetie, Zwolsche Herdr. v. 42, 1427: *daer is een diep vernuf in syn gelaet te lesen* etc.). Sicher ist wohl die Endungslosigkeit des Infinitivs (*sê, hê, gê, lê* etc., ndl. *zeggen, hebben, geven, leggen*) einer rein lautlichen Entwickelung zuzuschreiben, die in der niederländischen Abwerfung des schliefsenden *-n* ihren Beginn hat. Wenn Verben wie *gaan, doen, sien* etc. eine Form auf *-t* (urspr. 3. Sg. Präs.) als finite Verbalform gebrauchen können (*ons siet* neben *ons sien* gegenüber *ons maak, ons loop* etc.), hängt dies vielleicht damit zusammen, dafs die Endung *t* hier, in der Stellung nach Vokal, lautgesetzlich bleiben mufste, während bei Verbalstämmen auf Konsonant die Neigung zur Apokopierung und demnach zur Vermischung mit der Infinitivform gröfser war.

Einzelheiten im Wortgebrauch des Afrikanischen, wie *klip* 'Stein', *kombêrs* 'Decke', *kombuis* 'Küche', *kooi* 'Bett' deuten auf einen näheren Zusammenhang mit der niederländischen Seemannssprache. Dr. Meyer äufsert die Vermutung, dafs der blühende überseeische Handel des 17. Jahrhunderts vielleicht eine holländische Schiffersprache gezeitigt hatte, worin die eigentümlichen Grundzüge des jetzigen Afrikanischen schon feststanden. Es würde diese Annahme erklären, dafs man schon in dem 'Dagverhaal' Jan van Riebecks, des Gründers der Kapkolonie, ein paar merkwürdige Sprachzüge findet, die dem Niederländischen sonst fremd sind. Es fällt auf, dafs Zeugnisse eines solchen hyperanalytischen 'Schiffer- und Küstendialekts' in der älteren niederländischen Litteratur nicht begegnen. Wenn eine derartige Seemannssprache wirklich existiert hat, läge es wohl nahe zur Hand, in ihr ein durch das Malaiische oder eben durch jenes Malaaisch-Portugiesische umgestaltetes Holländisch zu sehen.

Dr. Meyers Buch hat, wie aus der Vorrede zu ersehen ist, in verhältnismäfsig kurzer Zeit geschrieben werden müssen. Trotzdem dürfte es nennenswerte Fehler nicht enthalten. Als Flüchtigkeiten, die dem Verfasser entschlüpft sind, wüfste ich nur zu nennen die Auflösung von *ens.* in *en so wyder* (S. 81; die niederländische Schriftsprache, woraus die Abkürzung wohl stammt, hat doch *enz.* = *en zoo voort*), die Behauptung (S. 35), dafs der deutsche sch-Laut dem Holländischen fehle (vgl. doch Wörter wie *raasje, kistje,* als *vāše, kiše* gesprochen). Die Konstruktion *de menschen zijn ploegende* S. 46 ist meines Wissens nicht holländisch. Das richtige ist ja hier das ebenfalls vom Verfasser angeführte: *zijn aan't ploegen, zijn bezig met ploegen. Maskie* (S. 80) ist nur in der Bedeutung 'vielleicht' gleich holl. *misschien* (aus *mach schien*), im Sinne von 'gleichwohl', 'obwohl', 'trotzdem' dagegen aus portug. *mas que* abzuleiten. Vgl. Schuchardt, Litteraturbl. für germ. und rom. Philologie 1885, S. 468.

Dies nur als einige flüchtige Bemerkungen zu einzelnen Punkten. Zuletzt sei noch erwähnt, dafs Dr. Meyers Büchlein ein reichhaltiges Quellenverzeichnis bringt, das der künftigen Forschung von Nutzen sein wird.

Berlin. Hj. Psilander.

Rev. Walter W. Skeat, Notes on English Etymology, chiefly reprinted from the Transactions of the Philological Society. Oxford, Clarendon Press, 1901. XXII, 479 S. 8.

Das vorliegende Buch besteht, gleich der vorher erschienenen Publikation desselben Verfassers, genannt 'A Student's Pastime, hauptsächlich aus Neudrucken von vorher zu verschiedenen Zeiten veröffentlichten kleineren Aufsätzen. Der Hauptteil des Buches besteht aus Bemerkungen über die Etymologie zahlreicher englischer Wörter (S. 3—325). Diese Bemerkungen sind alphabetisch nach den beleuchteten Wörtern geordnet und liefern somit ein wertvolles Supplement zu dem Skeatschen Etymologischen Wörterbuche.[1] Danach folgt ein Aufsatz über die Sprache von Mexiko mit hauptsächlicher Berücksichtigung des aus dem Mexikanischen stammenden englischen Sprachschatzes, danach einige Verzeichnisse von englischen Wörtern brasilianischen, peruanischen und westindischen Ursprungs. S. 354—470 enthalten ein für die Kenntnis der altfranzösischen Lehnwörter im Englischen sehr wertvolles, aus zahlreichen Quellen geschöpftes Verzeichnis von anglo-französischen Wörtern, die ins Englische eingedrungen sind.[2] Einige Bemerkungen über anglo-französische Schreibungen im Englischen schliefsen das Buch.

[1] Skeat's Concise Et. D. (Oxford 1901), wo diese Bemerkungen verwertet worden sind, ist mir erst nach der Absendung des Manuskripts zugänglich geworden (Korrekturnote).

[2] Der Titel dieser Abteilung, 'English words in Anglo-French', scheint mir etwas irreleitend, da die betreffenden Wörter, die aus anglo-französischen Quellen gesammelt sind, nicht aus dem Englischen stammen, sondern erst durch eine Importierung ins Englische englisch geworden sind.

In der Einleitung erzählt der Verfasser, wie er dazu gekommen ist, diesen Neudruck schon veröffentlichter Aufsätze zu veranstalten. Im Jahre 1898 wurde von seinen Freunden eine Geldsumme gesammelt, um sein Bildnis dem Christ's College zu Cambridge zu überreichen. Da etwas mehr, als für diesen Zweck nötig war, zusammengebracht worden war, wurde ein Teil des Überschusses dem Verfasser überreicht, um den Neudruck einiger von seinen zahlreichen kleineren Aufsätzen zu ermöglichen. Hierdurch erhielt diese Publikation gewissermafsen den Charakter einer Festschrift, was teils durch die Beigabe des betreffenden Porträts in Lichtdruck, teils durch den halb autobiographischen Inhalt der Einleitung veranschaulicht wird. In dieser wird nämlich u. a. ein Verzeichnis der Entdeckungen, die der Verfasser während seiner Studien von englischen Handschriften und anderen 'sources of informations' gemacht hat, mitgeteilt.

Schon der Name des berühmten Gelehrten, dessen Scharfsinn und unermüdlichem Fleifse die Wissenschaft so vieles verdankt, verbürgt uns, dafs wir es hier mit einem reichen und wertvollen Buche zu thun haben. Das Werk enthält nicht nur etymologische Erklärungen von Wörtern der ne. Schriftsprache, sondern auch von dialektischen oder nur in älteren Sprachperioden vorkommenden Wörtern. Es enthält in seinen früheren Teilen mehrfache Nachträge und Berichtigungen zu den zur Zeit der Verfassung der betreffenden Artikel schon erschienenen Partien des grofsen Oxforder Wörterbuches (von Murray und Bradley). In vielen Fällen werden frühe, vorher unbeachtete Belege beigebracht; so z. B. wird ein ae. Beleg von dem Worte, das im ne. Verbum *to amaze* fortlebt, mitgeteilt, welches das Oxforder Wörterbuch erst aus dem Ancren Riwle kennt. Lehnwörter werden öfters bezüglich der fremden Substrate eingehend besprochen: siehe z. B. die Artikel *beltane* S. 8, *corrie* S. 46. Solche Bemerkungen, die ja grofsenteils für die englische Sprachwissenschaft nur indirekt von Belang sind, hat der Verfasser gewöhnlich Arbeiten über die Sprachen, woraus die englischen Wörter stammen, entnommen.

Es wäre nun unmöglich, innerhalb des Raumes einer kürzeren Anzeige die Fülle von Details, woraus das Buch besteht, zu referieren; das meiste ist ja auch demjenigen, der die Transactions der Philological Society und derartige englische Publikationen studiert hat, schon vorher bekannt. Manches ist übrigens schon im Oxforder Wörterbuch, in dem Century Dictionary, in der neuen Auflage von Webster und in anderen Werken verwertet worden. Ich werde mich deshalb damit begnügen müssen, teils einige besonders wichtige Resultate hervorzuheben, teils einige Punkte, worin ich die Auffassung des Verfassers nicht teilen kann, zu besprechen.

Ne. *baste* 'to beat' leitet der Verfasser aus dem Nordischen her und vergleicht schwed. dial. *basta* 'schlagen, peitschen'. Wenn aber dieses nordische Wort ins Englische übernommen worden wäre, hätten wir eine analogische Lautentwickelung mit derjenigen von ne. *cast* (< altn. *kasta,* s. meine Loanwords S. 142) zu erwarten. Die Lautungen dieser beiden Wörter gehen aber sowohl in der Schriftsprache als in den Dialekten weit auseinander.

Deshalb ist die von Wall, Anglia XX S. 90, und von mir in meiner Lehnwörter-Abhandlung S. 67 gegebene Herleitung aus altn. *bǿysta* (altschw. *bǿsta*, altdän. *bǿste*) entschieden vorzuziehen. Betreffs der lautlichen Seite der Frage ist nunmehr auf Luick, Arch. CVII S. 325, zu verweisen. Die nordische Herkunft des Wortes wird auch durch seine Verbreitung in den engl. Dialekten bestätigt. Dagegen ist ne. *baste* 'to drip butter or fat upon meat while roasting', das Skeat auch aus dem Nordischen herleitet, sicher nicht ein nordisches Lehnwort; wir hätten dann sicher zu erwarten, das Wort, das dem E. D. D. abgeht, in den ne. Dialekten vorzufinden. Das im älteren Dänisch vorkommende *baste* Vb. 'braten' ist wohl wie schwed. *basta* 'wärmen' in historischer Zeit zu dän. *badstue*, schwed. *bastu* (urspr. 'Badstube', dann 'heifser Platz im allgemeinen') gebildet; s. Ordbok öfver svenska språket utgifven of Svenska Akademien B. 488, wo auch schwed. *basta* 'schlagen' mit *bastu* zusammengebracht wird. — Ne. *blaze* 'a white mark on a horse's forehead' erklärt Skeat aus gleichbed. isl. *blesi*, schwed. *bläs*, dän. *blis*. Er beachtet dabei aber nicht genügend die lautlichen Schwierigkeiten, die mit dieser Etymologie verbunden sind. Eine direkt entsprechende Form bietet mnd. *blasenhengst* 'Pferd mit weifser Stirn' und (mit $r < z$) mnd. *blare* 'Blesse; Name einer Kuh mit einer Blesse', ndl. *blaar* 'witte plek'. — Dafs ne. *blet* 'to become sleepy, as a pear' aus frz. *blet* stammt, hat schon Murray mit Recht angenommen. Das französische Wort leitet nun Skeat aus altn. *bleyta* 'to render soft'[1] mit Unrecht her. Die richtige Etymologie findet sich bei Mackel, Die germ. Elemente S. 88. — Zu ne. *boatswain* giebt Skeat einen vorher (1899) unbeachteten ae. Beleg. Beiläufig möchte ich bemerken, dafs die von Skeat Et. D. gegebene Etymologie von ne. *swain* (auch altn. *sveinn*), ae. *swān*, das er mit got. *swinþs* zusammenstellt, unhaltbar ist. Die Etymologie ist noch unermittelt. Jessen, Dansk etym. ordb. S. 250, hält es für verwandt mit ae. *swīn* etc. (so auch nunmehr Skeat in der letzten Ausgabe); es ist zu bemerken, dafs ae. *swān*, mnd. *swēn* bes. 'Schweinehirt' bedeutet; auch in hochdeutschen Mundarten läfst sich dieselbe Bedeutung nachweisen (Schade S. 909). Die von Schade gegebene Erklärung des Wortes aus **swanja-* durch Epenthese ist natürlich nicht annehmbar. — Betreffs ne. *bud* ist auf die Sammlungen bei v. Friesen, De germanska mediageminatorna (Upsala 1897) S. 89 ff., zu verweisen. — Sehr ansprechend ist die Etymologie von ne. *burly*, die Skeat schon 1894 in der Academy veröffentlicht hat. Sie ist aber merkwürdigerweise nicht von Kluge und Lutz, die das Wort ganz anders, aber mit Zögern, erklären, verwertet worden. — Über das Wort *cinchona*, das nach Skeat eigentlich *chinchona* geschrieben werden sollte, bin ich jetzt, dank einigen Mitteilungen meines Freundes, Herrn Direktor Tom v. Post, im stande, noch weiteres hinzuzufügen. Der ursprüngliche botanische Name des Chinarindenbaumes war *quinquina*. Unter diesem Namen wird zum erstenmal der Baum beschrieben von Condamine in Acta Ac. Paris. 1738 (erschienen

[1] Nicht 'to become soft'.

1710) S. 226—243; vgl. auch Geoffroy Mat. med. II 308 (1743), Boehmer-Ludwig Gen. plant. 30 (1760). Linné änderte den Namen in *Cinchona* (1742) nach dem Namen der Gräfin von *Chinchon*, die durch Chinarinde von einer Fieberkrankheit geheilt worden sein soll (1638). Ob Linnés *Cinchona* nur ein Schreibfehler statt *chinchona* war, oder ob es auf seiner Willkür beruhte, bleibt unentschieden. Auch andere Verdrehungen des Namens kommen vor: Kramer, Tentamen bot. 133 (1744), schrieb *Chinchina*, Adanson *Kinkina* (1763). Der älteste, von Condamine gebuchte, Name *Quinquina* soll aus der peruanischen Inkasprache stammen und aus *quina quina* 'Rinde-Rinde' (d. h. 'ausgezeichnete Rinde') zusammengezogen sein. Er ist noch in den frz. Pharmakopöen üblich und wird aufserdem von mehreren französischen, englischen und deutschen Autoren (z. B. Weddel, Delondre, Howard, Triana, Planchon, Karsten) gebraucht. Weiteres wird das bald erscheinende Lexicon generum phanerogamarum von Tom v. Post bringen. — Betreffs der Etymologie von ne. *cudgel*, das Skeat richtig mit schwed. *kugge* 'Zahn am Rade' zusammenbringt, möchte ich auf v. Friesens eben citierten Aufsatz verweisen, wo noch weitere Anknüpfungen gegeben werden. — Zu den interessantesten Etymologien gehört die von ne. *to darn* 'mit Nadel und Faden stopfen, ausbessern'. Skeat bringt es, wie Murray, mit ae. *dierne, derne* 'hidden, secret' zusammen, spinnt aber die Fäden noch weiter, indem er es direkt aus ae. *dernan* (wsächs. *diernan*) 'conceal, keep secret' herleitet. Das betreffende Wort konnte auch 'to stop up' bedeuten. *To darn a hole in a stocking* ist nämlich dasselbe wie *to stop up the hole.* In dem Dialekt von Aberdeen bedeutet das Wort nicht 'to mend a stocking', sondern 'to stop up a hole with straw'. Der Verfasser fügt hinzu, dafs in Westfalen *stoppen* in dem Sinne von 'to darn a stocking' vorkommt, womit aber etwas zu wenig gesagt ist, da dieses Wort dieselbe specialisierte Bedeutung in allen germanischen Sprachen, das Englische ausgenommen, hat (deutsch *stopfen*, ndl. *stoppen*, schwed. *stoppa*, dän.-norw. *stoppe*). — Die Etymologie von *darnel* 'lolium temulentum' ist zweifellos insofern richtig, dafs das Wort ursprünglich eine Zusammensetzung ist, deren zweites Glied aus afrz. *nielle, nelle* (< mlat. *nigella*) entstanden ist. Dagegen dürfte die unmittelbare Quelle des ersten Teiles noch zweifelhaft sein. Skeat zieht hierher mndl. *verdaren* 'to amaze', ndd., ndl. *bedaren* 'to become calm or to be calmed down', die er andererseits mit ndd. *dor* 'Thor, Narr', deutsch *thor* zusammenstellt, was sicher unrichtig ist. Auch schw. *dåre* 'Thor' ist kaum mit *thor* zusammenzubringen, vgl. Tamm, Et. sv. ordb. Dagegen könnte vielleicht ndl. *bedaren* mit me. *darien* 'to lurk, be concealed' verbunden werden, vgl. Franck, Et. Wb. — Zur Etymologie von ne. *to drown* verweise ich auf meine Scand. Loan-words S. 176. — Ne. *dub* halte ich mit Noreen, Svenska Etymologier S. 13 f., von Friesen a. a. O. S. 31 ff. für ein echt germanisches Wort, während frz. *adouber* etc. (Körting[2] 3121) einer germanischen Sprache (nicht dem Altnordischen, wie Körting a. a. O. annimmt) entlehnt ist. — Die Herleitung von ne. dial. *duds* 'shabby clothes', *doudy* 'ill-dressed' aus dem Altnordischen ist in Ab-

rede zu stellen, teils wegen des *d* (statt *th*), teils weil ein nordisches Substrat sehr schlecht bezeugt ist. — Sehr einleuchtend ist die Etymologie von ne. *eager, eagre* 'a tidal wave in a river' aus afrz. *aiguere* 'a flood or inundation'; die me. Nebenform *aker, acker* stammt aus afrz. *aquaire*, dessen *qu* auf lateinischem Einfluſs beruht. — Ne. *fib* erklärt Skeat aus dem Deutschen und vergleicht es mit nhd. *foppen*. Daſs *foppen* und me. *fib* verwandt sind, halte ich für sicher; die Annahme einer Entlehnung scheint mir aber unwahrscheinlich. Eher wäre an eine alte Nebenform (mit *i*-Umlaut) zu ne. dial. *fob* 'to cheat, deceive' (ae. **fybb* sb. oder **fybban* vb.) zu denken. Vielleicht gehört hierher auch ndd. *fûfe* 'faule, schmutzige Sache, listiger Streich, Kniff', *fûfen* 'verhöhnen, verspotten' (Doornk.-Koolm.). — Ne. *fond* leitet Skeat aus 'a Friesic word allied to the A. S. *fǣmne*, O. Saxon *fēmea*, Icelandic *feima* "a virgin"' her, was mehr als unwahrscheinlich ist. Die betreffenden Wörter können auch nichts mit schwed. *fåne*, altschwed. *fāne*, wie Skeat gleichzeitig annimmt, zu thun haben. Die Etymologie von ne. *fond* bleibt deshalb ebenso rätselhaft wie vorher. In Scand. Loan-words S. 238 habe ich einige nord. Wörter herangezogen, die an ne. *fond* erinnern, aber deren Verhältnis zu diesem ich nicht festzustellen vermag. — *frampold* 'cross, ill-tempered' (bei Shakespeare) wird teils mit ne. dial. *rantipole* 'a romping child' zusammengestellt, teils mit ostfr. *frantepot, wrantepot* 'a peevish, morose man', mndl. *wranten* 'to wrangle, chide', ostfr. *wranten, franten* 'to be peevish, to grumble', dän. *vrante* u. s. w. Da ich keinen Übergang von engl. *wr* > *fr* kenne, möchte ich die Wörter mit *wr-* ausschlieſsen. — Die Etymologie von ne. *gallop* muſs in einigen Punkten modifiziert werden. Zuerst ist es mir nicht ganz klar, ob der Verfasser *gallop* und *wallop* aus dem Französischen als direkter Quelle folgern will. Anders sind aber die beiden Formen nicht zu erklären. Weiter sind norw. *vallhopp* sb., *vallhoppa* nicht für die ursprüngliche Bildung des Wortes beweiskräftig, da das *h* auf volksetymologischer Anlehnung an *hopp* sb., *hoppa* vb. beruhen dürfte. Die Wörter könnten sogar im Norwegischen Lehnwörter sein. *ll* in altn. *vǫllr* 'a field, plain', schwed. *gräs-vall* 'grassy field' beruht nicht auf einer Assimilation von *ld* > *ll*, sondern ist vorhistorisch aus *lþ* entstanden. Schlieſslich ist es mir nicht recht ersichtlich, weshalb das Wort gerade aus dem Norwegischen stammen sollte. — Die Etymologie von *groom* hatte Bugge schon längst vorher ausfindig gemacht. — Ne. *lea, lee* 'a pasture' erklärt der Verfasser aus ae. *lǣs* 'pasture'. Wie diese Form nun entstanden sein soll, wird aber nicht genügend dargelegt. Es ist wahr, daſs der Ausfall von dem *s* mit dem von ne. *sherry, pea, chinee, shay* analog wäre. Dies setzt aber voraus, daſs das *s* stimmhaft war. Aber der ae. Nom. *lǣs* würde eine ne. Form mit stimmlosem *s* ergeben; das stimmhafte *s* würde sich aber sehr einfach aus den flektierten Formen erklären, wo *w* durch den Einfluſs des Nominativs früh wegfallen konnte (vgl. Sievers, Ags. Gr.³ § 260 und die ne. Doppelformen *mead* und *meadow*). Skeat nimmt nun, wie es scheint, unnötigerweise zwei 'distinct forms in A. S.' an: *lǣs* (Gen. *lǣse*) und *lǣsu* (Gen. *lǣswe*). Wenigstens ist der Gedankengang des Verfassers

hier etwas undeutlich.[1] — Unter dem Worte *listre* wird eine wertvolle Sammlung von Beispielen des sogenannten 'intrusive *r*' beigegeben. — Me. *maches* (Morte Arthure 2950) identifiziert Skeat, wahrscheinlich mit Recht, mit afrz. *marchis* 'marquis'. Aber seine Beweisführung ist nicht einleuchtend: 'When we remember that *a* was then pronounced as the *a* in *path*, which only differed from the sound of *ar* when the *r* was properly thrilled, we see that *maches* is an error for *marches*.' Ich halte mit Skeat *maches* für 'an error for *marches*', aber da im Mittelalter das englische *r* zweifellos immer sehr deutlich ausgesprochen wurde, müssen wir hier einen (von der Aussprache unabhängigen) Schreibfehler annehmen; dieser könnte vielleicht durch die Ähnlichkeit der *r*- und *c*-Typen verursacht worden sein; der Schreiber könnte **marches* als *macches* gelesen und dann das eine *c* ausgelassen haben. Jedenfalls müfsten vor einer Entscheidung die paläographischen Verhältnisse der Handschrift untersucht werden. — *mazzard* 'the head' (bei Shakespeare) ist sicher mit Skeat aus *mazer* entstanden; es fragt sich aber, ob die Bedeutung dadurch entstanden ist, dafs der Kopf mit einem Becher verglichen wurde. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war nämlich 'Knolle, knollenartiger Auswuchs am Ahorn und anderen Bäumen',[2] und man könnte sich gut denken, dafs der Kopf als 'Knolle, Klumpen' oder derartiges charakterisiert wurde. — Das zweite Glied von ae. *nihtscada*, ne. *nightshade* will der Verfasser von ae. *sceadu*, ne. *shade, shadow* auseinanderhalten. Seine Gründe sind aber vollkommen hinfällig. Zuerst hat sich die Angabe, dafs das Wort nicht im Ahd. als Pflanzenname (sondern nur 'applied to denote obscurity') vorkommt, als unrichtig herausgestellt; in meinen Sammlungen über ahd. Pflanzennamen finden sich mehrfache Belege, z. B. *nachtschato* 'morella' Ahd. Gl. III 50, 44. Schwed. *nattskatta, nattskategräs*, dän. *natskade, nattskadde* 'Solanum nigrum L.' (Jenssen-Tusch, Nordiske Plantenavne S. 228) sind zweifellos nichts als Entlehnungen aus dem Deutschen. Die altschwedischen Formen sind *natskadha, natskædha*, die aus dem Ndd. stammen. Hieraus ergiebt sich, dafs die Erklärung von *nattskategräs* als 'bat-grass', aus schwed. dial. (Rietz) *nattskata* 'a bat' (eigentlich 'Nachtelster'), unhaltbar ist, wenn auch zufällige volksetymologische Umdeutungen dieser Art stattgefunden haben können. Mit schwed. *skata* 'Elster' läfst sich der Pflanzenname aus lautlichen Gründen natürlich nicht vereinigen. — Schott. *orra* 'remaining, superfluous' kann nicht aus dän. *örrig*, schwed. *öfrig* erklärt werden, da diese dem Deutschen entlehnt sind. — Betreffs ne. *roam* sagt der Verfasser: 'I am now convinced that it is quite impossible to connect this verb with the M. E. *rāmien*, to wander (which will by no means give the sound of *oa*).' Dafs es lautliche Bedenken giebt, *roam* and *rāmien* zu vereinigen, sehe ich nicht ein;

[1] In der letzten Auflage seines Et. Wörterbuches giebt Skeat eine andere Etymologie (Korrekturnote).

[2] Vgl. z. B. ahd. *maser* 'tuber' Ahd. Gl. II 339, 21; 370, 3; 372, 58 u. s. w.; daraus entwickelte sich die Bedeutung 'Holz mit knollenartigen Auswüchsen, etwas aus solchem Holze Angefertigtes'.

vgl. ne. *foam* < ae. *fām*. Andererseits könnte aber hervorgehoben werden, dafs das Wort im Me. mit einer einzigen Ausnahme (in Laȝamon) durchgängig mit *o* geschrieben wird, so dafs die Existenz eines me. *rāmien* recht zweifelhaft ist. Der Reim *blōme* : *rōme* Hav. 63 f. macht es sogar wahrscheinlich, dafs es im Me. eine Aussprache mit geschlossenem *ǭ* gegeben hat. Dies bestätigt gewissermafsen die von Skeat gegebene Erklärung des Wortes (aus dem Stadtnamen *Rom*); denn von diesem Worte hat es zwei Aussprachen gegeben: me. *Rǭm* (aus ae. *Rōm*) und me. *Rǭme* (aus afrz. *Rome*), vgl. Behrens, Beitr. zur Gesch. der frz. Spr. in England S. 106. — Ne. *sounder* 'a herd of wild swine' führt der Verfasser auf ae. (nordhumbr.) *sunor* 'herd of swine, grex' zurück. Man könnte hinzufügen, dafs dasselbe Wort und ihm verwandte Wörter in anderen germanischen Sprachen vorkommen: an. *sonargǫltr* 'der gröfste Eber der Herde', langob. *sonorpair* 'der stärkste Eber der Herde' (Bruckner, Sprache der Langobarden S. 79), salfrk. *sonista, sunnista* etc. (van Helten, Beitr. XXV S. 281), ahd. *swaner, swan* 'Schweineherde' etc. (Schade S. 902); vgl. Sievers, Beitr. XVI S. 540 ff., wo die verschiedenen Formen zusammengestellt und besprochen werden. Das *ou* in *sounder* ist auffallend, da in ae. *sunor*, ae. *sonar*, langob. *sonor* der Stammvokal kurz gewesen sein mufs (vgl. Sievers a. a. O.); vielleicht erklärt sich *ou* durch die Annahme einer Entlehnung aus dem frz. *sundre*, das wohl aus dem Englischen stammt.[1] Die weitere Etymologie und das Verhältnis zu ahd. *swaner* etc. bleiben noch zu ermitteln. — Mit ne. *sprint* sind mhd. *sprinz* 'das Aufspringen, -spriefsen (der Blumen)', *sprinzen* 'springen, aufspringen' zu vergleichen. — Ne. *stook* 'a shock of corn' ist mit mnd. *stūke* 'Baumstumpf, kleiner Haufe' identisch; weiteres bei Franck, Et. Wb. s. v. *stuiken*. *oo* geht auf ae. *ū*, nicht auf ae. *ō*, wie Skeat annimmt, zurück. *stook* läfst sich deshalb mit *stack* nicht zusammenbringen; auch die Verwandtschaft mit ae. *stycce* 'a piece' möchte ich bezweifeln. Zur Lautentwickelung *ū* > *oo* [= *ŭ*] ist ne. *brook* 'ertragen, erdulden' (< ae. *brūcan*) zu vergleichen; vor *k* scheint keine Diphthongierung von *ū* eingetreten zu sein; vgl. ne. *duck, puck, suck, brook* etc., wo Kürzung zu verschiedenen Zeiten eingetreten ist (Material bei Holthausen, Litbl. XII 340; Luick, Anglia XVI S. 502). Dieses Ausbleiben der Diphthongierung in *brook, stook*, wo die Lautung [*ū*] noch in ne. Zeit gegolten haben mufs, ist analog mit der Entwickelung von *ū* vor Labialen (Sweet, H. E. S.[2] S. 238; Holthausen a. a. O.; Luick, Anglia XVI S. 497). Man vergleiche auch, dafs me. *ai* vor *k* schon in me. Zeit monophthongiert wurde (Luick, Archiv CVII, S. 326 ff.). Dies dürfte darauf hinweisen, dafs der Umstand, dafs die Lautgruppe [*auk*] dem Ne. abgeht, nicht ein Zufall ist. Anders Luick, Anglia a. a. O. *stook*, das ein nördl. Wort ist, könnte zwar auf nordengl.

[1] Dafs anglofrz. *sundre* in dem frz. Horn aus dem Englischen stammt, ist wohl mit Skeat anzunehmen. Jedoch ist kontinentalgermanischer Ursprung auch möglich; vgl. Godefroy s. v.: 'l'expression "cochons de *sonre*" est encore usitée en Champagne'.

Lautentwickelung beruhen, aber *brook* kommt nach dem E. D. D. auch in Kent, Gloucestershire und Norfolk vor, wobei allerdings zu bemerken ist, dafs im E. D. D. für die zwei letztgenannten Grafschaften keine Belege der Lautform gegeben werden. Jedenfalls ist die Frage nach der Entwickelung von der me. Gruppe *ūk* einer weiteren historischen Untersuchung bedürftig. — Sehr interessant ist die Etymologie von ne. *tiny*. Skeat macht darauf aufmerksam, dafs es ursprünglich mit auslautendem *e*, nicht mit *y*, geschrieben wurde, dafs es ursprünglich ein Substantiv war, und dafs es früher selten ohne ein vorhergehendes *little* gebraucht wurde. *A little tinè* (das Wort war zweisilbig) bedeutete 'a little bit'. Die Quelle ist afrz. *tinee* 'the content of a vessel called a *tine*' (< lat. *tinata*). Die ursprüngliche Bedeutung von *a tinè* war also 'a tubful'. — Über ne. *wall-eyed*, das Skeat, meines Erachtens mit Unrecht, sowohl mit me. *wawil-eyed* wie mit me. *wald-eyed* identifiziert, habe ich im zweiten Teil meiner Scand. Loan-words S. 257 gehandelt. — Die Herleitung von ne. *to yaw* aus isl. *jaga* 'to hunt' ist unannehmbar, da letzteres Lehnwort aus dem Deutschen ist.

Ich schliefse hiermit meine Bemerkungen zu dem Hauptteile des Buches. Dafs unter einer solchen Fülle von etymologischen Erörterungen wegen einiger Punkte Einwendungen gemacht werden können, wird nicht wunder nehmen; jedenfalls vermindern diese Einwendungen keineswegs die Verdienste dieser reichen und dankenswerten Forschungen.

Upsala. Erik Björkman.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche herausgeg. von Eduard Mätzner und Hugo Bieling. II. Band: Wörterbuch. 13. Lieferung. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1900.

Die 13. Lieferung dieses hervorragenden Werkes schliefst sich würdig ihren Vorgängerinnen an. In Bezug auf Reichhaltigkeit an Stichwörtern, Übersichtlichkeit der Anordnung und logische Entwickelung der Wortbedeutungen verdient sie alles Lob. Was Vollständigkeit des Materials anbetrifft, so ist der Unterschied gegenüber Stratmann ganz aufserordentlich grofs: hier sind nicht nur die wichtigsten Denkmäler der me. Litteratur benutzt, sondern auch so wenig gelesene Sachen wie die Palladiusübersetzung, Kochbücher, medizinische Traktate u. s. w., und gerade diese haben eine recht ansehnliche Ausbeute geliefert. Aber auch dort, wo sich neue Wörter oder Wortbedeutungen nicht ermitteln liefsen, liegt der Fortschritt gegen früher auf der Hand: man schlage nur Artikel auf wie *meten, mid, min* — das sind keine knappen Bedeutungsangaben mehr, sondern syntaktische Monographien.

An fehlenden Wörtern könnte ich nur wenig nachtragen:

Zu S. 485 *meschyne* < afz. *meschin* 'elend' Caxton, Eneydos EETS. LVII 58/29.

488 *mesfeat* < afz. *mesfait* 'Missethat' Caxton, Godfrey of Boloyne EETS. LXIV 29/8.

500 _messan_ < afz. *_mestin_, _mastin_ 'kleiner Hund', ne. _messin_ (_-dog_) EETS. 42/13, 323.

504 _misterful_ 'nötig' Ratis Raving 977.

533 _metrely_ 'metrisch' Rom. Partenay 6566 — _metren_ findet sich schon früher als bei Palsgrave, im Rom. Part. 6564.

533 _metsung_ < ae. _metsung_ 'Fest' Layamon III 278.

537 _michare_ 'Knirps' (zu _micche_, _miche_) Alexander (EETS. XLVII) 3541.

571 _mil_ (ne. _millet_, ae. _mil_) 'Hirse' Wycliffe Jesaj. XXVIII 25, Ezech. IV 9.

An Einzelheiten wäre sonst noch zu bemerken:

475 zu _merveilous_ mit seinen vielen Nebenformen verdiente noch Erwähnung _merveloise_ Merlin EETS. 112/766.

520 zu _meteful_ 1) mafsvoll tritt die Bedeutung 2) 'in vollem Mafse', vgl. Mort. Arthure 2343.

536 zu _meur_. Schon frühere Erwähnung bei Caxton Recuyell 365/9. 15/31.

563 _midmorȝen_, 564 _midovernon_ scheinen mir zum mindesten für das 15. Jahrhundert eher 8 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags zu bedeuten als 9 und 3 Uhr. Man vergleiche die von Bieling aufgeführte Stelle EETS. 24/83 ff., wo als Tageszeiten angeführt werden _morewe_, _mydmore_, _vndren_, _mydday_, _hiȝ noon_, _mydouernoon_, _euensong_ [_nyȝt_]. Setzt man für _morewe_, _mydday_ und _euensong_ die Zeiten 6, 12 und 6 an, so ergeben sich Abstände von zwei Stunden.

571 bei _miȝen_ ist die Stelle aus Caxtons Reynard Fox zu streichen; dem _may_ liegt ae. _mæȝ_ 'mag' zu Grunde, vgl. Arbers Text (Scholar's Library I).

619 die Bedeutung von _mirour_ 'Vorbild, Muster' geht in die naheliegende 'Tugend' über, vgl. _ful of womanly merrorys and of benygnyte_ Digby Plays EETS. LXX 57/73.

Ferner möchte ich den Wunsch aussprechen, dafs die Belege für jede Bedeutung eines Wortes strenger chronologisch geordnet würden, wodurch mancherlei Arbeiten sehr erleichtert werden könnten. Was den etymologischen Apparat anbetrifft, so liefse sich wohl die feste Norm einführen, dafs das Westsächsische aus Alfreds Zeit das Altenglische verträte, nicht spätere Sprachperioden. Vielleicht liefse sich hier manches kürzen. So wertvoll auch Mätzner und Bielings Werk ist durch seine grofse Reichhaltigkeit — bei der etymologischen Übersicht ist die Fülle des Materials stellenweise etwas verwirrend. Was hilft es dem Leser, der die Abstammung eines me. Wortes erfahren will, wenn er allerhand altfranzösische Varietäten findet, die im Me. keine Fortsetzung gefunden haben, oder wenn er die griechischen Entsprechungen (so z. B. bei _mete_) für die Formen Wulfilas aufgezählt erhält? Auch liefse sich vielleicht ein Weg finden, durch typographische Mittel auszudrücken, dafs Northumbrisch, die Sprache Barbers und das Neuschottische nicht in demselben entfernten Verhältnis zum Englischen stehen wie beispielsweise Niederdeutsch oder Altnordisch und Spanisch.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Einstein, Lewis, The Italian renaissance in England. Studies. New York, The Columbia University Press; London, Macmillan; 1892. XVII, 420 S.

Einstein hat seine Arbeit nicht klein angelegt. Er hätte sich auf die litterarischen Einflüsse Italiens auf England im 16. Jahrhundert beschränken und hiemit schon sehr viel leisten können. Aber er zog es vor, die verschiedensten Kulturbeziehungen der beiden Länder vorauszubehandeln, italienisches Schul-, Kirchen- und Hofwesen, Wander- und Kaufmannsvolk, politisches und historisches Denken in England, sowie englische Reisende in Italien zu verfolgen. Das Bild ist dadurch ungemein reich geworden.

Ferner hat sich Einstein nicht mit den gedruckten Quellen begnügt, obwohl er zwölf Seiten braucht, um sie nur zu nennen, und über vier, um die books of reference nachzutragen. Er hat auch eine Menge Handschriften eingesehen, römische und florentinische Archive, die Schätze des Britischen Museums, Public Record Office und der Bodleiana. Gelehrtenbriefe und Reisebeschreibungen bieten selbst dem Belesensten auf diesem Gebiete neues Material. Es ist ein Genuſs, so viel Licht auf sich einströmen zu lassen.

Andererseits braucht es gar nicht viel Belesenheit, um Schritt für Schritt auch Lücken zu entdecken. Ich gebe einige Beispiele bloſs aus dem litterarischen Kapitel: Koeppels Geschichte der italienischen Novelle in England und Schömbs' Einfluſs des Ariost sind ihm entgangen, Grabaus Ausgabe der Komödie Bugbears und Churchill-Kellers Beschreibung der lateinischen Universitätsdramen aus der Elisabeth-Zeit, Sarrazins Studien über Shakespeares italienisches Wissen und die Erwähnung der italienischen Komödientypen in 'Love's labour's lost' V 2. Wenn Shakespeares Kenntnis der italienischen Novellen durch den 'Kaufmann von Venedig' exemplifiziert wird (S. 371), so ist dies unglücklich, weil wir als Quelle dieses Dramas ein verlorenes englisches anzusehen haben, dessen Titel, Aufführung und allgemeiner Inhalt — Verbindung der Kästchen- und Wuchérergeschichte, wie niemals in einer älteren Novelle — längst bekannt sind. Die Frage, ob für Shakespeare jemals eine italienische Quelle anzusetzen ist, die ihm nicht in englischer oder französischer Bearbeitung vorliegen konnte, wird gar nicht ernstlich in Betracht gezogen. So wäre es, wie gesagt, nicht schwer, weitere Lücken zu erweisen, wie sie bei einem zusammenfassenden Versuch sich fast mit Naturgewalt einstellen. Aber solche Kleinkritik würde den wesentlichen Wert des Buches weder erschüttern noch klarstellen.

Die Hauptfrage wird immer die sein, wie weit italienisches Beispiel den Engländern den Weg zur Antike gezeigt hat. Zuerst wurde ihnen der Weg zu Christentum und Himmel vom Volke des Papstes gewiesen. Dagegen setzen die nächsten Perioden italienischen Geistesimports, die Chaucerische und die Wyattische, mit einer Abkehr Englands vom Papst ein; vom 14. Jahrhundert ab wirkt nicht mehr die kirchliche, sondern

die weltliche Bildung Italiens befruchtend. Sie wies auf die Klassiker hin; aber die französischen Einflüsse halfen ihr dabei ganz beträchtlich; du Bellay, de Baïf, Montaigne und Garnier waren dem Kreise Shakespeares näher und meist auch bekannter als die gleichzeitigen Italiener und müssen in einer Studie über die Erweckung des Altertums in England immer mit beachtet werden. Man wird wenig Beispiele dafür finden, dafs französische Bücher durch italienische Übersetzungen an der Themse eingebürgert wurden; um aber die Vermittlerrolle der Franzosen zu betonen, braucht man nur an die Übersetzer Amyot, Belleforest und Boisteau zu erinnern. Aber viele Renaissance-Elemente, die wir in Italien und London finden, sind auch direkt aus den Klassikern zu den Engländern gelangt, z. B. das Ideal geistiger und körperlicher Vollkommenheit, der *καλοκαγαθία*, und auch deutsche Humanisten, wie Erasmus, und Spanier hatten ihren Anteil. Diese Paralleleinflüsse machen es schwer, die specifische Einwirkung Italiens abzuschätzen, und zwingen uns jedenfalls, von Einsteins Resultaten, die etwas einseitig zu Gunsten Italiens lauten, einiges abzuziehen.

Unter den Einzelfragen mag die, ob eine Reise Shakespeares nach Italien anzunehmen sei, besonderes Interesse wecken. Einstein verhält sich ihr gegenüber sehr vorsichtig, eher ablehnend als zustimmend. Höchstens Venedig und Padua könne er selbst gesehen haben; und solche Vorliebe für Oberitalien lasse sich auch aus der Lektüre der Novellen erklären. Die Entscheidung vertagt er, bis man vielleicht einmal in den Papieren eines reisenden Londoner Kaufmanns den Namen Shakespeare finde. Inzwischen mufs die stattliche Reihe von englischen Schriften über Italien, die von 1506 bis 1600 erschienen oder doch verfafst wurden (S. 386 f.), jeden Unparteiischen zur Ansicht bringen, dafs man damals an der Themse schon recht viel über das Land der Romantik lesen konnte; nachzutragen ist dabei noch, was Koeppel, Keller und ich im Shakespeare-Jahrbuch XXXV 122 ff., 260 ff. und 305 vorgebracht haben.

Auf einzelne Persönlichkeiten breit einzugehen, wie es Burckhardt mit Genufs that, war in einem so mäfsigen Bande kein Raum. Der ungeheure Stoff wird durchfahren wie auf einer Eisenbahn; wer einige Partien schon kennt und die erforderliche Aufmerksamkeit mitbringt, sieht in kurzer Zeit sehr viel; es ist ein in knapper Form reich belehrendes Buch, mehr nach deutscher Gelehrtenart geschrieben als im englischen Essaystil. Als Schmuck ist eine Anzahl feiner Abbildungen beigegeben; mehrere Register erleichtern die Übersichtlichkeit. Kein Anglist, der über das 16. Jahrhundert schreibt oder liest, sollte sich das Werk entgehen lassen.

Berlin. A. Brandl.

Carlyle, Sartor resartus, edited by Archibald McMechan (Athenæum Press series). Boston and London, Ginn & Co., 1897. LXXI, 428 S. (Schlufs.)

— Sartor p. 52 'in place of this same Autobiography with "fullest insight" we find — Six considerable **Paper-Bags** ...'

Die autobiographischen Aufzeichnungen Teufelsdröckhs befinden sich in sechs 'Papierbeuteln'. Die Säcke, die Carlyle hier ausschüttete, waren nach Angaben Jean Pauls genäht. Denn gerade über das Leben des 'Quintus Fixlein' — und nur für den biographischen Teil seines Buches hält ja auch Carlyle an der abenteuerlichen Erdichtung fest — berichtet der deutsche Dichter nach Auswahl verschiedener 'Zettelkasten', in die Quintus selber seine Erlebnisse geordnet hatte. Schliefslich ist bei Jean Paul das Wort 'Zettelkasten' blofs ein recht gesuchter Ersatz für die alte abgegriffene Bezeichnung 'Kapitel'; das Zettelkastensystem sollte nur die Willkür in seiner Erzählung rechtfertigen, die auch sonst noch mit allerlei albernen Einfällen: 'Freie Nota von mir. Nur ein Extrawort über die Vokationen-Agioteurs überhaupt', 'Ende des Extrawortes über Vokationen-Agioteurs überhaupt' ganz unpassend durchschossen war.

Die 'Paperbags' des Carlyle sind mit den Namen der Sternbilder des südlichen Tierkreises bezeichnet. Der 'Zodiakus' war schon früher in Deutschland litterarisch in den Xenien Schillers und Goethes verwertet; Carlyle nahm deshalb den südlichen Teil, um anzudeuten, dafs sein Buch, im Norden geschrieben, auch zu den Gegenfüfslern kommen, also die ganze Erde beherrschen würde: 'the whole Philosophy and Philosopher of clothes will stand clear to the wondering eyes of England, nay thence, through America, through Hindostan and the *antipodal* New Holland, finally conquer *great part of this terrestrial Planet.*'

Die 'Paperbags' umfassen das Leben Teufelsdröckhs, d. h. den zweiten und mittleren Teil des Sartor. Die erste Lebenszeit des Kleinen, die 'Genesis', spielt im Zeichen der '*Libra*', der Wage. Das Gemüt des von Freude oder Leid nicht tiefer bewegten Kindes kann noch ruhig im Gleichgewicht beharren. Die beiden Schalen des Hasses und der Liebe, des No und des 'Yea', stehen noch in einer Ebene, bis später der Jüngling sich immer mehr dem 'Nein', 'the everlasting no', zuneigt, und bis der Mann, im 'centre of Indifference' angelangt, mühsam wieder den Schwerpunkt gewinnen und schliefslich noch das 'Ja' erreichen wird. — So beherrscht die 'Wage', bei deren Strahlen Teufelsdröckh geheimnisvoll auf die Welt kam, nicht nur sein erstes Jahr, sondern im weiteren Sinne auch sein ganzes Leben. Die Papiere liegen in den Beuteln nur scheinbar bunt durcheinander: im '*Scorpio*' werden die Schuljahre erzählt, als der Knabe auf dem Gymnasium in 'Hinterschlag' — nomen et omen! — von Lehrern und Kameraden kläglich mifshandelt wird. Es ist die Zeit des Duldens, da er den Scheren, Zangen und Marterwerkzeugen aller stärkeren Leute anheimfiel. Das Universitätsstudium dagegen steht unter dem Bilde des '*Schütze*n'; die Selbständigkeit regt sich in dem Jüngling, der die Kraft seiner Sehnen an Menschen und Dingen, die ihm nicht gefallen, erprobt: 'as if, from the name Sagittarius he had thought himself called upon to shoot arrows.' Das Freundschafts- und Liebesidyll wird vom '*Capricornus*' beleuchtet; denn Teufelsdröckh versucht sich dabei meckernd in einer liebes- und lebensfroheren Gangart; aber die Sprünge wollen nicht recht glücken, sein Reh entflieht, und im '*Aquarius*' hat

unser Held als Wassermann Gelegenheit, sein Mifsgeschick, über die untreue Blumine zu beweinen, bis endlich die 'Wage' winkt und er sich zum Schlufs in dieser Welt doch wieder zurechtgefunden hat.[1]

— Sartor 53. 'Teufelsdröckh's scarce legible **Cursivschrift.'**

Carlyle an Eckermann, GCB 213, 20 III, 1830: 'Use the Roman handwriting; the other is like a thick veil, requiring to be torn off first.'

— Sartor 53. **'Washbills'.**

Tales 2, 136 (Fixlein): 'When the Conrector, in a wash-bill from his mother, received these two Death's-posts.'

— Sartor 55: In the village of **Entephuhl** dwelt **Andreas Futteral** and **his wife.**

Der seltsame Name geht auf eine Stelle der Wanderjahre zurück, wenn die Leiter der pädagogischen Provinz den besonders für das Theater befähigten Zögling aussenden wollen, 'damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde'.

In der Übersetzung bei Carlyle lautet der Satz: 'that as the duck on the pond so he on the boards, may be forthwith conducted, full speed, to the future quack-quacking and gibble-gabbling of his life.'

Auch McMechan erläutert (p. 318), in ungewollter Übereinstimmung mit Carlyle's Translations, Entepfuhl als 'Duckpond'. —

'Entepfuhl' war dem Knaben Teufelsdröckh, was kleine Sümpfe jungen Wasservögeln sind — eine Gelegenheit zu ersten Schwimmversuchen, ehe er sich hinaus auf die Ströme des Lebens wagte. Ich verweise auf den 'Fixlein' des Jean Paul, der, wie Carlyle in den Essays sagt, 'eine ganze erfundene Geographie von Europa: Flachsenfingen, Haarhaar und Scheerau' angewandt hatte.

In jener Novelle heifst es auch: 'Ich ersah mit Vergnügen, wie lustig der Kauz in seinem Entenpfuhl und Milchbad von Leben schnalze und plätschere ...' In den Translations II, 190: ... how gaily the cob was diving and swashing about in his *duckpool* and milkbath of life.

Der Name veranlafste nun bei Carlyle weitere Auseinandersetzungen; was man sonst von der Grausamkeit der Vögel, z. B. der Kraniche, erzählt, die ihre Genossen wegen gebrochener Schwingen quälen und töten, bezog Carlyle auf sein junges graues Entlein, auf Teufelsdröckh: 'My schoolfellows were boys and obeyed the impulse of rude nature which bids ... the duck-flock put to death any broken-winged brother or sister.' Die Ausstattung des Dörfchens aber geschah teils nach Erinnerungen aus der eigenen Jugend, teils nach den Angaben Jean Pauls. Der 'Postwagen (Stage Coach)' stammt ebensogut aus den 'Translations' wie jener Ableger des deutschen 'Lindenbaumes', der, in Entepfuhl als 'the Lindentree' an-

[1] S. R. 52 f. 55. 56. 58. 71. 75. 94. 104. 146. McMechan weist verfehlt — p. 317 — auf Emerson, der in Beuteln die Zettel aufbewahrte, die er nachher in seine Aufsätze verwob. Jedenfalls hat Emerson auf Carlyles Anordnung keinen Einflufs gehabt, vielmehr sich selbst von ihm und Jean Paul bestimmen lassen.

gepflanzt, den abendlichen Sammelpunkt der dortigen alten Leute bildet. — Aus der Umgebung Teufelsdröckhs werden drei nach ein und demselben Muster angelegte Personen aufgeführt. In ihrem Charakter, in ihrer Herzensgüte und Weltflucht dem Helden verwandt, sind sie geistig ihm doch weit untergeordnet. Denn auf Vielseitigkeit kam es Carlyle nicht an, der nur seine Gedanken durchdringen und beleben wollte, den aber die Menschen an und für sich im Wandel ihrer Leidenschaften und Sorgen nicht zur künstlerischen Nachbildung reizten. Andreas Futteral, Teufelsdröckhs Pflegevater, ist ein alter, ausgedienter Soldat von jener guten Art, wie schon einmal ein solcher die ersten Lebensjahre eines grofsen Dichters überwacht hatte: Schillers Vater. — Sein Weib, 'Gretchen', führt ihm in Treue, Ergebung und Ordnung das Haus: ein Paar, das unter den Bäumen auf dem 'Bauerngut (Copyhold)' wie Philemon und Baucis des zweiten Faust die Zeit in seligem Frieden verbringt. Die Stelle dieser beiden — von ihrem Tod wird freilich nichts erzählt — vertritt später bei dem erwachsenen Professor die rührige, aber stille Haushälterin, das 'Lieschen', deren Wirken lustig geschildert ist. Carlyle selber soll sehr ordentlich gewesen sein, aber das Durcheinander eines Studierzimmers, wo nur der Besitzer sich noch eben halbwegs zurechtfindet, war auch ihm gewifs nicht fremd; einmal im Monat aber bricht sich Liese[1] mit Besen und Bürsten Bahn in das Heiligtum: ein Bild deutscher Gelehrten-Bummelei, wie es unsere eigene Litteratur selber nirgends so artig ausgemalt hat.

— Sartor 62: 'the universal **World-fabric**'.

Über die Zusammensetzungen mit World- vgl. Kgr 164 f. — Nachzutragen sind aus Carlyles Übersetzungen, German Romance: 1) T 2, 69 'mitten im Weltsturm' (amid the tempests of the world); 2) T 2, 92 'der ungeheure Weltsturm' (the monstrous world-storm); 3) 'im Weltschwaden, im Weltsterb' (in this universal world-trap and world-poison); 4) T 2, 94 'Welt-Gericht' (World's-Doom); 5) T 2, 193 'Weltweisen und Weltleute' (cultivated persons). — Aus Goethes Wilhelm Meister: 1, 21 'Weltgeschichte' (general history, WMA I, 21); 1, 68 'Weltmensch' (the man of the world, A I, 68); 1, 169 'Weltmann (worldling); 2, 93 'bei ihrem Weltsinn (with her worldly views; 3, 76 'Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion' (to the general history of the world, to the general religion of the world); 3, 111 'die herrlichen Weltscenen (these glorious scenes of creation); 3, 205 'In solchem Sinne dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen ansehen' (as members of a Union belonging to the world); 3, 204 'Von einer Weltgegend zur anderen (from country to country).

— Sartor 78: 'As in long-drawn **systole** and l. d. **diastole** must the period of Faith alternate with the period of Denial.

JJ. 10 'seldom or never heard such snoring, which was not a *stream*,

[1] 'These were her Erdbeben (earth-quakes), which Teufelsdröckh dreaded worse than the pestilence.' Sartor 15.

diastole and systole, but a *whirlpool* rather, or system of *whirlpools*, bottomless maelstroms ...' Das Bild diastole und systole von Goethe angeregt.

— Sartor 80: 'the living spirit of Religion freed from this its **charnel-house.'**

130: the Universe is not ... a charnel house with spectres. DWB I, 1387 'J. Paul: unter mir lag eine schlafende Gasse erloschener Beinhäuser' Jubelsen. 198 (Qt. 6; 130, 19). Tales 2, 95, Jean Paul Fixlein, 'charnel-houses'.

— Sartor 80: he stood connected with the counts of **Zähdarm.**

Im Namen des gräflichen Hauses der 'Zähdarm' wird schon auf die gesunde Verdauung des Hausherrn Philippus Zähdarm angespielt, dem Teufelsdröckh eine ironische lateinische Grabschrift setzt. Ohne andere Bedürfnisse als die des Leibes vertritt er menschliche Selbstsüchtigkeit und Niedrigkeit. Ein Verwandter des Grafen, der junge Engländer 'Herr Towgood, or, as it is perhaps better written, Herr Toughgut' — die Zusammengehörigkeit giebt sich im Namen kund — wird Teufelsdröckhs Freund, um ihm, dem überschwenglichen und platonischen Liebhaber, später die hübsche Blumine wegzuschnappen.

Was Teufelsdröckh in dieser höheren Gesellschaft erfährt, das hatte Carlyle persönlich im Hause der Familie Buller erlebt, deren beide Söhne ihm zum Unterricht anvertraut waren. Man gab im Winter 1822/3 in Edinburg viele Gesellschaften, wo er, öfter als ihm lieb war, ein- und ausgehen durfte. Auch an einer Jagd mufste er teilnehmen. Was im Kapitel 'Getting under way' (II, 14) Teufelsdröckh über seinen Verkehr bei Zähdarms aussagt, war auf den ehemaligen Brotherrn gemünzt: 'In answer to a cry for a solid pudding, whereof there is the most urgent need, comes the invitation to a wash of quite fluid Aesthetic tea.'[1] So steht Teufelsdröckh von der Gesellschaftstafel, die ihm kein passendes Futter zu liefern vermochte, hungrig wieder auf; denn der dünne ästhetische Thee und der kräftige Pudding sind selbstverständlich nur Gleichnisse für die geistige Nahrung.[2]

— Sartor 83: 'in this mad work must several years of our small term be spent, till the purblind Youth, by practice, acquire notions of distance and become **a seeing Man.'**

Vgl. Jean Paul, Schmelzle, Recl. 23, p. 49, Anm. 5: 'In der Jugend sieht man, wie ein eben operierter Blindgeborener, — die Ferne für die Nähe an, ... und die ganze Welt sitzt dem Jüngling auf der Nase, bis ihn, wie den Blinden, mehrmaliges Auf- und Zubinden endlich Schein und Ferne schätzen lehrt.' Tales 2, 76: 'In youth, like a blind man just couched you take the Distant for the Near ... and to the young man,

[1] 'Tea I now consume with urns and China and splendid apparatus all around me.' F1 170.

[2] 'The Bullers are essentially a cold race of people. They live in the midst of fashion and external show' (24 VI, '24). F1 230.

the whole world is sitting on his very nose, till repeated bandaging and unbandaging have at last taught him, like the blind patient, to estimate *Distance* and *Appearance*.

— Sartor 92: 'How wilt thou find that shorter **North-west Passage** to thy fair Spice-country of a Nowhere?'

Jean Paul, Schmelzle, p. 36, Anm. 97: 'Die theologische Welt ... entdeckt eigentlich nichts als eben die passiven Diebs-Inseln, wo sie ihre Gewürze abholt.' In die Tales ist die Anmerkung wegen ihrer großen Länge nicht mit aufgenommen. Nord-west-Passage auch bei J. Paul.

— Sartor 97: '**Blumine's** was a name well known to him'.

Während Jane Welsh in den früheren Novellenplänen eine große Rolle spielte, hatte sie nun, da sie Mrs. Carlyle war, in dem Romane beiseite treten müssen. Teufelsdröckh windet sich durch die Irrgänge seiner Philosophie ohne die Hilfe einer Ariadne durch. Carlyle erlaubt ihm nur eine bescheidene, erfolglos verlaufende Liebesepisode, die aber weniger der Jane Welsh, die er geheiratet, als den anderen Bekanntschaften vor seiner Ehe, der Miss Margareth Gordon und Miss Kirkpatrick, galt. Das Mädchen richtet nicht, wie in seinem Romanentwurf aus dem Jahre 1824, einen verzweifelten Weisen mit ihrem Trost dauernd wieder auf, sondern geht als Nebenerscheinung schnell vorbei. Teufelsdröckh hat aber so viel Besinnung, um innerhalb der Erzählung den Verzicht auf das Mädchen gleichzeitig zu einer Absage an 'Frau Welt', an die Sinne und alles Irdische überhaupt, aufzubauschen. Auch die Blumen des Lebens, das war die symbolische Bedeutung dieser schmerzlichen Liebesidylle, sind für Teufelsdröckh welk geworden und fallen ab. Den Namen hatte das Mädchen aus Jean Pauls 'Herbstblumine' 'Autumnal Flora' bekommen; sie war die einzige Göttin der Jugend Teufelsdröckhs — 'that he should ever win for himself one of this Gracefuls (*Holden*) — how could he hope it'[1] — wie ein Hauch geht und verweht ihre Erscheinung in dieser ernsten Biographie. Während die Heldin auf den Vorstufen des Sartor, in dem Entwurfe und auch im Wotton Reinfred in die Handlung thätiger eingreift, hat Blumine im Sartor mehr eine dekorative Bedeutung.

— Sartor 103: **View-hunting.**

McMechan 343. — Vgl. auch Carlyles Polemik gegen Sightseer. N 4 35. — E 1 268 'It is not with the feeling of a mere painter and view-hunter that he (J. Paul) looks on Nature.'

— Sartor 107: **Fortunatus' Hat.**

McMechan 344 giebt eine Stelle aus Dekker's Fortunatus; er übersieht ganz Flügel 257, der auf Jean Pauls 'Herbstblumine' weist (Gottschallsche Ausgabe III, 357). — Später auch die 'Geldtasche': FR 1, 36, 58 'With a miraculous Fortunatus-Purse in his Treasury, it might have lasted longer'. Fg 8, 93 'Had he but a Fortunatus-Purse, how lucky were it! With Fortunatus Silhouette as purse-holder ...'.

---

[1] S. R. 93; 95. — E 1 269. DWB. IV 2. 1776 'holde' substantivisch bei Schiller und Bürger belegt.

— Sartor 109: 'the end of **Man is an Action**, and not a Thought.'

E[4] 22 «Man is sent hither not to question, but to work: 'the end of man', it was long ago written, 'is an Action, not a Thought'.»

— Sartor 110: the **everlasting** No.

Die Ausdrücke für 'Ewigkeit' und 'ewig' bei Carlyle sind zu untersuchen. Bei Jean Paul treten dieselben gehäuft auf: Q. Fixlein: 'Das Herz des verwandten ewigen Menschen schwoll unter dem ewigen Himmel ... die fernen Dorfglocken schlugen um Mitternacht gleichsam in das fortsummende Geläute der alten Ewigkeit ... ich schaue auf zum Sternenhimmel, und eine ewige Reihe zieht sich hinauf und hinüber und hinunter.' Tales 2, 220: the heart of a brother everlasting man ... the everlasting Heaven ... the ever-pealing tone of ancient Eternity ... an everlasting chain. Vgl. N[2] 302 'So I "commit it silently" either to "everlasting Time" or everlasting oblivion.' N[3] 192 'Yet the infinite vault is over us.' N[4] 346 'in all true work, there is such an everlasting something.' N[2] 223 'Patience! Patience! that is the eternal song' (Übersetzung der Faustverse: 'Entbehren sollst du, sollst entbehren, das ist der ewige Gesang').

— Sartor 116: **'Rue Saint-Thomas** de l'Enfer.'

Eine solche 'Newbirth' glaubte er bekanntlich im Jahre 1821 zu erleben, als die hier nach der Pariser 'Rue St.-Thomas de l'Enfer' verlegte Begebenheit sich wirklich an der schottischen Küste bei Leith und Portobello zutrug. Dafs Carlyle dabei den Namen der französischen Strafse auf sich bezieht, er, der als 'Thomas' auf dem Pfade des Unglaubens nach der Hölle wandert, ergiebt sich von selbst. Es ist zu beachten, wie Carlyle dies ganz persönliche Erlebnis, diese innere Auferstehung zu einem Typus erhob, zu einem allgemeinen und gesetzmäfsigen Vorgang, den er auch in der Entwickelung der übrigen menschlichen Gesellschaft wieder finden wollte. Die Frage, die er in seinem Tagebuch im Februar 1829 stellte: 'Has the mind its cycles and seasons like nature, varying from the fermentation of "werden" to the clearness of "seyn", and this again and again, so that the history of a man is like the history of the world he lives in?' hat er im weiteren Verlauf einfach bejaht. Ob aber die Forderung richtig ist, dafs mit der zufälligen Entwickelung des Einzelnen der grofse Gang des Ganzen derart übereinstimmen soll, bleibt die Frage.

— Sartor 114: **'Know thyself'**.

Dazu E[5] 65 'Know thyself, value thyself, is a moralist's commandment (which I only half approve of); but know others, value others, is the best of Nature herself.'

— Sartor 115: 'O, the vast, gloomy, solitary **Golgotha**, and Mill of Death.' — J. Paul, Fixlein. 'Diese Brand- und Schädelstätte einer himmlischen Zeit.' — Tales[2] 212 'this conflagration place and Golgotha of a heavenly time.' — F[2] 329 'What is this whole earth but a kind of Golgotha, a scene of "Death-Life".'

— Sartor 116: **"Despicable biped!"** E[5] 66 'Consider the wretchedest "straddling biped that wears breeches" of thy acquaintance.'

— Sartor 116: the pangs of **Tophet.** N² 223, 246, N³ 297, N⁴ 92. — N³ 309 'such a scandalous set of dogs out of Tophet.' — F² 161 'In all situations (out of Tophet) there is a duty.'

— Sartor 117: 'our **Wanderer.**' Auch bei den Wanderungen Teufelsdröckhs 'quietly ... begin a perambulation and circumambulation of the terraqueous Globe' im 8. Kap. des 2. Buches hat Carlyle viel mehr angedeutet als offen gesagt. Es ist eine der interessantesten, aber zugleich unmöglichsten Reisen, die in der Nachfolge des Musterpilgers Wilhelm Meister angetreten wurde, nicht mehr eine Reise nach der Bildung und dem Glück durch Deutschland allein, sondern nach dem Frieden durch die ganze weite Welt. Teufelsdröckh, 'the Wanderer,' mufs seinen Grimm und Liebesgram vertoben. Um diese Unstetigkeit und Zerrissenheit des Helden zu veranschaulichen, sowie Carlyle selber in Wirklichkeit die Bücher vieler Völker durchwühlt, aber natürlich nicht ihre Länder selber durchschritten hatte — wählte der Dichter das drastische Mittel, jenen fieberhaften Zustand schlichtweg als eine 'voyage imaginaire' im eigentlichsten Sinne zu schildern. Für einen geistigen Vorgang setzt er in dem Romane die körperliche Entsprechung ein: das 'Lesen', das Carlyle betrieben hatte, wurde bei seinem Ebenbild Teufelsdröckhs zu einem 'Wandern'.

— Sartor 125: reduced **to a caput mortuum.**

Vgl. GCB 191; im Faustaufsatz 'such a stagnant, vapid caput mortuum', FR² 123; FR² 159 'Had Philippe ... not been a caput mortuum'. — F³ 80 'I am now reduced to a caput mortuum again'. — E⁶ 32 'Popularity ... conflagrating the poor man himself into ashes and caput mortuum'. — E⁷ 243 'sunk to caput mortuum and a torpid nuisance as now'.

— Sartor 126: 'what is this paltry little Dog-cage of an Earth'. 1 'the smallest cranny or **dog-hole** in Nature or Art'. 162 'It spreads like a sort of Dog-madness'.

Tales 2, 96, Jean Paul, Fixlein: 'every fixed idea, such as rules every genius ... separates and elevates a man above the bed and board of this Earth, above its Dog's-grottoes, buckthorns and Devil's-walls.' — Resc. 22 'A human dog-kennel five millions strong, is that a thing to be quiet over?' — E⁷ 36 'the rabid dog-kennel raging round it'. — N³ 336 'I shall delight to fancy you a free man, were it in your "own hired dog-hutch" — like Jean Paul'. — FR 2, 139 'France and the Earth itself, is but a larger kind of dog-hutch — occasionally going rabid'. — F¹ 152 'Better to do what I can while it is called to-day; and if the edifice I create be but a hog-dutch, it is more honourable to have built a dog-hutch than to have dreamed of building a palace'. — F² 11 'our paltry little dog-hutch of a dwelling place; that it is we and our dog-hutch that are moving all this while'. — F² 14 'thy little dog-hole of a planet or dwelling-place'. F² 16 'Should we run to Judaea or Houndsditch to look at the Doings of the Supreme?' — F³ 118 'the bottom of my ditch'. — ³ 243 'the hell-hound idea of beggary'. — ³ 441 'base as Fleet Ditch, the mother of Dead dogs'. — ³ 455 'Exodus from

Houndsditch,' der Titel eines Buches, das Carlyle (1848) plante; es wurde nicht ausgeführt; Flügel 92, 249; aber die vielen vorhergehenden Anspielungen lassen wohl einen Schlufs auf den Inhalt der Schrift zu, der schon im Sartor mit angedeutet war. Zu exodus F[2] 296, wo er citiert: 'Goethe's Works VI, 159, on Moses and his Exodus'. — P 251 'that Bobus of Houndsditch will love his guineas'.

— Sartor 130: 'Sweeter than Dayspring to the Shipwrecked in **Nova Zembla.**'

WR 131 'as for my life, I think it has been cast in some Nova Zembla climate'. — E[4] 213 'from Cape Horn to Nova Zembla ... not a mouse stirring?' — Jeanpaulisch.

— Sartor 130: **'Sanctuary of Sorrow.'** — Goethe VII, 155.

E[5] 52 'thus must the *Sanctuary* of Man's Soul stand perennially, shut against this man'. — E[5] 165 'the Crucified ... fronted sorrow still deeper ... and built of it a "Sanctuary of Sorrow".'

— Sartor 140: 'mistaking the ill-cut **Serpent-of-Eternity** for a common poisonous reptile'.

McMechan (362) cit. Lett. 209. — Vgl. Tales 2, 207; Jean Paul, Q. F. 'So does the Serpent-of-Eternity wind round us and our joys, and crush, like the royal-snake, what it does not poison.' — E[3] 56 Übersetzung aus Jean Paul, Siebenkäs: 'the upborne Rings of the Giant-Serpent, the Serpent of Eternity, which had coiled itself round the All of Worlds ...'

Sartor 144: **'the Divine Idea of the Universe.'**

McMechan 364. — Vgl. E[4] 27 'In dim forecastings, wrestles within them the "Divine Idea of the *World*".' E[5] 52 'whosoever recognises not that "Divine Idea of the World, which lies at the bottom of Appearances".' E[5] 161 'the great *not Divine* Idea, the great Diabolic Idea ... With force of genius she represses ... her *Undivine* Idea.'

— Sartor 118: 'Gaze thou in the face of thy brother ... and ye blaze and reverberate on each other, till it is all one limitless confluent flame (of embracing **Love** or of deadly grappling Hate) ...'

Es gehört auch zu den Aufgaben der Carlyle-Forschung, seine Lehre und sein Leben miteinander zu vergleichen und Übereinstimmungen und Abweichungen festzustellen. Gewifs giebt es im Leben jedes bedeutenden Mannes Dinge, die nicht blofs der Salonbiograph, sondern jeder vernünftige Geschichtschreiber übergeht. Dafs z. B. Schiller unmäfsig schnupfte, soll in seiner vita nicht besonders aufgeführt sein, weil diese Angewohnheit zur Erkenntnis seines Wesens und Lebens nichts beiträgt. Dafs aber Carlyle sich unvermögend im Verkehr mit den Menschen zeigte, denen er doch so liebevoll predigte, — dafs er ein Sonderling war und blieb und es seiner nächsten Umgebung immer schwer gemacht hat: dieses merkwürdige, leidige Privatleben eines Mannes, der sich sonst mit den höchsten Dingen beschäftigte, darf man keineswegs aus Scham und Höflichkeit verschweigen. Die Kehrseite sieht anders aus, als man erwartet; er verstand nicht, bei aller Stärke der in ihm schaffenden Kräfte sich auch zugleich den minderen Menschen heimisch anzugewöhnen;

im vornehmen Bewufstsein seiner selbst, schlofs er sich hochmütig vor allen, die ihm nicht das Wasser reichten, ab, gelinde ausgedrückt — aus einem Mangel an Lebensart. Es war mehr als das; Carlyle blieb weit hinter dem zurück, was er an seinen 'heroes' oft gerühmt hatte, die sich zu der Kreatur niederneigten, sie mochte so gering sein, wie sie wollte; und weil ihm diese Liebe mangelte, fehlt seiner Persönlichkeit schliefslich auch die Vertrauen weckende Einheit. Seine Philosophie ist teuer erkauft. War sie die Frucht oder war sie die Ursache oder nur eine Begleiterscheinung seines unglücklichen Lebens? Es ist oft etwas Unheimliches, Ungesundes, innerlich Überhitztes und Fremdartiges in ihm; man mufs vielleicht mit manchen sonderbaren Bedingungen seines Körpers rechnen, wenn man alles begreifen will, und mufs, so kleinlich es klingen mag, seine Krankheiten doch auch mit verantwortlich machen. Am meisten hat wohl die Gattin unter seinen Eigenheiten und seiner Selbstsucht gelitten. Ich übersehe dabei nicht, dafs er in seiner Art recht zu handeln glaubte; und diese Überzeugung fand in seinen Briefen oft einen rührenden Ausdruck. Er hatte das Mädchen 'gerettet', meinte er, gewifs, aber aus welchem Gefängnis? — und das harte Leben, das sie an seiner Seite fand, war, meinte er, eine vom Herrn verhängte Prüfung, der er sie hatte entgegenführen dürfen, aber wofür und wozu? Sie sollte, indem sie als Weib und Gattin blofs ihre Pflicht that, aber keine Rechte hatte, aus ihres Herzens Grund bekennen: 'It is good for me to be here,' worauf er fast beweglich (F^2 189) antworten wollte: 'keep thy arms round me, and be my own prophetess and second self and fear nothing, let the Devil do its worst.' Aber dieses Verhältnis, wo sie sich ihm unbedingt unterwerfen mufste, wenn ihr Leben an seiner Seite nur halbwegs erträglich sein sollte, das war eine Zumutung; Jane hat sich nicht wie Miltons Gattin aus dem Staube gemacht und ist geblieben, wenn auch in der Luft, die um diesen Mann wehte, nichts von der Wärme zu spüren war, die sie zum Leben brauchte. Die liebevolle Rücksicht, welche die Frau gern von einem ritterlichen Manne nehmen läfst, fiel fort: Stürmen, denen er trotzte, sollte auch sie begegnen; kein Wunder, wenn die schönen Linien dieses Antlitzes bald für immer hinter Falten und Rissen verschwanden. Und der Mann lobte und liebte sie trotz alledem in seiner Weise: 'I love you for your bravery and because you have the heart of a valiant woman.' Aber wie mochte ihr ums Herz sein, wenn sie so etwas las, und wenn Dinge an ihr gepriesen wurden, um die sie selber, als Weib, mit Recht gar nichts gab, ja die sie in Wirklichkeit nicht einmal besafs, die ihr erst anerzogen und von ihr ganz kümmerlich erlernt und erworben waren.

— Sartor 164: **Phoenix.**

Kgr 70. — E^1 124 'the emblem of a Phoenix' ... 'climbing the tree, where the pinions of his Phoenix last vanished'. — Jean Paul, Schmelzle, Anm. 100, Recl. 293, p. 8. 'Die Bücher liegen voll Phönixasche eines tausendjährigen Reichs und Paradieses.' Tales 2, 44 'In books lie the Phoenix-ashes of a past Millennium and Paradise'. Wird citiert E^4 189:

'In books lie the creative phoenix-ashes of the whole Past.' — Sartor 187 'the Palingenesie der menschlichen Gesellschaft', vgl. Novalis E[2] 216: 'If our bodily Life is a burning ...' Carlyles Auffassung vom 'Phönix' und seine Verwendung dieses Vogels als Symbol bedarf eingehender Darstellung. Vor der Bekanntschaft mit der deutschen Lit., 1815, N 1, 36, vergleicht er Napoleon mit einem Phönix: 'Which of ye, ye long-headed ones of the earth, ever dreamt that little Nap(oléon), tired of fretting out his heart in Elba, would rise Phoenix-like, disdaining "the limits of his little reign" once more front the world — determined to die "with harness on his back".'

Aber erst nach der Bekanntschaft mit Tieck und Jean Paul gehörten der 'Phoenix' und die mit ihm verbundenen Gruppen 'Palingenesia', 'death-birth' zu Carlyles Lieblingsworten. J. Paul, Fixlein: Tales 2, 107 'their main equipments, like Phoenixes, existed but in the singular number'. — Tales 2, 135 'The new chair of office was a Sun-altar, on which, from his Quintus-ashes, a young Phoenix combined itself together'. — Tales 2, 152 'every recovery is a bringing back and palingenesia of our youth'. — E[3] 25 übersetzt eine Stelle aus Jean Paul: 'when among the Flames of Youth ... the oil of Riches is also poured in — little will remain of the Phoenix but his ashes; and only a Goethe has force to keep, even at the sun of good fortune, his phoenix wings unsinged.' Dies wird citiert: E[4] 49: 'a wise observer has to remark: "none but a Goethe, at the Sun of earthly happiness, can keep his phoenix-wings unsinged".'

Carlyle wandte das Phönixbild auf den Zustand der menschlichen Gesellschaft nicht gleich an. Zuerst hat er entschieden nur den Zusammenbruch des gesellschaftlichen Bestandes dekretiert, ohne noch an ihre bessere Zukunft und Auferstehung zu glauben. F[2] 97 'The whole frame of Society is rotten and must go for fuel and wood and where is the new frame to come from?' Aber bei der völligen Vernichtung konnte sein thätiger, auf Leben bedachter Geist nicht stehen bleiben, und er lernte den Zerfall blofs als eine Übergangsstufe verstehen, in dem der neu sich bildende Körper die alten, schlecht gewordenen Hüllen sprengen und abwerfen wollte. N[3] 387 'Society (in my view) is utterly condemned to destruction, and even now beginning its long travail-throes of Newbirth'. Für diesen Gedanken, den Tod zugleich als ein Leben anzusehen, kam ihm das Bild des Phoenix trefflich zu statten: F[2] 173 'Everybody I see participates in the feeling that society is nigh done; that she is a Phoenix perhaps not so many conjecture'. — F[2] 183 'The doctrine of the Phenix ... is exactly what all intelligent men are wanting'. — Die französische Armee FR 2, 85 (cf. 2, 3) 'till it do, in that unexpected manner, phoenix-like, with long throes, get both dead and new-born; then start forth strong, nay stronger and even strongest'. — FR 1, 1·5 'Behold the World-Phoenix, in fire-consumation and fire creation, wide are her fanning wings; loud is her death-melody, of battle-thunders and falling towns; skyward lashes the funeral flame, enveloping all things: it is the Death-Birth of a World'. F[2] 355 (1833) 'in chaotic London there were blissful

symptoms here and there discernible of palingenesia'. 'In London "amid its huge deafening hubbub of a Death-song, are to be heard tones of a Birth-song".'

— Sartor 168: 'which to him was a **true Delphic avenue**, an supernatural Whispering-gallery, where the "Ghosts of Life" rounded strange secrets, in his ear'.

McMechan 377 weist für D. a. auf Faust. — Die Metaphern gehen vielmehr auf Jean Paul zurück; siehe Delphische Höhle, Reinhold Lex. zu J. P. Levana 27; die 'Flüstergalerie' habe ich bei Jean Paul gefunden, ohne jetzt noch den Ort angeben zu können.

— Sartor 171: Death and Birth are the **vesper and the matin bells** that summon Mankind to sleep and to rise ... 'Die Abendglocken des Lebens tönen,' Jean Paul, Hesp. 2, 211.

— Sartor 181: 'the **curtains of Yesterday** drop down, the curtains of to morrow roll up.'

102 thick curtains of Night. — Tales 2, 207 Jean Paul, Fixlein: 'our bright-painted curtain of Futurity'.

— Sartor 185: cit. 'we are **such stuff**' aus dem Tempest; auch P 55: 'there are three Times; and there is one Eternity; and as for us, "We are such stuff etc."' Kgr. 43.

Das Leben schien Carlyle, je älter er wurde, immer zauber- und traumhafter. F[2] 337 'Daily and yearly the world natural grows more of a world magical to me'. Aus dieser Sphäre und Stimmung aber stammen die vielen Wortbilder mit 'air', die das Nebelhaftige und Unbestimmte unseres Daseins malen: F[2] 85 'This solid world after all is but an air-image'.

— Sartor 189: **'Clotha Virumque cano.'**

P 214 'Our Epic having now become *Tools and the Man*'. 215 'the Epic verily is not *Arms and the Man,* but *Tools and the Man*'. — F[3] 280 (1842) 'Tools and the Man! *"Arms and the Man"* is but a small song in comparison'. — E[4] 207 'Not "Arms and the Man"; "Tools and the Man", that were now our Epic'.

— Sartor 206: 'The Hofrath vanishes ... like an **ignis fatuus**'. 'Irrlicht' in Goethes Walpurgisnacht. Faust: 'Irrlichtelire ...'.

Tales 2, 110 Jean Paul, 'Fixlein hopped forth like a Will-o-the-wisp into the garden.' Artikel 'Irrlichter' in Reinholds Lexikon zu J. P.'s Levana, p. 65. — LoS 263 'Schubart flickered through existence like an ignis fatuus. — E[1] 112 inconstant as an ignis fatuus. — FR 2, 103 'plot after plot emerging and submerging, like ignes fatui in foul weather, which lead nowhither'. — F[1] 96 'For as to fame and all that, I see it already to be nothing better than a meteor, a will-o'-the-wisp which leads one on through quagmires to catch an object which, when we have caught it, turns out to be nothing'.

Einige Wortzusammensetzungen im Sartor.

Um die Sprache Carlyles geschichtlich verstehen zu lernen, ist es methodisch nötig, erst jedes einzelne seiner Werke zu untersuchen und

nicht gleich ein Bild von seiner Ausdrucksweise im grofsen und ganzen zu entwerfen, wie es Krummacher (Engl. Stud. VI) und neuerdings auch Schmeding probiert haben. Dabei verliert man vollständig die Übersicht, und die gewifs vorhandenen, durch Einzeluntersuchungen noch festzustellenden Unterschiede in der Ausdrucksweise des Jünglings, des Mannes und des Greises Carlyle gehen ganz unter. Auch sollten als Vorarbeit erst die fremden Elemente erledigt werden und, wie ich es für das Deutsche gethan habe, von einem Romanisten die französischen, spanischen und italienischen Worte und Entlehnungen Carlyles ausgehoben werden.

Natürlich finden sich unter diesen Zusammensetzungen viele Kuriositäten. In ein Lexikon der englischen Sprache gehören die bizarren Wendungen, die mit ihrem Schöpfer kamen und verklangen, nicht hinein; aber sie verdienten eine besondere Betrachtung, ebenso wie die deutsche Philologie noch den Sprachschatz Jean Pauls zu heben hat. Denn das deutsche Wörterbuch genügt für diesen Dichter nicht. Jakob Grimm hat ausdrücklich und mit Recht Sammlungen Jean Paulscher Seltenheiten, die ihm angeboten wurden, als für seine Zwecke belanglos abgewiesen; — und doch würde es sich lohnen, sich mit Jean Paul allein zu beschäftigen und die Gesetze aufzusuchen, nach denen ein so seltsam schöpferischer Geist wie er verfuhr.

Einige der auffallendsten Wortzusammensetzungen seien hier aus dem Sartor notiert:

Clothes: Clothes-screen 14. a Spirit of Clothes 23. our Clothes-thatch 38. cloth-rags 43. cloth-webs 46. Clothes-volume 53. Cloth-habits 118. Old-Clothes Market 167. Clothes-shop 168. Clothes-broker 168. Cloth-webs 176. Clothes-volume 205. Clothes-martyrdom E3. Clothes-Philosophy 188.

fire: into fire-eyed rage 72. Sorrow's fire-whip 74. fire-wings 82. fire-development 93. naphta-fire 97. flame-clad 100. a fire-heart 102. grim fire-eyed Defiance 116. Baphometic Fire-baptism 117. the fire-baptised soul 117. fire-pillar 124. fire-arms 158. Fire-pillars 159. Fire-Creation 164. Fire-wirlwind 169. Fire-Consummation 180. fire-breathing 184. Fire-balls 192.

heaven: the heaven-inspired Singer 26. your mere white Heaven-angels of women 97. the true Heaven-gate 99. The Heaven's-Messenger 100. All Heaven's blessings 100. the Born of Heaven 110. His Heaven-written Law 113. a Heaven-encompassed World 136. heaven-made Implement 157. a clear dewy heaven of Rest 158. a new heaven born young one 164. a fresh heaven-derived force 171. the Heaven-chosen 172. heaven-word 172. the Heaven-sent 184. Heaven's Artillery 184. Heaven's richest blessings 201.

life: The whole Life-circulation 13. Our Dreams and Life-visions 36. life-tackle 43. thy hard life-battle 59. the Fair life-garden 62. this our Life-element 94. a sort of Life-breath 104. life-warmth 112. life-weary 128. the mere external Life-element. a living and life-giving word 148. palpable life-streams 170. this life-devotedness to Cloth 189.

light: a light-particle 49. one sea of light 98. Orient Light-bringers 100. a very Light-ray incarnate 100. light-islets 107. light-spots 144. light-beams 172. the Light-sea of celestial wonder 183. rays of light 189.

all: all-enclosing 38. all-powerful 49. the All-seeing 79. all-sceptical 93. all-consuming fire 94. all-including 146. all-sustaining, all-important 149. all-illuminating 176. the all-importance 188.

ever: ever-young 22. ever-active 24. ever-living 26. ever-working 26. the ever-streaming currents 65. ever-vexed 74. ever-motionless 78. the ever-lasting granite 105. ever-renewed 179. that ever-vexed country 197.

half: half-official 11. half-rational 17. half-waking moments 36. a vague gray half-light 50. half-awakened 60. half-articulate 66. half-strangers 90. half-audibly 115. half-devilish 139. half-sophisms 140. half-truisms, half-savage 146.

high: high-swelling hearts 15. high-encircled 21. high-flaming 24. high-sailing 49. high-towering 64. high-souled 100. high-born 147. high-soaring declinations 152. that high-eddying Flame 164. High-breeding 165.

self: self-contained life 9. self-seclusion 17. self-secluded 22. self-per-fecting 26. self-growth 50. self-support 59. Self-conceit 78. self-help 79. self-indulgence 88. Self-conciousness 113. Self-conceit 132. Self-worship 197.

long: Long-continuing 22. the long-deafened soul 128. long-eared 152. long-drawn 184. long-forgotten 206. their long-accumulated debt 201.

shadow: shadow-hunter 125. shadow-hunting 128. a Shadow-system 184.

sky: sky-woven 44. the mere sky-influences of Chance 59. our winged sky-messenger 86. skyward 86. hosts of true Sky-born 93. my skyey Tent 129.

spectre: night-spectres 100. spectre-bearing 105. a spectre-fighting Man 117. a Spectre-queller. Spectre-like 138. spectre-work 179. spectre-hunt 184.

wonder: wonder-bringing 119. a wonder-working Tool 137. Wonder-loving, wonder-seeking 142. wonder-hiding, wonder-hider 182. the do-domestic wonderful wonder of wonders 189.

worship: World-worship 146. Fetish-worships, Hero-worships 190. Self-worship, Demon-worship 191. Nature-worship 195. Earth-worship 197.

Weniger zahlreich sind die folgenden Verbindungen, die alle systematisch einmal durch die dem Sartor vorhergehenden und die ihm folgenden Werke verfolgt werden müssen.

altar: Altar-fire 138. an altar-building time 150.

church: church-repairing 145. Church-Clothes 148. church bells 167. church vaults 183.

cloud: a cloudcapt aspect 47. Cloud-image 119. cloud-couch 124. cloud-skirted Dreams 158.

day: day-dreams 74. his general Day's work 102. the daylight of Life 150.

death: Death-shadows 103. death-scenes 115. bitter protracted Death-agony 115. Deathsong 115. 169. Death-birth 164 (vgl. Faust, Erdgeist: 'Geburt und Tod ein ewiges Meer ...'; auch birth in cps.: -pangs 122; -song 169; -land 104).

earth: the earth-visiting Me. 59. Earth-angel 97. earth-made 157. Earth-rind 180. Earth-blinded 181.

heart: heart-deluded 38. that heart-rending occurrence 103.

deep: the deep-seated chronic Disease 133, 7. deep-hidden 86.

hiero-: hieroglyphs 50. Hierarch 64. that sacred Hierarchy 137, 23. Hierograms 140, 6. hieroglyphical 141, 38. Hierophant 201, 34. the hieroglyphic nature 205, 8.

ill: ill-starred 59. ill-chosen 76. ill-furnished 137, 3. ill-written 138, 39.

loud: loud-laughing 66. loud-jingling 71. loud-roaring hailstorms 78.

much: much-respected 133, 32. the much-suffering, much-inflicting man 203, 23. thou much-injured one 201, 22.

new: my Spiritual New-birth 117. a new-attained progress 136, 33. new-created 167, 24.

over: over-crowded 160. Over-work 160. Over-growth 161. over-refining 199. over-weariness 206.

quick: quick-whirling 62. quick-changing 107. quick-succeeding 184.

sacred: a sacred scorn 145, 11. Sacred-writing 178, 34. some sacred Anchorite 201, 25.

solid: solid-grown 49. this so solid-seeming World 137, 15.

thick: thick-plied 118, 26. thickly-peopled 159, 1. thick-crowded 178, 38.

tost: storm-tost 30. tempest-tost 136, 1.

well: well-meant 68. well-fostered 69. well-doing 136, 40.

wild: wild-weltering 136, 1. wild-flaming, wild-thundering 184, 34.

Zu Carlyles Gedichten.

Das von Froude (Early life 1, 337) gedruckte Gedicht Carlyles 'My own four walls' kann sich, wie der Herausgeber will, weder auf das Jahr 1825 beziehen, noch damals entstanden sein. Die Schlufsverse ''T will screen my wife, my books and me, All in my own four walls' und vorher 'My wifekin watches, coffee-pot doth simmer Home in my own four walls' weisen auf die spätere Zeit der Ehe. Es lag nicht in Carlyles wahrheitsliebender Art, dergleichen dichterisch vorwegzunehmen. Er mufste das, was er schildern sollte, erst erlebt haben, und Froudes Ansicht 'But perhaps his imagination was looking forward' wird durch die vielen gehässigen Äufserungen widerlegt, mit denen Carlyle alles, was 'Imagination' und 'Fiction' hiefs, verfolgte. Die Strophen passen auf den Winter 1830. Besonders ist in dem Briefe vom 19. Dezember an Dr. Carlyle (Norton 3, 241) in Prosa die Stimmung des Gedichtes wiedergegeben, und zum Überflufs wird dort noch die dritte Strophe, 'What wanteth a Man that I have not within my own four walls?' in Gänsefüfschen citiert. — Da-

gegen sind 'my own four walls', von denen er zweimal in dem von Froude zur Begründung der These herangezogenen Briefe (1825) spricht, nicht citatenmäfsig, sondern als eine allgemein geläufige Redensart angeführt. Es handelte sich um Hoddam Hill, wo er mit seiner Mutter lebte: 'I have gained since I came within the walls of this poor cottage — my own four walls. I am ... no bad soul after all, and not to be dealt with in any other way. My own four walls.'

In dem Bericht von 1830 dagegen wird sein häusliches Leben gerade so wie in dem Gedichte geschildert, so dafs sich Brief und Gedicht zueinander wie ein Entwurf zum Kunstwerk verhalten.

Er erzählt dem Bruder: 'This very night, we have fine black frost, a vehement fire is blazing ... and on the opposite site thereof sits my wife sewing ...' und berichtet weiter von seinem Pferde: '"Harry" runs in the Gig ... and I give him "swine meal", ... and on those great Gig-occasions for two days previously "with my own hand".' Das kehrt, umschrieben, poetischer und gesteigert in dem Gedichte wieder:

1) The storm and night are on the waste
Wild through the wind the herdsman calls,
As fast on willing nag I haste
Home to my own four walls.

2) Black tossing clouds with scarce a glimmer
Envelop earth like sevenfold palls.
But wifekin watches, coffee-pot doth simmer
Home in my own four walls.

3) A home and wife I too have got
A hearth to blaze whate'er befals ...

6) When fools or knaves do make a rout
With gigmen, dinners, balls, cabals,
I turn my book and shut them out
These are my own four walls.

Die Strophen sind übrigens nicht so kunstlos gebaut, wenn man die Steigerungen am Schlufs beachten will: 1) Home to my own four walls — 2) Home in my own four walls — 3 u. 4) Within my own four walls — 5) I have my own four walls — 6) These are my own four walls — und zum Schlufs: 7) All in my own four walls. Die Bewegung, das Verlangen und endlich die frohe Sicherheit im Besitze — man denke an Walther von der Vogelweides Wort: 'Ih han ein lehen' — sind darin nicht ungeschickt ausgedrückt.

Im September 1831 schreibt Carlyle, selber die beiden Schlufszeilen der fünften Strophe seines Gedichts citierend, der Gattin: 'Happy that we have still a kail garden, fertill in potherbs, and a whinstone castle that resists the weather, let Book-selling go as it will ... Yet God be thanked: "my whinstone house my castle is; I have my own four walls".'

Gewifs webte etwas Poetisches in Carlyle, aber er war auch wieder falsch berichtet, wenn er es für die Keime und Seelen von Liedern hielt,

die an den Tag wollten. Sein eigenster Gesang war eine Rhapsodie in Streckversen, denn so liest sich seine philosophische und geschichtliche Prosa; aber seine Gebärden waren viel zu dramatisch, um eine mehr nach innen treibende Lyrik zu fördern, trotz seines Wunsches, der im Tagebuch am 25. Oktober 1812 noch einmal auftaucht: 'I wish often I could write rhyme.' —

Der Inhalt von Carlyles Tagebuch mufs einmal mit seinen Briefen und Schriften verglichen werden, um die Abhängigkeit festzustellen; von dem, was er erst für sich allein niedergeschrieben hatte, teilte er wohl meistens aus der Erinnerung, nicht unmittelbar an der Hand der schriftlichen Vorlage, manches den Seinigen mit. Das Tagebuch war der erste Entwurf; Gedanken und Worte konnten inzwischen ausreifen, sie wurden dann in den Briefen wiederholt, bis sie am Ende in den Werken schon zum letztenmal am besten ausgeprägt wurden. Aber auch der umgekehrte Fall tritt ein, und das, was Carlyle gleich nach dem Erlebnis seinem 'Journal' vertraute, hat lebendigere und wärmere Farben als einige Wochen darauf in einem Briefe. So schrieb er am Morgen nach jener Nacht, wo er den Verlust seines Manuskriptes der Französischen Revolution zu verwinden hatte, für sich: 'Cry silently to thy inmost heart to God for it. Surely he will give it thee. At all events, it is as if my invisible schoolmaster had torn my copybook when I showed it, and said: No, boy! Thou must write it better. What can I, sorrowing, do but obey — obey and think it the best? To work again. ... On in his name.' (Fr. L. L. 1, 31.)

In diesen Zeilen liegt viel Demut beschlossen; er mochte in jener Nacht sein Leben überdenken, und ein Bild aus der Schulzeit stellte sich ein, aber die Scene wird, dem furchtbaren Augenblicke angemessen, erweitert, und wie einst als Knabe verzagt vor dem Lehrer, so glaubt er jetzt als Mann vor Gott zu stehen, ohne es bei allem guten Willen dem Herrn recht gemacht zu haben.

Das Gleichnis ist dagegen etwas verkümmert, wenn Carlyle in einem Briefe an seinen Bruder vom 23. März 1835 ganz ohne die geheimnisvolle Beziehung auf den Himmel blofs das Bild vom Schuljungen beibehält: 'I felt in general that I was as a little Schoolboy, who had laboriously written out his copy as he could, and was showing it not without satisfaction to the Master: but lo! the Master had suddenly torn it, saying: "No, boy, thou must go and write it better".' (23. III. 35 an Dr. Carlyle, N[4] 288.)

Ausführlicher, als es hier geschehen konnte, denke ich den Sartor in einer für deutsche Universitäten bestimmten Ausgabe zu erläutern, die in der Trautmannschen Sammlung erscheinen soll. Denn McMechans Arbeit reicht für eine tiefere wissenschaftliche Beschäftigung nicht aus, wenn sie in einigen Einzelheiten uns auch gefördert haben mag. Aber bei einem Manne wie Carlyle darf man ruhig gründlicher vorgehen, als es der amerikanische Autor wagte oder vermochte.

Berlin. H. Kraeger.

Yarnall, Ellis, Wordsworth and the Coleridges, with other memories, literary and political. New York, London, Macmillan, 1899. 331 S.

Yarnall war ein Amerikaner, der im Jahre 1849 mit einem Empfehlungsbrief von Prof. Reid zu Wordsworth kam und seine Eindrücke von diesem eben populär werdenden Dichter in einem ausführlichen Briefe nach Hause schrieb. Nur ein Teil davon war bisher gedruckt, in Christopher Wordsworths 'Memoirs of William Wordsworth' 1851, II 484—500. Die unterdrückten Stellen schienen damals zu persönlich, und dem ist jetzt, wo sie gedruckt vorliegen, nicht zu widersprechen. Namentlich gegen den Prinzgemahl und dessen Wahl zum Kanzler der Universität Cambridge hatte sich der Dichter ausgelassen: *He said Prince Albert's German education, his training at Bonn, was in itself a disqualification.* Noch schlimmer: der Prinz hatte reformatorische Absichten gezeigt; *he was supposed to entertain opinions opposed to classical study as pursued at the English universities, and to have intimated a wish for extensive changes.* Der einstige Bahnbrecher der modernen englischen Romantik war im Lauf der Jahrzehnte ein starker Klassizist geworden, der den Herodot für das interessanteste und lehrreichste Buch nächst der Bibel erklärte. Ähnlicher Art waren seine religiösen Meinungen geworden. Er wollte mehr Bischöfe haben. Er war für die Oxforder Bewegung eingenommen, und Mannings Predigten standen unter seinen Büchern. Körperliche Gebrechlichkeit fiel dem Besucher gleichfalls auf, und so ist das Bild des Naturreligiosen ein Jahr vor seinem Hinscheiden mehr mitleiderregend als erquicklich.

Erfreulicher ist, was Yarnall über die Coleridge berichtet. Hartley, der ältere Sohn des Christabel-Dichters, den mir noch ein alter Schiffer in Grasmere als ein stets durstiges Persönchen schilderte, immer bereit, sich bei der Schafschur selbst zu Freibier einzuladen und dann mit sehr schiefem Hute nach Hause stolpernd, hatte nach Yarnalls Zeugnis diese einzige Schwäche und war im übrigen ein liebenswürdiger, sympathischer Mensch. Derwent, der jüngere, den ich noch als *great sufferer* im Gedächtnis habe, wie er mir zu Torquey auf seinem Gichtstuhl die zitterige Hand reichte, ist hier noch ein energischer Sprecher und Schriftsteller. Sarah, die Tochter, der wir zwei reizende Bände Memoirs verdanken, gewinnt zu ihrer natürlichen Anmut einen Stich ins Herrische, wenn wir erfahren, wie sie, vom Krebs befallen, unerschrocken dem Tod ins Auge sah und sich bis zuletzt durch schriftstellerische Arbeit hochhielt. Von Southey allein werden boshafte Reden verzeichnet, die er über seinen Schwager, den Dichter S. T. Coleridge, that; z. B. *whenever he sees anything in the light of duty, he is unable to perform it;* oder *Coleridge writes so that there are but ten men in England who can understand him, and I am not one of the ten* (S. 118). Dagegen ist Lord Coleridge, der Chief Justice, mit aller Achtung und Freundlichkeit gezeichnet, die dieser seltene Mann verdiente. Ich hatte das Glück, ihm näher zu treten, nament-

lich als ich im Jahre 1882 eine Woche lang sein Gast in Ottery St. Mary war, und kann bezeugen, dafs er im persönlichen Verkehr noch ein weit gröfserer Mann war, als ihn Yarnall erfafst hat. Die Last seiner Amtsgeschäfte hielt ihn nicht ab, jeden Abend sich in ein neues Stück Litteratur — damals erschienen eben die Bände der 'English men of letters series' in rascher Folge — zu vertiefen, über das er sich dann beim Frühstück eingehend verbreitete. Er hatte ein Herzensverhältnis zur Poesie, hielt nie eine Rede ohne Verszitat und kannte zahllose Stellen auswendig. Was *literary feeling* heifst, ohne professionelles Interesse, bei einem natürlich gebliebenen Gentleman und praktisch kombinierenden Staatsmann, war an ihm gut zu beobachten.

Aber ich sehe, dafs mich der Plauderton des Buches ansteckt. Gewichtiges Material bietet es eigentlich nicht. Doch hat die Anekdotenhaftigkeit, in der es sich bewegt, auch ihren Wert oder wenigstens ihren Reiz, indem sie uns die Autoren der Halbvergangenheit für Augenblicke ganz nahe rückt. So lernt man Macaulay, Keble, W. E. Forster u. a. wie bei einer Einladung oder einem Morgenbesuche kennen und erhält eine Vorstellung von dem Kreise, in dem sie ihre Resonanz fanden. Das Buch geht nicht tief, aber man darf es doch nicht vernachlässigen.

Berlin. A. Brandl.

D. Asher, Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Achte Auflage, herausgegeben von Dr. Ph. Hangen. Dresden, L. Ehlermann, 1902. 75 S. M. 1.

Das bereits in achter Auflage vorliegende Büchlein von Asher (die erste Auflage erschien 1863) enthält nahezu 1000 deutsche Einzelsätze, die zur Einübung der wichtigsten syntaktischen Regeln des Englischen dienen sollen. Auch auf einige häufiger vorkommende Synonyma ist Bezug genommen worden. In Verbindung mit dem im gleichen Verlage erschienenen 'Key' gebraucht, mag das Büchelchen für das Selbststudium und für private Wiederholung und Befestigung der englichen Grammatik mit gutem Erfolge verwandt werden. Ich selbst habe es seiner Zeit als Student mit Nutzen durchgearbeitet. Wenn der Verfasser aber wiederholt daran erinnert, dafs die deutschen Übungssätze ohne den gleichzeitigen Gebrauch der beiden anderen Büchlein 'Exercices' und 'Key' unnütz sind, und dafs selbst für Schulen der 'Key' nur nützlich sein kann, da der Schüler sich mit Hilfe desselben für die Lektion vorbereiten soll, so kann ich mich dieser letzteren Ansicht nicht anschliefsen. Meines Erachtens ist bei einem solchen Verfahren zu befürchten, dafs der Schüler jede Selbständigkeit des Denkens und Überlegens verliert.

Auch der Umstand, dafs es sich um meist ganz kurze, den heterogensten Gebieten entnommene und zusammenhanglos aneinander gereihte Sätze und Sätzchen handelt, erregt Bedenken. Wenn man schon des Über-

setzens nicht entraten kann, so sind doch auf einer vorgerückteren Stufe längere, zusammenhängende Stücke entschieden vorzuziehen.

Auffälligerweise macht der Verfasser keinen Unterschied zwischen dem Partizip des Präsens und dem Gerundium; unter dem Kapitel XLV 'Particip der Gegenwart' finden sich daher Formen wie: *There is no saying ... without thinking* u. dgl. Ein sorgfältiges Auseinanderhalten der beiden ihrem Wesen nach doch ganz verschiedenen Endungen *-ing* wäre weit nötiger gewesen, als in Kap. XLVII zwischen Infinitiv und Supinum (?) zu unterscheiden.

Endlich mufs noch bemerkt werden, dafs das in den Sätzen gebotene Deutsch nicht immer einwandfrei ist. Es ist oft schwülstig und gesucht, und nicht selten ist der deutsche Ausdruck durch die Rücksicht auf seine englische Wiedergabe merklich beeinflufst worden. Ich will hier nur die folgenden Beispiele hervorheben: Als eine militärische Station, glaube er, dafs der Wert dieser Inseln sehr überschätzt worden sei (S. 42). — Als ich meinen Gesundheitsgang (?) in Rotten Row machte (S. 45). — So ausgezeichnet zu werden, ist eine Ehre, die ich nicht zu würdigen weifs, noch wie ich mich dafür bedanken soll (S. 49). — Sagen Sie mir, wenn Sie zu Ende sind mit dem, was Sie zu sagen haben (S. 53). — Von Lord Palmerston war es, dafs ein Parlamentsmitglied einst gesagt hat: Wir sind stolz auf ihn (S. 68). — Der Bürgermeister und der Stadtrat überreichte eine Adresse (S. 9). — Nie gab es eine bessere Gelegenheit, die gemeinsame Brüderschaft (?) Deutschlands zu sehen (S. 9). — Sie müssen es sich angelegen sein lassen, keinen Zweig des Faches, das Sie zu ergreifen beabsichtigen, zu vernachlässigen (S. 14). — Er hatte einen Sturz vom Pferde (S. 21). — Einer meiner Söhne hat die Kost bei ihm (S. 21). — Sein Ehrgeiz war nicht derart, der einen Mann antreibt, jedes Hindernis zu überwinden (S. 24). — Lust oder nicht, ich sage dir, ich will mir kein Schelten von dir gefallen lassen (S. 34). — Ich kann jung aussehen; doch versichere ich Ihnen, ich werde fünfundzwanzig (S. 36). — Fielding, der 'Tom Jones' im Manuskript vollendet hatte und damals knapp an Geld war, trug dasselbe (?) zu einem Verleger zweiten Ranges (S. 43).

Berlin. Albert Herrmann.

Lehrbuch der englischen Sprache. Nach praktischen Grundsätzen bearbeitet für Fortbildungs-, Handels- und Mittelschulen von Richard Krüger und Albert Trettin. Mit 10 Abbildungen im Texte. Berlin und Leipzig, Teubner, 1901. XVI, 296 S.

Das vorliegende Lehrbuch verfolgt weniger wissenschaftliche als praktische Zwecke. Es ist in erster Linie für Fortbildungs- und Handelsschulen bestimmt. Das Ganze gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste besteht aus Lautlehre, Lesebuch, Stoffen für Anschauungsunterricht (freien Stoffen und Anschauungsbildern, dazu als Anhang einige Briefe) und

Wörterverzeichnis nebst Phraseologie. Der zweite Teil enthält zunächst grammatische Regeln im Anschlufs an die Stücke des Lesebuches und dann eine zusammenhängende Grammatik.

Der in beiden Teilen gebotene Lehrstoff erscheint durchweg zweckentsprechend. Die Lesestücke sind anregend und allmählich vom Leichten zum Schweren fortschreitend. Einige hübsche Bilder, darunter zwei Pfeiffersche und ein Hölzelsches, bieten passenden Stoff zu Sprechübungen. In Übereinstimmung mit den Zielen des Lehrbuches sind die praktischen Verhältnisse des täglichen Lebens besonders berücksichtigt worden. Von grofsem Nutzen erscheint mir auch die in den einzelnen Abschnitten des Wörterbuches vorgenommene Zusammenstellung der bisher vorgekommenen Wörter gleichen Stammes (z. B. S. 117: *work, worker, workman*; *know, knowledge*; *friend, friendship, friendless*; S. 118: *use, useful, usefulness, useless*; *bake, baker, bakery* etc.).

Das Buch wird daher in der Hand eines tüchtigen Lehrers an Handels- und Fortbildungsschulen gute Dienste leisten.

Berlin. Albert Herrmann.

Plate-Kares, Englisches Unterrichtswerk. Lehrgang der englischen Sprache. II. Teil. Oberstufe zu den Lehrgängen von Plate-Kares und Plate. Neu bearbeitet von Prof. Dr. G. Tanger. L. Ehlermann, Dresden.

Diese Oberstufe bildet eine Umarbeitung des zweiten Teiles des Unterrichtswerkes von Plate-Kares (Lese- und Übungsbuch) und kann als gemeinsame Fortsetzung der Elementarbücher von Plate und Plate-Kares benutzt werden. Die durchgreifenden Änderungen, welche der Neuherausgeber vorgenommen hat, kann man nur gutheifsen. Neu hinzugekommen sind (vgl. Vorwort S. III) die meisten Stücke zur Einübung bestimmter syntaktischer Regeln, der Abschnitt über englische Briefe, alle Lesestücke, die Stoffe zu freieren Übungen, die Mehrzahl der Gedichte, die ganze Satzlehre und die Wörterverzeichnisse.

Der in dem Buche gebotene Lehr- und Übungsstoff ist so reich bemessen, dafs er auch für Anstalten mit Wechselcoeten ausreicht. Ebenso anregend wie geschickt ausgewählt sind die Lesestücke, die fast durchweg Autoren des 19. Jahrhunderts entlehnt sind. Besonders dürften die Abschnitte über das Zeitalter der Königin Victoria geeignet sein, die Schüler zu fesseln und zu belehren. Die Stoffe zu freieren Übungen, die Conversational Phrases und die Auswahl von Gedichten sind gleichfalls mit sachkundigem Verständnis zusammengestellt.

Der grammatische Teil des Buches besteht aus einer übersichtlichen, klar gefafsten Darstellung der englischen Syntax, während für Wiederholungszwecke eine kurze systematische Formenlehre in einem besonders gehefteten Anhange beigegeben ist.

Der Plan von London am Schlusse des Werkes bildet eine treffliche Ergänzung der Lesestücke über London. Die Ausstattung des Buches

ist, was Klarheit und Sorgfalt der Drucklegung, Papier und Einband betrifft, mustergültig. So kann die vorliegende Oberstufe allen Anstalten, welche dem Englischen wenigstens drei Jahre widmen, durchaus empfohlen werden.

Berlin. Albert Herrmann.

Dr. Eugen Herzog, Untersuchungen zu Macé de la Charité's altfranzösischer Übersetzung des Alten Testamentes. Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse. Band CXLII, VI. Wien 1900. In Kommission bei Carl Gerolds Sohn etc. 82 S.

In der unter vorstehendem Titel gedruckten Schrift veröffentlicht Herzog im Anschlufs an seine früheren dem Gegenstande gewidmeten Forschungen[1] eine neue Reihe von Beiträgen zur Kenntnis der Quellen, der Handschriften und der Sprache der glossierten Bibelübersetzung des im Beginn des 14. Jahrhunderts litterarisch thätig gewesenen, aus dem Süd-Südosten des oïl-Gebietes stammenden Geistlichen von Cenquoinz (Saucoins im Arrondissement de Saint Amand, Cher), Macé de la Charité, über dessen Lebensumstände und dichterische Arbeit zuerst G. Paris, Hist. littér. XXVIII ausführlicher gehandelt hatte. Die mit der Quellenfrage sich befassenden Abschnitte und Anmerkungen lassen deutlich die gewaltigen Schwierigkeiten erkennen, die sich hier der Forschung entgegenstellen; um so dankbarer darf man es begrüfsen, dafs es Herzogs unermüdlicher Arbeit gelungen ist, wenigstens an einigen Stellen das über dem Ganzen schwebende Dunkel zu lichten. Von Einzelheiten, deren Wesen mir von Herzog nicht erkannt zu sein scheint, berühre ich zunächst die Einführung der Worte *Larges soies et non eschars* (siehe Untersuchungen S. 46)[2] in den 1. Mose 27, 28—29 stehenden Segen Isaaks, ein treffliches

[1] Im Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften vom 1. Dezember 1897, Nr. XXV. 10 S.

[2] Dafs hier, mit Unterdrückung der sonstigen Vorzüge, die für gewöhnlich dem Ritter empfohlen oder an ihm gerühmt werden, allein von der *largesse* die Rede ist, kann nicht wunder nehmen, da gerade sie oft genug als die höchste aller Tugenden, die alle anderen in sich schliefst, also als ihr Inbegriff gepriesen wird. Aufser Dolop. 33 vergleiche man etwa *Largesce est tiex que de lui meuvent Li bien; biauté, sens ne proesce Ne valent noient, si largesce I faut; que largesce enlumine Proesce; largesce est medcine Por quoi proesce monte en haut. Nuls ne puet, si largesce i faut, Conquerre pris par son escu* u. s. w. Meraugis S. 171; *Qar doner est la rien qi plus monte a haut pris,* Ch. Sax. I 86. Wer die *largesse* recht zu üben versteht, verdient die Würde eines Königs, Aliscans 240, denn *Ja princes convoiteus bien ne gouvernera,* G. Muis. I 293. Um die kurz vorher ausführlich aufgezählten Vorzüge ihres Gatten, des Königs Rodarchus, auch der Nachwelt verständlich zu machen, widmet Ganieda ihm folgendes schlichte Epitaph: *Rodarchus largus, quo largior alter in orbe Non erat, hic modica magnus requiescit in urna,* Gaufridi de Monumeta, Vita Merlini 731. König Rodarchus scheint hiernach geradezu den Beinamen *largus* gehabt zu haben,

Beispiel für die Neigung Macés, das ihm historisch Überlieferte mit ihm persönlich naheliegenden, objektiv aber durchaus anders gearteten Ideen, hier mit einer Reminiscenz aus den in den Epen[1] so häufig anzutreffenden sogenannten *chastoiements* (vgl. etwa Doon 74; Aiol 244; Anseis 11356; Durmart 1436; Flamenca 244 u. s. w.), zu vermischen und so das Gegebene bis zur Unkenntlichkeit umzugestalten. Als ein Werk des gleichen Subjektivismus erscheint mir die sicher von Macé selbst konstruierte Inschrift auf dem Grabe Alexanders des Grofsen, deren Vorlage Herzog S. 81 f. ganz folgerichtig in den Alexanderdichtungen[2] suchen zu müssen glaubte; zu einem nennenswerten Ergebnis war auf dieser Fährte freilich nicht zu gelangen. Nachdem ich mich vor kurzem anderen Orts mit der Frage näher beschäftigt habe, kann ich mir hier Weiteres ersparen; für den Augenblick genüge der Hinweis auf Archiv CX Heft 1/2 (Sitzungsberichte).

Was der Verfasser über das Verhältnis der beiden bekannten Handschriften (P und T), von denen P, wie schon G. Paris a. a. O. 218 hervorhebt, dem Dichter räumlich und zeitlich ungemein nahesteht, ursprünglich freilich mit unzulänglicher Begründung geäufsert hatte, wird nunmehr durch vollgültige Beweise aufser Zweifel gestellt; dabei mufs aber auffallen, dafs Herzog auf die früher von ihm zwischen der nicht überlieferten gemeinsamen Vorlage (a) und jeder der beiden Handschriften angenommenen Zwischenglieder nicht wieder zurückgekommen ist, vermutlich weil er den Anzeichen für ihr latentes Vorhandensein heute nicht mehr das gleiche Mafs von Vertrauen entgegenzubringen vermag. Den Versuchen Herzogs, auch da, wo man sich auf Reime nicht berufen kann, den Lautstand von a aus dem kontroversen Verhalten von P und T festzustellen, mufs ich hie und da meine Zustimmung versagen. Das metrische Verfahren von P gestattet zwar, ohne viel Bedenken zu erregen, die Annahme, dafs die Verstummung des anlautenden *h* weiter vorgeschritten war, als noch die heutige Schriftsprache für gut hält;[3] aber wenn T, das

---

ähnlich wie der Graf von Champagne, Heinrich II. (1181—1192), *le Large* (s. P. Meyer, Alex. le Grand II 263; G. Muis. I 309 ff.) und der Heidenkönig Corsuble von seinen Mannen *le preu roi douneor,* Enf. Og. 6296, genannt wurde.

[1] Auch die Beurteilung des Verhaltens kämpfender Krieger seitens unthätiger Zuschauer (siehe Herzog S. 46) ist ein in den Epen nicht selten wiederkehrender Zug; vergleiche meine Beispiele im Toblerband 443.

[2] Die von Herzog, Bericht S. 2, aus anderem Anlafs mitgeteilten Zeilen *Li plus grant poysson pour convent Devorent les petiz sovent* scheinen die Vertrautheit Macés mit dieser Litteraturgattung sicher zu bezeugen; s. dazu P. Meyer, Alex. le Grand II 164.

[3] Hier war auf Tobler, Versbau[3] 53 f., zu verweisen. Die Behandlung, die Macé P insbesondere dem Verbum *haïr* zu teil werden läfst *(Mes tardis est y [= et] a corre het),* ist auch in ihm sprachlich nahestehenden Denkmälern zu bemerken: *Se vous vous entr'amés, seigneur serés du monde; Se vous entreïssez (= entre-haïssez), de tout bien serés monde,* Gir. Rouss. 9 (neben *le hayoient,* 33); *Celes que per nature haïssent,* Ly. Ysop. 2786; *fors pour ce que mes sire m'ahissoit plus que nul qui feust en sa court,* Chev. pap. 56,10, und aus neuerer Zeit überhaupt in volkstümlicher Rede *je l'haïssais,* E. Sue, Martin II 214; *il*

im Gegensatz zu dem schwankenden P anlautendes *h* in Wörtern wie *haut, hardiesse* u. s. w. überall einsetzt, in der Zeile *Que pendu ne soient ou ars* statt der beiden letzten Wörter *aus hars* schreibt, so verstehe ich nicht, wie man daraus schlieſsen kann, daſs a solches *h* „vielfach“ noch nicht aufgewiesen habe (S. 14). Hier handelt es sich doch gewiſs nicht lediglich um die Einführung eines *h* an falscher Stelle, also um umgekehrte Schreibung; — zu seiner Neuerung, die zugleich eine Änderung des Wortsinnes bedeutet, ist T doch offenbar durch die Nähe von *pendu* bewogen worden.

Wenn Herzog sich in seinem Berichte darauf beschränkt hatte, aus den Reimen und dem Metrum die von Macé gesprochene Mundart festzustellen, so wendet er nunmehr auch der Sprache der Handschriften, insbesondere der von P, seine Aufmerksamkeit zu und kommt, ohne dies im einzelnen freilich zu erweisen, zu dem Schlusse, daſs der Schreiber von P eine mehr westliche Mundart gesprochen habe. Im folgenden habe ich mehrere Züge berührt, die, soviel ich bis jetzt sehe, ausschlieſslich dem Osten eigentümlich sind; und ich halte für wahrscheinlich, daſs uns in P ein im ganzen getreues Abbild der zwischen Ost und West vermittelnden Sprache Macés selbst erhalten ist. In den neu hinzukommenden Abschnitten über die Flexionen, die Wortbildung und die Syntax hat Herzog eine groſse Anzahl von Thatsachen zusammengetragen, unter denen neben allgemein Üblichem mancherlei bisher wohl nicht nachgewiesene Besonderheiten begegnen, deren Erklärung, soweit eine solche von Herzog versucht wurde, mir öfter Anlaſs zum Widerspruch gegeben hat. Überhaupt hätte ich gern gesehen, daſs der Verfasser darauf bedacht gewesen wäre, den Zusammenhang der Sprache Macés mit dem Gemeinfranzösischen da, wo ein solcher besteht, zu betonen, das Allgemeingültige von dem Besonderen zu scheiden und den Sprachgebrauch anderer Denkmäler vergleichend heranzuziehen. Nicht überall habe ich der Verlockung widerstehen können, den hier berührten Erscheinungen eine eingehende Behandlung zu teil werden zu lassen; sollte ich hie und da über das zulässig scheinende Maſs hinausgegangen sein, so trägt daran das im Verlaufe der Arbeit sich wie von selbst einstellende Verlangen die Schuld, das Verständnis der einmal in Angriff genommenen Gegenstände nun auch so weit gefördert zu sehen, als mein Können eben reichte. Dabei muſs auch hervorgehoben werden, daſs die von Herzog aufgezählten Materien so vielgestaltig und zahlreich sind, daſs sie, wenn sie nicht mit allzu lakonischer, nicht selten bis zur Unverständlichkeit gesteigerter Kürze vorgetragen worden wären und der Verfasser in jedem Falle es für gut gehalten hätte, neben die nackte Thatsache auch ihre Deutung zu setzen, einen wesentlich breiteren Raum bedeckt haben würden, als dies in Wirk-

---

n'y a rien que j'haï tant qu'un chat, M[me] Emile de Girardin, Contes d'une vieille fille 12, und in dem neunormannischen Sprichwort *I n'haït pas les jolies filles*, Mém. Soc. ling. V 409; vielleicht auch in *Oh, j't'haïs-t-i*, Jaubert, Gloss. C. Fr. I 520, ein Verfahren, das übrigens schon von Vaugelas I 75 gerügt wurde.

lichkeit der Fall ist. Dafs der Verfasser bei der Darstellung der Syntax wiederholt Gelegenheit genommen hat, die beiden ersten Bände von Toblers Beiträgen zu Rate zu ziehen, ist gewifs sehr erfreulich — es mufs aber befremden, dafs nicht überall, wo der Anlafs dazu gegeben war, auf Toblers Deutungen Bedacht genommen worden ist. Durch solches Verfahren wird geradezu der Anschein erweckt, als werde hier zum erstenmal auf gewisse Thatsachen aufmerksam gemacht, die doch anderen längst geläufig sind. So mufste, um von einigen später zu erwähnenden Einzelheiten für jetzt zu schweigen, bei *à set doubles* (S. 27) auf Beiträge I[2] 176, bei *tote meniere de gent aporterent* (S. 28) auf eb. I[2] 230 verwiesen werden. Von der Verschränkung von Redegliedern (S. 29, 34) handelt Tobler II 30; nicht minder ausführlich brachte er I[2] 106 ff., III 12 ff. die von Herzog S. 32 erwähnten Unebenheiten zur Sprache, die sich ergeben, wenn zwei syntaktisch ungleichartige Satzteile so behandelt werden, als bestünde diese Ungleichartigkeit in Wirklichkeit nicht.[1] Zu dem best. Artikel vor Kardinalzahlen (S. 28) war Toblers Bemerkung im Solothurner Programm 12 zu vergleichen.[2] In dem Abschnitt über das Metrum (S. 36) wird die Elision des *e* von *ce* nach Präpositionen als auffällig bezeichnet; doch ist dieser Vorgang in der alten Zeit ganz gewöhnlich; vgl. Tobler, Versbau[3] 57, 140 f., und zu dem Wert des *e* in *je* (Herzog 37) jetzt meine Ausführungen im Arch. f. n. Spr. CV 449 f.

Auch innerhalb der etwa tausend Zeilen, die der Verfasser aus der mehr als 42000 Achtsilber zählenden Dichtung mitgeteilt hat, und die eine sehr dankenswerte Zugabe zu seinen Untersuchungen bilden, trifft man syntaktische Fügungen an, die es wohl verdient hätten, in den angehängten Anmerkungen eine Stelle zu finden; so die auffallende Gestalt

---

[1] Ohne weitere Gliederung füge ich etwa folgende Fälle hinzu: *et pour ce ne puet femme trop honnorer ne obeir à son seigneur,* La Tour de Landry 133; *et ainsi doit toute bonne femme fere, craindre et obeir à son seigneur,* eb. 43; *ayant embrassé et donné la benediction à son fils* wird von Vaugelas I 159 nicht absolut verworfen, von Chapelain für elegant gehalten, von Th. Corneille und der Académie dagegen streng verurteilt; weniger duldsam zeigt sich Vaugelas I 161, diesmal in voller Übereinstimmung mit Th. Corneille und der Académie, einer Fügung gegenüber wie: *afin de le conjurer par la memoire et par l'amitié qu'il avoit portée à son père.* Vorsichtiger, wenn auch noch immer uneben genug, ist folgende Fügung gebaut: *nostre Dieu en terre, lequel (après Dieu) nous devons craindre, honorer et luy obeyr avec toute fidelité* (a. 1624), E. Fournier, Var. hist. litt. VII 330. Ferner: *Et saciés pour voir ke je suis inocense* (so) *et giuste de tout çou ke li mauvais chevaliers me metoit sus,* Nouv. franç. 13e s., 146 f.; *dont que ilz venissent ou alassent,* Mon. Guill., Arch. f. n. Spr. XCVII 256, 17. Oder *deffendez vous de vostre cousté et moy du mien,* Arch. cur. Ire série, t. II 108; *et vous alliez en lieu où vous n'aurez de moy, ne moy de vous, une seulle nouvelle jusque d'huy en sept ans,* Heptam. 200; (la femme) … *s'achètera trois mantelets, pendant* (so) *moi un habit,* Claude Tillier, Mon oncle Benjamin 10; *Elle n'est pas faite pour toi, ni toi fait pour elle,* M. Prévost, Demi-Vierges 120; *Ermeline, qui, toute la journée, aux relais, aux repas, n'avait presque rien dit, ou parlé comme une absente, …,* Abel Hermant, Ermeline, Rev. hebdom. No. 1, 84.

[2] Von den S. 33 berührten koordinierten Bedingungssätzen handelt jetzt Tobler in sehr ausführlichen Darlegungen, Sitzungsber. d. K. Pr. Akad. d. W. zu Berlin 1901, 240—50.

des Part. perf. in *Les dons qu'el ot fex aporter,* 14594, 20697; vgl. Tobler, Beiträge I[2] 203 f.,[1] oder die Verbindung *sum habutum,* 14632.[2]

[1] Aufser dem schon bekannten *Si ne fu oncques mais veue faire si grant joye a nully, com ilz firent au Chevalier du Papegau,* Chev. Pap. 77, 11, läfst sich hierherziehen der Fall *Et pour quoy, dist elle, ne l'avez vous voulue prandre,* eb. 22; *Car pour certain l'on ne peult ignorer Combien le Coq l'a voulue honorer,* Montaiglon, Recueil IV 53. Auch da, wo vor reflexiven Zeitwörtern und vor solchen Intransitiven, die *estre* als Hilfszeitwort bei sich haben würden, die zusammengesetzten Zeiten von *pouvoir, vouloir. scavoir* (?), *devoir, cuider, oser* (*Ore ce Scipion ... s'est osé affronter à mes bandes guerrières,* R. Garnier, Cornelie 1365, neben *Quant je m'ay en telx ennemis Osé embatre,* Mir. ND. XXXIV, 1604; *pour ce que les citains ne se avoient vollu mettre en guerre,* Phil. de Vigneulles 40; *une jeune fille qui s'a voulu engager,* Nérée Quépat, Chants. pop. messins 17), mit *estre* gebildet werden (s. Tobler, Beiträge II 37 f., und dazu meine Bemerkung Arch. f. n. Spr. XCV 316), gleitet die Sprache bei der Gestaltung des part. perf. gelegentlich aus und flektiert es so, als bezöge es sich wirklich auf das Subjekt des Satzes, so dafs man neben überwiegenden Fällen wie *Bernard, je suis voulu venir* (je = Nostre Dame), Myst. S. Bern. Menth. 3092; *Et pource, ceulx à qui les choses dessus dites aviennent, ont trouvé past en la nasse de marriage, où il estoient cuidé entrer* (a. 1450), XV Joyes de Mar. 139; *les sorceries qui s'en fussent peu ensuivre,* Journ. Bourg. Par. 354; *la bonne renommée des femmes et bourgeoises de cette ville, lesquelles, estant adverties, se sont voulu formaliser,* Caq. Acc. 284; *ils ne se sont osé asseurer* (a. 1587), E. Fournier, Var. hist. litt. IX 122; *jusques au Nouveau-Monde au partage duquel ils ne se sont jamais pu accorder* (a. 1633), eb. IX 48, auch Fügungen findet wie *du puis ou elle estoit deue cheoir,* La Tour de Landry 75 (schon bei Tobler, Beiträge II 37 Anm.); *La dame s'estoit ja vollue engenillier,* Froiss. II 28; *a painnes s'en estoit-il peus partir,* eb. VII 62 (beide Stellen bei Ebering, Zs. f. rom. Phil. V 338); ferner *Vous estes volue apparoir,* Mir. ND. I 460 (schon Arch. XCV 316 von mir gebracht); *Il ne se sont voluz retraire,* Mir. ND. XXXIII 981. Seltsam ist die Verwirrung in *Tu t'es volu povre estre fait,* Mir. ND. XL 2083, wo *te* nicht Reflexivpronomen, sondern Subjekt des nach *vouloir* auch sonst begegnenden Acc. c. Inf. ist. Hervorgehoben sei übrigens, dafs die Erscheinung bei guten Stilisten noch im 18. und selbst im 19. Jahrhundert anzutreffen ist; so *de quelque façon que je m'y sois pu prendre,* Rousseau, Confessions, partie II, liv. IX, éd. Paris, Dupont, 1824, t. XV 227, oder *Si le comte de Vandenesse s'était pu voir, à trois ans de distance, beau-père d'un sieur Ferdinand ...,* Balzac, Une Fille d'Eve 3, neben *il aurait pu se frapper,* 60. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wahrnehmung, dafs das mit einem Infinitiv verbundene Part. perf. *venu* unflektiert bleiben kann, z. B. *j'avois entendu les discours des femmes qui l'estoyent venu voir,* Caq. Acc. 46; *une femme aux yeux rouges l'était venu attendre,* Catulle Mendès, Maison de la Vieille, 82, ein Verfahren, das doch wohl nur deshalb möglich wurde, weil innerhalb solcher Kombinationen die selbständige Bedeutung von *venu* stark zurücktritt, so dafs es sogar zu einem Wechsel des Hilfszeitwortes kommen konnte, wie in *Ainsi que ces mots racomptoit, Je commençay à m'eslongner; Car s'on m'eust venu empoigner, Je croy qu'on m'eust gallé la teste,* Montaiglon, Recueil II 276, denn an die volkstümliche Verbindung von *venir* mit *avoir* dürfte hier kaum zu denken sein; auf *mult l'ai alet querant,* Karls Reise 279, verwies schon Meyer-Lübke III 320.

[2] Ihres Auftretens im Altfranzösischen und anderen romanischen Sprachen gedenkt Diez II[3] 149 Anm. ** unter Beruf auf Mussafia und Bartsch. Zur Lokalisierung der Erscheinung s. Meyer-Lübke II 385 f.; Litteratur zu alten und neuen Dialekten bringt jetzt Gertrud Dobschall in ihrer lobenswerten Dissertation, Wortfügung im Patois von Bournois, Darmstadt 1901, S. 48 ff. Hier einige altfranzösische, dem Osten entstammende Beispiele: *En maintes terres sont eu,* B. N. Ms. fr. 15101, fol. 61 b; *Lai seroie [je] coneüz Por ce que partoz soi eüz,* Joufrois 2755, wo die Herausgeber mit Unrecht in *soi estuz* ändern wollen.

Auf die in dem 'Bericht' erörterten Einzelheiten gehe ich hier nicht näher ein; ich wende mich nur gegen die daselbst vorgetragene Anschauung, dafs bei der Bildung von *criembre* aufser *tremere* auch *timere* beteiligt gewesen sei, das freilich in *ne tamex,* Foerster, Erec 5045, oder *ne tameir,* G. Paris, Rom. XX 151, sowie in *taint* < *timet,* s. Zs. f. franz. Sprache XV² 21, erhalten gewesen zu sein scheint. Angesichts der in P geläufigen Schreibungen *fois, oir, loine* (Herzog, Untersuchungen 15) für *fais, air, laine* halte ich *croiment* (: *aimment* P) für nichts anderes als eine graphische Variante von *craiment,* einem Gebilde, das auch sonst begegnet, z. B. *craiment* : *aiment,* GGuiart VII 1222; 3. p. *craint,* VII 4313; *je craim,* Rose, ed. 1735, 4062; Chr. de Pisan, Œuvres poét. 66, 5 (neben *cremir,* 72, 13); *crain,* Lég. d'Œdipe, RThèbes, Append. VII; Subst. *craime,* Renard 18511. Der Diphthong *ai* hat hier natürlich den Lautwert *ę* und steht in den stammbetonten Formen für einfaches aus *ie* reduziertes *e,* so dafs sich also zunächst für P die Reihe *criement, crement, craiment, croiment* ergiebt. Aus dieser Thatsache würde ich schliefsen, dafs zum mindesten für P die Aussprache von *oi* die Stufe *oẹ́,* die Herzog Bericht 6 für unseren Dichter annimmt, bereits überwunden hatte und zu *ẹ* und *ę* fortgeschritten war. Die frühen Zeugnisse für diesen Vorgang, die ich im Rom. Jahresb. II 159; IV, I 219 mitteilte, vermehre ich hier um *faceent* für *façoient* : *conqueroient* in dem burgundischen Ms. Additional 15606, Arch. f. n. Spr. LXVII 264, 22; *iret,* Mir. ND. Chart. 5; *requeret* : *Longaret,* God. Paris 3613; *humiliet,* La Tour de Landry 165; *sçavet,* XV Joyes de Mariage 153; *scaver,* 133 (a. 1450); *cray* < *credo* : *lairay,* God. Paris 2448; *vait* < *videt,* 7035; *naire* < *nigra* : *luminaire,* Rose (Méon) 17194; *praie* < *prēda* : *esmaie,* GGuiart VIII 8746; *praies,* Gr. Chron. I 236; *velle* < *vēla* : *Marselle,* God. Paris 7791; *Laire* < *Lĭgerim* : *faire,* 4477; *det* < *digitum* : *varlet,* Montaiglon, Recueil VII 309 (16. Jahrh.); *laix* < *legem,* V 6; *reçait* < *recipit,* Bussy-Rabutin, Hist. amour. des Gaules 78, 112, während die Reime *craing* : *besoing,* Mist. V. Test. 17196; *congnoisse* : *rudesse,* 23912; *soif* : *sçay,* Anc. Th. I 254 ebensowohl die Aussprache *oę* bezeugen. — Das *oi* in *croiment* P aus *ai* < *ę* < *ie* hat also den Lautwert *ę*; wie Macé selbst diesen Diphthongen ausgesprochen habe, ist zunächst nicht mit Sicherheit zu ermitteln; aber mit Rücksicht auf das von P und T überlieferte *asprement* < *prĕmunt* (s. Herzog, Bericht 2, und G. Paris, Rom. 1898, 172) für *priement,* Chron. D. Norm. 3750, Rois 178, neige ich zu der Annahme, dafs auch er bereits zu *crement,* vielleicht schon mit der Schreibung *craiment* oder *croiment,* übergegangen war. Dann ist aber auch das in P stehende *craint* (Auszüge v. 6545) trotz des Reimwortes *vient* an Stelle des von Herzog bevorzugten *crient* T in den Text einzuführen; denn solche Reime anzutasten, wie Herzog, Untersuchungen 14, gewillt ist, liegt kein Anlafs vor; man vergleiche *fains* < *fingo* : *kiens,* Mont. Fabl. II 121; *tient* : *maint* < *minet,* Renart 21041; *remaigne* : *viegne,* Claris 16436; *viegne* : *craigne,* Anc. Th. III 156. Als Zeugen für die Vereinfachung von *ie* > *e* können diese Bindungen freilich ebensowenig wie *criement* : *aiment,* Macé T, herangezogen werden, da gerade wie in

sçait : *soyt*, Mist. V. Test. 7851; *perseverent* : *espoirent*, Jub. Myst. I 196; *sçairent* : *lievent*, Jean Lemaire bei Ph. Aug. Becker 188; *muire* : *ire*, Mir. ND. Chart. 192, 14 u. dgl. der Reim zwischen Monophthong und dem zweiten Element des Diphthongen dem Ohre genügt; s. dazu Mussafia, Zs. f. rom. Phil. III 249.

Ebensowenig wie *croiment* beweist aber auch der Infinitiv *cremoir* für die Mitwirkung von *timere* bei der Schöpfung des französischen Zeitwortes; s. dazu meine Andeutungen Studien 13 Anm. und Arch. f. n. Spr. XCII 451; für mich ist sein Aufkommen lediglich das Ergebnis einer lokalen morphologischen Bewegung und steht weder zu *timere* noch zu dem jetzt von A. Bos, Les doubles infinitifs en roman: *ardoir, ardre*; *manoir, maindre* etc. etc. Paris, Welter, 1901, S. 48, konstruierten lateinischen Infinitiv *tremēre* in irgend einer Beziehung.[1]

Der Verfasser ist leicht geneigt, Sprachformen, die ihm mit den sonst von ihm gemachten Erfahrungen unvereinbar erscheinen, als Erinnerungsbilder lateinischer Verhältnisse aufzufassen. Aber schon mit Hinblick auf die Volkstümlichkeit des Wortes wird es mir schwer, *ale* P[2] für *ele* < *ala* mit Herzog 15 als Latinismus gelten zu lassen, besonders wenn ich daran denke, dafs im Osten auch sonst *a* vor *l* bleibt, s. Apfelstedt, Lothr. Ps. S. II, *hospital* : *tal*, Myst. SBern. Menthon 1893, und *ala* ebd. in der Gestalt *aule* auftritt, z. B. Psaut. Metz 50, 185. Übrigens kennt auch die nach P. Meyer, Rom. I 423 von einem Champagner oder Lothringer geschriebene, ebenda veröffentlichte Handschrift des Bestiaire de Gervaise die Form *ale*, 437, 831; 440, 1115. — Auch das *a* in *agle* < *aquila* ist keineswegs lateinische Reminiscenz; da in P mouilliertes *l* gelegentlich durch *gl* dargestellt wird, so ist *agle* vielmehr als *aille*, die durchaus laut-

---

[1] Die durch die Präsensformen *craim*, *crains*, *craint* in Verbindung mit part. *craint* für *crient*, Subst. *crainte* für *criente*, *crainsisse* Rose (Méon) 2795, *crainsist*, 1213 (neben *cremoie*, 1687, 3420), neben denen sich auch das fut. *craimbras* findet, GGuiart bei God. VIII[2] 249, auf rein mechanischem Wege geschaffene Annäherung an *plaindre* etc. giebt weiterhin Veranlassung, dafs auch der Infinitiv sowie die mit vokalisch anlautender Endung versehenen Formen der Präsensgruppe in der gleichen Richtung umgebildet werden, s. *craindre* : *actaindre*, Mist. V. Test. 14599; : *ceindre*, Mir. ND. XX 53; *craignent*, Chr. Pisan, Long Estude 335, und die Entwickelung des Zeitwortes auch sonst hinfort in den Bahnen verläuft, die ihm von seinen neuen Vorbildern vorgezeichnet werden. Dahin gehört die Neuschöpfung des perf. *craignis*, sowie der für *craindre* von mir Zs. f. rom. Phil. VII 60 nur kurz gestreifte Übertritt des sekundären *d* in die Formen mit vokalisch anlautender Endung; vgl. *craindoit*, Erec (Prosa) 293, 7; *craindoient*, 271, 10; *craindent*, Cliges (Prosa) 293, 20; *craindant*, 316, 41; *craindoient*, Phil. de Vigneulles Gedenkbuch 6, *craindit*, 40; *craindez*, Montaiglon, Recueil X 313 (a. 1526); V 77. Ich bemerke noch, dafs das hier von *craindre* Gesagte auch von *priembre*, *giembre* (*jaindre* : *attaindre*, Anc. Th. III 348; nfrz. *geindre*; *gient* < *gemit* : *tient*, Renart 19166; : *vient*, Mont. Fabl. IV 167; *gemmanz*, Job 465, 476; *geindeux* für *geigneux*, Scheler E. W. s. v. *geindre*), vielleicht auch von *raiembre* (*raaindre*, part. *raaint*, *raint* bei God s. v.), weniger wahrscheinlich aber von dem aus *freinst* (Var. *fremit*), Bozon 156 (s. auch meine Studien 51), zu erschliefsenden *friembre*, *freindre* zu gelten hat.

[2] Auch in T begegnet es einmal 6441, wo P *eles* hat; ich würde die Form mit *a* getrost in den kritischen Text einführen.

gerechte Entwickelung aus *aquila,* zu verstehen, die so oder als *aisle* mehrfach, z. B. SBern. T 243, 9; 207, 74 und wiederum in dem Bestiaire de Gervaise, Rom. I 437, 831, 862 begegnet; ich würde demgemäfs *agle* oder *aille* in den Text setzen. — Wer ferner Toblers Erörterungen über den Accusativ mit dem Infinitiv kennt (s. Beiträge I² 88), wird Bedenken tragen, das Auftreten dieser Konstruktion auf französischem Sprachgebiete mit Herzog 31 rückhaltlos lateinischem Einflusse zuzuschreiben; ich möchte dabei hervorheben, dafs selbst Übersetzungen lateinischer Vorlagen sich gelegentlich dieser Ausdrucksweise bedienen, ohne dafs der Wortlaut des Originals, wenigstens nicht unmittelbar, vorbildlich wirken konnte; man vergleiche *Quar il lo comenzat a dire estre faindeor, et par un uilain mot a crier lui estre deceueor, ki demostreuet deuant les oez des hommes soi oreir par trois jors et par trois nuiz* mit *Nam hunc simulatorem dicere, et uerbo rustico coepit impostorem clamare, qui se tribus diebus et noctibus orare ante oculos hominum demonstraret,* Dial. Greg. 132, 23. Nebenher will ich bemerken, dafs innerhalb dieser Konstruktion auch der Infinitiv mit *de* möglich ist; so z. B. beim Nominativ mit dem Infinitiv, wenn im regierenden Satze *parler* an die Stelle von *dire* tritt, so dafs man neben *Le temps est dict estre père de la vérité,* Anc. Th. VI 224, sagen konnte *Car vous savez bien que j'estoye parlee de marier*[1] *a tel ou a tel,* XV Joyes de mariage 14 (a. 1450).

Sonst habe ich folgendes zu bemerken:

S. 16. Aus der Reihe der Fälle, in denen vortoniges *o* vor Nasalen durch *e* vertreten wird, mufs *ordena* ausgeschieden werden, weil das *e* hier ursprünglich ist. Auch in seinen stammbetonten Formen lautet das Zeitwort in der alten Sprache kaum anders[2] als *ordene* : *Ardene,* Part. 503; Ille 2531; Rose 18419; Mir. ND. VIII 1266; XXVII 143; *ordènes,* Lothr. Ps. 63; *ordeine* : *leine,* Jub. Myst. I 162; *ordaine,* Mir. ND. XL 2069; *ordaines* : *demaines,* XXXIV 2339; XL 2077. Die ersten Spuren des modernen *o* finden sich seit dem 13. Jahrhundert; nähere Mitteilungen zu dieser Neuerung, die, wie mir scheint, nach dem Vorbilde von *donne denons* zuerst in den stammbetonten Formen um sich griff, behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor (vgl. zunächst Arch. CX Heft 1/2 [Sitzungsberichte]).

S. 17. Die Beurteilung des eigentlichen Wesens von Erscheinungen wie *Judé* für *Judée, la veray croix, scroy* für *seroye, envoy* für *envoye* wäre erleichtert, wenn die Zeilen in ihrem vollen Umfange mitgeteilt worden wären. Handelt es sich etwa um das frühe Auftreten von Fällen wie *Qui menés la vie que savés,* Montaiglon, Recueil VII 150, oder *La derniere nuictée d'apvril Qu'en vng beau lict couchee estoie,* Gasté, Chans. norm. 132,

[1] Zu dem absoluten Gebrauch von *marier* vergleiche ich *tu te passerais d'épouser avec moi plus facilement que de souper,* Émile Pouvillon, Les Antibel, Rev. hebdom. No. 20, 214; Imperativ *épouse avec Mette,* eb. No. 21, 380.

[2] *Ordanne* : *Diane* bei Benoist steht allein; dafs das *a* aus tonlosen Silben verschleppt sein soll, wie Meyer-Lübke I 134 will, verstehe ich nicht; ein **ordanons* habe ich nirgends angetroffen.

von denen ich unter Hinweis auf Tobler, Versbau[3] 46 im Rom. Jahresb. II 151 und Anm. 65 eingehender gesprochen habe?[1]

Die Schreibung von *chiep, rechiep* < *caput* erinnert mich an *sap* < *sapio,* SBern. T 116, 34; 158, 18; 340, 14 u. ö., das in den burgundischen Nouv. franç. du 13[e] siècle 47, 71 wiederkehrt und, weil conj. *sace* auch *estace* von *esteir* zur Seite hat, neben sich *estapet,* SBern. T 204, 57; *estappet,* 149, 17 (*stet*); *stapiez* (*stetis*), 336, 51 hervorruft (s. dazu kalabres. *stapimu, stapiti,* Meyer-Lübke II 260).

Die eigenartige Neigung, die Gruppen *ntr, mpr, mpl, ncl, ltr* (?), *rtr* durch *ndr, mbr, mbl, ngl, ldr* (?), *rdr* zu ersetzen, wie sie in Macés *rombre* sichtbar wird, brachte ich bereits im Roman. Jahresb. IV, I 219 Anm. 224 zur Sprache. Den dort gegebenen Beispielen füge ich hier hinzu *desrombre,* Dolop. 348; *essamblir,* God. III 567; *englumes,* Mont. Fabl. II 127; *englin,* Lég. Gir. Rouss., Rom. VII 223; *englinte,* S. Bern. T 78 Anm. Könnten nicht *pertris* < *perdicem,* Mont. Fabl. I 188, sowie *vintrent* < *venerunt,* Auberon 990, Bedenken erregen,[2] so läge es nahe, *tordre* als eine rein mechanische Weiterentwickelung aus *tortre* aufzufassen, die unter dem Einflufs von *mordre* und *sordre* festen Fufs gefafst hätte, ohne ursprüngliches *tortre* gänzlich zu verdrängen. Dafs sich *tortre* wirklich findet, bezweifeln Meyer-Lübke II 196 und Körting Formenbau I 210 Anm.; doch finde ich den Infinitiv bei Egidio Colonna, Gouv. des Rois 74, 40, sowie bei Montaiglon, Recueil IV 274 (16. Jahrh.); *tortroit,* Anc. Th. I 161, *tortera,* III 365; *tortre,* Rab. Pant. III, XLV; *estorty* bei God. III 624 (a. 1397); *tortoient,* Prosa-Perceval 116; *detortent,* Nerbonois 4282; *destordent* : *emportent,* Flor. Blanch. 2314.[3]

S. 18. Dafs in *enrechir* (vgl. *enrechit,* SBern. T 91, 26; *enrechist,* Ezechiel 103, 17, neben *contrederit,* 64, 6; *enrcki,* Ad. Halle ed. Berger 34, VI 9; *enrechir,* Biausdous 2879, 2884, 3679) der Tonvokal auf das stammhafte *i* dissimilatorisch einwirken konnte, läfst erkennen, dafs das Gefühl für den Zusammenhang des Zeitwortes mit dem Adjektiv *riche,* dem es doch seine Entstehung verdankt, nicht sonderlich stark sein kann, und dieser Sachverhalt befremdet um so mehr, als umgekehrt oft genug der differenzierenden Wirkung der Lautgesetze innerhalb der verbalen Formenbildung durch nachträgliche Einführung der in stammverwandten primitiven oder sekundären Nominibus waltenden Verhältnisse entgegengearbeitet worden zu sein scheint. Neben bekannte Fälle wie *demeurer*; *fleurir* (*fleurissant* auch bildlich im Mist. V. Test. 12952, 25766, 26223), *fleuronner* (*flouronne,* Jean Lemaire bei Becker 191); *pleurer; pleuroir* (Subst. *pleuve,*

---

[1] Reime wie *ale* : *oubliee, este* : *donnee,* sowie ein Beispiel für die einsilbige Messung der Endung *ee* im Versinnern bringt jetzt Tobler aus Sone de Nausay, Arch. CVII 120.

[2] Man beachte auch *tympre,* Chev. Lyon 2353, neben gewöhnlichem *timbre.*

[3] Ich merke an, dafs neben *cosdre* < *consuere,* dessen *d* nach stimmhaftem *s* ebenso natürlich ist wie der Wandel von *t* > *d* in *cocorde, courde* < *cucurbita,* God. III 323, oder in *revisder* < *visitare,* HBord. 7330, Perc. 1851 (umgekehrt wandelt sich *d* > *t* nach stimmlosem *s* in *promoistre* < *proboscidem,* God. VI, 432), auch *costre* erscheint; vgl. *costroit,* Mir. ND. Chart. 96; Alcripe, Nouv. Fabr. 145.

Chans d'Ant. II 38; Rem. Am. 485 und meine Studien 66 Anm.; zu *pluyra* Rab. Pant. liv. III c. 3 aus *pluie* gehört auch das Adj. *pluieux*, Men. Par. II 43, 50); *peiner*; *peupler* (*puepla* schon Yde et Olive 6409, *repueplee*, Cleom. 15574, *pueplez*, Cor. Viv. 1900, *pueplee*, Cygne 5506); *étoiler* (*estelez*, Renart 16620, *estelee*, Mont. Fabl. II 94); *voiler* (*veler*, Foulques 791, *velee*, Ph. Mousk. 9337); *toiser* (*entesoye*, Rose 14458; *entoisa*, Jean d'Arras, Melusine 325); *preuver* (s. E. Deschamps ed. Tarbé I 59, 85; H. Stephanus, Hypomneses 35; *preuvé*, Caq. Accouch. 196; Zs. f. frz. Spr. II 67); *envoyer*; alfrz. *achiever* (s. Suchier, Zs. f. rom. Phil. VI 479); *rajeunir*, Fauvel, Jahrbuch VIII 443; *floiblir*; *chierir*, E. Deschamps I 86, 186; *amoindrir* (*amaindrira*, Mist. V. Test. 27005); *aveugler*; *empirer* für *empeirier*, *empoirier*, Tydorel, Rom. VIII 69, 216; *envieillir* (*veillesce*, Guill. le Clerc, Arch. LXII 389, 701; 396, 1412) u. dgl. stelle ich weniger geläufige Gestaltungen wie *proier* (*prēda*), Journ. Bourg. Par. 251, neben *preerent*, Ph. Mousk. 4447, 6228; *jeuer*, Ad. Halle ed. de Coussemaker 353, 358, *jeuons*. Cygne 11595, *jeuant*, Ren. Mont. 28, 26, Cygne 4352; *œurrerez*, Mist. V. Test. 19273, *œuvrez*, Rose ed. 1735, 12106 (vgl. mod. *desœuvré*); *heneura*, Mir. ND. Chart. Append. 247 VI; *fieurier* (*febris*), Dial. Greg. 18, 9; *achienir* (*canis*) neben *achenir*, God. I 54; *chiennaille*, Gringoire II 280; *declairer*, Anc. Th. III 467, *declairez*, Amadis liv. V 16[v], *clairté*, Rons. Franc. III 72; *aboennir*, Graal 2378; *acertainee*, Marques 113, sonst *acertenee*, Cliges (Prosa) 322; Subst. *soirée* (für *seree*, Chr. Pizan, Long Estude 285); *curieuseté*, C. d'Artois 5; *gracieuseté*, 138; *généreuxté*, Vadé ed. Lecocq 209; vgl. auch *moelin* für *moulin*, Monm. Michel, Th. fr. m. â 173, wegen *muelent* < *molunt*, Barb. Méon I 244, 63; *meullent* : *veullent*, Romvart 126, 10, Formen, die noch bei Robertus Stephanus, Gram. gall. 62, gelehrt werden. — Übrigens steht der Fall *enrechir* nicht vereinzelt da. Aus *soleil*[1] hervorgegangenes *soleiller*, *assoleiller* hat in der alten Sprache neben sich *soreiller*, *assoreiller* (s. God. I 447; VII 454), und noch heute begegnet in der Bretagne *des fées qui soureillaient* (sonnten) *de beaux linceux* bei Sébillot, Trad. et Superst. de la Haute-Bretagne I 113; *genou* duldet neben sich schon altfrz. *ageloigner*, s. God. VIII[2] 15; neuburgundisch *aigelognay*, Dr. H. B(erthaut), Contes S. 92. Auch *sommelier*, *papellier*, Ph. de Vign. Gedenkbuch 338 (neben *papellerie*) haben sich besonders in der Form *sommetier*, *papetier*, *papeterie*, von denen Tobler, Rom. II 244 gehandelt hat, und denen ich der heutigen Sprache abhanden gekommenes *esprevereteur*, *esprereterie*, Men. Par. II 279 ff., zugeselle, von ihren Ausgangspunkten (*sommier*, *papier*, *esprevier*) weit entfernt; so erscheint auch in *esquarteler*, *ensorceler*, für deren ursprüngliche Gestaltung ich in der Zs. f. frz. Spr. XIII[2] 218 mehrfache Beispiele brachte (s. auch part. *ensorcerés*, G. Pal. 7735), ebenso in *enchanteler*, God. III 92, *encharneler*, God. III 95, oder in provenz. *carceler* (Kerkermeister), Fierabras 1990 (neben *carcerier*, 2045,

[1] Für *soleil* war freilich schon *soreil* möglich, das, soviel ich weifs, in der alten Sprache nicht begegnet, wohl aber dem Neuburgundischen in der Form *sereu* eigen ist; s. Dr. H. B(erthaut), Contes 113; auch andere moderne Mundarten kennen *sraj*, *sorolh*, s. Grammont, Dissimilation 92.

2047), die Beziehung zu *quartier, soreier, chantier, charnier, career,* Fierabras 1994, 2044, einigermafsen gelockert. Ich erinnere ferner daran, dafs die stammbetonten Formen von *parler* und *araisnier* (*resnier,* Ph. Mousk. 8342), die altfrz. *parole* und *areisune,* Marie de France, Milun 431, lauten, unbekümmert um danebenstehende Substantiva zu *parle,* Mont. Fabl. I 12, Doon 75; *parlent,* Aye 17; Charr. Nymes 1060; Torn. Antechr. 99; Rutebeuf II 61; Psautier de Metz, Prol. 9; Serm. poit. 102, 205; Ly. Ysop. 1076, 1728, 1848 (dazu Foerster 146) u. s. w.; *araisne,* JBlaives 309, 2322; *aresne,* 2083; *araisnent,* 861; *aresne,* Prise d'Orenge 1047, fortgeschritten sind, so dafs sogar neues *raisne, raine, rene,* God. VI 566 neben *raison* lebensfähig wurde. Freilich suchten die beiden Zeitwörter andererseits wieder einen engeren Anschlufs, als ohnehin schon bestand, an die ihnen verwandten Nomina, indem sie an die Stelle von *araisnier* und *parler* etc. neues *aresoner,* GBourg. 1419, *areisuner,* Marie de France, Eliduc 503, *areisune,* SThomas 59[a] 28 (neben *araisnié,* 67[a] 19), *araisonnez,* Gr. Chron. I 37 (neben *aresna,* 148), und gelegentlich *paroloit,* La Tour de Landry 26, *parola* (Anfang des 15. Jahrh.), Rom. XIII 113 f., treten liefsen.

Wie in *tourjours,* das zu Henri Estiennes Zeiten in der Form *tourjou* (neben *toujou,* vgl. dazu *bon joux,* Vadé, Œuvres ed. 1775, II 5) volkstümlich war (s. Livet 386) und so noch in modernen Mundarten, z. B. in Dinard, Revue hebdom. No. 56, 463, 469, erklingt, wird *r* vor Konsonanten auch sonst eingeschoben, ohne dafs in jedem Falle die Annahme von Assimilation zulässig wäre. Zu den von mir Zs. f. rom. Phil. XXI 552 Anm. beigebrachten Belegen geselle ich *escharfault,* Mist. V. Test. C III 331 (*escherfault* A); *merningite,* Georges Courteline, Le 51[e] Chasseurs 74; *garzouillage, feurliage,* Vadé, Jérome II 4; *équirlibre,* II 5; *immorler,* Nisard, Etude 425; *unanirmité,* Théatre de Guignol 251; *je vergète* (végète), 321; *margnetiseur,* 323; an Stelle von ursprünglichem *s* steht es in *arnesse,* God. VIII[2] 204; *fantarque,* im Patois von Puybarraud, Revue des Patois II 196; *minirtre,* II 272; *jurte,* II 271; *verte,* III 201; *mourtache,* III 204; *arpeee* < *espeee,* III 205; vielleicht auch in lothr. *murguet* (*muguet*), J. Aubrion 50. Näher zu *tourjours* stellt sich *mermoire,* Vadé, Pipe cassée III 11; *marmoire,* Nisard, Etude 385.

Dafs in *tombleau* das *l* sekundär hinzugetreten sei, ist mir bedenklich; ich wüfste nicht, dafs unter den gegebenen Verhältnissen je Einschub eines *l* stattfände. Es bleibt mithin nur übrig, das Wort als eine Ableitung von dem in der alten Sprache hie und da, z. B. bei Ad. Halle (de Coussemaker) 416, anzutreffenden Simplex *tomble* aufzufassen, das sich zu *tombe* verhalten kann wie *caple* zu *cape,* Aiol 6699, eine Wortgestalt, der Foerster 482 eine nicht geringe Zahl analoger Fälle zur Seite zu stellen weifs; andere wären *principle,* Prise d'Or. 116; *Urracle* : *miracle,* Parton. 10027, 10375; *demoniacle,* La Tour de Landry 70 (vgl. *je demoniacle* : *oracle,* Ronsard VI 380); *patriarcles,* RClary 55, *patriacle,* Jean de Stavelot 431; *Arable* : *esperitable,* Jub. Myst. II 86; *Arablois,* HCap. 118; *Ardoffles* (Adolf), Chron. norm. XIV s. in Soc. Hist. France 205, 3; *triunfle,* Montaiglon, Recueil IX 309; *épitafle,* J. Aubrion 176; und noch im Neu-

burgundischen *musicle,* H. B(erthaut), Contes etc. en idiome bourguignon, Dijon 1885, 12, 126, und vulgärparisisch *harangle,* Nisard, Etude 338, 341; *sulable,* 341; *a son de tromple,* 341; *Pasqles* (Ostern), 337; *Paple,* 326. Über die Artikulationsstärke des *l* hinter Konsonant unterrichten Reime wie *oncles* : *adonkes,* Ph. Mousk. 15332, 15924; *articles* : *obliques,* God. Paris 3981; *article* : *catholique,* Couldrette, Mellusine 621; *article* : *aplique,* Jean de Meung, Trésor III 334, wie ja neufrz. *tempe, guimpe, ange* altfrz. *temple, tanple,* Erec 938, Elie 2180, Gaufrey 110, Anc. Th. VI 277, *guimple,* Chans. Ant. II 765, : *simple,* Viol. 36, *angele* (*angles* : *estranges,* Couldrette, Mellusine 347, *anges* : *mesanges,* Rose 906), entsprechen; gleicher Art ist *payabe,* Journ. Bourg. Paris (Lalanne) 27; *aimabe,* Coppée, Cure de Misère, Rev. hebdom. No. 30, 378, und altfrz. *yde,* God. IV 539, für *idele, ydles,* Dolop. 421, und aus neueren Mundarten *guiébe* < *diable,* Nisard 331; *ressambe* < *ressamble,* 337. Wie dem auch sei, den Bedenken, die sich im Hinblick auf das Geschlecht von *tomble* sowie auf die Lautlehre gewisser Mundarten gegen die Vermutung erheben, dafs das Wort, das auch in der Gestalt *tombre* vorhanden zu sein scheint (vgl. *tũbres,* Prosa-Cliges 334, 8, und dazu Foerster, Cliges 1 353),[1] in Beziehung zu lat. *tumulus* stehe, liefse sich die Annahme entgegenhalten, dafs es aus einer Kontamination von *tumba* + *tumulus* hervorgegangen sei.[2] Die schon in der alten Sprache begegnende Deminutivform *tombel, tombiaus* ist übrigens ebenso leicht an *tombe* wie an *tomble* zu ketten. Denn der Weiterentwickelung von *tomblel,* das ich nur noch aus Flor. Blanch. 544, 553 und der Légende de Girard de Roussillon, Rom. VII 209, 211, 219, kenne, und aus dessen Nominativ *tombliaus* Macés sekundärer Obliquus *tombleau(l)* abstrahiert ist, öffneten sich zwei Wege. Dem Verlangen nach einer mundgerechteren Gestaltung des Wortes konnte entweder dadurch genügt werden, dafs man das erste *l* durch *r* ersetzte, wie es in *lonbril,* Best. Gerv., Rom. I 430, 306, oder *nombril* für *umblil,* Thomas von Kent bei P. Meyer, Alex. II 208, 328, *lumblil* (Var. *lumbriz*), Cambr. Ps. LXV 9, oder *numblil,* Paulusvision bei Ozanam, Dante et la philos. cath. 346, 347, auch wirklich geschehen ist; oder aber dadurch, dafs das erste *l* gänzlich unterdrückt wurde, so dafs also *tombel* zu *tomblel* sich verhielte wie *fabel,* Mont. Fabl. IV 198, zu *fablel,* I 13; *cercel cerceau* zu *cerclel,* Chev. Og. 1899, oder wie *engeneres* zu *engenreres* < *generatorem,* GMuis. II 102; *cuverunt* zu *currerunt,* SBern.

[1] Von solchem Wandel des *l* in *r,* der übrigens das oben behandelte sekundäre *l* nie betroffen zu haben scheint, sprach ich eingehender im Rom. Jahresb. IV, I 208 und Anm. 126; hier verweise ich auf den Reim *chambre* : *samble,* Fergus 33, 24, *chamble,* Phil. de Vign. Gedenkbuch 140; *Callaible* < *Calabre,* 124; *massacle* : *miracle,* Greban 23366, wozu auch *maceclerie,* Enf. Og. 5685, gehört; ferner *escoufre* für *escoufle,* God. III 410; *flambre* für *flamble,* God. IV 20; *glãdrè* < *glandulus* im Patois von Louvigné-de-Bais (Bretagne), Rev. pat. I 176.

[2] Es scheint mir in dieser Hinsicht bemerkenswert, dafs der altburgundische Übersetzer der lateinischen Vita des Girardus de Rossellon da, wo er in seiner Vorlage *tumba* fand, *tombe* wählte, während *tumulus* durch *tomblel,* nom. *tomblès* wiedergegeben wird; s. Rom. VII 215, 202, 204; 217, 207 gegen 219, 218, 220 (zu dem Dialekt vgl. man auch Foerster, Rom. Forsch. II 206 Anm. 1).

T 159, 27 (dazu A. Schulze 400); *renterons* zu *rentrerons,* Cygne 8938; *conterole* zu *contrerole,* s. meine Anmerkung Zs. f. rom. Phil. XXI 547.

Zu *corpe* < *culpa* s. meine Ausführungen Zs. f. rom. Phil. XXI 551 f.; es ist ein Wort gelehrter Herkunft, in dem sich *l* erhielt (s. *colpe,* SBern. T 322, 16) und, wie auch sonst unter gleichen Verhältnissen, in *r* überging.

Was ich von der Annahme des Überspringens eines *l* oder *r* in eine vorhergehende Silbe halte, habe ich vor kurzem im Arch. f. n. Spr. CV 447 f. dargelegt. Neben Macés *pleupe* < *pŏpulus* erscheint wallonisches *plop* < *pōpulus,*[1] s. Scheler-Grandgagnage II, XXXIII, und neulothr. *prope* bei Adam, Patois lorrains 41; die Zwischenform *pleuplée* steht im Ms. fr. B. N. 792 fol. 4[e]; gleicher Art sind *clapent* für *caplent,* Anseis 464, 15 in dem franko-italienischen Ms. C; *escarblonqes,* Aliscans 8013; *csplingue,*[2] Alcripe, Nouv. Fabr. 156; *blouques,* Fierabras 24, und analogisches *blouqués* für *bouclés,* Nerée Quépat, Chants pop. messins 8; *esclofle* für *escofle,* God. III 410; *tremples* (Schläfe), Par. Duch. 80, für **tlemples*[3] (vgl. dazu das Subst. *etremplee* bei God. III 671); ferner *presti* für *pestri,* Baud. Condé III 356, 44; wallonisch *prusti,* Scheler-Grandgagnage II, XXXIII, *deprestris,* Variante für *depestris,* Rou 4021, lat. *pristinum* bei Georges s. v. *pistrinum*; *aflubee,* Foulque de Candie 127, *afluba,* 132 u. dgl. mehr; andere Fälle bringt Tobler, Sitzungsb. 1896, S. 866; verwandt ist auch lat. *plublicare* nebst der frz. Übersetzung *plublier* in einem lat.-frz. Glossar des 13. Jahrhunderts, Zs. f. rom. Phil. IV 370, wo Stengel Schreibfehler annimmt, doch erscheinen die Reflexe dieser Neuerung in italienischen Mundarten, s. altgenuesisches *plurico,* Meyer-Lübke, Ital. Gramm. 164, auch sonst heute veraltetes *piuvicare.* Das in Macés *proveté* < *povreté* enthaltene Adjektiv *prove* erklingt als *preuve* noch heute im Burgundischen, s. H. B(erthaut), Contes etc. en idiome bourg. 12 (auch *préti* für *pétri,* Glossar).

Die in *dagron* für *dragon* fühlbar werdende Wandlung erinnert mich an *espevrier,* Claris 10416, 19512, für *esprevier,* Viol. 198, aus *espervier.* Man beachte, dafs in beiden Fällen das *r* aus der unbetonten in die betonte Silbe übertritt, und dafs damit ein Zustand geschaffen wurde, der in *feblir,* prov. *ganre,* P. Meyer, Recueil 35, 114, *penrai, postravit* bei Heider, Beiträge zur Typologie 91 (span. *postrado*), durch Schwund des ersten *l*

---

[1] Nach Meyer-Lübke, Einführung 139, ist *ploppus* vielleicht schon lateinisch.

[2] *esplinga* heute in Nizza; s. Sütterlin, Die heutige Mundart von Nizza, Rom. Forsch. IX 341.

[3] Nicht anders erklärt sich meines Erachtens die dem Lyonesischen und Neuenburgischen eigentümliche Entwickelung von *tabula* > *trobla, stupila* > *etrobla, etrubla, duplum* > *drobli*; s. Meyer-Lübke I 485 (s. einmal *drobles* bei God. II 755; und daraus mit Metathesis des *r* seltenes *dorblier,* Cygne 13349); zu ihnen geselle ich aufser prov. *freble* < *flebilem, frebla,* Boethius 146, auch *flondres* < *fundula,* Doon. 319, *borcle* für *boucle,* Alix., Ms. de Venise 766; *charpler* für *chapler,* God. II 63; (s. neulothr. *porpe* neben *prope* < *pōpulus,* Adam, Patois lorrains 41). Ob *chaplitre* < *capitulum,* das bei God. IX 44 mehrfach belegt wird, eine Folge von **chaplitle* oder **chapritre* sei, ist schwer zu sagen; die erste Möglichkeit wird gestützt durch die Reihe *scandalum, escandele, escandle, *esclandle, esclandre,* die andere durch *clabro* < *crabro,* Diez, E. W. 41 s. v. *baratto.*

oder *r* erreicht wurde. Eine Vorstufe **dragron*, **esprevrier* anzusetzen, auf deren Vorhandensein etwa *proprose* für *propose*, Ille 3078; *interpretroit*, Rabelais, Pantagruel, lib. IV (ed. Louis Barré) 344, hindeuten könnte, scheint mir freilich nicht vonnöten, denn das nach Eintritt der Dissimilation[1] zu Recht bestehende Nebeneinander von *flebe* und *feblir* und der alsbald in beiden Richtungen sich bethätigende analogische Ausgleich zu *feble*, Part. 6105 und *flebir* s. *aflebis*, *flebis*, Ms. fr. B. N. 15101 fol. 22[c] (s. auch *famble* für *flamble*, God. IV 20; *orifamble*, Nerbonois 137, 738, 6549; *famblie*, 3685; *fanbloia*, 3240, 6543; *gondre* für *grondre*, God. IV 366; *penre*, selten *pendre*, Joufrois 181, 936, für *prendre*; *puire*, Dit du courtois Donneur, Mélanges Wahlund 57, 15, für **pruire*, wenn der Infinitiv *puirier*, aus dem das Präsens abstrahiert sein mufs, lat. **procērare* fortsetzt, wie Tobler, Mitteilungen I 266 vorschlägt); prov. *pestre*, Suchier, Denkmäler I 353, Fierabras 34, 1212, für *prestre*) genügten vollkommen, um auch in aufsenstehenden Fällen wie *dagron* den berührten Lautwandel zu veranlassen.[2]

S. 20. Zu dem neutralen Subjektspronomen *o*, *ol*, das ich, übrigens auch als nom. masc., im 16. Jahrhundert bei Bonaventura des Periers, Nouv. Récr. (éd. Lacour) II 32—35, und in noch jüngerer Zeit sehr häufig bei Bujeaud, Chants et chansons pop. des provinces de l'ouest, angetroffen habe, verweise ich auf G. Paris' ausführliche Untersuchungen Rom. XXIII 161—176.

S. 21. Von der Vermischung von *reponere* mit *respondēre* war bereits Zs. f. rom. Phil. VII 64 (58) die Rede; sonstige Fälle wären *responent*, Meraugis 69, Mort Garin 31, Cor. Lo. 438, 1189; Charr. Nym. 948, und umgekehrt *reponde* : *fonde*, Ch. Sax. II 45; : *monde*, Rutebeuf I 132; *desponde* : *seconde*, Phil. Mousk. 3593; *despondent* : *respondent*, Claris 832; *despondu*, Durmart 1164; *repondirent*, C. Ps. 141, 3. Zu neueren Mundarten s. Meyer-Lübke II 213. Eine weitere Folge dieser Verwirrung ist das perf. *respost* von *respondere* (bei Herzog 23), dem sich bei Macé und heute auch in Saintonge und Orléans das part. *respons* zugesellt.

S. 22. Die 3. s. conj. praes. *fast* für *face* ist nicht auffälliger als *puist*

---

[1] Ob sie notwendig eintreten mufs, ist schwer zu entscheiden, da altfrz. *flebles* und *fleblir*, in denen lat. *flebilem* unbeeinträchtigt fortzuleben scheint, ebensowohl einer Kombination von *flebe* + *feblir* ihr Dasein verdanken, also sekundären Ursprunges sein können.

[2] Dafs die in altmailändischem *pombio*, Viaggio di Carlo Magno I 53, I 61, für *piombo* < *plumbum* vollzogene Umwälzung einer ähnlichen Deutung fähig ist, wenn man es im Anschlufs an **pombiare* (s. altfrz. *pomblade*, God. VI 224, oder *plomblade?*) entstanden denkt, wird nahegelegt durch Existenzen wie ital. *strupo* < **strupro* < *stuprum*, s. Schuchardt, Vocal. d. Vulgärlateins III 4—5; *propia* < *propria*, Fazio degli Uberti, Dittamondo III 110, *propietade*, Cento Nov. ant. 24, frz. *propes*, HBord. 9914, *propietez*, Christ. de Pisan, Long Estude 2016, neuparisisch *propiétaire*, Monnier, Scènes populaires I I 7, I 16, *propiétais* < *propriété*, II 146; *flabe* < *fabula*, Mussafia, Monumenti antichi 2, deren Vorstufe in altlombardischem *repradriare*, Wiese, Altlombardische Margarethenlegende F 415, oder in *crastratinarum*, *crastrati* für *castrati* in dem Latein des Süditalieners Nicolaus de Martoni, Revue de l'Orient latin III 579, 580, offenkundig zu Tage liegt.

dicht neben *puisse,* Cleom. 13210, *truist, voist* für *truisse, voise,* oder *conduist* für *conduie, conduise,* Man. Lang., Rev. Crit. 1870, II 386, 389. Dafs das analogische *e* in der 2. s. conj. praes. der ersten Konjugation früher auftritt als in der 1. und 3. Person, ist öfter beobachtet worden; vgl. Ivan Uschakoff in den Mém. de la société néo-philol. à Helsingfors I 131—36 und dazu Roman. Jahresb. II 148.

Wenn *deré,* wie ich nicht bezweifeln möchte, wirklich an *dare + habeo* zu ketten ist, so darf man doch nicht mit Herzog das Vorbild der beiden in ihrer Struktur nicht ganz gleichartigen Futura *ferai* und *esterai* (besser *sterait,* Psaut. Metz 69, 3) für den ungewöhnlichen Wandel des tonlosen *a* der anlautenden Silbe zu *e* verantwortlich machen. Der Fortschritt von *darai,* das so in den von Mussafia und Gartner herausgegebenen altfranzösischen Prosalegenden 173, 17 erhalten ist, zu *derai* erklärt sich vielmehr als eine Folge derselben Bewegung, die auch *farai,* **starai* zu *ferai, sterai* umgeschaffen hat. Nach G. Paris' (Rom. XXII 570) ansprechender Vermutung aber trat *ferai* lautgesetzlich zunächst nur in der dem Fut. *laverai* konformen Verbindung *jo ferai* ein, um dann, über seine Schranken hinausgreifend, auch in die Sphäre von *farai* einzudringen. Die Schreibung *darrunt,* Hist. Metz III² 179; *darrai,* SBern. T 99, 6; *darras,* 88, 138; *darrit,* 189, 85, kann nicht erheblich stören, da der Bernhard auch *varit* < *videre + habet,* T 19, 39, kennt. Immerhin wird sich *darrai,* auch wenn man nicht den bei Corssen, Ezechiel 12, für diesen Fall so schwach begründeten Ersatz von *on* durch *an* als zulässig anerkennt, bei Ansetzung der Reihe *donrai, denrai, derrai, darrai* ohne besondere Gewalt als zu *doner* gehörig begreifen lassen. Dagegen wäre aber einzuwenden, dafs dem Bernhard T sonst begegnendes *dener* für *doner* nicht geläufig ist (s. *doner,* 118, 45; *donanz,* 36, 17; *doneies,* 82, 15; *pardonrat,* 85, 31 und so stets), wenn auch die Möglichkeit der beiden letzten Glieder der Reihe durch Gestaltungen wie *tarrat* (*tenra*), T 323, 22; *covarrit* (*convenra*), 9, 69; *entarriez* (*enterriez*), 105, 51, *entarrit,* 19, 40; *soffarrit,* 326, 18; *varroux* (*verrou*), 95, 53, vollauf bewiesen wird. Aus dem seltsamen Futurum *daras* für *dabis* im sogenannten Fredegarius, also in lateinischem Text, schliefst Oskar Haag, Rom. Forsch. X 889 Anm. 1, dafs *dare* zu des Chronisten Zeit in Nordfrankreich noch volkstümlich gewesen sein mufs; *adarrabo* im Fredegarius ist nach Haag eine Kreuzung von *dabo* und *dare + habeo.* Einige weitere Spuren von *dare* (part. *circondee,* perf. *circonda*) habe ich im Arch. XCII 464 nachgewiesen; einen Infinitiv *circonder* verwendet der 1577 gestorbene Gaskogner Blaise de Monluc, ob nur als Reminiscenz an heimatlichen Brauch, wie man nach Lanusse, De l'influence du dialecte gascon sur la langue franç., Paris 1893, 309, glauben sollte, habe ich schon im Roman. Jahresb. II 166 leise bezweifelt. Mit Hinblick auf die in *troz,* SBern. T 317, 13; *benoz, benote,* 11, 92; *conossent,* 316, 10; *troveroz,* 297, 53; *dessovrent,* 312, 23 u. dgl. vollzogene Reduktion von *ói* zu *o* fällt es mir übrigens nicht schwer, in dem in demselben Denkmal T 112, 99; 386, 90 stehenden Conj. praes. *dost,* den im Texte um ein *n* vor dem *s* vermehrt zu haben Alfred Schulze S. 407 zu meiner

Freude nachträglich bedauert (weil *n* vor *s* auch sonst häufig schwinde), einen Rest des von Meyer-Lübke II 260 als zu *dare* gehörig vermuteten, aber als nicht überliefert bezeichneten Konjunktivs *doise* wiederzuerkennen. Geht übrigens *darrai* im Bernhard wirklich auf *dare* + *habeo* zurück, so ist *perdarrit*, eb. 87, 46; *pardarrunt*, 263, 8, von *perdoner* (s. *perdonrat* 85, 31) als leicht erklärliche Nachbildung zu begreifen.

S. 23. Das überaus seltene Futurum *dorbré* zeigt, dafs die von mir Studien 39 angesetzte Reihe *dormirabeo, dormrai, dormbrai, dorbrai* nicht überall, wie ich annahm, auf der Stufe *dormrai*, die in wallonischem *doim're*, Delaite, Le verbe wallon 59; Doutrepont, Tableau 95, vorliegt, stehen geblieben ist, sondern vollständig durchlaufen wurde, ehe die Umbildung auf der Grundlage des Infinitivs eintrat.

Die in meinen Studien 65 ff. berührten Thatsachen lehren, dafs die Einführung des betonten Präsensstammes in das Futurum von *venir* nicht aus dem von Herzog angenommenen Grunde vorgenommen wurde, denn man scheute sich nicht, z. B. zu *achieveras*, Mir. N. D. XXXVIII 1239, oder *doibvroyent*, Montaiglon, Recueil VI 37, fortzuschreiten, wiewohl in altem *acheveras, devroient* irgend welche lautliche Abweichung von dem aus den übrigen Formen geläufigen unbetonten Stamme nicht zu befürchten war, wie etwa in *vendrai*. Seltsam ist das fut. *rindré*;[1] doch kenne ich *pervinir* schon aus SBern. T 18, 25 und *vinire* aus dem sogenannten Fredegarius, Rom. Forsch. X 853; im Neuwallonischen erklingt neben *tére* auch *tini, rini*, fut. *tinrè, vinrè*, s. Doutrepont 82 f., und in Centralfrankreich *convindre*, Jaubert, Gloss. C. Fr. I 273, oder *veindre*, II 418, *teinre*, II 355, 364.

Aus der kurzen Mitteilung Herzogs läfst sich nicht ermessen, ob *diserent* in T wirklich 'unzweifelhaft falsch' sei; in der Franche-Comté bekam man *liserent, diserent* zu hören; s. Czischke, Die Perfectbildung der starken Verba der *si*-Klasse im Französischen, Diss. Greifswald 1888, S. 15; man vergleiche damit *destruiserent*, Mon. Guill., Arch. XCVII 248; *venderent*, 244; *panderent*, Brandes, Visio Pauli 97, und vieles andere, Studien 33 Anm. 1.

S. 23. Die allzu gedrängte Kürze des Ausdruckes, deren sich der Verfasser befleifsigt, läfst nicht erkennen, wie er sich das Verhältnis von *tabou(r)* zu *tabouler* eigentlich gedacht hat. Sollen die Worte, dafs *tabouler* für *tabouer* 'nur durch Verstummung des *r* möglich' sei, besagen, dafs aus *tabou* eine Ableitung *tabourer* nicht mehr zu gewärtigen war, so ist zu erwidern, dafs in solchem Falle nicht ein *l*, sondern vielmehr ein *t* eingeschaltet wird; vgl. aufser *miroiter*,[2] *papetier* bei Ernst Weber, Über den

[1] Herzogs Annahme, dafs dieses *i* dem Perfektum entnommen sei, soll hier unbestritten bleiben, um so eher, als das Lothringische in jüngerer Zeit umgekehrt ein perf. *viendrent, tiendrent*, Chron. de la Lorraine (Nancy, Wiener fils, 1860), 8, 51, 135, 177, 299, 322 und stets, entwickelt hat, das an das neben dial. *entretenroit* 8 begegnende hochfranzösische *viendra* 38, *tiendroit* 41 angelehnt sein wird. Auf anderweitige Beziehungen zwischen Futurum und Perfektum habe ich in der Deutsch. Litt.-Ztg. 1897, 301 hingedeutet.

[2] Subst. *miroeriers, miroilier*, neu *miroitier* bei God. V 342.

Gebrauch von *devoir, laissier* etc. S. 32, die eb. S. 36 aufgeführten Erscheinungen. Ist des Verfassers Meinung aber die, daſs, solange *tabour* mit lautem *r* im Bewuſstsein der Sprachangehörigen lebte, der in *tabouler* wirklich vollzogene Lautwandel ausgeschlossen war, so halte ich ihm entgegen, was ich oben zu *enrechir* angemerkt habe. Ich beurteile *tabouler* bei lautem *r* der Infinitivendung wie *ensorceler, esquarteler* u. dgl., denen vielleicht auch modernes *melu* (*miroir*) bei Puymaigre, Chants pop. rec. dans le pays messin, gloss. 471 (vgl. *meleur* < *miratorem,* Ezechiel 75, 32 und dazu Corssen 18, 27), zugesellt werden darf; entstand es aber erst, nachdem *er* zu *e* vereinfacht worden war, was insbesondere für Macés Mundart denkbar ist, so genügt der Hinweis auf *celise,* Amis 573 (*sèlej* heute in Bournois, s. Ch. Roussey, Cont. pop. du Bournois, Soc. parl. Fr. I 200); *Galyn,* Zs. IV 364; *matelas,* Men. Par. II 267, für *materas,* S. d'Angl. P 85, 300; *Kateline,* Ph. Mousk. 11485; der Kindersprache eigentümliches *aimelai* für *aimerai,* Gabriel Guillemot, Maman Chautard 49 (vgl. dazu das Verhalten der Kinder in Arréns, Rev. pat. IV 232).[1]

S. 24. Zu *pelliquant* vgl. Georg Cohn, Suffixwandlungen 143; zum Präfixtausch merke ich an aus dem Vulgärparisischen *inducation,* X. de Montépin, Dame de pique II 58; Vadé III 26; *insperianee,* III 8; *inloquence,* III 24; *invanouir,* III 16; *envalé* (*avalé*), M. Sand, Théat. d. Marionnettes 235.

S. 25. Das Geschlecht von *sort* schwankt auch im Münchener Brut 654, 365, 2629 und dazu die Anmerkung S. 109; aus seiner Verbindung mit *son* ist das Geschlecht von *estole* nicht mit Sicherheit festzustellen; zu *malice* vgl. Foerster, Aiol 1711; Alton, Marques 150; Mussafia, Rom. 17, 441; zu *pourpre* Vaugelas I 16; zu *merveille* Foerster, Cliges[1] 341, 836.

S. 26. Die in der syntaktischen Gestaltung des weiteren Verlaufes der Rede sich bemerkbar machende Gleichsetzung von neutralem *tot* mit *totes choses,*[2] indem auf *tot* der nom. plur. fem. *bones* bezogen wird, ist ein echt volkstümlicher Vorgang; mit ihm verwandte Erscheinungen wären etwa *a tous les autres jousteront Ki defors nommer se feroit Et pour jouster venus seroit,* Sone von Nausay 1173, wo *feroit, seroit* durch die Gleichstellung von *tous les autres* mit *cascuns* gerechtfertigt erscheint; s. dazu Goldschmidt 586; *et fu tous nus fors dune pel de beste quil auoit vestue*

[1] Übrigens war durch Einschaltung eines sekundären *r*, wie sie unter Zustimmung Foersters, Zs. f. rom. Phil. I 564, aber gegen G. Paris, Rom. VI 129 ff., mehrfach von Tobler (s. Rom. II 244; Zs. f. vergl. Sprachforschung XXIII 414 ff.; zu Aiol S. 474, 4309) angenommen wurde, leicht zu *tabourer* (und daraus *tabouler*) zurückzugelangen. Moderne Mundarten, die der Macés zum Teil nahe stehen, verfahren ebenso; so erklingt in Centralfrankreich *sangsurer* (*poser des sangsues*), Jaubert, Gloss. C. Fr. II 305; im Neuburgundischen *chourette* für *couette* < *cauda,* Dr. B(erthaut), Contes 41, und im Patois von Ardens hört man *kạ̊ukarụ̃a* für *kạ̊uka ụ̃a* (quelqu'une), *ã̆rọ̀* für *ã̆ ọ̀* (ah oui), *dẽ̆mã̆rasé* für *dẽ̆mã̆ at sé* (demain au soir), Rev. Pat. IV 232.

[2] Man denkt einen Augenblick an die Übersetzung von *cuncta* durch *totes* in *il estat ouertement totes estre alsi com tu affermes* = *sic cuncta esse, ut asseris, constat patenter,* Dial. Greg. 100, 5. Zu *all* und *all things* bei Byron s. jetzt Herrmann, Progr. 12. Realsch. Berlin 1902, S. 11.

entor lui in der jüngst von Rudolf Tobler veröffentlichten Prosafassung der Legende vom heiligen Julian, Arch. CVII 83; *et empoignirent Phelippe par la main, lequel estoit aussi tout nud fors que d'ugne chemise et d'ung bonnet qu'il avoit tant seullement,* Phil. de Vigneulles, Gedenkbuch 47, wo beiden Erzählern *nus* gleichbedeutend ist etwa mit *il n'estoit afublés*; in *J'aymeroye mieulx de estre sans De femme, le temps advenir,* Anc. Th. I 61, erscheint die Ordnung wieder hergestellt, sobald man an die Stelle von *sans* etwa *dépourvu* oder *veuf* treten läfst (zu diesem Gebrauch von *sans* vergleiche man übrigens Diez, E. W. 292, und Leser, Fehler und Lücken in der Li Sermon Saint Bernart benannten Predigtsammlung 111 f.). Wenn Victor Hugo seinen Don César beim Auftreten der Duègne sagen läfst: *D'ordinaire une vieille en annonce une jeune,* Ruy Blas IV 4, so zeigt *en,* dafs *vieille* für *vieille femme* steht. Ich erinnere auch an die Verwendung des Adverbiums *en* in Fällen, wo es nicht auf einen vorher ausdrücklich genannten, wohl aber aus dem thatsächlich gewählten Wortlaut heraus sich mühelos in das Bewufstsein drängenden Begriff zurückweist; man sehe das altfranzösische Beispiel (Alisc. 165) bei Tobler, Beiträge I² 110, und die beiden Belege aus der modernen Volkssprache bei Siede 18.[1] Nicht minder überraschend wirkt das Auftreten solches *en* in Fügungen folgender Art, wie sie der Schriftsprache seit Jahrhunderten geläufig sind: *Vous voyez que je ne puis avoir ung mary selon la maison d'où je suis, et que j'ay tousjours fuy ceulx qui sont beaulx et jeunes, de paour de tumber aux inconveniens où j'en ay veu d'autres,* Heptaméron (ed. Jacob) 164; *Quand je pense qu'ils pourraient me prendre Laurent! ... C'est vrai qu'ils permettent aux femmes des prisonniers d'en aimer et même d'en épouser d'autres. Ils appellent cela la liberté de l'amour,* Paul Perret, Manette André, Rev. hebdom. No. 52, 381; *Si une personne ne nous aime point, nous disons: Elle est froide; mais si elle en aime un autre, nous crions à l'injustice,* Mme Emile Girardin, Contes d'une vieille fille 59; *Werner en appela un autre,* Erckmann-Chatrian, Conscrit (Velhagen & Klasing) 67; *Nous irons consulter la Gate; cette femme sait beaucoup de choses: elle trouvera ce qu'il faut pour te désensorceler. Et si la Gate n'est pas assez savante, nous en verrons une autre,* Emile Pouvillon, Les Antibel, Rev. hebdom. No. 21, 381, nur dafs hier die Gattung, der das oder die mit *autre(s)* bezeichneten Einzelwesen zugehören, und auf die *en* zurückdeutet, nicht aus den früher verwendeten Ausdrucksformen nach ihrer materiellen Beschaffenheit entnommen werden kann, sondern sich ohne jede äufsere Hilfe lediglich aus dem jeweiligen Gedankeninhalt der Rede dem Intellekt erschliefst, und so heifst denn auch in dem Satze *Et, par le conseil de raison que Dieu m'a donnée* (so), *me voyant vielle et hors d'espoir de trouver party selon ma maison, me suis deliberée d'en espouser ung à ma volunté,* Heptaméron 173, *en ... ung à ma volunté* nichts anderes als 'einen Mann

[1] Mit Leistungen vollends wie etwa *Soudain dix bras robustes arrachèrent le bourreau de sa victime et poussèrent des cris d'horreur à la vue de l'affreux carnage qu'ils avaient sous les yeux,* Ch. Aubert, Belle Luciole 305, finde sich jeder ab, wie er kann.

nach meinem Behagen'; derselbe Sachverhalt liegt vor in *Pour cela vous avez été bien malade; mais pourtant j'en accouchay hier une, c'estoit bien autre chose: elle a été plus de six heures en son grand mal,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. IX 171 (a. 1631), oder in neufrz. Fällen wie *il y en a donc un qui ne m'a pas oublié!* worauf die Antwort erfolgt *il n'y en pas rien qu'un* (so), *m'sieu Pierre ..., il y en a deux,* X. de Montépin, Secret du Titan II 270; *c'est la destinée de la courtisane ... d'en séduire cent, pour être séduite à son tour par un seul,* Albert Samanos, Vie qui brûle 231; und auch in dem Gefüge *elle ... dist qu'elle ne croyoit pas que son maistre ... se amusast à regarder une chose si layde qu'elle, veu que, au chasteau où il demeuroit, il en avoit de si belles qu'il ne falloit point en chercher par la ville,* Heptaméron 288, wird niemand in *chose* die Gattung erkennen wollen, aus der vermittels *de si belles que* bestimmte Einzelne ausgesondert werden sollen.

S. 27. Was der Dichter mit der Wiederholung des in *estoit* ausgedrückten Verbalbegriffes durch *fu* in dem Satze *Qui estoit ne qui fu ce donques Don j'é viande receue?* beabsichtigt hat, ist mir nicht recht verständlich; auch Herzogs Deutung: 'wer war es und wer erschien?' kann mich nicht befriedigen. Auch im 16. Jahrhundert findet man *Le Roy pria l'une des principalles de danser avec luy, et les autres dansoient et dansèrent avec les nobles chevaliers et gentilshommes estans à l'assemblée* bei Sébastien Moreau aus Villefranche(-sur-Saône), Arch. cur. de l'hist. de France, 1re série, tome II 304; oder in dem Epitaph der Anthoinette du Chesnay *Aux indigens et povres charitable Fut et estoit, et en dictz veritable,* Roger de Collerye 280. Sollte die seltsame Erscheinung nicht eines Wesens sein mit der auch sonst vornehmlich in volkstümlicher, durch keinerlei stilistische Vorschriften eingeengten Rede zu Tage tretenden Neigung, mit der Fülle verschiedener für die Gestaltung eines und desselben Gedankens zur Verfügung stehender Ausdrucksmittel einen gewissen Aufwand zu treiben, wo eines von ihnen vollauf genügen würde?[1] Fälle rein lexikalischer Art, wie sie Herzog S. 43 aus Macé selbst beibringt, und wie sie vorliegen etwa in *L'espee nue u pong, qui reluist et resplent,* Doon 34; *A une eglise en fait le cors Mult richement ensevelir* (in ein Leichentuch hüllen) *Et enterrer et enfouir,* GPal. 2434; *Et cil lor requierent et prient,* Cliges 2152; *se festina et hasta de faire,* Aimé, Yst. norm. 57; *j'ay crainte et peur,* Roger de Collerye 246; *vielz et antis,* s. Alfred Schulze, Arch. f. n. Spr. CII 224 f. (auch ital. *amico suo vecchio e antico,* Mantova, Novelle 19), berühre ich nur nebenher und betone, daſs auch zwei formal verschiedene, in ihrer Bedeutung aber gleichwertige morphologische oder syntaktische Gebilde dicht nebeneinander im Bewuſstsein auftauchen

[1] Man vergleiche dazu Tobler, Beiträge III 87, 89; auch *N'a ci se nos seulement non,* GPal. 7767. Nahe stehen die von Herzog 44 aus Macé angeführten Fälle syntaktischer Gemination und vielleicht *Et quant li Franchois virent trestoutes les batailles l'empereur assanlees ensanle, si s'aresterent,* RClary 42; *aucunes fois il advient souvent,* La Tour de Landry 248; *Celuy que je vous viens naguères de nommer,* Anc. Th. VIII 242; *pendant deux heures durant,* Gyp, Ô Province 200.

und zu sprachlichem Ausdruck gelangen können, wobei es dann zuweilen geschieht, dafs das eine von ihnen ausschliefslich oder doch vornehmlich volkstümlicher oder gar mundartlicher Redeweise, das andere dagegen der Schriftsprache angehört. So finde ich in lothringischen Urkunden condit. *paierient et paieroient,* Hist. Metz IV 401 (a. 1391); *tous ceulx qui ont et sont estei noiei et mis a exsecution du corps, et aussi tous ceulx qui ont et sont esteit bannis fuers de nostre ditte citcit,* eb. IV 597 (a. 1407); ebenso sagt der amtliche Stil in Isle de France: *ne voisent n'aillent,* s. Behrens, Lautvertretung 24; *Et lequel m'a doulcement accueilly Et de bon cueur reçeu et recueuilly Dont et de quoy en rends graces à Dieu,* Roger de Collerye 168; *Dont et de quoy* (so) *je me suis soucye,* eb. 54; *on en était déjà, j'en étais,* Léon Cladel, Crête-Rouge 200; *on a vu, j'ai vu,* eb. 219. Die gleichzeitige Verbindung von *pour* und *afin de* mit einem Infinitiv scheint mir in der Form, wie sie sich zeigt in *Je m'en vay la treuver pour à fin de luy dire Que ...,* Anc. Th. VIII 239; *Pour afin d'éviter,* eb. VIII 290; *Mais pour afin de vous donner entendre Le poinct final auquel je veux pretendre, Il est besoin ...,* Montaiglon, Recueil VII 156; *Or, pour affin d'eviter telle angoisse Et que ce cas ne soit reiteré, Cesse, vieillart,* Roger de Collerye 234; *Pour afin d'éclaircir l'affaire, L'guet les mène tretous cheuz l'Commissaire,* Vadé IV 37 (Anhang), nicht streng in diesen Zusammenhang zu gehören;[1] doch trifft man an Stelle der asyndetischen Nebenordnung auch *pour et afin de n'estre,* Montaiglon, Recueil VII 169, eine Fügung, die ebenso wie die von Vaugelas II 313 im Grunde ebenso scharf wie *pour afin* verurteilte Wendung *pour et à (i)celle fin* hier am rechten Orte steht.[2]

S. 28. Es ist unzulässig, zu sagen, in Sätzen wie *puis reconte toz les leus Qui sont jusqu'à*[3] *quarante et deus; La troverent arbres fruitiers: Jusqu'à soissante et diz paumiers,* denen ich hinzufüge *Estre les contes i ot rois Venus en l'ost de si à trois,* Brut 4084; *Puis fist monter sor les destriers de si* (statt *desi*) *qu'a treis cenz chevaliers,* Eneas 6137; *Et montent chevalier entresqu'à cent,* God. III 301; *et menez avecq vous jusques à cinquante de plus nobles barons de ceans,* Jehan de Paris 89 (ed. A. de

[1] Zur asyndetischen Paarung sinnverwandter Wörter wie *coiement a cellee, puis après, sempres maneis, sempres maintenant, del tot en tot* s. Tobler, Beiträge II 149 f., und etwa *mais pourtant j'en accouchay hier une,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. IX 171; *ne craignez que je me plaigne plus davantage,* Sauvigny, Hist. amour. 34; *Dès aussitost que le peuple cela congneut, il le denonça à l'Empereur,* Viol. hist. rom. 21; *ou soit ... ou soit ... ou soit* für *ou ... ou* oder *soit ... soit,* Lafontaine, Contes II 129; *ou sans cela,* in *Si vou voulez le payé, il est à vou, ou sans ça je m'en débarrasse,* Maurice Talmeyr, Cormière, Rev. hebdom. No. 64, 251; *Pour à l'égard de c'qui est de moi* (was mich betrifft), Vadé III 27 (Anhang); *quant à l'égard de ce qui est du Roi,* eb. IV 300, und einfacher *pour à l'egard d'vote petitesse,* eb. III 7 (Anhang); *jusqu'en attendant que le renard ait encore eu mal au dos* im Patois von Bourberain, Rev. pat. III 182; *Toutefois néansmoinsse que ma présence vous désobligerait,* Eugène Verconsin, Théatre de Campagne VII 117.

[2] Vgl. im angeblich volkstümlichen Deutsch *Weilen es aber auch noch andere Bedürftigkeiten in der Welt giebt und der Mensch viel nöthig hat, ehe und bevor er nichts mehr nöthig hat, so giebt es auch* u. s. w., Wilhelm Raabe, Hungerpastor 65, 114.

[3] Die um das *s* geschmälerte Form *juc'à* begegnet auch Gringoire II 128; II 284.

Montaiglon); *Apres venoist la litière de la dite dame, conduicte comme dessus, laquelle suyvoient les dames, tant de France que d'Espaigne, jusques à vingtz cinq ou XXVI de chascun cousté,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. VIII 256; *Mais comme il faut manger de plus d'un pain, Je puise encor* (aufser aus Boccaccio) *en un vieux magasin; Vieux, des plus vieux, où Nouvelles nouvelles Sont jusqu'à cent,* Lafontaine, Contes (Paris, Delarue) I 97, stehe *jusqu'à* ohne bestimmten Sinn. Hier wird vielmehr deutlich bekundet, dafs erst durch eine Zählung, also durch ein Fortschreiten von einem Anfangspunkte zu einem Endziele hin, festgestellt werden konnte, in welcher Menge irgend welche Seiende vorhanden waren oder sein sollten. Die Präposition *jusqu'à* verbindet sich hier also mit einem Zahlbegriff, der das unter gewissen Umständen äufserst Erreichbare bezeichnet, und genau in derselben Funktion tritt sie auch aufserhalb dieser Schranken auf, um auszudrücken, a) dafs ein Thun oder ein Zustand bis zur äufsersten Grenze seines jeweiligen Bereiches fühlbar bleibe,[1] und b) dafs ein oder mehrere Glieder einer Reihe begrifflich verwandter Seienden nicht minder wie ihre Nachbarn, sei es als Subjekt oder Objekt, an einem Geschehen beteiligt seien. Das Gefühl der Überraschung, des Befremdens, das sich dabei zumeist, wenn auch immer als Nebenwirkung, ergiebt, ist die Folge der Wahrnehmung, dafs der mit *jusque* verbundene Begriff Merkmale enthalte, die anfangs jede Art von Beziehung zu dem durch das Verbum angedeuteten Geschehen auszuschliefsen schienen. Bei solcher Verwendung von *jusque,* die Vaugelas I 78 eine *chose à remarquer, qui est assez curieuse* nennt, sind hinsichtlich der sprachlichen Bezeichnung der übrigen Glieder der Reihe zwei Fälle möglich; entweder werden sie α) durch ein Kollektivum zusammengefafst oder mehr oder weniger vollständig einzeln vorgeführt, oder aber sie werden β) gänzlich unterdrückt, es sei denn, dafs sie aufserhalb des Satzgefüges, dem die Verbindung mit *jusque* angehört, bereits ihre Stelle gefunden haben.

a β) *Contraindrez-vous César jusque dans ses amours?* Racine, Britannicus III 4; *Jusque dans ton saint temple ils viennent te braver,* Athalie II 9; *Jusqu'au fond de nos cœurs notre sang s'est glacé,* Phèdre V 6; *Un rien presque suffit pour le scandaliser, Jusque-là qu'il se vint l'autre jour accuser D'avoir pris une puce en faisant sa prière, Et de l'avoir tuée avec*

[1] Die Grenze dieses Bereiches scheint für das Französische stets hinter dem mit *jusqu'à* verbundenen Begriff zu liegen, während im Deutschen der Sachverhalt jeweilig aus dem Zusammenhange erschlossen werden mufs. Soll *jusqu'à* anders aufgefafst werden, so ist entsprechende Fürsorge zu treffen, wie etwa in *Je l'ai compris, jusqu'au mariage exclusivement,* Henri Gréville, Chénerol, Rev. hebdom. 24, 416. In Fällen wie *c'est toujours la statue ou le buste du mort qui se retrouve, sculpté avec un réalisme minutieux, — jusques et y compris la dentelle d'une robe,* Paul Bourget, Sensations d'Italie, Rev. hebd. No. 21, 310; oder *donnant les explications relatives ... à l'emploi de son temps le jour de son arrivée à Paris, jusques et y compris le moment où le spectacle du Gymnase finissait,* X. de Montépin, Le mari et l'amant 293, wird durch die Kombination von *jusques* mit inhaltlich gleichwertigem *y compris* der etwaigen mifsverständlichen Annahme, die im Verbum liegende Thätigkeit hätte nur einen Teil der im Umkreise befindlichen Objekte ergriffen oder sei nicht über das gesamte sich öffnende Gebiet ausgedehnt worden, nachdrücklichst vorgebeugt.

trop de colère, Molière, Tartuffe I 6; *Elle le regarda partir, sans qu'il lui tendît la main, sans qu'il se retournât une fois jusqu'à la porte qu'il referma doucement* (selbst an der Thür nicht), Marcel Prévost, Automne d'une femme, Rev. hebdom. No. 70, 485.

b *α*) 1) Subjekt: *Ardent cez hanstes de fraisne e de pumier E cist escut jusqu'as bucles d'or mier,* Roland 2537; *quar se il ne portent hastivement son cors en l'abbaïe de Pouteres, ... il periront tuit de cele meïsmes pestilance dou tout en tout jusques au derrenier,* Lég. Gir. Rouss., Rom. VII 219, 213; *Cet Achille ... De qui jusques au nom tout doit m'être odieux,* Racine, Iphigénie II 1; *Toutes les sensations morbides qu'il éprouvait, la fatigue immense à son lever, les bourdonnements, les éblouissements, jusqu'à ses mauvaises digestions et à ses crises de larmes, s'ajoutaient, une à une, comme des preuves certaines du détraquement certain dont il se croyait menacé,* Zola, Pascal 151. 2) Objekt: *J'ignore le destin d'une tête si chère; J'ignore jusqu'aux lieux qui le peuvent cacher,* Phèdre I 1; *Il sut ... Comment gagner les confidents d'amours, Et la nourrice, et le confesseur même, Jusques au chien,* Lafontaine, Contes I 184; *Il sut, dans cette misérable hôtellerie de province, dénicher, afin de plaire à ces femmes, des friandises et jusqu'à du vin de Champagne,*[1] Abel Hermant, Ermeline, Rev. hebdom. No. 2, 234; *elle souhaita qu'il l'abandonnât, qu'il ne l'aimât plus, qu'il perdît jusqu'à son souvenir,* Marcel Prévost, Automne d'une femme, eb. No. 68, 180; *Elles savaient tisser tout elles-mêmes, jusqu'à des serviettes,* Mérimée, Nicolas Gogol 332.

b *β*) 1) Subjekt: *Il n'est pas jusqu'au fat qui lui sert de garçon, Qui ne se mêle aussi de nous faire leçon,* Tartuffe I 2; *Ses sujets se fondent en pleurs Et regrettent leur cher maistre; Jusqu'au moindre serviteur Son déplaisir fait paroistre,* Tarbé, Romancéro IV 199; *Enfin, jusqu'au chien prenait part au bonheur commun,* Bernardin de Saint-Pierre, Chaumière

---

[1] Da *jusqu'à du vin* nichts anderes bedeutet als *même du vin,* so kann die Anknüpfung mit *et* an das vorangehende Redeglied nicht sonderlich auffallen, falls sie nicht andeutet, dafs *friandises* und *vin* zwei inhaltlich streng voneinander zu trennende Objekte sind, ein Verhältnis, das aber für die Subjekte in *mais tout. son attitude, Sa peur, sa voix tremblante et son regard troublé, Et jusqu'à son silence enfin, tout m'a parlé,* Jean Richepin, Flibustier II 6, gewifs nicht anzunehmen ist; und andererseits wird die Unebenheit, die in dem Satze *La tablée s'anima d'un gros rire, Marcel lui-même,* Georges Beaume, Aux Jardins, Rev. hebdom. No. 37, 23, zu liegen scheint, weniger störend empfunden werden, sobald man sich einmal klar geworden ist, dafs für *jusqu'à* + Substantiv auch Substantiv + *lui-même* oder *même* mit durchaus analogem Sinne eintreten kann, wie *il a donné son Carrosse mesme* bei Thomas Corneille zu Vaugelas I 79 und die bei Ebeling, Rom. Jahresb. 1896, S.-A 45. stehende Fügung aus Daudet, Sapho 203, oder *Les sources elles-mêmes se sont taries,* Zola, Pascal 56; *Il y courut, il s'enfonça en pleine obscurité, une nappe si épaisse, que lui-même, qui connaissait chaque tronc d'arbre, devait marcher les mains en avant, pour ne point se heurter,* 92, zur Genüge darthut. Die seltsame Verquickung beider Ausdrucksweisen, wie sie in dem von Thomas Corneille und der Académie (zu Vaugelas a. a. O.) an Stelle des für zweideutig gehaltenen *il a donné jusqu'aux Valets* vorgeschlagenen Satze *il a donné à tout le monde, et mesme jusqu'aux valets* sichtbar wird, bezeugt einen merklichen Rückgang in dem Gefühl für das eigentliche Wesen der in Rede stehenden Erscheinung.

indienne 301 (ed. Hachette 1871). 2) Objekt: *Je hais jusques au soin dont m'honorent les Dieux,* Phèdre V 7; *et qu'un sang pur, par mes soins épanché, Lave jusques au marbre où ses pas ont touché,* Athalie II 9; *La Grammaire, qui sçait régenter jusqu'aux Rois,* Molière, Femmes savantes II 6; *j'ai fait disparaître jusqu'aux moindres incorrections de langage,* Chateaubriand, Atala 14 (ed. Firmin Didot, Paris 1862); *Madame, oublier jusqu'à mon nom!* Mérimée, Arsène Guillot 127; *Ils étaient alliés aux Proctoral, ces hôteliers qui fournissaient jusque de la chair de vierge,* Jean Blaize, Amour de Miss, Rev. hebd. No. 24, 22; *Si jeune, elle avait déjà la repartie vive et le mot, mais une incapacité de raisonner droit, qui faisait sourire jusqu'à sa mère, elle-même assez peu géométrique cependant,* Abel Hermant, Ermeline, eb. No. 1, 63. Wie lebhaft in den Fällen b *β* 1) die Verbindung mit *jusqu'à* dem Bewufstsein als Subjekt vorschwebt, zeigen die vier altfranzösischen Beispiele bei Tobler, Beiträge I 221 f., in denen das von der Präposition abhängige Substantivum auch in seiner äufseren Form als Nominativ erscheint,[1] gerade wie in einem Teile der im Eingange dieser Erörterung besprochenen Fälle, denen jene inhaltlich gleichstehen, *jusqu'à* + Substantiv syntaktisch und formal den Wert eines Accusativs hat.

S. 33. Wer zu klarer Erfassung der Gesichtspunkte gelangen will, nach denen sich die Wahl der Zeiten im konjunktivischen Nebensatze vollzieht, sollte zunächst einmal die Rücksicht auf die sogenannte 'Logik' ganz beiseite lassen und es vermeiden, die Sache so darzustellen, als handle es sich bei gewissen auffallenden Erscheinungen um Abweichungen von irgend welchen von Anfang an festgelegten Gesetzen, deren Durchbrechung einen mehr oder minder stark zu rügenden Mangel bedeute. Vom Standpunkt der Sprachwissenschaft aus würde ich ganz einfach sagen:[2] die Wahl des Tempus im konjunktivischen Nebensatze wird bestimmt entweder a) durch die Form des im regierenden Satze stehenden Prädikats; denn in ihr wird für gewöhnlich so materiell wie möglich angedeutet, in welche Zeitsphäre das Geschehen fällt, oder b) durch einen zwar in der äufseren Gestaltung dieser Form nicht unmittelbar angezeigten, wohl aber *α*) sofort in ihr empfundenen oder *β*) dem Bewufstsein erst nachträglich bei der Schöpfung eines zweiten, dem ersteren meist koordinierten Nebensatzes sich erschliefsenden eng verwandten Gedankeninhalt, der auch in eine materiell anders gestaltete Form gekleidet werden könnte.

---

[1] Gewissen modernen Mundarten ist übrigens auch die Verbindung *chez* + Substantiv mit dem Werte eines Nominativs geläufig; so sagt man in Bournois *Voilà que la semaine de la fête chez Augustin Roussey, chez Daudon et puis chez Pougy dirent qu'ils les voulaient saigner,* Ch. Roussey, Contes pop. de Bournois, Soc. parl. France I 81, und in Bourberain *chez nos gens n'y sont pas aujourd'hui,* Rev. pat. III 99. Die Schuld tragen gewifs Zusammensetzungen wie *derrier' chez mon père,* Tarbé, Romancéro II 206; *Si print cent les plus beaux barons de cheux le Roy,* Jehan de Paris 32; *hors de avecques luy* (aus seinem Hause), La Tour de Landry 135; *d'o luy,* Anc. Th. III 382 u. dgl.

[2] Man vergleiche dazu, was ich Arch. f. n. Spr. CV 448 f. über das Verhalten mehrerer auf ein Kollektivum bezogener Satzteile gesagt habe.

Die Entscheidung wird, zum mindesten von der alten, unter keinerlei lehrhaftem Zwange stehenden Sprache, in jedem Falle durchaus unbewuſst getroffen, ohne daſs bei solcher Freiheit die Idee in ihrem psychischen Gehalte irgend welche Einbuſse erleiden könnte. Den Fall a) durch Beispiele zu erläutern, liegt natürlich kein Anlaſs vor; doch mögen für b) folgende Thatsachen zeugen:

b α) I. Das historische Präsens ist inhaltlich mit dem Perfektum verwandt; daher steht im abhängigen Satze (hier wie in allen anderen Fällen fakultativ) 1) nach dem historischen Präsens der Konjunktiv des Imperfektums:[1] *Sor membre perdre lor comande par non Ne ne muïssent por cri ne por canchon,* Ogier bei P. Meyer, Rapport 99 (bei Barrois: *Sus lor cors perdre lor comande par nòn Nus ne se muere,* 9912); *Pape Jehan supplie qu'il venist dedier les mostiers,* Gir. Rouss. (M) 181; *Quant s'en entra en la chapelle, O la cloche la gent apelle Que venissent oir la messe,* Mir. ND. Chart. 159; *Quant les chariotz et les deux cens hommes d'armes eurent passé, le roy va dire que l'on allast disner ce pendant,* Jehan de Paris (ed. Montaiglon) 77; *l'un des dits philosophes ... le prie de lui donner audience avant que l'on procedast à son jugement,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. III 210 (Ende des 16. Jahrhunderts); anderes s. in meinen Studien 94 Anm. Auch Macé selbst verfährt so, was Herzog freilich entgangen ist: *A conseillier le rei fu mis Et faint que mont fust ses amis,* Auszüge v. 13325.

2) Nach dem Perfektum der Konjunktiv des Präsens: *Et il lor comanda par grant aatison Que chascuns s'en revoist ariere en sa maison,* Chans. d'Ant. I 225; *Comanda li, senz demorance s'en tort, ainz quel prengnent li Greu* (Var. *comande* G), Eneas 36, ähnlich 148, 2692, 3395, 7357; *Deu reclamerent, le verai justissier, Que* (so nach B) *de mort les defende,* Aym. Narb. 2889; *Par lettres les pria qu'il le vuilent secore,* Gir. Rouss. (M) 202; *Ainz que fussiom de Nerbone torné, Nos comanda Aimeri le manbré Q'Aymer aut en Espagne o regné ...,* Nerbonois 1046; *Mout doucement Jesucrist reclama Que il le gart et desfende de mal,* Esclarmonde 119, 2685; *Au bon conte d'Osenefort Pria li rois qu'il se deport en ses fores, en ses castiaus; De tout veut qu'il soit damoisiaus,* Jeh. et Blonde 6055; *Ains manda que de là se tiengne Et que plus vers Rome ne viengne,* God. Paris 4299; *ordonnont que ... soient,* J. Aubrion 278; *ains crya mercy au Chevalier du Papegau qu'il ne l'ocie et que il luy pardoine la villenie,* Chev. Pap. 40; *et deffendit que doresnavant n'entrent aucuns draps d'or,* Journ. Bourg. Par. (ed. Lalanne) 50.[2] *Ainc n'encontra nul home de mere né, N'ermite ne convers, u puist parler,* Aiol 1295.

b α) II. Das Präsens der Verba *prier, demander, vouloir, desirer, requérir, laissier, savoir, être;* ferner *il se peut, it faut, il estuet, il est* + adj.

[1] Im Griechischen kann bekanntlich aus demselben Grunde der Konjunktiv durch den Optativ ersetzt werden, *τοῦτον δὲ Ἐπισθένει παραδίδωσιν φυλάττειν, ὅπως εἰ καλῶς ἡγήσαιτο ἔχων καὶ τοῦτον ἀπίοι,* Xen. Anab. IV 6, 1.

[2] So auch italienisch *e tutti pregaveno Macone che presta grazia a Polinoro ch'e' possa vendicare la morte del fratello,* Viaggio di Carlo Magno I 157; *e comandògli che ciascaduno prenda riposo,* II 158 und öfter.

stehen dem zum Ausdruck 'bescheidener Behauptungen' oder Wünsche[1] verwendeten Conditionalis inhaltlich nahe; daher steht

1) nach dem Präsens der Konjunktiv des Imperfektums: *mont desir que mes filz eust Une fame,* Macé 1605 (bei Herzog 33); für *prier, demander, requerir* s. Beispiele in meinen Studien 95 Anm.; ferner *Mais d'une chose je vous prie Que me dissiez présentement,* Anc. Th. III 342; *S'il y a sept ans que vous l'aimez, Il est (= serait) bien juste que vous l'eussiez,* H. Carnoy, Litt. orale de la Picardie 352; zu *savoir* s. b α II 2, unten b β 2); zu *laissier, il se peut, il faut* unten b α II 2); zu *estuet* u. b β 1);

2) nach dem Conditionalis der Konjunktiv des Präsens. Die alte Sprache scheint hier freilich den Konjunktiv des Imperfektums bevorzugt zu haben; *Je ne voudroie pour l'or d'une chité Que .I. autre que moi l'eust à fin mené,* Gaufrey 241; *Je volroie ore qu'a moillier l'eust prise,* Chev. Og. 1713; *Ge voudroie que li respiz De ma vie i peust fenir,* Poire 131; doch finde ich einmal *Mes nel leiroie pour nul home Que ne revoise o vos ariere,* Athis C 16, 336. Viel häufiger verwendet die neuere Sprache neben *Je voudrais que tu pusses toi-même Lire au fond de mon cœur pour voir combien je t'aime,* V. Hugo, Burgraves III 3; *je voudrais bien qu'on parlât d'autre chose,* Ch. Canivet, Ferme des Gohel 20; *Il se pourrait bien ... qu'ilz fussent sur ton testament,* Ch. Deslys, Héritage de Joseph 228 Fügungen wie *Les pères sont égoistes, vois-tu: ils voudraient que vous ne vous envoliez jamais,* Edmond de Goncourt, Renée Mauperin 97; *je ne voudrais pas ... qu'il aille encore perdre tout ce qu'il a,* Alexis Bouvier, Petites Ouvrières 192; *tous ces gens-là étaient si mystérieux ... qu'il se pourrait qu'il soit obligé de louer sous un autre nom,* A. Bouvier, Femme du mort 445; *mais il pourrait se faire que la commotion que cette enfant a éprouvée, ait causé un trouble fâcheux dans les organes,* E. de Molènes, Palotte 19, und natürlich auch *Il nous entraîna dans le salon ne voulant pas que nous puissions reconnaître celle qui était couchée sur son lit,* Arsène Houssaye, Larmes de Jeanne 123. Ferner *il faudrait que j'arrive,* Daudet, Jack I 355; *Quelle somme faudrait-il que je verse,* Samanos, Vie qui brûle 185; *il faudrait qu'il épouse,* Daudet, Immortel 16; *saurait ... n'ait ...* s. Lücking § 336, 2 I und unten b β 3.

b β) 1) Im regierenden Satze Präsens; im ersten Nebensatz der Konjunktiv des Präsens, im zweiten der des Imperfektums: *Milx voil les menbres me faites erachier Qu'en lor prison fusse deus jors entiers,* Chev. Og. 9497; *Ah lionesse, fole beste, Atent un peu et si t'areste, Car il estueut* (so) *que je te lie Pour toi mener en l'abeïe, Pour presenter a dant abé, Qu'il ne desist ke l'ai gabe,* JJourni 535.

2) Im regierenden Satze Präsens; im ersten Nebensatze der Konjunktiv des Imperfektums, im zweiten der des Präsens, ein, wie es scheint, sehr seltener Fall: *Par le cors saint Amant, Je n'en sai (= saurais) nule*

---

[1] Chiffon: *'Je ne veux pas aller aux courses!'* M. de Bray: *'On ne doit pas dire: Je ne veux pas.' Docilement, Chiffon rectifia: 'Que je voudrais ne pas aller aux courses',* Gyp, Mariage de Chiffon 257.

en cest siecle vivant, Qui aferist a moi ne tant ne quant Ou ne me soit molt près apartenant, Aym. Narb. 1341 (vgl. *Je n'en sai nule en France n'en Berri ... Que ne me soit parente et ge a li,* 1350).

3) Im regierenden Satze Perfektum oder Conditionalis; im ersten Nebensatze der Konjunktiv des Imperfektums, im zweiten der des Präsens: *Et tot entor mist ses guardens Ki veillassent la nuit toz tens Que ne s'en fuient a larron Cil del chastel et del donjon,* Eneas 4893; *Il ne scauroit dire si peu de parolles qu'il n'assemblist tantost beaucoup de gens, et que le bruit n'en coure incontinent par toute la ville,* Cymb. Mundi in Bonaventura Desperiers, Œuvres ed. Lacour II 274.

Daſs die moderne Volkssprache an der Stelle des bei ihr wenig beliebten conj. imperf. gern den conj. praes. verwendet, ist bereits von Siede 48 f. hervorgehoben worden mit dem Bemerken, daſs auch die Sprache der Gebildeten diesen 'Fehler' nicht ganz vermeide. Die folgenden Hinweise können diese Wahrnehmung nur bestätigen. *Fallait que ça finisse* (in ungebildeter Rede), Albert Cim, Prouesses d'une fille 207; *il fallait bien que je me défende* (im Munde eines Gebildeten), eb. 222 neben *fallait ... fussent,* 235; *Quand tu permettais que je te conduise,* Alexis Bouvier, Chansons du peuple 183; *il supportait mal qu'on rie en sa présence, craignant toujours qu'on se moquât* (!) *de lui,* Georges Courteline, Le 51[e] Chasseurs 162; *elle a crié toute la nuit, dans sa chambre, si fort que nous avions peur que Madame l'entende,* Georges Ohnet, Dette de Haine 265 im Munde der Mulattin Leïla, die auch sagt *il fallait que j'aille la chercher auprès de son galant,* 265; *Il ne voulait pas que l'élévation de la fille puisse mortifier l'amour-propre des parents,* M. Jogand, Enfant de la folle 123; *il fallait que je dise encore une autre chanson,* P. Féval, Revenants 58; *que voulais-tu que je dise? j'ai dit la vérité,* Hector Malot, Bonne affaire 275; *comme si une police secrète surveillait tout avec ses yeux de lynx, sans qu'on puisse la mettre en défaut,* Mérouvel, Caprice des dames 139; und mundartlich *il avait eu peur qu'on lui prenne,* Ch. Roussey, Contes pop. du Bournois I 117; *ils avaient peur qu'on n'aille,* I 166; *ils attendaient qu'il sonne,* I 222. Zum Verhalten des Neuwallonischen s. Wilmotte, Lit.-Blatt 1893, 12.

S. 34. Der Fall, daſs ein Relativsatz an ein possessives Adjektiv anknüpft, wie in *Vostre sanc, qui vos estes mis,* Macé 13817, scheint recht selten zu sein; doch liegt er gewiſs vor in *car il m'a monstré ma folie, qui espargnoye mes bonnes robes aux festes,* La Tour de Landry 60, und weniger auffällig in *Mi conpaignon i furent tuit ocis Fors que mes cors qui en eschapai vis,* Mort Aym. Narb. 2069; vgl. auch *O tu, Jhesucrist, qui es chief de pitié, tes œuvres sont tex qui guerredonas jadis de vie ton chier ami espressé de cruel mort,* Lég. Gir. Rouss., Rom. VII 225.

S. 35. Zu den von Meyer-Lübke II 571 genannten Denkmälern, die die Negationspartikel *in-* durch *non* oder *niant* ersetzen, füge ich den Cambridger Psalter mit *nient nuisant* (*innocentem*), 9, 28; 14, 25; *les jurz des neient marguillied* (*dies immaculatorum*), 36, 18, und die Légende de Girart de Roussillon mit *neant-eschuissable* (*inevitabili*), Rom. VII 209;

ferner *nient dignes* (*indignis*) aus einer Berner Handschrift bei God. VII 515. Übrigens kennen die SSBern. auch *non digne* bei Le Roux 535; *non-posanz* (*impotentem*), T 129, 37.

S. 40 Anm. 1. Sollte der Dichter zu dem Gebrauch von *estre* mit dem Participium des Präsens wirklich nur durch metrische Rücksichten gedrängt worden sein? Jedenfalls ist die Erscheinung nicht auf Macé beschränkt: *Mors fu venans de Romme d'ung ampoinsenement,* Gir. Rouss. (M) 11; *Pour la uallour qu'en li ert aparans Ert tous li mons en bien de lui parlans,* Auberon 973 und sonst; *Pour plus amoderacion Des vices qui y sont menans Un tout seul prince y soit regnans,* Chr. de Pizan, Long Estude 3084; *Ne pourroit grever les passans Qui par ce lieu sont trespassans,* eb. 767; *Et cecy n'estes point scavant* (für *sachant,* s. Zs. f. rom. Phil. VII 50), Montaiglon, Recueil V 174; und begegnet im 16. Jahrhundert und noch später auch in prosaischer Rede; z. B. *une fille ... fut si bien endurant les douleurs de l'enfantement,* Macault, Apophthegmes 106[b]; *les gens sont negligens, lesquelz ne veullent estre obeyssans à leurs maistres,* Arch. cur. 1[re] série, t. II 460; *Cependant donc que le corps de monsieur tel ... est gisant sur la paille,* Ed. Fournier, Var. hist. litt. X 7 (a. 1641). Verwandter Art ist die Umschreibung *Glorios Dé, qui me feïstes né,* Mort Aym. Narb. 3473.

Berlin. Alfred Risop.

Lais et descorts français du XIII[e] siècle — texte et musique — publiés par Alfred Jeanroy, professeur à l'Université de Toulouse, Louis Brandin et Pierre Aubry, archivistes-paléographes. Paris, Welter, 1901. XXIV, 171 S. 4.

Es war ein guter Gedanke, die 30 altfranzösischen Lais, von deren Vorhandensein man wufste, die aber nur zum kleineren Teile und zerstreut in ihrem Wortlaute veröffentlicht waren, in ihrer Gesamtheit unter Benutzung aller Handschriften in kritischem Texte und mit den zugehörigen Singweisen herauszugeben; und es ist dieses Vorhaben von den drei dazu verbundenen Gelehrten, von denen der zweite die Abschrift der Texte, der erste deren kritische Bearbeitung und metrische Untersuchung, der dritte die Ausgabe der 26 überlieferten Singweisen übernahm, mit unverkennbarer Sorgfalt durchgeführt worden. Drei Blätter schönen Lichtdrucks, die je eine Seite der Handschriften Bibl. Nat. f. frç. 12615 (entsprechend S. 33 des gedruckten Textes), 846 (im Druck S. 64) und 844 (S. 26) wiedergeben, bilden eine willkommene Zugabe. — In der Einleitung setzt Herr Jeanroy zunächst auseinander, dafs irgend welcher Unterschied zwischen *lai* und *descort* nicht wahrnehmbar sei, und man wird dem beistimmen können, wenngleich die Eingangsworte des Stückes VII: *Se chans ne descors ne lais ... Puet d'amor alegier fais* eher für nicht völlige Sinnesgleichheit zeugen, und es allen Anschein hat, es sei bei den Franzosen *lai* die ältere und allgemeine Bezeichnung für lyrischen Gesang aus nicht lauter gleichgebauten Strophen gewesen, *descort* die viel-

leicht später üblich gewordene für solchen Gesang als Ausdruck der Liebesklage, so dafs *descort* eine Art des *lai* wäre. Er prüft sodann den Gesamtbestand an Lais unter den Gesichtspunkten der Strophenzahl, des wiederholten Auftretens der nämlichen Strophenform in je einem Stücke, der Zahl verschiedener Reime und der Zahl der Zeilen in je einer Strophe und berührt die Fragen, ob die Gattung früher im Norden oder im Süden Pflege gefunden habe, und ob sie auf keltische Kunst zurückzuführen sei, ohne zu bestimmten Antworten zu gelangen. Den Zusammenhang mit der Sequenz leugnet er wohl allzu entschieden; sind gewisse Unterschiede nicht zu verkennen, so ist nicht minder klar, dafs, wer ein Abstammungsverhältnis zwischen den beiden musikalischen Formen zu erkennen geglaubt hat, dazu ebenfalls durch Thatsachen von nicht geringem Gewichte bestimmt wurde. Die kurze Einleitung des Herrn Aubry schliefst sich vom Standpunkte des Musikers all den Aufstellungen an, welche Herr Jeanroy von dem des Metrikers zum Ausdrucke gebracht hatte, und äufsert sich zutreffend über den Sinn der Thatsache, dafs für einen Teil der Lais die Singweise nur streckenweise beigeschrieben ist; es war eben für die ohne Noten gegebenen Textstücke jeweilen die mitgeteilte Singweise zum zweitenmal zu Gehör zu bringen, die dem metrisch entsprechenden Textstücke übergeschrieben war.

Die Dichtungen, die hier gesammelt erscheinen, und unter denen wir mehrere durch frische Natürlichkeit der sich aussprechenden Empfindung anziehende neben solchen antreffen, die sich in den gewohnten Geleisen des höfischen Minnesangs halten, sind zum Teil nicht sehr befriedigend überliefert und an mehr als einer Stelle kaum zu verstehen. Herr Jeanroy hat nicht selten durch den Strophenbau sich zu Tilgungen oder auch zur Annahme von Lücken veranlafst gesehen, hie und da auch — ich hätte es vielleicht noch öfter gethan — sich mit achtungswerter Offenheit dazu bekannt, dafs er des Verständnisses nicht sicher sei. Der Scharfsinn der Philologen wird nach beiden Richtungen hin sich zu bethätigen Anlafs finden; hier nur weniges: II 46 *ne je* ist wohl nur Druckfehler für *je ne*. — III 54 ist der Hiatus sehr anstöfsig; soll man *aime* mit *aiue* vertauschen? — VIII 28 giebt *pour mentir* keinen Sinn; man wird *sans m.* dafür setzen müssen. Z. 67 würde ich *Fae' enderenir* schreiben. — IX 14 l. *S'adont s'amort.* Z. 79 l. *Que vostres cuers me consente K'autre fois nue vos sente* (vgl. Z. 107); *Trop estes de soucors lente.* — X 41 l. *Por çou amerai* (vgl. die Variante). — XI 10 l. *Mais nient plus ke cose painte À vive a comparison*; ähnlich hatte schon GParis, Romania XVIII 141, die Stelle lauten lassen. Nach Z. 23 und nach Z. 60 ist ein Komma zu setzen. *faus tour* 52 ist Täuschungsversuch, arglistiger Versuch, wie Cleom. 4302, 4337, Rom. u. Past. III 38, 17, Rem. Am. 717; *vilains tours*, Enf. Og. 2904, *mauvais tour*, RCcy 4929. — XIII 73 finde ich keinen Flexionsfehler; die Accusative hängen ab von *ou il a*. Dagegen ist Z. 69 *tailliés* zu beanstanden. — XV 75 l. *Tu es* und 85 *oies* (2. Sing.). — XVI 21 setze ein Komma nach *lais*. — XVII 128 ist *tot digne* (weiblich) unmöglich; man könnte *tote estes vos digne* schreiben, wenn man nicht *tresdigne* vor-

zieht. 133 l. ohne Interpunktion *de cui verai signe* 'vor dessen wahrhaftigem Zeichen'. 197 *des* ist verlesen für *eles*. 232 l. *Et sainte et caste et nete* (denn dafs auslautendes dumpfes *e* vor *et* eher als sonst vor Vokalen unelidiert bleibe, ist wohl behauptet, aber nie bewiesen worden). — XVIII 37 *donques s'aresna* soll nach dem kleinen Glossar heifsen *s'arrangea, se mit en ordre*; doch kennt man das Wort in solcher Bedeutung sonst nicht. Ich bleibe bei dem *done* der Hs. und lese *se ressua* 'wurde wieder trocken'. Z. 64 *en oire* ist ein oft begegnender adverbialer Ausdruck, der aber 'sofort' bedeutet, was hier nicht pafst; das Richtige ist wohl *encore* oder *encoire* (wie 101). Z. 66 l. *devié*. Z. 76 l. *Et tel i ot, ki conissoit Chascun, li devoit reprochier* 'und manch einer, der einen jeden kannte, mufste es ihm vorwerfen, und (ebenso mufste es ihm vorwerfen) Gott'. Wenig klar ist die folgende Strophe. — Z. 218 *en* (oder, wie in der Hs. Pb[11] oft steht, *ens*) *elle* kann nicht heifsen 'in ihr', wofür afz. immer *en li* (*liei, lié, lei, lê*) gesagt worden ist, und würde zudem keinen annehmbaren Sinn geben. Ich übersetze: 'da wo die Seele (wie es nach Jesu Tode geschehen ist) das Gefäfs, aus dem sie geschieden war, wieder zurückruft (ins Leben) und überallhin rasch die Kunde davon ausgeht, welche offenbart: "sein Gefäfs ist wieder im Sattel", dann sah ich kein gröfseres Wunder' d. h. dann ist das ein Wunder, wie es gröfser nicht geschehen konnte. — XX 29, 30, 65, 66 schreibe *mi* (nicht *m'i*) als Nebenform des tonlosen *me*, die gerade in Pb[12] öfter begegnet. Z. 56 l. *panra* = *prendra*. Nach Z. 81 kein Komma. In Z. 84 *j'aie*. — XXI 28 und 77 scheinen mir im Glossar mit zu grofser Kühnheit gedeutet; gleiches gilt von 131. — Auch in XXIII finde ich der dunklen Stellen mehr als der Herausgeber. Nach 195 ist eher als nach 194 ein Semikolon zu setzen.

Berlin. Adolf Tobler.

Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors. III. Helsingfors, Hagelstam, 1902. 576 S. 8.

Der neuphilologische Verein in Helsingfors, der in den achtmal jährlich erscheinenden 'neuphilologischen Mitteilungen' von seiner bei dem Drucke empörender Willkürherrschaft doppelt verdienstlichen Thätigkeit erfreuende Kunde giebt, hat den in den Jahren 1893 und 1897 erschienenen zwei Bänden von Abhandlungen einen dritten folgen lassen, der den beteiligten Verfassern nicht minder Ehre macht, und von dessen Inhalt hier in Kürze berichtet werden soll.

Das Leben des h. Quintin, das uns Herr Söderhjelm kennen lehrt, ist noch nicht das von Hugues de Cambrai in Reimpaaren aus achtsilbigen Versen verfafste, das wir uns aus seiner Hand versprechen dürfen, sondern ein schwerlich vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in 169 vierzeiligen, einreimigen Alexandrinerstrophen geschriebenes, dessen Urheber wir nicht kennen. Die Handschrift der Fonds frç. der Pariser Nationalbibliothek 23117, in der es zwischen lauter Prosalegenden steht, giebt einen Text, der vielfacher Berichtigung bedarf, einer noch weiter

gehenden, als der Herausgeber ihr hat angedeihen lassen. Ich führe hier an, was ich nachzutragen gefunden habe, und berühre gleichzeitig einige Stellen, wo er meines Erachtens Unstatthaftes selbst verschuldet hat.

22. L. mit der Hs. *vers* und dann *Qu'estoit nommee.* — Nach 43 ist ein Punkt zu setzen. Darauf *En* oder vielleicht *Par tant* und nach *desproissiez* ein Komma. — Z. 62, *l'ajornee.* — Z. 114 würde ich bei *nullement* 'irgend' bleiben. — Z. 139, *larron faitis* ist mit *l. furtis* zu vertauschen, einem Ausdrucke, dem man auch Orson 2327 begegnet. — Z. 142, *quin* ist unklar. — Z. 145 l. *merveilleuse.* — Z. 187, hinter *sommes,* womit die Rede schliefst, ist ein Punkt zu setzen. — Z. 212 l. *gardoient.* — Z. 230, *mahomet* mit Minuskel, weil es hier nicht Eigenname ist, sondern 'Götze' bedeutet. — Z. 248 l. *or fust ou droit ou tort.* — Z. 286. Die *moles ardans* scheinen 'Feuerbrände' zu sein, wenn das Gedicht hier dasselbe sagen will wie die anderen Versionen der Legende; doch kenne ich *mole* (m.) in solchem Sinne sonst nicht. Im Vers darauf l. *en flamberent.* — Z. 306 scheint (nach S. 497, wo auf den Vers verwiesen ist) *cheannes* Druckfehler für *chaennes.* — Z. 343 l. *receurent.* — Z. 364, *a* ist eine wenig glückliche Ergänzung des zu kurzen Verses; eher *sans fin.* — Z. 368 l. *A chascun doi des mains.* — Z. 388 l. *Em porterent.* — Z. 396 l. *Merrain et bos pesant qu'il avoit fet plomer* (nicht *plongier,* womit das S. 484 über Reimbindung zwischen *é* und *ié* Gesagte hinfällig wird, da auch *Baionvillier* 551 mit der etymologisch richtigeren Form *Baionviller* zu vertauschen ist; vgl. den Ortsnamen *Viler* bei Mousket 16085 im Reime mit *honorer*), *Fist metre sus le corps pour miex aler au fons Du fangier, qui estoit lors* (oder *ors*), *hideus et parfons. Pour cela le faissoit li desloial gloutons Qu'i[l] cuidoit que de li* (*li* für *lui* in diesem Texte öfter) *ne soit ja mes renons. Mes si fu maugré sien; que le tresdous Jhesus* u. s. w. — Nach Z. 420 scheint, wenn man die Version S. 506 vergleicht, eine ganze Strophe verloren gegangen zu sein. — Z. 491 l. *L'angre li comanda trois fois en tel maniere.* — Z. 507 l. *Lors fist Jhesucrist.* — Z. 529 l. *vout* für *veut.* *e* und *o* sind mehr denn einmal verwechselt. — Z. 542 l. *chascun jour a jornee,* vgl. Foerster zu Chev. II esp. 1173. Den beiden Subjekten *Miracles et vertus* in 543 wird aus 541 ein *furent* hinzuzudenken sein. — Z. 571, nach *dist il* ist ein Komma zu setzen. — Z. 575 l. *ja mes.*

In den reichlichen Bemerkungen über die Sprache des Schreibers und die des Dichters ist zu beanstanden S. 484 die Ableitung des Wortes *here* 'Pein' 269, das überall und tadellos mit *faire* u. dgl. reimt, vom deutschen 'Herr', S. 485, die Auffassung, nach welcher *encombrier* eine Nebenform des Infinitivs *encombrer* wäre, ebenda die Vernachlässigung des Imperativs *obëi* 219, der in korrekter Sprache nur *obëis* lauten könnte. Von dem Inhalte der Seiten, die dem Versbau des Gedichtes gewidmet sind, ist besonders bemerkenswert, was sich darunter über das Strophenenjambement findet, welches hier ganz ungemein häufig auftritt. Von interkonsonantischem *e* kann man aus Anlafs von *souverain* (neben *souvrain* und wie dieses gesprochen 123, 174) und mit noch mehr Recht aus Anlafs des nicht erwähnten *suiverai* 309 reden; hier mögen die zwei-

silbigen Formen die ursprünglichen sein, da ein afz. **sourrier*, von dem *souverain* mit Dissimilation hätte abgeleitet werden können, wie prov. *sobeiran* es von *sobrier* thatsächlich ist, nicht bestanden zu haben scheint. In *vraiement* dagegen kann nicht, wie S. 497 geschehen ist, von interkonsonantischem *e* gesprochen werden. Neben *vraiement* hätte übrigens *hastiment* 148, 598 erwähnt werden müssen, eine Form, zu der man von *hastivement* aus über *hastieuement*, Ch. II esp. 11255, *hastieument*, Jub. N Rec. I 94, gelangt. Noch erwähne ich, daſs *bu* 298 nicht als Form mit verschlungenem tonlosem *e* vor lautem Vokal angeführt werden durfte (S. 497), da es 1. Person des Perfekts ist, also Nebenform des immer einsilbigen *bui*. Gern lernt man in dem etwas kurzen, die lateinischen Texte wenig berücksichtigenden Abschnitte über die afz. Quintinslegenden ein Stück des Gedichtes von Hugues de Cambrai kennen. Hier ist S. 505 Z. 12 v. o. nach *oront* ein Komma zu setzen. Eb. Z. 13 v. u. ist *ausi* schwerlich richtig. S. 506 Z. 3 v. o. *Li nostre*. Z. 20 v. u. l. *j'öi*, drei Zeilen später *aduire*. — S. 508 Z. 5 v. o. l. *fol prouvé*. S. 509 Z. 5 der ersten Anm. l. *piec*, ein wohlbekanntes Wort, mit dem sich Gaspary Zts. XIII 325, GParis Rom. XVIII 629 und Godefroy unter *pec* 4 beschäftigt haben; in der folgenden Zeile *oura* statt *orra* und sechs Zeilen später *Des dens* (nicht *deus*).

Recht hübsch in Prosa erzählt ist die Legende, wie sie im Anhang S. 512 ff. aus einer Petersburger Hs. mitgeteilt wird. Auch hier mögen ein paar Fehler des Abdrucks berichtigt sein: S. 512 Z. 14 *estoient pendu a cordes ou acorchés ou agibez* l. *ou a forches ou a gibez*. Z. 18 *sos greex* l. *sor gr.* — S. 513 Z. 11 *ississent* l. *issirent*. — Z. 31 *affondrer en le gué la ou Aire, une riviere, chiet ou Rin.* Wo die Aar in den Rhein mündet, ist durchaus keine Furt (das muſs ich wissen), und Furten wählt man auch kaum, um Menschen darin zu ertränken; l. *en l'egue*, eine Form, die auch 521, 12 neben *aigue* 515, 21 erscheint. — Z. 40 l. *li menistre*. Wie der Erzähler Z. 43 dazu kommt, mit *et est encor ma jouvente* (nicht *jouventé*) die Worte *a juventute mea* der Vulgata (Psalm 70, 5) zu übersetzen, ist mir nicht verständlich. — S. 514 Z. 17 l. *souverainne sapience*. — S. 515 Z. 8 l. *estoit .I. petit aclinex*. — S. 517 Z. 4 l. *or oi* (nicht *oï*) *mon consoil*. — Z. 8 l. *que toutes les richesces*. — Z. 34 l. *consoil qu'i[l] te plaist*. — S. 518 Z. 15 l. *pansee*. — Z. 18 l. *autresi com se ce fust douçors*. — S. 519 Z. 2 und 9 l. *chevalier*. — Z. 12 l. *mëussent*. — Z. 30 statt *ne les mëismes* l. *n'eles m.* — Z. 42 l. *destroit* statt *destraix*. — Z. 43 l. *et s'i praignent example*. — S. 520 Z. 2 l. *l'alaissent decoler*. — Z. 7 l. *a veoir*. — Z. 13 scheint hinter *nois* etwa *issir* zu fehlen. — Z. 15 l. *li enge sont apparoillié de toutes parz qui t'en menront et qui t'em porteront*. — Z. 34 l. *par touz les siecles*. — Z. 38, statt *vit en li ave* l. *jut en l'iaue*. — Z. 41 l. *grant seignorie*. — S. 521 Z. 16 l. *en si grant voie*. — Z. 17 l. *biaus dras*. — Z. 25 l. *ensaignié*. — Z. 40 l. *se coumanda a mener la endroit*. — S. 522 Z. 1 l. *que oies* (nicht *oïes*). — Z. 9 l. *en l'aigue*. — Z. 23 statt *au föir* l. *anföir*. — Z. 24 l. *qu'eles ne sont*. — Z. 36 statt *chevir* l. *cheoir*. — Z. 38 l. *tous les membres*. — S. 523 Z. 15 der Pariser Prosa l. *säin* statt *sam*. — S. 524 Z. 5 l. *l'en moinne aignel*. — Die Imperfecta des Konjunktivs *querist*

Z. 15 und *ansevelissest* Z. 16 erregen Bedenken. — In der letzten der mitgeteilten Legenden wird Z. 2 *draglon* zu *dragon*, Z. 5 *pressoner* zu *pressouer*, endlich S. 525 Z. 5 das ganz unverständliche *i weut* zu *illeuc* zu verbessern sein. (Mit einigen der auch hier gemachten Bemerkungen ist mir im Lit.-Blatt 1902, 172 H. Suchiers Besprechung dieser Ausgabe zuvorgekommen.)

J. Poirot giebt unter dem Titel *A propos de Victor Hugo* einmal eine Zusammenstellung von Motiven, die aus 'Kabale und Liebe' und andererseits aus J. de Maistres *Soirées de S. Pétersbourg* in *Han d'Islande* übergegangen sind, ferner eine Vergleichung des *Géant* in den *Odes et Ballades* mit dem *Nemrod* der *Fin de Satan*, endlich das Ergebnis einer genauen Durchsicht des in der Nationalbibliothek aufbewahrten Druckmanuskripts der *Voix intérieures*, von welchem der Wortlaut der endgültigen Ausgabe in vielen Punkten sich entfernt. Der nämliche Gelehrte handelt in *Deux questions phonétiques* auf Grund sorgfältiger Experimente und Messungen von den Verschiedenheiten der Artikulation des *p* und des *b*, welche sich ergeben, je nachdem diese Explosiven *a, e, i* oder aber *o, ö* oder endlich *u, ü* nach sich haben;[1] sodann von dem so oft unbedachterweise geleugneten Unterschied in Dauer und Klang der betonten Vokale, wenn sie ein stummes *e*, sei es unmittelbar, sei es durch Konsonanten getrennt, hinter sich haben oder aber nicht haben.

J. Runeberg handelt von weitverbreiteten Versionen der Erzählung von dem Fisch (oder der Schildkröte), der, mit dem Rücken aus dem Meere aufragend, von Seefahrern für eine Insel gehalten und bestiegen wird, beim Anzünden eines Feuers aber sich in Bewegung setzt, und von dem ursprünglich damit unverwandten Bericht von einem Fische, der ein Fahrzeug umkreist oder es führt oder Reisende wohin trägt. Diese Arbeit scheint zu rechtem Abschlufs noch nicht gebracht.

U. Lindelöf und A. Wallensköld haben eine kritische Ausgabe der Lieder des Gautier d'Épinal beigesteuert. Der erstere hat dazu die handschriftlichen Materialien geliefert, der zweite die kritische Arbeit gethan mit Inbegriff der Untersuchung der Sprache. Die litterargeschichtliche Behandlung war einem anderen Mitarbeiter zugedacht und steht leider noch aus. Alles Bibliographische, die Erörterung der Verhältnisse, die zwischen den Handschriften bestehen, und der Fragen, die sich auf die Verfasserschaft der einzelnen Stücke beziehen, die Feststellung dessen, was als Charakter der Sprache und als Regel des Versbaues der sicher dem Dichter gehörenden Lieder gelten darf, dies alles ist mit grofser Sorgfalt ausgeführt, was man gern anerkennen wird, auch wenn abweichende

[1] Der Verfasser wird entsprechende Wahrnehmungen zu machen Gelegenheit haben, wenn er auf die Verschiedenheit der Artikulation des *f* in *fade*, in *feu* und in *fut* achtet, und wenn er seine Beobachtungen auf *plat* neben *plus*, auf *pratique* neben *prune*, auf *blanc* neben *bleu* oder *bluette*, auf *bras* neben *breuil* oder *bru*, auf *flanc* neben *flot* oder *fluet*, auf *franc* neben *frôler* oder *fruit* richtet. Auch zwischentretende Liquiden hindern keineswegs die Anpassung der für die Labialen erforderten Lippenstellung an die von den nachfolgenden Vokalen verlangte.

Auffassung des Überlieferten hie und da zu Schlüssen gelangen läfst, die von denen Herrn W.s sich entfernen. Nicht mindere Mühe ist auf die Untersuchung der Reime gewendet, und den Ergebnissen dieses Teils der Arbeit wird man fast durchweg zustimmen können. Der schliefslich gewonnene kritische Text scheint mir nicht über allen Zweifel erhaben, und man mag wohl bedauern, dafs, wie auf einen sachlichen, historischen Kommentar mit Versuch einer Deutung der vorkommenden Eigennamen, so auch auf jede Analyse und Würdigung der einzelnen Stücke und auf Auslegung schwer verständlicher Stellen verzichtet ist. Vielleicht erschiene die am Ende gewählte Lesung bisweilen annehmbarer, wenn man wüfste, welche Erwägungen sie dem Herausgeber empfohlen haben. Um nur weniges zu berühren, wie mag er VIII 1, 6 verstanden haben? warum setzt er nicht nach I 4, 4 ein Semikolon? warum duldet er II 3, 9 das unpassende Perfectum *esbahi* (denn das Präsens würde doch *esbahis* lauten)? warum setzt er V 4, 9 nach *savoir* kein Komma? hat er VI 2, 11 (*sartu* = *s'Artu*) die Anspielung auf die auch XIII Geleite 2 vorkommende bretonische Hoffnung nicht erkannt? ist VIII 2, 3 *haut* mit *igaus* vereinbar? warum VIII 4, 2 nicht das bekannte Adjectivum *chascunjornaus*? Gegen die Durchführung gleichmäfsiger Sprachform ist, scheint mir, im vorliegenden Falle nichts Ernstliches einzuwenden; sie verlangt aber viel Vorsicht: die Handschriften C und U (die grofse Berner und die Pariser 20050) meinen z. B. mit *a* ebensowohl, was auch anderwärts *a*, wie das, was sonst *au* geschrieben wird, und letzteres war in einem Texte von francischem Gewande einzuführen, wo der Herausgeber schreibt *Quant la vi a comencier, Tost cuidai avoir trovee Merci* (so zu interpungieren), III 4, 2, oder *a mien espoir ëusse je jöi De ce que j'ai a gré d'amor choisi*, IX 3, 5. In den nämlichen beiden Handschriften kann *ait* allerdings den Indikativ *a* (*habet*) vorstellen; aber auch der Konjunktiv, der überall *ait* (*habeat*) lautet, kann damit gemeint sein, und *ait* war zu belassen, wo der Herausgeber schreibt *Sol qu'ele l'a comandé*, XV 1, 8.

Hugo Palander behandelt mit guter Kenntnis der aus Deutschland stammenden Litteratur des Gegenstandes (von W. Wackernagel bis zu Maxeiner) den französischen Einflufs auf die deutsche Sprache im 12. Jahrhundert. Er bemüht sich, das Material, das anderwärts wohl ebenso vollständig zusammengetragen war, chronologisch zu ordnen und gleichzeitig nach den Gegenden und den einzelnen Quellenschriften zu sondern, in denen jedes Frankreich entstammende Fremdwort zuerst nachweisbar ist, versäumt auch nicht diejenigen Wörter zu Gruppen zusammenzustellen, die den nämlichen Lebensgebieten zugehörende Dinge und Thätigkeiten bezeichnen. Im einzelnen bleibt freilich die Richtigkeit der vollzogenen Aufstellungen nicht selten zweifelhaft. Nicht immer braucht, was in deutschen Texten an undeutschen Wörtern begegnet, gerade aus Frankreich eingeführt zu sein (so z. B. die aus den Lapidarien stammenden Namen der Edelsteine); sehr oft spricht der Verfasser selbst aus, dafs dieses oder jenes angeblich französische Wort in altfranzösischer Litteratur sich nicht habe entdecken lassen. Bisweilen wiederum sind die von

ihm oder vielmehr von anderen vor ihm gewagten Identifikationen deutscher Wörter mit französischen in hohem Grade unsicher (*hamît* = *hamede*) oder entschieden abzuweisen (*væle* Mantel = *veile* Schleier, an dessen Statt man eher an *faille* denken dürfte). Doch wird man gern anerkennen, dafs die Arbeit gut angelegt und mit Umsicht, Fleifs und lobenswerter Kenntnis ausgeführt ist.

Die Arbeit von U. Lindelöf 'Die Handschrift Junius 27 der Bibliotheca Bodleyana' und T. E. Karstens Beiträge zur germanischen Wortkunde, worin über nhd. *drohen, sich sehnen,* einige germanische Ausdrücke für 'Quelle', über mhd. *stunz* 'kurz', *stinz* 'ein Fisch', über got. *wis* 'Meeresstille', über ags. *dwǣscan* und nebenher noch über eine grofse Zahl anderer indogermanischer, auch einige finnische Wörter gehandelt wird, diese beiden Arbeiten ebenfalls zu besprechen, mufs ich anderen überlassen.

Berlin. Adolf Tobler.

Il Libro delle tre scritture e i Volgari delle false scuse e delle vanità di Bonvesin da la Riva a cura di Leandro Biádene. Pisa, Spoerri, 1902. XXXVIII, 113 S. 8. (Edizione di 300 esemplari.) L. 5.

Von der oberitalienischen Litteratur des 13. und des 14. Jahrhunderts, die seit mehreren Jahrzehnten in früher nicht geahntem Reichtum ans Licht getreten ist und gleich sehr als Bezeugung eigentümlichen Geisteslebens wie als Quelle sprachgeschichtlicher Erkenntnis die Aufmerksamkeit der Philologen festgehalten hat, ist das Lebenswerk des Bonvesin wohl das Anziehendste, und mit berechtigter Ungeduld sieht man der Zeit entgegen, wo Professor Biádene, ein vor über fünfzehn Jahren gegebenes Wort einlösend, die sämtlichen bekannten Dichtungen des wackeren Lombarden vereinigt in solcher Gestalt zugänglich gemacht haben wird, wie sie dem heutigen Stande der philologischen Studien entspricht. Dafs er die schöne Aufgabe (die übrigens ein ganzes Gelehrtenleben auszufüllen doch nicht völlig ausreichend erscheinen will) aus dem Sinne verloren habe, braucht man nicht zu fürchten; denn von Zeit zu Zeit tritt er mit Arbeiten hervor, deren Zusammenhang mit ihr man leicht erkennt, und die deutlich zeigen, wie vielseitige Vorbereitung er sich angelegen sein läfst, damit dereinst seiner Leistung es an gar nichts fehle. Aber Zeit nimmt er sich dazu, das mufs man sagen, so viel, dafs er kaum ein Recht hat, sich zu beklagen, wenn eines oder das andere, was er sich vorbehalten hatte, ihm von anderer Seite vorweggenommen wird — wie jetzt eben geschehen ist. Denn dieselben drei Gedichte, ein dreiteiliges umfangreiches und zwei kürzere, die er jetzt vorlegt, sind kurz zuvor auch von V. de Bartholomæis für die Società filologica Romana herausgegeben worden,[1]

[1] Diese Ausgabe ist von A. Mussafia in der Deutschen Litteraturzeitung 1902 Nr. 15 und 16 besprochen, wo man einige der unten gegebenen Besserungsvorschläge ebenfalls gemacht findet.

freilich (allem Anscheine nach) ohne dafs die auf sehr sorgsamer Abschrift beruhende Ausgabe Biádenes, und was er zur Würdigung und zur Erläuterung der Texte hinzugefügt hat, darum weniger verdiente, mit Dank aufgenommen zu werden.

Die hier herausgegebenen Gedichte finden sich mit Ausnahme des zweiten Teiles des vorangestellten gröfseren Werkes nur in einer ambrosianischen Handschrift (T 10 sup.) in Mailand, welche in starkem Unterschiede von der Berliner Handschrift, aus welcher allein wir bisher den gröfseren Teil von Bonvesins Werken kannten, von der Sprache des Dichters nur eine recht wenig zutreffende Vorstellung giebt, indem sie die altlombardischen Formen in hohem Mafse mit den toskanischen vertauscht oder ihnen annähert, dergestalt, dafs die vom Verfasser unverkennbar auch hier gewollten und sicher ebensogut wie in den lange bekannten Gedichten ihm auch gelungenen (zu vierzeiligen einreimigen Strophen verbundenen) Alexandriner das erforderte Mafs nur dann zeigen, wenn man sie liest, wie sie in Bonvesins Mundart thatsächlich lauteten, nicht wie man der Schreibweise nach denken möchte. Schon in den Bekkerschen Texten mufs man, um richtiges Versmafs zu gewinnen, sich eine Menge in Wirklichkeit geschwundener Vokale hinwegdenken, die die Schreibweise auch des Berliner Codex noch festhält (*Quand have zo digio Maria, la vox ghe dixe per man* zu lesen *Quand hav zo dig̃ Maria, la vox ghe dix per man*), wie ja für die Dichtungen Uguçons oder Barsegapès ähnliches gilt; hier aber ist der Abstand zwischen Schrift und Laut viel weiter: die Schreibungen *dra, dro* sind hier durchweg mit *de la, de lo* vertauscht; die in provenzalischer Weise stattfindende Enklisis tonloser Pronomina und der Artikel bleibt noch viel öfter unangedeutet; die Infinitive weisen meist das *re* ihrer Endung noch auf, auch wo der vorangehende Vokal Auslaut gewesen sein mufs; die Adverbien *illoga, quiloga* sind mit *li* oder *qui* vertauscht, die dritte des Pluralis *en* mit *son*; und man kann sich denken, welche Entstellungen des Versbaues sich aus solchem Verfahren ergeben müssen. Hier dürfte die 'Kritik der Sprachform' in mehrerem als blofs gelegentlichen Bemerkungen, an denen es Herr Biádene nicht hat fehlen lassen, ihres Amtes zu walten haben. Hätte man schon auf Grund sorgfältigen Studiums der handschriftlichen Überlieferung des Versbaues und der Reime ein gewisses Recht zu einer gründlichen Umgestaltung der Schreibweise, so wird solches Recht dadurch noch unbestreitbarer, dafs die Berliner Handschrift uns zeigt, wie die leicht zu erkennenden Eigenheiten der Mundart auch in der Schrift der Zeit ihren treuen Ausdruck gefunden haben, wenngleich nicht mit der Folgerichtigkeit, an die wir heute gewöhnt sind; und will man nicht die in toskanisierender Darstellung vorliegenden Dichtungen Bonvesins samt und sonders zwiefach herausgeben, d. h. einmal so, wie sie in der Handschrift stehen, und daneben so, wie sie gesprochen worden sein müssen, so kann einem Herausgeber, der seine ganze Schuldigkeit thun will, doch nicht erlassen werden, die im Jahre 1868 von Mussafia unternommene und weit geförderte Untersuchung der Sprache Bonvesins auf Grund des vervollständigten eigentlichen Materials

und mit Zuzug der vielen durch Mussafia selbst und durch andere hinzugebrachten Texte verwandten Ursprungs und mit Verwertung der Ergebnisse von deren Studium zu vervollständigen und mindestens das eine oder das andere der Gedichte so vorzulegen, wie man gewifs sein darf, dafs es Bonvesins eigener Sprache und auch wohl Schreibweise am nächsten zu bringen möglich ist. Für jedes einzelne Stück, das man herausgiebt, die Untersuchung der Sprache aufs neue anzustellen, zu jedem einzelnen ein besonderes Glossar anzulegen und dabei jedesmal wieder in jedem Artikel auf die sehr lobenswerte Arbeit Seiferts, auf die dazu von Salvioni gegebenen Nachträge und anderes Ähnliches zu verweisen, hat wenig Sinn. Was dringend not thut, das ist, dafs endlich die ganzen, gewifs genauen Abschriften Herrn Biádenes auf einmal in die Druckerei wandern, nicht etwa die eine in irgend einer Zeitschrift, die andere zur Hochzeit von Hinz und die dritte in einer Festgabe für Kunz ans Licht komme, und dafs er dann ein Gesamtglossar zu dem Dichter seines Lebens und eine Darstellung von dessen Sprache gebe. Die litterarhistorischen Fragen zu erörtern, zu denen die einzelnen Werke Anlafs bieten, und die angemessen zu beantworten er durchaus der rechte Mann und seit Jahren speciell vorbereitet ist, wird immer noch Zeit sein.

Was in der vorliegenden Publikation geboten wird, verdient im ganzen alle Anerkennung. Was über das Verhältnis der Ausgabe von de Bartholomæis zu der von Biádene gesagt wird, läfst keinerlei Gereiztheit erkennen, wie sie am Ende doch erklärlich gewesen wäre, und giebt die beruhigende Gewifsheit, dafs auf Abschrift und nachträgliche Wiedervergleichung des Manuskripts hier alle Sorgfalt verwendet ist. Man erfährt ferner, was an Dichtungen Bonvesins die ambrosianische Handschrift aufser dem hier zuerst gegebenen Neuen sonst noch enthält, und bekommt eine zutreffende Charakteristik der drei nachfolgenden Dichtungen. Der Herausgeber ist sie zu überschätzen weit entfernt, wie sie denn in der That mit ihrer kaum erträglichen Breite und der ärmlichen Eintönigkeit ihres Vortrags manchem weit nachstehen, was wir dem nämlichen Urheber verdanken. Auf Schriften, mit denen die hier vorgelegten vergleichend zusammenzuhalten besonders nahe liegt, hinzuweisen, hat Herr Biádene nicht versäumt. Dafs man beim Lesen dessen, was Bonvesin von Hölle und Paradies in der *Scrittura negra* und der *Scrittura dorata* sagt,[1] nicht an Dante sich erinnern darf, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden; dafs er die vielen Arten höllischer Qual zu irgendwie entsprechenden Arten von Versündigung in Bezug zu bringen keinen Versuch macht, schon eher, da doch andere mittelalterliche Visionen das bereits zweckmäfsig gefunden haben. Wenn gleiche Mannigfaltigkeit der ewigen Wonnen nicht in Aussicht gestellt ist wie der höllischen Pein, so hat über solche in der menschlichen Natur begründete Ungleichheit auch Dante nicht hinwegzukommen vermocht, nur dafs er der Mann dazu war, für das Einerlei blofser Schmerzlosigkeit, auf die doch schliefslich alle Seligkeit

[1] Die dazwischen gestellte *Scrittura rossa* ist eine Darstellung der Passion.

hinausläuft, Ersatz zu gewähren in der Fülle innerlich reicher Persönlichkeiten, in fesselnden Ausblicken auf Vergangenheit und Zukunft, in symbolischen Visionen, in eingeschalteten schwungvollen Darlegungen ergreifender Wahrheit.

Für Herstellung eines durchweg grammatisch und metrisch und dem Sinne nach befriedigenden Textes hätte der Herausgeber noch etwas mehr thun müssen. Auch wer weifs, wie er die überlieferten nichtaltlombardischen Formen lesen darf oder soll, um der Sprache des Dichters nahe zu kommen, wird an manchen Stellen über das Schwanken zwischen mehreren Möglichkeiten nicht leicht hinauskommen oder wird an anderen nicht wissen, wie er zu kurze Verse auf das geforderte Mafs bringen soll. Der Herausgeber hat in dieser Hinsicht in seinen Anmerkungen recht Schätzenswertes geleistet und namentlich aus der Thatsache gebührend Nutzen gezogen, dafs der Dichter es liebt, gleichlautende Verse oder Vershälften an verschiedenen Stellen zu verwenden, so dafs die Form, in der sie das eine Mal überliefert sind, lehren kann, wie man sie ein anderes Mal zu heilen hat. Aber der Hinweis auf die Notwendigkeit kritischer Eingriffe dürfte meines Erachtens noch öfter gegeben werden, als geschehen ist, und brauchte auch da nicht zu unterbleiben, wo der Herausgeber über das Wie? der angemessenen Besserung vielleicht noch nicht mit sich im reinen war. Zu Halbversen wie *con le membre fievele e lasse* S I 31 (wo *fierle* oder *fievre* zu sprechen nicht genügt), *On in qualche parte* eb. 72, zu Versen wie *Zà marcirano in proximo dentro la terra in le brute fosse* eb. 151 und so zu sehr zahlreichen anderen war eine Bemerkung zu geben, wenigstens immer da, wo die blofse Einführung der bonvesinischen Sprachform zu Befriedigendem noch nicht führte. Stellen, wo mir der Verdacht gekommen ist, es sei entweder falsch abgeschrieben oder vom Schreiber des Codex selbst ein Fehler begangen worden, ohne dafs der Herausgeber sich zu einer Änderung entschlossen hat, sind etwa folgende: S I 814 und III 638 begegnet *novello* in einem Sinne, der mir nicht recht zu passen scheint, indem *novità,* womit Herr Biádene es im Glossar erklärt, nicht genug sagt; ich möchte glauben, das Richtige wäre dort *rovello* im Sinne von 'Freude, Jubel', was afz. und prov. *revel* auch heifst (Zts. f. rom. Phil. X 578). In I 835 sagt der Sünder *Eio inflo più ka brosco* (im Gedanken an die verscherzte ewige Seligkeit), und III 679 sagt der Selige vom Teufel, der darüber wütend ist, dafs eine Seele sich aus seinen Klauen gerettet hat: *Ello infiama più cha brosco.* Hier ist offenbar die eine Stelle nach der anderen zu berichtigen, und zwar möchte ich glauben, *inflo* sei richtig, und *brosco* sei nicht *pustola,* wie Herr Biádene vermutet, sondern das lombardische Abbild des vulgärlat. *bruscus,* mit welchem C. Nigra sich im Arch. glott. XV 505 beschäftigt hat. III 426 wird *straledecteroli* nur Druckfehler für *stradelectevoli* sein; dagegen vermute ich in *grande* für *gramo* eb. 517 einen Fehler der Abschrift. Mehrere Verse, in denen *bexogna* vorkommt, werden richtig, wenn man dieses durch *cal* ersetzt (s. Lexikalisches zu Uguçon). In Q 62 scheint zwischen *te le* und *tole* (Infinitiv) ein *volia* verloren gegangen zu sein; eb. 111 mag *ombra* Lesefehler für *ombría* sein,

das dem Vers sein Mafs giebt. Manche Verse, in denen zwei Adjectiva durch *e* verbunden auftreten, werden richtig, wenn man auch dem ersten ein *e* vorsetzt.

Das den Schlufs bildende Glossar ist mit viel Sorgfalt gearbeitet und weist reichlich auf die gleichartigen Beigaben hin, mit denen andere oberitalienische Texte veröffentlicht sind, auf Flechia, Mussafia, Salvioni, Parodi und andere. Vermifst habe ich *crodare* R 2, *stramitade* S I 495 und hie und da die Anführung von Belegstellen, wo man (bei seltenen, schwierigen Wörtern) diese gern möglichst vollzählig finden möchte. Was über die Herkunft von *bozoli* S III 134 gesagt ist, scheint mir bedenklich. *delongara* S II 175 und *deslongato* S I 757 würde ich eher zu it. *slogare* als zu *longo* stellen; *derexiato* S II 417 mit *rigidus* lieber als mit *resecare* in Verbindung bringen. Prov. *engres*, wovon unter *incresso* die Rede ist, hat offenes *e* und kann mit *crescere* nicht zusammenhängen. *nervoso* (von den Füfsen des Gekreuzigten) heifst schwerlich 'nervös zuckend', sondern eher 'mit stark hervortretenden Sehnen'. *stranforte* S III 566 ist augenscheinlich dasselbe wie afz. *estanfort*, worüber ich auf P. Meyer in Romania VI 604 Anm. und Ebeling zu Auberee 82 verweise.

Berlin. Adolf Tobler.

La novella provenzale del Pappagallo (Arnaut de Carcasses). Memoria letta alla R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti nella tornata del 19 marzo 1901 dal professore Paolo Savj-Lopez. Napoli, 1901. 82 S. 4.

Die in der Hs. R in längerer Fassung, in italienischen Handschriften in kürzerer, aufserdem noch bruchstückweise erhaltene Erzählung in Versen, die durch Bartsch in ihrem ganzen Umfang wiederholt herausgegeben worden ist, erscheint hier abermals in kritischer Bearbeitung auf Grund des gesamten Materials. Die Frage, welche von den beiden, nur für die ersten etwa 140 Verse ungefähr gleichlautenden Fassungen als die ursprüngliche anzusehen sei, wird, wie auch schon früher geschehen ist, zu Gunsten der längeren entschieden. Aufserdem handelt die Einleitung von anderweitigem Auftreten der Motive vom Vogel als Liebesbote und vom Vogel als Brandstifter, wobei nur zu bedauern ist, dafs von den zahlreichen beigebrachten Dichterstellen so viele durch Druckfehler arg verunstaltet sind (z. B. S. 22, wo man Verse umzustellen hat) oder stillschweigend in einem Wortlaut mitgeteilt werden, dem der beste Wille keinerlei Sinn abgewinnen wird (S. 25, S. 29). Der neu hergestellte Text, der sich von dem in Bartschs Chrestomathie nicht weit entfernt, bedarf noch einiger Berichtigungen mehr, als A. Thomas in der Romania XXXI 169 an ihm vollzogen hat. Z. 14 l. *bastit.* Z. 23 l. *qu'el.* Z. 47 die Dreisilbigkeit von *sapiatz*, an die überhaupt schwer zu glauben ist, wird durch die Schreibung *sapcha* 226 nicht wahrscheinlicher. Z. 65 die Stellung der Worte *Vos be dizetz* ist unnatürlich. Z. 93 die Infinitivform *dexir* für *dire* ist bedenklich. Z. 114 *ma amistat* (viersilbig) an Stelle des über-

lieferten *mamistat* zu setzen, ist gewagt; das gleiche ist von Z. 150 zu sagen, wofür Z. 151 die Heilung nahe legt. Z. 144 wird *voli'* zu setzen sein. Zu Z. 160, wo auch Herr Thomas nicht beistimmt, verweise ich auf E. Levys Supplementwörterbuch, wo *per espas* nachgewiesen ist; dafs der Schreiber auslautendes *tz* und *s* verwechselt, zeigen *las* 271 und *jotz* 280, und dafs dem Dichter die beiden Auslaute gleich waren, der Reim *volres* (d. h. *volretz*) : *pres* 40. Z. 173 ändere ich (von A. Thomas abweichend) *sel dieus que vos creetz*. Z. 224 darf hinter *cami* keine Interpunktion stehen. Z. 238 bedarf der Besserung, aber welche darf man am ehesten vorschlagen? Z. 250 l. *l'es tart*. Z. 262 die Wortstellung, die Herr Savj durch seine Änderung gewinnt, ist nicht provenzalisch (*ieu fay n'ay*); eher würde ich vorschlagen, *tot* durch *trastot* zu ersetzen. Das dreisilbige *comiat* 277 ist wenig glaublich; l. *tot ses comjat*. Z. 298 l. *levatz*. — In der Fortsetzung der Hs. J würde der schlechte Reim *lẹi* : *rẹi* 10 durch einen richtigeren ersetzt, wenn man *sẹi* (für *lẹi*) einführte, eine öfter begegnende Nebenform von *sẹ*; doch ist dieser schlechte Reim nicht der einzige des Stückes. — Dafs *Joan* im Breviari 12726 einsilbig sei, wie S. 73 behauptet wird, mufs bestritten werden. Dafs in der Anmerkung zu Z. 48 die Deutung Raynouards mit Unrecht angefochten sei, hat schon Herr Thomas gesagt. Die fragliche Stelle ist in meinen Verm. Beitr. I² 5 mit anderen zusammen angeführt, die jeden Zweifel an der Richtigkeit des Überlieferten ausschliefsen. Wo von den Reimen der Novelle die Rede ist, verdiente auch die Gleichstellung des festen mit dem beweglichen *n* in *respon* (*respondet*) : *don* (*donet*) 118 Erwähnung.

Berlin. Adolf Tobler.

Boccaccio-Funde. Stücke aus der bislang verschollenen Bibliothek des Dichters, darunter von seiner Hand geschriebenes Fremdes und Eigenes, ermittelt und erwiesen von Oskar Hecker. Mit zweiundzwanzig Tafeln. Braunschweig, George Westermann, 1902. XVI, 320 S. gr. 8.

Zwei Seelen wohnten in der Brust Boccaccios: die des sinnenfrohen Genufsmenschen und die des Gelehrten, zu dem 'der ganze Himmel niedersteigt', sobald er 'ein würdig' Pergamen entrollt'. Arm, wie er war, gelangte er mit Schwierigkeiten und allmählich in den Besitz von Codices; trotz seiner Körperfülle liefs er sich die Mühe fleifsigen Abschreibens nicht verdriefsen, und so mag er es bis auf etwa zweihundert Bände gebracht haben, für jene Zeit gewifs ein grofses Gut. Und nicht wie ein Geizhals safs er über seinen Schätzen; er hatte den Wunsch, sie auch anderen zu Lektüre oder Kopie zugänglich zu machen, noch über seines Lebens Frist hinaus: mit dieser liberalen Bestimmung hinterliefs er sie seinem Beichtvater Fra Martino da Signa, und nach Fra Martinos Tode sollten sie dem Kloster S. Spirito in Florenz zufallen, dort einen besonderen Schrank erhalten und ein Inventar darüber aufgenommen werden. In S. Spirito fiel die schöne Sammlung arger Vernachlässigung

anheim, bis sich — Anfang des 15. Jahrhunderts — Niccolò Niccoli ihrer annahm. Eine Feuersbrunst vernichtete 1471 die Kirche; doch die Bücher gingen damals nicht, wie man geglaubt hat, mit zu Grunde: das wies E. Narducci (1882) nach. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts sind die Schicksale der Bibliothek in Dunkel gehüllt.

A. Goldmann entdeckte (1887) ein Inventar der Klosterbibliothek von S. Spirito aus den Jahren 1450—51; der dritte Teil beschreibt die sogenannte parva libreria, und diese enthielt (nach Goldmanns Vermutung, die dann F. Novati zur Gewifsheit erhob) aufser einigen anderen Handschriften solche, die aus Boccaccios Besitze stammten. Es war das nicht mehr der vollständige Nachlafs, wie er in die Hände Fra Martinos gelangte, sondern nur noch einige neunzig Bände, meist klassische Werke enthaltend.

Mit Hilfe des Inventarium parvae libreriae ist es möglich, einzelne wieder aufgefundene Handschriften als ehemals zu genannter Bibliothek gehörig zu erweisen. Nachdem dies Novati mit dem schon vorher als Boccaccio-Autograph erkannten Terenz-Codex der Laurenziana gethan, begann Hecker seine planmäfsigen Nachforschungen auf Florentiner Bibliotheken, die von so glücklichem und verdientem Erfolge begleitet waren. Es gelang ihm, zwölf solcher Codices zu identifizieren, zwei mit grofser Wahrscheinlichkeit, zehn mit voller Sicherheit. Einer ist der bekannte Zibaldone (Laur. Pl. 29, Nr. 8); die anderen enthalten Werke von Horaz, Juvenal, Lucan, Ovid, Fra Giovanni Gallico (Magister Johannes Wallensis), Statius, Seneca (dem Tragiker) und zeigen entweder gar keine oder mehr oder weniger zahlreiche Spuren von Boccaccios Hand; nur eine Apuleius-Hs. ist vollständig Autograph, sowie die folgenden beiden, welche Heckers wichtigsten Fund darstellen.

Es sind dies die codd. Ricc. Nr. 1232 und Laur. Pl. 52, Nr. 9; in ihnen entdeckte er die Originalniederschriften zweier lateinischen Werke Boccaccios, der Eklogen und der Genealogia deorum. Zu dem Schlusse, dafs es sich wirklich um Autographen handelt, gelangt Hecker durch methodische Prüfung der inneren und äufseren Gründe, die dafür sprechen; erst dann zieht er die paläographische Vergleichung mit anerkannten Boccaccio-Hss. zur Unterstützung herbei. Die Herkunft aus der parva libreria wird bezeugt durch die Übereinstimmung von Anfang und Ende mit den Angaben des Goldmannschen Inventariums.

In beiden Hss. sind durch Rasur und Einschiebsel zahlreiche Änderungen von Buchstaben, Worten und ganzen Wortreihen oder Kapiteln vorgenommen worden; es sind das Spuren einer redigierenden Thätigkeit, die — wie Hecker überzeugend ausführt — nicht von einem Schreiber herrühren können, der etwa seine Abschrift nach einer anderen, ihm besonders vertrauenswürdig erscheinenden umgestaltet habe. Auch ist die Annahme, Boccaccio habe sich zu Niederschrift oder Redaktion eines Sekretärs bedient, bei des Dichters bescheidenen Verhältnissen abzuweisen: die beiden Codices, deren Handschrift völlig die gleiche ist, sind Autographen.

Dafs die erwähnten Umänderungen im cod. Ricc. noch zu Boccaccios Lebzeiten, in den letzten Jahren, erfolgten, ja Boccaccio selbst zum Urheber haben müssen, macht Hecker ohnehin auf Grund des Briefes Boccaccios an Fra Martino da Signa bis nahe zur Gewifsheit wahrscheinlich. Die Redaktion wurde teils vor, teils nach der Illuminierung vorgenommen, d. h. — da man eine Hs. erst nach Abschlufs des darin enthaltenen Werkes zu illuminieren pflegte — wohl vor und nach 1366 (ungefähres Abfassungsjahr der letzten Ekloge). Für einen Zusatz bestimmt sich als frühester Termin 1369. Mit Hilfe des cod. Laur. Pl. 39, Nr. 26, der den Eklogentext vor Abschlufs der Revision giebt, läfst sich ermitteln, was Boccaccio an einzelnen Stellen des cod. Ricc. geändert. Dann vergleicht Hecker diesen Originaltext mit dem der Ausgabe Florenz 1719. Da für einen Neudruck sämtlicher Eklogen kein Grund vorliegt, begnügt er sich, im Anhang zu Kapitel III, die XIV. nach dem cod. Ricc. mit Einleitung und den Varianten des florentinischen Druckes zu publizieren.

Die Niederschrift des cod. Laur. geschah nicht in einem Zuge, sondern in drei Abschnitten. Zunächst Buch I—XIII, kaum vor 1363. Dann eine erste Textrevision mit Änderungen und Einschiebungen, sowie die Niederschrift von Buch XIV—XV; für diese nimmt Hecker die Zeit zwischen November 1366 und Februar 1367 an (nach S. 271 Anm. 1 aber wäre sie erst nach 1371 beendet worden). Hieraus erschliefst er als spätesten Abfassungstermin des in der 'Genealogia' citierten Werkes De Montibus das Jahr 1366, während er auf Grund einer Stelle in dessen Abschnitte de fluminibus als frühesten den Herbst 1360 ansetzt; eine weitere Konjektur sucht sogar 1362 annehmbar zu machen. Endlich ein dritter Abschnitt der Textbehandlung, der sich durch weniger ruhige Schrift abhebt und nach Hecker wahrscheinlich bis spätestens Hochsommer 1373 reicht. Einige Stellen des cod. Laur. werden mit den entsprechenden der Ausgabe von Micyllus, Basel 1532, verglichen. Manche Abweichungen legen Hecker die Vermutung nahe, es könne noch ein zweites Original existiert haben, auf das die sogenannte Vulgata (Text der Drucke und anderen Hss.) zurückgehe. Unterstützt wird diese Hypothese durch eine Anzahl Stellen, die in der Vulgata vom cod. Laur. verschieden lauten und doch nicht etwa in diesem fortradiert worden sind. Hecker möchte den cod. Laur. als die spätere der beiden Redaktionen Boccaccios ansehen, wenn er sich auch nicht die Bedenken verhehlt, die dagegen geltend gemacht werden können.

Da Boccaccio der erste Schriftsteller seines Jahrhunderts ist, der Homer in der Ursprache anführt, schenkt Hecker den in griechischen Buchstaben geschriebenen Citaten der Genealogia-Hs. die gebührende Beachtung. Dabei ergiebt sich, welche Fehler aus dem Boccaccio vorliegenden Homer-Texte stammen, welche auf seiner mangelhaften Sprachkenntnis beruhen. Offenbar hat Boccaccio den griechischen Wortlaut, wie er ihn geschrieben, gar nicht mit der von ihm beigefügten lateinischen Übersetzung seines Lehrers Leontius Pilatus verglichen; zuweilen enthält diese Worte, die in jener fehlen. Er kopierte den griechischen Text

mechanisch und ohne Verständnis. Als Anhang zu Kapitel IV folgt der Abdruck der Proemia, der Bücher XIV und XV, sowie die Conclusio der Genealogia deorum im Wortlaute des cod. Laur. mit Varianten aus dem Drucke Basel 1532 und dem Pariser cod. Bibl. Nat. Ms. lat. 7877. Es sind die Abschnitte, die mit dem mythologischen Thema nur lose zusammenhängen.

Der reiche Inhalt des Heckerschen Buches ist durch diese Angaben nicht erschöpft. Aufser kleineren Erörterungen über wichtige Fragen in den Fufsnoten sind den Kapiteln Anhänge beigegeben; der zum ersten behandelt das Dante-Carmen, welches von Boccaccio an Petrarca und zwar — wie Hecker gegenüber Fracassetti hervorhebt — nicht 1359 nach Mailand, sondern nach Avignon gesandt wurde. Es sei wahrscheinlich 1352 entstanden, zwischen 1351 (erster Besuch Boccaccios bei Petrarca) und 1353 (Ende des letzten Aufenthaltes Petrarcas in Avignon). Mit Benutzung aller zugänglichen Handschriften und der bisherigen Ausgaben druckt Hecker das Carmen nochmals ab. Der Codex L. V. 176 der Chigiana gilt ihm, obwohl er die von Macrì-Leone und Rostagno gegen die Authenticität vorgebrachten Gründe als nicht stichhaltig zurückweist, nicht für ein Autograph. Im Anhang zu Kapitel II stellt er wichtigere Versehen Goldmanns beim Abdruck des Inventars der Parva libreria nach dem Ms. richtig, giebt erläuternde Bemerkungen zu der Eigenart einiger Codices, um Nachforschungen zu erleichtern. Z. B.: Boccaccio hat, woran Hortis zweifelte, Chalcidius' Übersetzung des Platonischen Timaeus in Händen gehabt. De Nolhacs Vermutung, Boccaccio könne von Tacitus mehr als wir gekannt haben, wird entkräftet.

So charakterisiert sich dieses Werk Heckers als eine der bedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Boccaccio-Litteratur. Er hat zu suchen und das Gefundene zu verwerten gewufst. Interessante Einblicke eröffnen sich in Boccaccios emsige Schriftstellerthätigkeit, in sein Ringen nach Wissen. Wir glauben ihn am Schreibtische zu sehen, unermüdlich feilend und nachtragend. Hecker fordert andere zu Nachforschungen auf aufser-florentinischen Bibliotheken auf: vielleicht kommen so noch weitere verschollene Bände aus Boccaccios Bibliothek zum Vorschein. Es bleibt nur zu wünschen, dafs Heckers Nachfolger auf diesen Wegen ebenso gründlich, methodisch und verständnisvoll zu Werke gehen möchten wie er.

Breslau. Richard Wendriner.

Gran Diccionario de la Lengua Castellana autorizado con ejemplos de buenos escritores antiguos y modernos, por Aniceto de Pagés.

Esta obra constará de cuatro tomos, cada uno de los cuales contendrá 10 cuadernos de 32 páginas, del tamaño del diccionario académico, próximamente. El cuaderno vale 1 peseta. En el 1er año se reparte uno cada 15 días. En los años 2° y 3° el reparto será semanal. Los avisos han de dirigirse al autor, en Madrid, plaza de las Cortes, 7.

Si bien tengo pedidos hace tiempo los primeros cuadernos, no parecen. Gracias á una célebre casa berlinesa puedo disponer de los números tres á seis inclusive, y con ellos á la vista puede uno formarse idea de lo que será la extensa obra, é informar á los interesados sobre su importancia.

La envoltura no predispone en favor del libro, pues en ella vienen cartas de académicos, recomendándolo, y no hay quien ignore que en la Academia española se anda en punto á lexicografía á la altura del betun, como ahora se dice, aunque la frase, por supuesto, no figure en el léxico oficial. Pero, en fin, esperemos que bajo una mala capa se oculte un buen bebedor. Abramos el nº 3. ¡Hm! Mal empieza el examen. *Acafresna,* con dos citas, de Miguel Colmeiro, y Odón de Buen, catedrático de Barcelona. Respecto á este, diré que ni como escritor ni como botánico le conoce casi nadie en España. En cuanto al primero, reconozco que entendió de plantas, pero también que no se tomó gran trabajo por estudiar sus nombres vulgares. Yo tenía coleccionados, y áun tengo, cientos de vocablos populares con sus correspondientes denominaciones científicas, que Colmeiro no mencionaba en la obra á la cual parece referirse Pagés. Ya entonces prefería yo la filología á los aburridos cursos de Historia Natural, explicados por viejos cansados y chochos (Dios les tenga en la Gloria).

Como se ve, el autor pone el nombre del escritor al pié de la cíta, y *Pax Christi.* ¡Pues nos hemos lucido! En el siglo XX no es posible volver á las andadas de Sánchez y Ochoa. Pero el autor no tiene sólo la culpa, sino el académico Benot, quien ha aplaudido ese método, usado desgraciadamente por él en sus obras, que en España nadie conoce, exceptuando algunos ratones de biblioteca. Al señor académico en cuestión le diría yo, por tercera vez, que en su mamotreto oficial hay varios vocablos copiados de textos con su errata correspondiente, los cuales van rodando de diccionario en diccionario académico igual que en Alemania en los léxicos españoles-alemanes las voces con significados del tiempo de la Nana dados como si fueran frescos, de hoy en día, en primera linea.

Así, no puede uno comprobar si el texto es bueno ni malo. Hay autores que han escrito (y escriben) con los piés en unas obras, y en otras como Dios manda. Tengo hecha una colección de disparates gramaticales y lexicográficos que saldrá á luz en su dia, probablemente con el título de 'Maraña de la Literatura', porque me he propuesto desenmarañar la hermosa lengua de Cervantes, que media docena de literatos están echando á perder, manejándola como chicos de escuela á veces. Por ejemplo, si el Sr. Pagés saca á relucir 'una concavidad *panzuda*' (Galdós, académico) ¿cree que vamos á tomar este disparate como oro de ley? ¿Y 'una callejuela *rodeada* de árboles' (Galdós)? ¿Y un sin número de desatinos comprobados ó por comprobar?

'*Acalandar* (del bajo latin *calendare,* del lat. *calumnia*).' Luego, la cita, firmada 'Juan Ruiz'. Mejor que copiar la etimología académica sería poner un signo de interrogación, suprimiendo el desatino de la segunda

parte. Luego, en vez de citar nombre y apellido, es preferible seguir el uso corriente, y decir 'A. de Hita, 1677 c'.

Antes de *acalenturarse*, pondría yo el adjectivo de aquí derivado, con este ejemplo, de Galdós: 'imaginación *acalenturada*' (León Roch II. 94), sinónimo de *calenturienta*, que es como se dice generalmente. La misma razón ha tenido el autor para admitir *acalorado*, hoy adjectivo.

Poner en *acalorar* dos renglones sólo del capítulo de dos columnas que dedica el gran lexicógrafo Cuervo á ese vocablo, me parece muy pobre, científicamente. Yo me habría remitido por completo á su texto, perfectísimamente confeccionado. Y á renglón seguido habría citado *acaloro*, voz nueva, con texto de Navarro Ledesma. Y poco más después, *acalzar*, que ya mencioné en 'Maraña del Diccionario'. *Acamar*, que yo echaba de menos en el diccionario académico, viene en la edición 13ª y en la obra de Pagés.

En *acamuzado*, falta, por supuesto, el texto de Cervantes en que se halla, que es en el Quijote (París 1835, página 712 parte 2ª, cap. 52). Equivale en alemán á *gemsledern*, cuyo primer miembro es también latino.

Un texto puede añadir el autor en *acañaverear*, cuando publique la 2ª edición, que es de esperar sea pronto: 'unos degollados, otros empalados, aquellos *acañavereados*, estos descuartizados' (el Peñón de Argel, Juan García Al-Deguer).

Ya en otra crítica publicada en Barcelona echaba yo de menos la base fundamental en una obra de este género, el estudio profundo de nuestros primeros monumentos literarios. En mi obra citada (pág. 4) echaba de menos *acapdellar* (P. Alej. 524 c) que tampoco Pagés cita.

Otro reparo al autor. ¿En qué límites se mantiene respecto á los vocablos dialectales, y porqué no usa dos signos, uno para las voces no citadas por la Academia, y otro para los dialectismos? Digo esto porque *acapizarse* viene con asterisco, y con texto de Borao, que es como si viniesen los vocablos vizcaínos y santanderinos de mis 'Dialectos castellanos' citando mi humilde nombre. No he querido mencionar antes varias palabras dialécticas no citadas en la obra, por haber supuesto que Pagés no armaría el zurriburri académico, barajando lo verdaderamente castellano con lo que no pertenece á la lengua. Más razón que para tomar un texto de Borao, recopilador de aragonesismos, habría para mencionar, v. gr. *acaldar* = calentar (Pereda, académico, de 'Peñas arriba', 'La Puchera' 301 y el tomo III. 455). Una vez metidos en los dialectos, sería cosa de decir: 'apaga, y vámonos'.

En *acardenalar* hay dos de los defectos apuntados: 1º la falta de un texto antiguo (Milagros. 265 a); 2º la omisión del pasage de Cervantes (Quijote, 749). Esto sería mucho más importante que aducir el texto de un ex-jesuíta académico á quien conocerán cuatro gatos. Al Sr. Oto de Buen citó el autor, por ser convecino; y á Mir, por inmortal. No cambio yo la inmortalidad de este autor por mi modesta oscuridad.

Vaya otro reparo de importancia. ¿Nos va á venir el autor en toda a obra, como la Academia, con aquello de '*comedor*, que come, *bebedor*,

que bebe; *aburridor*, que aburre', etc.? Porque entonces, habrá que apagar por segunda vez y largarse. ¡Pues no digo nada! Y si añadimos al ciento y la madre que trae la Academia los ciento y la abuela que pare, recopilados por mí con calma y paciencia, ¡santas pascuas!

De modo que, por los reparos que van saliendo, se ve la falta de método en la confección de la obra, la cual es producto de un trabajo de hormiga pacientísimo que agota la vida de un hombre y en el cual, á juzgar por el retrato del autor, no sólo se ha descejado, sino despelado casi por completo, con tanta vigilia y tanto afán de revisar textos, muchos de ellos por cierto desconocidos.

Y sigue el capítulo de los reparos. La colocación de las palabras es la misma que en el diccionario académico, lo cual quiere decir que es mala, pues ya sabemos, v. gr. que tras *ácaro* viene *acarralar*, y que después de *acarreto* vuelve á aparecer la *r* sencilla en *acartonar*, y *acartonarse*, que es lo único que hacen los señores en la Academia, y eso, no por la actividad suya, sino por la del maldito tiempo, cuyo valor es allí desconocido.

En *acaso*, yo me habría remitido á Cuervo, que trae cuatro columnas. Aquí se nota la falta de mención de la obra muy especialmente. El Sr. Pagés trae dos textos de Calderón que no puedo comprobar. Yo tengo anotado uno en que equivale á 'por casualidad', del mismo, no citado por Cuervo ni por Pagés. Ni este, de la Gitanilla: 'si *á caso* le buscasen.' Tampoco trae Pagés esta frase: 'nacen *al acaso* en el Norte' (La Batalla de los Arapiles, 85). Advierto que no tomo citas de segunda mano.

Ni Pagés ni la Academia ('Maraña', 4) traen *acastillar*, teniendo los franceses *accastiller*, voz tomada del castellano.

Acatar no viene, come ambos dicen, de *a* y *catar*, etimología infantil, sino de *adcaptare*, antiguo francés *acater*. Y además significa 'asociar'.

Ninguno de ambos cita *acayaz*, del P. Cid, 2669 ('Maraña', 4). Ni *acecinado* (id.): 'perezosamente estiró el acecinado y árido cuerpo' (El equipage del rey José, 207). Ni *acecinamiento* (id.), de 'La Guarda cuidadosa'.

Ambos preguntan, en *acedía* = platija, si viene del árabe. No señores, eso del árabe es un recurso gastado y mandado retirar. El texto, como de costumbre: 'Cervantes.' ¡Y al sol! Yo diría: 'Rinconete y Cortadillo' (Novelas ejemplares, pág. 114, poniendo, por supuesto, al principio de la obra, 'ed. Coblens, 1832'). Y añadiría esto, en *acedo*: 'no estuvo en dos dedos de caerse muerta la Carducha con la aceda respuesta de Andrés' ('La Gitanilla,' Nov. ej., pág. 52). Y esto: '*Mosq.* Pienso que el viejo lo ha visto — Que trae aceda la vista' (El lindo don Diego, acto II, esc. XIV). Y esto: 'si te repite la respuesta que te diere dos ó tres veces, si la muda de blanda en áspera, de *aceda* (= al. *herb*) en amorosa' (Quijote, p. II, cap. X, pág. 422). O mejor, me remitiría á Cuervo.

Acéfalo podría empezar así: '*Acephalo* (P. Alejandro. 2331 b'), advirtiendo que está como nombre propio, con mayúscula, y que es sustantivo aquí, ó substantivo, que es como quieren hacernos decir y escribir ahora los señores.

El pasage de Cervantes, en *aceite de aparicio* = heilendes Wundöl (con minúscula en mi texto), se halla en el Quijote, II. 46 (pág. 623). La Academia ha tenido el buen acuerdo (¡rara avis!) de suprimir *aceite de petroleo,* frase que el Sr. Pagés no ha podido comprobar, como no pudo Cuervo hacerlo en multitud de capítulos académicos, lo cual indica 'eine faule Sache'.

Ni Pagés ni la Academia traen *acelerado,* de Cervantes. Esta ha añadido *acelajado,* que aquel trae con cita de léxico; yo tenía una del Heraldo, porque hoy dia, con tantas voces nuevas y tantos academizantes que no las admiten por no manchar su pulida pluma, se ve negro uno en cuestión de textos.

¡Dale con el árabe! *Acelga* no viene de él, sino de *síluca* por *sícula,* en mi opinión. Tengo dos textos anotados, modernos.

En *acendrado* = al. seelenrein, yo habría puesto: 'en este gremio, corro y compañía' está 'el acendradísimo caballero D. Quijote de la Manchísima, y su escuderísimo Panza' (guasa purísima, II. 38, pág. 582). Y en *aceña,* esto: 'de muchas ricas aceñas que les dicen traperas' (P. Alej. 1304 b); por cierto que en la interpretación usa Ochoa un castellano macarrónico. Y luego, habría citado *aceñar* ('Maraña,' 4, tomado del P. Alejandro, 355 b). — *Aceñero* viene también en la 'Biografía de un Gato'.

Voy á ver si en otra edición mencionan la Academia y el Sr. Pagés un vocablo citado en 'Maraña', *acer,* apedreándoles á citas: P. Alejandro (14 b, 671 d, 745 b, 751 c, 784 b, 1314 a, 1703 c, 2413 d, total ocho). ¡Al tiempo!

Si *acera* viene de *haz,* á la *h* con ella. Antes, la Academia remitía de *hacera* acá. Ahora, de aquí allá. Y así pasamos el tiempo, en remisiones, muchas de ellas falsas, y gran número pedantes. Pero *non hic locus.*

Creo que con el examen de estas 20 páginas (49—68) basta y aun sobra para enterarse aproximadamente del trabajo en cuestión.

Me he detenido en reseñar sus defectos. Pero no hay que echar en saco roto sus ventajas, que son: 1º La de proporcionarnos un cúmulo de citas sin las cuales no es posible comprobar el verdadero significado de las voces ni estudiar el desarrollo psicológico que han experimentado; 2º La claridad del texto de consulta, cualidad indispensable en obras de esa naturaleza.

Para un hombre solo, la empresa es colosal, y más si se compara esa tarea con la infeliz que desempeñan un par de docenas de miembros del Sanedrín académico, ayudado por una cáfila de corresponsales extendidos por el globo terraqueo de tal suerte, que en los dominios de la Academia nunca se pone el sol, sin que por eso alumbre jamás el de la ciencia en su diccionario.

Berlin. P. de Mugica.

Verzeichnis

der vom 15. Mai bis zum 23. Juli 1902 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Festgabe für Wendelin Foerster zum 26. Oktober 1901. Halle, Niemeyer, 1902. 499 S. 8. M. 15 [R. Lenz, Die indianischen Elemente im chilenischen Spanisch. M. Goldschmidt, Germanisches Kriegswesen im Spiegel des romanischen Lehnwortes. E. Stengel, Fromondins als Klosterbruder, Episode aus der Chanson von Gerbert de Mez nach 11 Hss. A. Thomas, Hérec de Beaujeu, maréchal de France, et les derniers vicomtes d'Aubusson. W. Cloëtta, Die Entstehung des Moniage Guillaume. J. Cornu, Das Hohelied in castillanischer Sprache des XIII. Jahrhunderts nach der Handschrift des Escorial I. I. 6. R. Zenker, Die Synagon-Episode des Moniage Guillaume II. C. Wahlund, Eine altprovenzalische Prosaübersetzung von Brendans Meerfahrt. H. Suchier, Die Mundart der Strafsburger Eide. M. Förster, Ein englisch-französisches Rechtsglossar. G. Baist, Variationen über Roland 2074, 2156. D. Behrens, Zur Wortgeschichte des Französischen. F. Neumann, Lat. *auca* > afz. *oie, oue* und Verwandtes. P. Rajna, Un eccidio sotto Dagoberto e la leggenda epica di Roncisvalle. V. H. Friedel, L'arrivée des Saxons en Angleterre d'après le texte de Chartres et l'Historia Britonum. L. Morsbach, Die angebliche Originalität des frühmittelengl. 'King Horn' nebst einem Anhang über anglofranzösische Konsonantendehnung. G. Steffens, Der kritische Text der Gedichte von Richart de Semilli. E. Gaufinez, Notes sur le vocalisme de Meigret. G. Gröber, Ein Marienmirakel. K. D. Bülbring, Sidrac in England. F. Tendering, Die logisch schulende Kraft der französischen Grammatik, ein Beitrag zur Methodik des französischen Unterrichts].

Sütterlin, Ludwig, a. o. Professor an der Universität Heidelberg, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu Wilhelm Wundts Sprachpsychologie. Heidelberg, Winter, 1902. VII, 192 S. 8.

de Reul, Paul, Du point de vue sociologique dans l'histoire du langage, leçon d'ouverture du cours de Principes généraux de l'évolution du langage, faite à l'École des sciences sociales de l'Université, le 4 novembre 1901 (Extrait de la Revue de l'Université de Bruxelles, janvier—février 1902). Bruxelles 1902. 28 S. 8.

Findlay, J. J., Principles of class teaching. London, Macmillan, 1902. XXXV, 442 S.

Steinweg, Dr. C., Schlufs! Eine Studie zur Schulreform. Halle a. S., Niemeyer, 1902. 48 S. 8.

Beiträge zur romanischen und englischen Philologie dem X. deutschen Neuphilologentag überreicht von dem Verein akademisch gebildeter Lehrer der neueren Sprachen in Breslau. Breslau, Preuss & Jünger, 1902. 211 S. 8 [C. Appel, Die Danza general nach der Handschrift des Escorial neu herausgegeben. Mühlau, Der Bretonen Leben und Sterben. A. Pillet, Studien zur Pastourelle. C. Reichel, Zur handschriftlichen Überlieferung der Chanson de geste Fierabras. G. Sarrazin, Kleine Shakespeare-Studien].

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XXIII, 5, Mai; 6, Juni.

Modern language notes XVII, 5, May [E. P. Hammond, The tent scene in Richard III. — J. S. Nollen, Heine and Wilhelm Müller, II. — A. S. Cook, The opening of Boccaccio's Life of Dante. — W. W. Newell, Arthurian notes. — J. W. Bright, Minor notes on Chaucer. — Reviews etc.]. 6, June [C. Searles, The Leodilla episode in Bojardo's Orlando innamorato. — G. P. Krapp, The first transcript of the Vercelli book. — W. F. Reeves, 'Mobled queen', Haml. II, 2. — R. Ferguson, Goldsmith and the notions Grille und Wanderer in Werthers Leiden, I. — A. S. Rosenbach, The curious impertinent in English dramatic literature before Shelton's translation of Don Quixote. — E. S. Ingraham, Apropos of a 17. cent. article on Jean Antoine de Baïf. — J. W. Strunk, Notes on Cynewulf. — Reviews etc.].

Studier i modern språkvetenskap utgifna af nyfilologiska sällskapet i Stockholm. II. Uppsala, Almqvist & Wiksells Boktryckeri-Aktiebolag, 1901. IX, 241 S. 8. Kr. 5 (Kronologiskt ordnade geografiska schemata öfver nordfranska medeltidslitteraturen [C. Wahlund]. Sur les 'propositions relatives doubles' [A. Malmstedt]. Om franska lånord i svenskan [A. Nordfelt]. Om användningen af ordet *katt* i svenska eder och liknande uttryck [A. W:son Munthe]. Les pronoms français au seizième siècle [G. Ernst]. Sur les adverbes qui déterminent les substantifs [Anna Ahlström]. Sur le dévelopment phonétique de quelques mots atones en français [E. Staaff]. La note sur le Virgile de l'Ambrosienne [Fr. Wulff]. Rimstudier hos Verlaine [R. G:son Berg]. Modus conjunctivus, särskildt i franskan [P. A. Geijer].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. VI, 2 [G. Fient, Hemd und Hosa (in Prättigauer Mundart abgefafst). J. Volmar, Us et coutumes d'Estavayer, II. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. A. Sprenger, Einige Sagen aus dem St. Galler Oberlande. J. Häberlin-Schaltegger, Aus dem thurgauischen Volksleben. Miscellen. Bücheranzeigen].

The modern language quarterly. V, 1, April [L. E. Kastner, Montaigne's philosophy. — R. B. McKerrow, The use of so-called classical metres in Elizabethan verse, II. — M. Bentinck Smith, Some remarks on chapter III of ten Brink's 'Chaucer's Sprache und Verskunst'. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. X, 2 [H. Müller, Zweite englische Kanon-Liste. K. Meier, Racine und Saint-Cyr (II). Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. X, 3 [R. Kron, Französischer Lektüre-Kanon. K. Meier, Racine und Saint-Cyr (III). Berichte, Besprechungen, Vermischtes].

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht herausgegeben von M. Kaluza, E. Koschwitz, G. Thurau in Königsberg i. Pr. Erser Band, erstes Heft. Berlin, Weidmann, 1902. 116 S. 8 [Koschwitz, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität, I. Kaluza, H. Sweet's Stellung zur sogenannten Reformmethode, I. Thurau, Victor Hugo als Dichter für Haus und Schule. Graz, Zur Schullektüre. Delmer, Australian universities and modern language teaching. Lescœur,

La division et l'organisation du territoire français, introduction. Baumann, Darf man im französischen Unterricht von Genitiven und Dativen sprechen? — Mitteilungen. — Litteraturberichte und Anzeigen. — Zeitschriftenschau]. Jährlich vier Hefte von zusammen 24 Bogen, zum Jahrespreis von M. 8.

Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeg. von B. Hubert und M. Mann.

1. Band: P. A. Graham, The Victorian era; adapted for the use of schools, and with a full English commentary by D. R. Kron. VII, 89, 81 S. Geb. M. 1,80.

3. Band: R. Kipling, Three Mowgli stories, selected etc. by Prof. E. Sokoll. XIII, 87, 44 S. Geb. M. 1,80.

5. Band: W. Shakespeare, The tragedy of Julius Caesar. With introduction etc. by D. M. F. Mann. VIII, 86, 56 S. Geb. M. 1,80.

Sammlung neuphilologischer Vorträge und Abhandlungen herausgeg. von W. Vietor. Leipzig, Teubner, 1902. 8.

I: Michel Jouffret, De Hugo à Mistral. Leçons sur la poésie française contemporaine. 103 S.

II: R. Schinder, On certain aspects of recent Engl. literature. 112 S.

III: W. Vietor, Die Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 56 S.

Baumann, Friedrich, Oberlehrer am Gymnasium zu Torgau, Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht. Abgedruckt aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen und durch Zusätze erheblich erweitert. Berlin, Weidmann, 1902. 44 S. 8. M. 1.

Logeman, H., Elckerlyc-Everyman. De vraag naar de prioriteid opnieuw onderzocht (Université de Gand, Recueil de travaux, 28. facs.). Gand, Vuylsteke, 1902. 175 S.

Engelien, A., Grammatik der nhd. Sprache. 5. Auflage, herausgeg. unter Mitwirkung von H. Jantzen. Berlin, W. Schultze, 1902. 619 S.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. XLV. Heft. Band V. Bogen 12—21. Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1902.

Die Amberger Parcifal-Fragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer Ergänzungen. Herausgeg. von D. A. Beck, K. Präfekt an der Lehrerbildungsanstalt Amberg. Amberg, Böes, 1902. 49 S., 6 Tafeln. 4.

Die Carolina und ihre Vorgängerinnen. Text, Erläuterung, Geschichte. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben und bearbeitet von J. Kohler. II. Band: Die Bambergische Halsgerichtsordnung unter Heranziehung der revidierten Fassung von 1580 etc. herausgeg. von J. Kohler und W. Scheel. Halle, Waisenhaus, 1902. XCI, 312 S., 23 Abbildungen. M. 10.

Klopstocks Oden. Ausgewählt und erklärt für den Schulgebrauch. Mit einem Anhang: einige charakteristische Stellen aus dem Messias von R. Windel, Professor. 2. Auflage (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1902. 147 S. Geb. M. 0,75.

Freytags Schulausgaben für den höheren Unterricht. Leipzig, Freytag, 1902.

Der schwäbische Dichterkreis, eine Gedichtsammlung für Schule und Haus, herausgeg. von Dr. Ernst Müller. 142 S. Geb. M. 0,80.

Schillers Geschichte des dreifsigjährigen Krieges. Für den Schulgebrauch herausgeg. und erläutert von Oberlehrer D. W. Böhme. 347 S. Geb. M. 1,40.

Voretzsch, Prof. Dr. Carl, Unsere Soldatenlieder (Sonderabdruck aus der Beilage zur 'Allgemeinen Zeitung' Nr. 72 und 73 vom 27. und 29. März 1902). München 1902. 26 S. 8.

Beiblatt zur Anglia. XIII, 4—7, April—Juli.

The English world. May [Bristol's new docks. — Hospital '13'. — Mr. Rhodes's will. — Jerry Bundler. — A mountain paradise. — P'tite Mère. — Wind and bells. — An agricultural experiment. — Maupygernon. — Odds and ends of interest. — Questions and answers etc.]. — June [The shipping combine. — Notes of the month. — Bret Harte. — The very false Gallup of Dementia. — Mist. — The Hinda mystery. — Free Cuba. — Agriculture in Canada and its future. — The King's illness. — The peace terms].

Liddell, H. H., An introduction to the scientific story of English poetry, being prolegomena to a science of English prosody. New York, Doubleday, 1902. XVI, 312 S.

Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgeg. von M. Trautmann. IX [H. Steffens, Versbau und Sprache des me. stabreimenden Gedichtes 'The wars of Alexander'. — U. Lindelöf, Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale ecclesiae Dunelmensis]. Bonn, Hanstein, 1902. 220 S. M. 7.

J. T. Brown, Huchown of the awle ryale and his poems, examined in the light of recent criticism. Glasgow 1902 (read to the Royal Philos. Soc. Glasgow, 21. April 1902). 27 S.

Eckhardt, E., Die lustige Person im älteren englischen Drama (bis 1642). Palaestra XVII. Berlin, Mayer & Müller, 1902. XXXII, 479 S.

Jonson, Ben, The case is altered, a comedy, presented by students in the University of Chicago at the Auditorium Theater, 17. May 1902. Revised after the original edition of 1609. Chicago, The University of Chicago Press, 1902. 89 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.
Vol. 3572: L. Merrick, When love flies out o'the window.
„ 3573—4: S. R. Crockett, The dark o'the moon.
„ 3575: M. Betham-Edwards, Moch beggars' hall.
„ 3576: G. Gerard, The blood-tax.
„ 3577: H. G. Wells, The first men in the moon.
„ 3578: Bret Harte, On the old trail.
„ 3579—80: R. S. Savage, The mystery of the shipyard.
„ 3581: W. W. Jacobs, At Sunwich Port.
„ 3582—3: Margaret J. Woods, Sons of the sword.
„ 3584: Mrs. W. K. Clifford, Woodside form.
„ 3585: E. F. Benson, Scarlet and Nyssop.
„ 3586: T. Hopkins, The silent gate.

Meier, Konrad, und Assmann, Bruno, Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache. Ausgabe für Schulen mit dreijährigem Kursus. Teil II: Englisches Lesebuch. Leipzig, Seele, 1902. 229 S., mit einem Plan von London.

Nader, E. D., und Würzner, D. A., Englisches Lesebuch für Mädchen-Lyceen und andere höhere Töchterschulen. I. Teil, mit einer Karte der britischen Inseln und einem Plane von London. Wien, Hölder, 1902. VII, 249 S. Geh. $2^1/_2$, geb. 3 Kr.

Shakespeare, Macbeth. With introduction and explanatory notes ed. by Prof. D. K. Deutschbein (Klapperichs Engl. u. franz. Schriftsteller, XII). Glogau, Flemming, 1902. XIV, 137 S.

Macaulay, History of England, erklärt von Dr. F. Meffert, ehem. Realgymn.-Direktor. 1. Heft. 1. Kapitel: die Zeit bis 1660. 3. Aufl. Text. Berlin, Weidmann, 1902. VIII, 125 S., Anm. 32 S. Geb. M. 1,60.

Poems of English country life, selected and edited with introduction and notes by Hereford R. George, M. A., and W. H. Hadow, M. A., Oxford, Clarendon Press, 1902. XII, 112 S. Geb. 2 Sh.

Reed, T. B., English boys. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. K. Münster, Oberlehrer (Freytags Sammlung französ. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1902. 108 S., dazu 58 S. Wörterbuch. Geb. M. 1,20.

Swoboda, W., Prof., Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyceen und andere höhere Mädchenschulen. I. Teil: Elementarbuch. Wien und Leipzig, P. Deutsche, 1902. VII, 170 S. Geb. Kr. 2,50.

Pünjer, J., Rektor, und Hodgkinson, F. H., ehem. brit. Vice-Konsul, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Ausgabe B, Teil I. 2. verb. u. verm. Aufl. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1902. 124 S. Geb. M. 1,60.

Köcher, E., und Runge, H., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Mit 12 Vollbildern, einem Plane von London, einer Karte von England und einer Münztafel. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902. XII, 176 S., dazu Wörterverzeichnisse 83 S.

Kellner, Leon, Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyceen. Berlin, Springer, und Wien, Gerold, 1902. IV, 238 S. M. 2.

Thamm, E., Dr., First steps in English conversation, for use of schools. Ein Hilfsbuch für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache. Auf Grund der neuen preufsischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Gotha, Perthes, 1902. VI, 66 S. M. 0,60.

J. T. Gradon, B. A., Schlechtes und gutes Englisch, Sammlung von Fehlern, die von Nicht-Engländern beim Erlernen der englischen Sprache gemacht werden. Mit Schlüssel. [Mistakes in English, made by foreigners studying the language, with their corrections.] Strafsburg, K. J. Trübner, 1902. 54 S. Geb. M. 1.

Schmitz, H., Englische Synonyma für die Schule zusammengestellt. 2. verb. u. verm. Aufl. Gotha, Perthes, 1902. VI, 92 S. M. 1.

Mueller, Dettloff, Analysis of commercial correspondence with an abstract of commercial law; textbook for commercial academies und Handelshochschulen. Leipzig, Teubner, 1902. 142 S., with sample letter, definitions of technical terms, and English-German vocabulary.

Grundrifs der romanischen Philologie ... herausgegeben von Gustav Gröber. II. Band. I. Abteilung. 5. Lieferung (Bogen 60—81 und Titelbogen). Schlufs der I. Abteilung des II. Bandes. Strafsburg, Trübner, 1902. S. 945—1286. M. 5,20. (Enthält den Schlufs der Geschichte der französischen Litteratur von Gröber und das Register zur 1. Abteilung des II. Bandes.)

Revue des langues romanes. XLV, 2 [F. Troubat, La danse des treilles (ein in Montpellier bis ins 16. Jahrhundert hinauf nachweisbarer Tanz, dessen Figuren beschrieben werden; zugegeben die begleitenden Gesangesworte und Weisen). E. Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (Forts.). F. Castets, I dodici canti (Schlufs des Textes). Bibliographie. Chronique]. XLV, 3 [A. Jeanroy, Refrains inédits du XIIIe siècle. E. Stengel, Le chansonnier (suite et fin). J. Anglade, Lat. *gurgus,* formes féminines et masculines en provençal. Bibliographie].

Studj di filologia romanza pubblicati da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 25 (vol. IX, fasc. 2°) [Pierre Toldo, Études sur le théâtre comique français du moyen âge et sur le rôle de la nouvelle dans les farces et dans les comédies. G. Bonelli, I nomi degli uccelli nei dialetti lombardi. Bullettino bibliografico]. Torino, Loescher, 1902. S. 181—188. L. 12,50.

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XVI, 3 [L. Clédat, Essais de sémantique, I. La famille du verbe *céder*, II. Les formules négatives. — Comptes rendus. Correspondance].

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität Gießen. Bd. XXIV, Heft 5 und 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft [J. Ulrich, Die Sprichwörtersammlung Jehan Mielot's. W. Foerster, Zu Bartsch's Chrestomathie de l'ancien français. G. Nebb, Die Formen des Artikels in den französ. Mundarten (II. Teil). H. Schneegans, Der Münchener 'Rabelais' aus dem Jahre 1549. A. Mennung, Der Sonettenstreit und seine Quellen. E. Herzog, Nachträge zu XXIII[1] S. 302—310].

Mart. Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. Leipzig, Stolte, 1902. Kl. 8. Geb.

25. Souvenirs d'une Bleue, élève de Saint-Cyr. Marguerite-Victoire de la Maisonfort à Geneviève de Colombe (octobre 1688—février 1691). Herausgegeben von Konrad Meier. Autorisierte Ausgabe. XVIII, 91, 37 S. Dazu ein Wörterverzeichnis v. 27 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1902. Kl. 8. Geb.

Les Bardeur-Carbansane, histoire d'une famille pendant cent ans par Jacques Naurouze. Troisième partie. A travers la tourmente. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. G. Balke, Oberlehrer am Kgl. Berger-Gymnasium zu Posen. IV, 112 S. M. 1,20. Wörterbuch dazu, 57 S., M. 0,50.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1902. Kl. 8.

9. Petite Nell par Mme Suzanne Gagnebin. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe mit Anmerkungen und Wörterbuch von Dr. Ernst Wasserzieher, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Oberhausen (Rheinland). I. Teil: Text. 107 S. Geb. M. 1,20. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch. 24 S. M. 0,25.

Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeber: Dir. Dr. Bernhard Hubert und Dr. Max Fr. Mann. Leipzig, Roßberg, 1902. 8. Geb.

2. Quatre nouvelles modernes. Annotées par Bernhard Hubert. (Boum-Boum par J. Claretie. Une guérison difficile par E. Legouvé. La chèvre de M. Seguin par A. Daudet. Yvon et Finette par É. Laboulaye.) VI, 76, 81 S. M. 1,80.

4. Expédition de Bonaparte en Égypte et en Syrie par Adolphe Thiers. Annotée par Prof. Dr. O. Schulze. X, 78, 82 S. M. 1,80.

6. Nouveau choix de contes et nouvelles modernes à l'usage des classes supérieures par D. Bessé, professeur à l'École normale de Versailles. (Les mères par A. Daudet. Le retour par R. Bazin. La première édition par J. Normand. Courage de femme par J. Normand. Anne des Iles par P. Féval.) VII, 91, 100 S. M. 1,80.

Pitt Press Series.

Madame Thérèse by Erckmann-Chatrian edited with introduction and notes by Arthur Reed Ropes, M. A., late fellow of King's College, Cambridge. Cambridge, University Press, 1902. XVI, 227 S. kl. 8. Geb. Sh. 3.

Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz. Textes diplomatiques. Sixième édition revue et augmentée avec deux fac-similé. Leipzig, Reisland, 1902. 53 S. kl. 8.

Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz. Textes critiques et glossaire. Leipzig, Reisland, 1902. VIII, 92 S. kl. 8.

Baist, Gottfried, Variationen über Roland 2074, 2156 (aus der Festschrift für W. Foerster, S. 213—232).

Hartnacke, Wilhelm, Aliscans II (2894—5380), kritischer Text mit Einleitung und Varianten. Inauguraldissertation aus Halle, 1902. 31 S. 8. (Die Dissertation enthält aufser der Einleitung die Stelle 2894—3350; die vollständige Arbeit soll bei Niemeyer in Halle erscheinen.)

Mélanges d'ancienne poésie lyrique. Chansons, jeux partis et refrains inédits du XIIIe siècle publiés et annotés par A. Jeanroy. Paris, Picard, 1902. 68 S. 8 (Extrait de la Revue des Langues romanes 1896, 1897, 1902).

Ein Marienmirakel. Von Gustav Gröber in Strafsburg (aus der Festschrift für W. Foerster, S. 421—442). [Altfranzösische gereimte und bisher nicht gedruckte Fassung des Wunders von der Klosterpförtnerin, die während mehrjähriger Abwesenheit aus dem Kloster durch eine von der h. Jungfrau entsandte Stellvertreterin ersetzt wird, so dafs sie nachher unbescholten in ihr Amt zurückkehren kann. Diese Fassung wird mit zahlreichen anderen, lateinischen und französischen, verglichen. Sie ist der Arsenalhandschrift 3518 entnommen und scheint der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts anzugehören.]

Montaigne. Principaux chapitres et extraits des 'Essais' publiés avec des notices et des notes par A. Jeanroy, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse. Deuxième édition. Paris, Hachette, 1902. XXXV, 379 S. kl. 8. Fr. 2,50. (Über die erste Auflage s. Archiv C, 218 ff.)

Patois-Lieder aus Lothringen. Von L. Zéliqson. Sonderabzug aus dem Jahrbuche der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde. Band XIII. 1901. 22 S. 4. [Die Texte sind in phonetischer Schreibung gegeben, von einer Übersetzung ins Französische und von einigen erklärenden Anmerkungen begleitet.]

Saure, Prof. Dr. Heinrich, Le théâtre français classique. Das klassische Drama der Franzosen. Für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Erster Teil. Zweite verbesserte Auflage. (Tableau explicatif des syllabes douteuses. — Corneille: Le Cid. Horace. — Racine: Britannicus. Phèdre. Athalie. — Molière: Le Misanthrope. Les Femmes savantes. — Voltaire: Zaïre.) Berlin, Herbig, 1902. VIII, 185 S. 8. [Die im Titel genannten Stücke sind nur in Auszügen mitgeteilt, das Weggelassene ist durch kurze Inhaltsangaben ersetzt, und jedem Stücke geht eine knappe Analyse voran. In Anmerkungen unter dem Text werden Hilfen für angemessene Übersetzung, auch Erläuterungen anderer Art geboten.]

Französisches Reallexikon ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper in Rostock. Lief. 28—30 (Schlufs: Uniforme—Zythogale, und drei Anhänge. S. 673—929). Leipzig, Renger. Jede Lief. M. 2.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Berne, Bureau du Glossaire (Hallerstrafse 39). 1902. 8. (Jährlich vier Nummern von je wenigstens 16 Seiten zum Preise von Fr. 1,50 jährlich. Die Redaktion bilden die Herren Gauchat, Jeanjaquet, Tappolet. Die erste [Doppel-] Nummer enthält aufser einem einleitenden Aufsatze über die *patois romands* eine Mundartprobe mit französischer Übersetzung, Etymologien und die Beschreibung des Heugadens samt den in den Ormonts üblichen Benennungen seiner Teile und der dazu in Beziehung stehenden Thätigkeiten. Die kleine Zeitschrift wird sicher die Mitarbeiter an dem grofsen Unternehmen aufklären, anregen, wohl auch neue gewinnen.)

Weitzenböck, Georg, Professor an der Landes-Oberrealschule in Graz, Lehrbuch der französischen Sprache. I. Teil. Vierte, inhaltlich unveränderte Auflage. Leipzig, Freytag, 1902. 172 S. 8. Geb. M. 2.

Boerner, Dr. Otto, Lehrbuch der französischen Sprache ... Ausgabe D ... Mitbearbeitet von Dr. Friedrich Schmitz. II. Abteilung, Mittelstufe. In Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902. X, 259, 76 S. 8. Geb.

Desselben Werkes Ausgabe B. IV. Teil. 2. Abteilung. (Neubearbeitung.) Oberstufe. Mit Wörterbuch. IX, 264, 136 S. 8. Geb.

Knörich, Dr. phil. Wilhelm, Direktor der städt. höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Dortmund, Französisches Lese- und Lehrbuch. Erster Teil: Erstes Schuljahr. Zweite Auflage. Hannover und Berlin, Meyer, 1902. VI, 96 S. 8. Geb. M. 1,25.

Breymann, Dr. H., Französisches Elementarbuch für Gymnasien und Progymnasien. 1. Auflage. München und Berlin, Oldenbourg, 1902. VII, 129 S. 8. Geb. M. 2,10. (Verbesserte und vermehrte Neuauflage des Elementarbuchs für Realschulen.)

Schmeding, G., docteur en philosophie, professeur à l'École normale pour institutrices au château ducal de Wolfenbuttel, Matière grammaticale pour servir à l'enseignement des classes supérieures. Dresde et Leipsic, Koch, 1902. 48 S. 8.

Schneider, Direktor Prof. Dr. phil. Julius, Einige Hilfsmittel für die Praxis des französischen Unterrichts in der Prima. Beigabe zum Jahresbericht des Herzogl. Realgymnasiums mit Realschule zu Altenburg, S.-A. 1902. Programm Nr. 766. IV, 60 S. 8.

Marchot, Paul, docteur ès lettres, professeur à l'Université de Fribourg (Suisse), Petite phonétique du français prélittéraire (VIe—Xe siècles). Seconde partie. Les consonnes. Fribourg (Suisse), Veith [o. J.]. S. 41—98. (S. Archiv CVII, 238.)

Gaufinez, Eugène, Notes sur le vocalisme de Meigret (aus der Festschrift für W. Foerster). S. 363—420.

Borelius, Hilma, Étude sur l'emploi des pronoms personnels sujets en ancien français (Extrait de 'Från filologiska Föreningen i Lund', II, 1902). Lund 1902. 20 S. 8.

Klöpper, Dr. Clemens, Stilistische Verschiedenheiten im Gebrauche der deutschen und französischen Pronomina. Dresden und Leipzig, Koch, 1902. 31 S. 8 (Neusprachl. Abhandlungen ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. XII). M. 0,80.

Thomas, Antoine, Ancien français *nuitre*. Extrait des 'Mémoires de la Société de linguistique de Paris' T. XII. 3 S. 8. [*nuitre* wird aus *mute*, Var. *mutre* u. ähnl. in RAlix. 286 hergestellt, aus einer bei Littré unter *aurent* angeführten Psalterstelle weiter nachgewiesen und mit **noctula*, it. *nottola* gleichgesetzt.]

Schenk, Albert, Paris pédagogique. Kiel, Cordes [o. J.]. (Eine Wandtafel im Mafsstabe 1 : 20000; Gröfse 82 × 106 cm., aus welcher Zahl und Lage der Pariser Theater [!], Lyceen, Kollegien und höheren Unterrichtsanstalten ersichtlich werden. Die Namen der Strafsen, an denen die einzelnen Schulen liegen, sind zwar am Rande angegeben; da aber in den riesigen Stadtplan fast keine Strafsen eingezeichnet und auch für diese keine Namen angegeben sind, so wird nicht erkennbar, wie dem Benutzer durch das Blatt das Erreichen einer einzelnen Schule erleichtert werden könnte. Er wird immer daneben eines Bädekerschen Stadtplanes und der in jedem Führer zu findenden Aufschlüsse über Strafsenbahnen u. dgl. bedürfen.) M. 3.

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Nach den Forderungen der neuen Lehrpläne bearbeitet. Köthen, Schulze, 1902. 92 S. 8.

Faggion, Bortolo, Le incursioni de'Normanni in Francia e la Chanson de Roland. (Dalla rivista 'Il Saggiatore'.) 12 S. 8.

Paris, Gaston, Naimeri — n Aymeric [aus Mélanges Léonce Couture. Études d'histoire méridionale dédiées à la mémoire de Léonce Couture (1833—1902), Toulouse, Privat, 1902]. 11 S. 8.

Modigliani, Ettore, Intorno alle origini dell'epopea d'Aspremont (aus Scritti vari di filologia in onore di E. Monaci, Roma 1901). 17 S. 8.

Baudler, Arthur, Guiot von Provins, seine Gönner, die 'Suite de la Bible' und seine lyrischen Dichtungen. Inaugural-Dissertation aus Halle. 1902. 91 S. 8.

Pillet, Alfred, Dr. phil., Privatdocent an der Universität Breslau, Studien zur Pastourelle. Sonderabdruck aus der Festschrift zum X. Deutschen Neuphilologentag. Breslau 1902. 56 S. 8.

Schneegans, F. Ed., Maistre François Villon. Sonderabdruck aus 'Neue Heidelberger Jahrbücher' XI, S. 153—172. Heidelberg, Koester, 1902.

Klingler, Oskar, Die Comédie-Italienne in Paris nach der Sammlung von Gherardi. Ein Beitrag zur Litteratur- und Sittengeschichte Frankreichs im siebzehnten Jahrhundert. Inaugural-Dissertation aus Zürich. Mit Illustrationen. Strafsburg, Trübner, 1902. VI, 232 S. 8.

Mühlan, Dr. (Glatz), Der Bretonen Leben und Sterben [aus 'Festschrift zum X. Deutschen Neuphilologentag']. 44 S. 8. Vom Verfasser gegen M. 1,25 zu beziehen.

Münch, Dr. Wilhelm, Geh. Regierungsrat, Professor der Pädagogik an der Universität Berlin, Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts. Zweite umgearbeitete Auflage. [Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen herausgeg. von D. A. Baumeister. Dritter Band, 2. Abteilung, 1. Hälfte.] München, Beck, 1902. IV, 179 S. 8. M. 4, geb. M. 5. (Die erste Auflage ist besprochen Archiv XCV, 328—333.)

Löwisch, Dr. M., Das Volkslied im französischen Unterricht. Sonderdruck aus dem Jahresbericht des Grofsherzogl. Sächs. Realgymnasiums zu Eisenach, 1902. 32 S. 4.

Crescini, Vincenzo, La lettera epica di Rambaldo di Vaqueiras (testo critico, versione, postille), omaggio a Giosuè Carducci. Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, nella tornata del giorno 8 di giugno 1902, ed inserita nel Vol. XVIII, dispensa III degli Atti e Memorie. Padova 1902. 26 S. 8.

Thomas, Antoine, Étymologies gasconnes [aus Mélanges Léonce Couture. Études d'histoire méridionale dédiées à la mémoire de Léonce Couture (1833—1902), Toulouse, Privat, 1902]. 14 S. 8.

Dittes, Dr. Rudolf, Über den Gebrauch der Participien und des Gerundiums im Altprovenzalischen. Separatabdruck aus dem Programme der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1902. Budweis, Selbstverlag, 1902. 32 S. 8.

Dittes, R., Über den Gebrauch des Infinitivs im Altprovenzalischen. Syntaktische Studie. Aus 'Romanische Forschungen herausgeg. von Vollmöller', XV, 1. 1902. 40 S. 8.

Donati, Dr. L., professore alla Scuola cantonale di Zurigo, Corso pràtico di lingua italiana per le scuole tedesche. Grammàtica — Esercizi — Letture. Zurigo, Art. Institut Orell Füfsli, 1902. VI, 336 S. 8. Geb. Fr. 4,50.

Zuberbühler, A., Lehrer an der Sekundarschule in Wädenswil, Kleines Lehrbuch der Italienischen Sprache. II. Teil. Lese- und Übungsbuch. Zürich, Art. Institut Orell Füfsli, 1902. VII, 191 S. 8. Geb. Fr. 2,80. (Der erste Teil, VIII, 131 S., geb. Fr. 1,90, ist 1902 in vierter Auflage erschienen.)

Riccoboni, Daniele, Studi sul dialetto veneto. II. Intorno alla lingua di Nicola da Verona, trovero del secolo XIV. (Dagli Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, t. VIII, serie VII. 1896—97.) 8 S. 8. — Continuazione e fine (eb. t. LX, parte seconda. 1901). 33 S. 8. Der Text war im t. V, s. VII, 1893—4 erschienen.

Ettmayer, Karl von, Lombardisch-Ladinisches aus Südtirol. Ein

Beitrag zum oberitalienischen Vokalismus. Aus 'Romanische Forschungen' XIII, 2, S. 321—672.

Eighteenth and nineteenth annual Reports of the Dante Society (Cambridge, Mass.) 1899—1900. [Accompanying papers: A list of Danteiana in american libraries, supplementing the catalogue of the Cornell Collection, compiled by Theodore Wesley Koch. Index of authors quoted by Benvenuto da Imola in his commentary on the Div. Commedia; a contribution to the study of the sources of the commentary, by Paget Toynbee.] Boston, Ginn and Company (for the Dante Society), 1901. XVII, 67, 54 S. 8.

Crescini, Vincenzo, L'episodio di Francesca. Padova, Draghi. 32 S. 8. L. 0,50. (Vortrag, der am 7. Mai 1902 in Padua gehalten wurde.)

Bertana, Emilio, Vittorio Alfieri studiato nella vita, nel pensiero e nell'arte, con lettere e documenti inediti, ritratti e fac-simile. Torino, Loescher, 1902. VII, 547 S. 8. L. 9.

Zumbini, B., Studi sul Leopardi. Volume I. Studi giovanili di erudizione e di letteratura. Primo periodo poetico. Attraverso lo 'Zibaldone'. Secondo periodo poetico. Firenze, Barbèra, 1902. XIII, 335 S. 8. L. 3,50.

Cancioneiro gallego-castelhano, the extant galician poems of the gallego-castilian lyric school (1350—1450) collected and edited with a literary study, notes, and glossary by Henry R. Lang, professor of romance philology in Yale University, corresponding member of the Royal Academy of Sciences of Lisbon. I. Text, notes, and glossary. New York, Scribner's Sons; London, Arnold, 1902. XIX, 284 S. 8. (Yale bicentennial publications.) Geb. $ 3,00 net.

Die Danza general nach der Handschrift des Escorial neu herausgegeben von Carl Appel. Sonderabdruck aus der Festschrift zum X. Deutschen Neuphilologentag. Breslau 1902. 42 S. 8.

Altamira, Rafael, profesor de la Universidad de Oviedo, Psicología del pueblo español. Madrid, Fé; Barcelona, López, 1902. 209 S. 8. Pes. 2.

Reynier, Gustave, La vie universitaire dans l'ancienne Espagne. Paris, Picard; Toulouse, Privat, 1902. VII, 222 S. 8. Fr. 3,50.

Farinelli, Arturo, profesor en la Universidad de Innsbruck, España y su literatura en el extranjero á través de los siglos, conferencia dada en el Ateneo científico, literario y artístico de Madrid la noche del 19 de enero de 1901. (De la revista *La Lectura.*) Madrid 1902. 40 S. 8.

Zu den Quellen des 'Esopus' von B. Waldis.[1]

Über die Quellen des B. Waldisschen *'Esopus'* herrscht noch nicht völlige Klarheit. Heinrich Kurz[2] und Julius Tittmann[3] haben zwar in den Anmerkungen zu ihren Ausgaben von einem grofsen Teil der Fabeln die Quellen nachgewiesen, aber was sie unerforscht gelassen haben, ist immerhin noch beträchtlich genug, und ihre Angaben bedürfen selbst da, wo sie im allgemeinen richtig sind, im einzelnen mehrfach der Berichtigung und Ergänzung.

Während Kurz über die Hauptquelle des Dichters noch sehr ungenügend unterrichtet ist und daher eine Menge von Vorlagen (darunter den *Vincentius Bellovacensis,* den *Petrus Alfonsi,* die *Sermones discipuli* des J. Herolt, sowie dessen *Quadragesimale* und *Speculum exemplorum,* ferner das *Quadragesimale* von J. Gritsch, das *Itinerarium Paradisi* von J. Raulinus u. s. w.) annimmt,[4] kommt Tittmann der Wahrheit auf den Grund, indem er für die Fabeln 1—283 die bekannte

[1] Vorstehender Aufsatz, für die zum 25jährigen Professorenjubiläum Herrmann Pauls erscheinende Festschrift bestimmt, wurde zu spät fertig. Indem ich ihn an dieser Stelle veröffentliche, verbinde ich damit die herzlichsten Glückwünsche für den Jubilar.

[2] Esopus von Burchard Waldis, hg. von H. Kurz; Leipzig, Weber. 2 Bde. 1862. (Deutsche Bibliothek, hg. von Heinrich Kurz. Bd. I u. II.)

[3] Esopus von Burchard Waldis, hg. von Julius Tittmann; Leipzig, Brockhaus. 2 Bde. 1882. (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, hg. von K. Goedeke und J. Tittmann, 16. und 17. Bd.)

[4] Vgl. seine Ausgabe Bd. I, praef. XXVI ff.

Fabelsammlung von Dorpius als Vorlage bezeichnet. Unrichtig ist indes einmal, was er über diese Fabelsammlung sagt; ein Eingehen hierauf kann ich mir jedoch ersparen, da W. Braune in seiner vortrefflichen Ausgabe der Fabeln des Erasmus Alberus [1] (praef. XXX—XLII) sorgfältige Angaben über diese Sammlung und ihre zahlreichen Ausgaben gemacht und insbesondere auch den seltsamen Irrtum Tittmanns verbessert hat, dafs 'dieses Buch ... in der älteren Ausgabe sowohl wie in der neuen vermehrten Waldis vorgelegen habe'. Waldis hatte selbstredend nur ein Exemplar der späteren, nicht erst von 1532 an, wie Tittmann meint, sondern bereits 1521 erweiterten Fassung vor sich. Ferner hat Tittmann die wichtige Frage ununtersucht gelassen, ob Waldis bei jenen 283 Fabeln wirklich nur die Sammlung des Dorpius gekannt, ob er nicht daneben noch andere Vorlagen benutzt hat.

Ich glaube daher, dafs es angezeigt wäre, das Quellenverhältnis des *'Esopus'* einer nochmaligen Untersuchung zu unterziehen. Eine gründliche Umschau unter den Fabel- und Schwanksammlungen vor 1548 wird ergeben, dafs Waldis neben dem vielverbreiteten Buche des Dorpius noch manches andere für seine Fabeln zu Rate gezogen hat. Hierüber gedenke ich an anderer Stelle ausführlich zu handeln. Hier möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser nur auf eine Quelle des hessischen Dichters hinlenken, an die man noch nicht gedacht hat, obwohl sie nahe genug liegt, ich meine die *'Fabulae Aesopicae'* des Joachim Camerarius.

Diese Fabelsammlung wird von H. Kurz sehr oft unter den Bearbeitungen und Nachweisen der einzelnen Fabelstoffe, aber niemals als Quelle einer Fabel des Waldis angeführt. Kein Wunder auch: Kurz scheint die von ihm citierte Ausgabe der *'Fabulae Aesopicae'* von 1564 (Leipzig) für die editio princeps zu halten. Da nun der *'Esopus'* des Waldis 1548 zum ersten Male erschien, so dachte er, es sei undenkbar, dafs dieser jene gekannt haben könne. In Wahrheit kamen die *'Fabulae Aesopicae'* bereits 1538, also zehn Jahre vor dem *'Esopus'*, aus

[1] Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 104—107.

Licht,[1] und es wäre die Aufgabe der Quellenforscher längst gewesen, das Verhältnis des Waldis zu dem Bamberger Humanisten klarzulegen.

Eine Frage mufs ich von vornherein von der Betrachtung hier ausschliefsen, nämlich die, ob die *'Fabulae Aesopicae'* etwa schon bei den ersten 283 Fabeln als Nebenquelle gedient haben.

[1] Ich will an dieser Stelle keine erschöpfenden bibliographischen Angaben über die *'Fabulae Aesopicae'* machen, ich begnüge mich hier, einige der wichtigsten Ausgaben kurz zu erwähnen.

Die *editio princeps,* die mir leider hier nicht zur Verfügung stand, ist beschrieben in Fabricii *Bibliot. Graeca* Bd. XIII (Hamburg 1726), S. 510. Ich bezeichne sie mit T.

Mir lag ein Nürnberger Nachdruck mit folgendem Titel vor:

AESO-||PI PHRYGIS || FABVLARVM CELE-||berrimi autoris Vita. || FABELLAE AESOPI||cae plures quadringẽtis, quae||dam prius etiam, multa nũc||primũ editae: oẽs autẽ orati || ionis cõueniente & aequabili||ueluti filo pertextae â Joachi||mo Camerario Pabengeñ. || Fabulae itẽ Liuianae, Gelli||anae, Politiani, Gerbelij & || Erasmi aliquot. || Norimbergae 1539.

Ein Drucker ist nicht genannt. Blatt- oder Seitenzählung fehlen, die Signaturen gehen bis V8. Diese Ausgabe, die ich durch N bezeichne, enthält 425 Nummern (gleich der ed. princ.?), die gegen den Schlufs eine eigentümliche Ordnung darbieten: nach Nr. 403 folgt Nr. 410—425, dann 404—409. Die aus T herübergenommene Dedikation an 'Joanni Schoppero Venerabili patri & Abbati Conuentus Fontis Salutaris' ist von Tubingae Id. Sextilio 1538 datiert. —

Von Wichtigkeit für die Geschichte des Buches ist folgendes Werkchen:

Appen||dix Fabvlarvm || Aesopicarvm nvper || editarum â Joachimo Camerario || additis Aegyptiacis & alijs qui || busdam fabulosis narra || tiunculis. || Tvbingae ex offici||na Vlrici Morhardi Anno MDXXXIX.

Das Büchlein (App. hier bezeichnet) enthält 3 nicht gezählte, 45 gezählte und wieder 5 nicht gezählte Blätter kl. 8°. Dieser Nachtrag zu der im Vorjahre veröffentlichten Sammlung enthält einige siebzig neue Fabeln und ist dem Micael Rotingus in einem vom V. Non. datierten Febr. Schreiben dediziert. Also nur ein paar Monate nach dem Erscheinen der editio princ. ergänzte Camerario seine erste Sammlung. Die nach 1539 in Tübingen erschienenen Ausgaben, wie z. B. die mir vorliegende von 1542 (T^x), bieten die neuen Fabeln bereits eingereiht. In dieser letzten Ausgabe sind mehrere Fabeln in anderer Reihenfolge aufgeführt.

Schwer zu bestimmen ist der s. a. mit verändertem Titel Norimbergae apud G. Wachterum erschienene Druck. Er enthält nur 425 Nummern, bietet aber Abweichungen im Texte der Fabeln, die uns zwingen, ihn nach 1539 zu setzen. Ich bezeichne ihn N^w.

Die Beantwortung derselben würde auch zu ausführlichem Eingehen auf die Hauptquelle (Dorpius) und auf andere Fabelsammlungen, kurzum zu Weiterungen zwingen, wozu mir hier der Raum fehlt. Ich begnüge mich daher zu zeigen, welche unter den letzten 117 Fabeln des *'Esopus'* ganz oder teilweise Camerarius entlehnt sind.

Ich übergehe zunächst die Fabeln *'Esopus'* III, 84, 86 und 91, von denen zwar bei Camerarius ähnliche Versionen vorkommen, deren Benutzung seitens Waldis aber zweifelhaft ist, und hebe an mit der Fabel III, 95

Von einem alten vnd einem newen Wagen.

Als der seit 1535 in Tübingen wirkende Camerarius 1541 nach Leipzig berufen wurde, liefs er drei Jahre später in dieser Stadt eine neue Ausgabe mit geändertem Titel erscheinen:

HISTORIA || VITAE FORTUNAEQUE AESO-||PI CUM FABVLIS ILLIVS || pluribus quingentis, & alijs quibusdam narra-|| tionibus compositis studio & diligentia || JOACHIMI CAMERARII PAB. Quibus additae fuere & Liuianae duae et Gellianae ac aliorum aliquot. etc. — LIPSIAE || ex officina recente || Valentini Papae || MDXLIIII.

Das Dedikationsschreiben des Camerarius, 19 Seiten lang, ist an Joan. Malleolum puerorum nobilium in Booemia paedagogum gerichtet und 'idibus Martijs' datiert. Das Buch enthält 24 ungezählte, 538 gezählte und wieder 28 ungezählte Seiten kl. 8°. Die Ausgabe bietet ein paar neue Fabeln gegenüber den früheren (und wird von mir L^a bezeichnet).

Die späteren Ausgaben sind ohne Bedeutung für Waldis. Ich bemerke also kurz, dafs Camerarius 1564 eine neue Ausgabe — die von Kurz u. a. meist citierte — 'Lipsiae in officina Ernesti Voegelini Anno MDLXIIII' erscheinen liefs (von mir L^b bezeichnet) mit abermals verändertem Titel (FABVLAE AESOPICAE PLVRES QVINGENTIS ET ALIAE QVAEDAM NARRATIONES etc.) und einer Dedikation an 'Esromo Rudingero, genero suo'. Spätere gute Ausgaben sind die von 1570 und 1598. — Früh wurden die *'Fabulae Aesopicae'* zu Sammlungen für Schulzwecke herangezogen. So besitze ich eine solche, die 1576 in Leipzig bei J. Steinmann (Typis Voegelianis) erschienen ist, aber schon lange vorher einmal herausgekommen sein mufs, weil sie zwei Dedikationsschreiben von Melanchthon an B. Ziegler enthält. Die gleiche Sammlung gab mehr als ein Jahrhundert später Christian Daumius wiederholt bis tief in das 18. Jahrhundert heraus und versah sie mit Nachweisen. — Man kann wohl sagen, dafs die *'Fabulae Aesopicae'* kaum weniger Auflagen als die Sammlung des Dorpius erfahren, aber viel länger fortgelebt haben.

Kurz bezeichnet (II, S. 142) die Quelle dieser Fabel als unbekannt und giebt auch keine Nachweise an. Tittmann bemerkt (II, S. 112 A.) zu derselben: 'Scheint eigene Erfindung des Dichters.' Die Quelle ist aber Camerarius' *'Fabulae Aesopicae'* Nr. 406 (N.) (T[x] Bl. 157, L[a] S. 329, L[b] S. 303).

Ich führe die lateinische Fabel hier ganz an.

De plaustro recenti et uetere.

Plaustrum recens stridentibus rotis fertur obuiam quondam factum alteri, quod & uetustius, & cuius rotae detritiores essent. Hoc igitur illud interrogat, quid queratur, aut quae res ad ista ipsum lamenta adigat. Cui recens & stridulum plaustrum: Cur tu obsecro tanto, inquit, silentio inueheris, & raros etiam gemitus edis sub oneribus? Sentio enim, inquit hoc, dolorem, & ferenda intelligo quae imposita mihi sunt, itaque ferre quam deplorare malo.

Docet fabula, clamores & uociferationes non fere a uanitate & incogitantia abesse. Vt dicant Franci; cachinnos sonantes in ore nasci. Etiam docet, quantum in laboribus perferendis exercitati nouitijs & rudibus praestent.

Waldis hat diese Fabel in seiner gewohnten Weise nachgeahmt: er gestattete sich Ausschmückungen und kleine Abweichungen. Hebt Camerarius kurzweg mit dem Wagen selber an, so spricht Waldis erst von dem Bauern, dem der neue Wagen gehört, und erzählt uns:

Den lud der Bawr mit Weytzenkern,
Wolt fahrn zu mark, war eben fern.

Anschaulich schildert Waldis das Geräusch des neuen Wagens und ebenso das heruntergekommene Aussehen des alten Karrens, während Camerarius das kurz mit einem Beiwort abfertigt.

Sachlich weicht Waldis insofern von seiner Quelle ab, als bei ihm der neue Wagen das Gespräch beginnt, während bei Camerarius der alte anfängt und den neuen nach der Ursache seines Ächzens fragt. Die Auffassung des Waldis, dass der alte Karren, trotz seiner schweren Last,

Dennocht gieng stillschweigend daher,
Gleich ob er hette kein beschwer,

und erst auf die Frage des neuen Wagens das Stillschweigen bricht, ist eine entschiedene Verbesserung gegenüber Camerarius.

Dafs aber Waldis wirklich die '*Fabulae Aesopicae*' zur Vorlage hatte, das beweisen verschiedene wörtliche Anklänge. Ich lasse zu den oben durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stellen hier die entsprechenden nachgeahmten Verse des deutschen Dichters folgen:

V. 10. Da kam ein ander Wag entgegen,
Der war nun alt vnd abgenützt
Sein achssen — — — — — —
— velgen, speichen, naben
Verbraucht ...

V. 19. — — — der Wagen new
— sprach: ich bitt dich auff mein trew

V. 26. Vnd dennoch solcher last bist trechtig,
Doch hört man solchen alten Wagen
Gar selten seufftzen oder klagen.
'Ey' — — — sprach der alt
— — — — — — — — — — —
Wiewol mirs in mein gliedern schmertzt,
— — — — — — — — — — —
Doch weil mirs ist gesetzt zur bufs,
Das ich nur immer tragen mufs,
So gib ich mich darinn auch willig
Vnd werd derhalben nimmer schellig.
Ich leidts geduldig ...

Was die Moral der lateinischen Fabel anbetrifft, so hat Waldis nur den letzten Satz benutzt, den er aber umschreibt, wenn er sagt:

Ein gmeyner schad ist gut zu wagen,
Ein teglich vnglück leicht zu tragen;
Schwer tragen lert ein offt die not,
Die gwohnheit leichte bürden hot.

Gleich die nächste Fabel — oder richtiger Erzählung — des Waldis (III, 96),

Wie einer seinem Freunde gelt zu behalten gab,

ist auch Camerarius entnommen. Kurz vermutete als Quelle derselben '*Aes. s. l. P. I.a Fabule collecte De fidei commissa*

pecunia Exhortatio' [wohl identisch mit Steinhöwel *'Esopus'* (lat.) 143 *de fidei commissa pecunia* (ed. Oesterley S. 301) = Alfonsi, *Discipl. Clericalis* cap. 16 = *Gesta Romanorum* c. 118]. Tittmann äufsert sich folgendermafsen: 'Die nächste Stelle kann ich nicht nachweisen; die Geschichte ist alt und weit verbreitet. Steinhöwel ex Adelfonso 238[a], 239[b].'

Kurz und Tittmann deuten auf die gleiche Geschichte hin. Diese hat zwar eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen des Waldis, ihre Quelle aber ist sie nicht. In jener (aus der *Disciplina Clericalis* des Petrus Alfonsi stammenden) Erzählung wird der Empfang von anvertrautem Geld geleugnet, und der Betrogene veranlafst einen Freund, dem Betrüger Kisten, angeblich mit köstlichem Geschmeide, in Wirklichheit mit Kies gefüllt, zur Aufbewahrung zu übergeben, wo er denn, in demselben Augenblick eintreffend, durch diese List sein Eigentum zurückerhält. Bei Waldis handelt es sich auch um anvertrautes Geld, aber sein Empfang wird nicht geleugnet, es wird nur behauptet, die Mäuse hätten es gefressen, kurz es ist die bekannte, auf das alte indische Fabelbuch Calila ve Dimna (Bidpai) zurückgehende Erzählung, betreffs deren Verbreitung ich auf Oesterley zu *Wendenmuth* I, 191 und Bolte zu Schumanns *Nachtbüchlein* I, 11 (Stuttg. Litt. Verein 197. Publikation S. 392 und 209. Publikation S. 279) verweise.

Waldis konnte die Erzählung aus dem *Directorium vitae humanae* des Johannes von Capua, der lateinischen Übersetzung des indischen Fabelbuches, oder aus deren deutschen Übertragung, dem *Buch der Beispiele der alten Weisen* (beide von 1480 an wiederholt, das deutsche Buch unzählige Male gedruckt), oder aus den *'Fabulae Aesopicae'* des Camerarius N. Nr. 385 *'Depositum aes'* (T[x] Bl. 147, L[b] S. 285) schöpfen. Dafs er aber nur das letzte Werk benutzte, läfst sich leicht zeigen.

Im *'Directorium'* 'deposuit' 'quidam pauper mercator ... mille libras ferri' 'apud quemdam notum suum', im *'Buch der Beispiele'*: 'ein kauffman ... het ... hundert pfund ysen ... in sins wirtes huſs in einr statt geben', bei Camerarius: 'Deposuerat mercator apud hospitem suum magnum pondus aeris' und bei Waldis: 'Vil gelts ein kaufman ... legt ... Bey seinem Wiert auf guten glauben'; man beachte dabei die Doppelbedeutung von aes = Erz (Kupfer) und Geld.

Der von der Reise zurückgekommene Kaufmann fordert im *'Directorium'* und im *'Buch der Beispiele'* sein Eisen, bei Camerarius sein 'aes', bei Waldis sein Geld. Die Ausrede des Wirtes (bei Joh. von Capua des Freundes) ist die gleiche in allen Versionen. Die Antwort des Kaufmanns bietet im *'Buch der Beispiele'* den sonst fehlenden Zug, 'dafs kein Tier aufser dem Straufs (= »on ein strufs«) Eisen fresse.'

Der Kaufmann giebt sich scheinbar zufrieden, und der Wirt, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, lädt im *'Directorium'* und im *'Buch der Beispiele'* den Betrogenen ein, bei ihm zu speisen, ein Zug, der bei Camerarius und Waldis fehlt.

Der Kaufmann stiehlt dann den Sohn des Wirtes und verbirgt ihn im *'Directorium'* 'in domo cuisdam', in den drei anderen Versionen 'bei einem anderen Wirt'.

Im *'Buch der Beispiele'* kommt der Kaufmann erst am dritten Tag zu seinem Wirt zurück (bei Johannes von Capua fehlt die Zeitangabe), bei Camerarius 'postero die', bei Waldis, damit übereinstimmend, 'am anderen Morgen'.

Im *'Directorium'* behauptet der Kaufmann, 'vidi auem que rapuit ... puerum', im *'Buch der Beispiele'* ebenfalls 'ein vogel' schlechtweg, bei Camerarius und Waldis ist es ein Rabe.

Es erübrigt noch ein paar Züge anzuführen, die Camerarius und Waldis gemeinsam sind, in den anderen beiden Versionen aber fehlen.

Camerarius:	Waldis:
Quid? mures, inquit mercator, homo intelligens, Dij boni quid narras? nunquam audiui illos hoc cibo uti,[1] sed bene habet quod tu euasisti uoracitatem ipsorum. Placebat hospiti commentum suum, quo(d) tam facile imposuisset mercatori. Sed dum discedit mercator puerum per-	Der Kauffman, wie er war gar klug ... Er sprach: was hör ich immer sagen? Pflegen die Meufs auch Gelt zunagen? Das hab ich warlich nie gewust, Das sie zu solcher speifs han lust ... So hastu warlich sehr grofs glück, Weil du bist in der mitt gesessen, Das sie dich nit han auch gefressen ...

[1] In den späteren Ausgaben, anfangend von N^{w} und T^{x}, wenn nicht schon früher, finden sich hier noch folgende Worte: 'Vtuntur, inquit ille, & hic & in insula Gyaro, an tu obsecro, non audisti? Non equidem, inquit mercator, quod sciam!' — Da Waldis von diesen Worten keine Kenntnis zeigt, so dürfte er eine Ausgabe vor 1542 zur Vorlage gehabt haben.

quam scitum filium hospitis sui, ante aedes discurrentem absque custode, abducit ad alium suum hospitem.

Der Wiert frewt sich in seinem sinn,
Das er den Kauffman hat gefatzt,
Mit solcher list das Gelt abgschwatzt.
Dieweil, der Kauffman gieng hinaufs,
Findt auff der Gassen für dem Haufs
Des Wiertes Son, ein Knaben klein
Der spielt vnd war nun gar allein.
Den bracht er — — — — — —
Heimlich zu seinem andern Wiert.

Die entsprechende Stelle lautet im *'Directorium'* (Hervieux V, S. 165): Et ait mercator: Nunquam audiuimus esse in mundo animal quod frangeret ferrum, et mures comederunt modo illud. Nunc autem nihil reputo illud, ex quo Deus liberauit te ab eis, et non offenderunt te. At ille gauisus [est] de verbo quod audiuit ab eo rogauitque illum vt comederet secum illa die et statuit sibi terminum reueniendi ad eum. Postquam vero recessit ab eo mercator cogitauit argumentum vt caperet sibi filium suum. Qui cum furatus esset eum, abscondit in domo cuisdam. —

Im *'Buch der Beispiele'* lautet sie folgendermafsen (ed. Holland S. 60): Sprach der kauffman: 'Nie hat man gehört noch gesehen, daz kein tier sy, das ysen efs, on ein strufs vnd hie essen es die müfs. Aber ich schäz das alles für nicht, allein so dich got vor jnen behüt hat, das du vnbeschädiget von jnen kummen bist.' Der wirt was fro von des kouffmans worten vnd lud in, by im zu essen. Vnd do der kouffman ufs dem hufs kam, gedacht er, wie er dem man sinen sun stelen möcht, der zumal ein wolgeschaffner junger knab was vnd dem vatter vast lieb. Un do er jm den gestal, do behielt er in jn eines andern wirtes hufs. —

Auch die Moral des Camerarius hat Waldis herübergenommen: Fabula subijcit proverbij sententiam: Clauum clauo pelli oportere. Waldis: Mit Negeln man Negel aufsgrebt etc. —

Die nächste Erzählung, die hierher gehört, ist *'Esopus'* IV, 13

Vom Schiffman vnd einem Diebe.

Kurz sagt über diese (II, S. 153): 'Wahrscheinlich mündliche Überlieferung oder eigenes Erlebnis'. Bearbeitung (davon): Aes. Camer. 328: *Tempestas in mari.* — Tittmann schreibt das (II, 160)

getreulich nach: 'Eigenes Erlebnis, später in Joachim Camerarii "*Fabulae Aesopicae*" (Lipsiae MDLXX) Nr. 328: Tempestas in mari (schon 1564 gedruckt)'.

Die Erzählung erschien bereits 1539 im Druck in dem oben erwähnten '*Appendix fabvlarum*' S. 11[a]. Hier lautet sie:

Tempestas in mari.

Orta in mari tempestate atroce, omnibusque alijs metu trepidantibus, unus inter illos solus omnium nullam dare significationem timoris, ac potius magnam prae se ferre confidentiam. Cui alius quidam, quaenam res te, inquit, aut spes, tam securum in maximo discrimine praestare potest? Tum hic, nihil enim periculi est, inquit. Nihil ne, inquit alter, iam pene fracta naui? Mihi quidem, inquit ille, cuius corpus non piscibus, sed auibus pabulum praebere debet.

Fabula docet, diuinitus reseruari ad sua supplicia malos.[1]

Das Verhältnis des Waldis zu dieser Darstellung ist ein sehr freies, wie man es indes bei ihm seinen Vorlagen gegenüber sehr oft beobachten kann. Waldis erzählt die Geschichte mit grofser Frische und Lebendigkeit als Erlebnis auf einer Seereise nach Riga und hält sich, obwohl in dem Schwanke im wesentlichen mit Camerarius übereinstimmend, von wörtlicher Anlehnung ganz frei.

Als unbekannt bezeichnet Kurz (II, 165) auch die Quelle von '*Esopus*' IV, 48

Von o͗pffeln vnd einem Rofsdreck

und führt wiederum Camerarius unter den Bearbeitungen an, aber auch in diesem Falle ist letzterer die Quelle des Waldis gewesen. Seine Fabel ist bereits 1538 im Druck erschienen. Sie hat folgenden Wortlaut (N Nr. 396, T[x] Bl. 154, L[b] S. 297):

Poma et sterquilinium.

Forte sublatum cum pomis sterquilinium subita aquarum exundatione, fluitabat in eo loco, vbi dudum iacuerat. Tum se illud & in aquis vehi & ferri cum pomis praeclarum existimans:

[1] T[x] Bl. 169[b], L[b] S. 328.

Quam scite nos, inquit, poma natamus! Sed paulo post humiditate dissolutum in aquis evanuit.

Fabula narratur contra gloriationis uanitatem.

Diese kurze Fabel hat Waldis wieder in seiner Weise erweitert und ausgeschmückt. Aus dem unbestimmten 'sterquilinium' machte er einen 'Roſsdreck'. Er gab an, wie einerseits die Äpfel, anderseits der Roſsdreck ins Wasser geraten waren. Eine Magd lieſs über einen Steg gehend die Äpfel aus einem Korbe ungeschickterweise in den Bach fallen. Ein Bauer tränkte sein Pferd an demselben Bache, und dieses lieſs bei der Gelegenheit 'ein Feigen' hineinfallen. Und nun schwammen Äpfel und Roſsdreck zusammen weiter, und der letztere redete die Leute an:

Seht, wie wir schœnen öpffel flieſsen!

Den Schluſs 'Sed paulo post' etc. hat Waldis weggelassen; die Moral der Fabel, von Camerarius kurz angedeutet, hat er durch eine Anzahl treffender Vergleiche veranschaulicht.

Die nächste Fabel, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben, ist die 87. im IV. Buche des *'Esopus'*

Vom Wolff vnd einer Ganſs.

Kurz bezeichnet die Quelle als unbekannt und führt unter verschiedenen Versionen bezw. Bearbeitungen der Fabel Camerarius 'Lupus saltans' an. Wir werden auch dieses Mal die *'Fabulae Aesopicae'* als Quelle des Waldis anzusehen haben. Ich lasse die lateinische Fabel folgen (Nr. 350, T^x Bl. 134^b, L^2 S. 260):

Lvpvs saltans.

Hieme quaerebat escam lupus, & anserem nactus in syluas deuoraturus hunc asportauit. Qui uidens de se esse actum, nisi consilium callidum excogitaret, quo eriperetur e dentibus saeuissimae bestiae, ualde orat lupum, quoniam sibi moriendum esset, mediocriter se delectari, sine quidem incomodo ipsius ac molestia, pateretur, minus postea grauiter mortem ut ferret. Lupus iubet petere quid concedi sibi uelit. Tum ille respondit, choream se cupere agitare, quam ipse ducat. Lupus, qui nihil fraudis metueret, age inquit, fiat, & leuae alae pennam

eminentiorem prehendens, cum ansere saltare coepit. At hic occasione fugae oblata, relicta penna in ore lupi auolauit. Lupus cum gemitu auolantem prosequens: Me miserum, inquit, non oportuit saltare ieiunum.

Fabula monet, nihil recte alieno tempo fieri.

Diese Fabel benutzte Waldis mit charakteristischen kleinen Änderungen, indem er sich zugleich sprachlich möglichst seine Selbständigkeit wahrte. Bei ihm geht der Wolf 'vmb Faſsnacht' auf Raub aus, die Gans ergreift er 'bey einem Zaun', die arme Gefangene möchte in der lustigen Zeit 'die allen Menschen freude geit' auch noch einmal fröhlich sein. Die beiden tanzen 'als obs zu einer Hochzeit wer'. Der Wolf macht sich Vorwürfe, daſs er sich nicht der Lehre erinnert, die ihm einst sein Vater gab, u. s. w.

Einen Zug, daſs der Wolf die Gans an einer Feder festhält, hat Waldis weggelassen.

Ein paar Sätzchen verraten übrigens noch deutlich die Quelle. Waldis sagt: '... ein Gans ergriff.' — 'So wolt ich denn dest lieber sterben.' — 'Drum wolt ich gern einst vmbher springen.' — 'Auch nimmer nüchtern tantzen solt.' — Hiermit vergleiche man die oben in gesperrter Schrift hervorgehobenen Stellen bei Camerarius.

Nur ein paar Seiten später fand Waldis bei Camerarius eine Fabel, die er für die 96. im IV. Buche seines *'Esopus'* verwertete,

Von den Löwen vnd Hasen.

Wieder bezeichnet Kurz (II, 183) die Quelle als unbekannt und führt die Fabel des Camerarius als Bearbeitung an, und Tittmann II, 291 folgt ihm getreu.

Es wird gut sein, die lateinische Fabel hier wiederzugeben (Nr. 356, L^2 S. 264):

Leporum concio.

Quodam tempore uisum est omnibus bestijs conuentum et coetum habere quod aliarum de alijs frequentißime querelae essent. Vbi dictis ultro citroque sententijs, lepores ita concionatos perhibent: Videri sibi aequum, omnium vt bestiarum eadem sit dignitas et par potestas, neque oportere alias tanto plus, alias minus valere, hoc enim pacto fieri, vt inferiores praestantibus

direptioni & praedae sint. Quibus dictis oblocutos leones accepimus, orationi leporinae deesse vngues & dentes.

Fabula docet, fortem orationem, nisi etiam viribus sit fulta a potentioribus derideri.

Mit dieser Fabel hat Waldis sehr frei geschaltet; man kann bei ihm nur von einer Nachahmung im allgemeinen sprechen. In der Ausführung ist er ganz seine eigenen Wege gegangen. Nicht eine allgemeine Versammlung der Tiere, sondern, wie man es strenge genommen nach dem Titel der Fabel (Concio leporum) auch bei Camerarius erwartete, nur eine der Hasen findet bei ihm statt. Streben die Hasen bei Camerarius die allgemeine Gleichstellung der Tiere an, so wollen sie bei Waldis nur die Tyrannei der Löwen beseitigt wissen:

Vielleicht sie sich zum guten kerten
Durch süsse wort vnd Hasenstimm,
Baldt liessen ab von jrem grimm,
Den Thieren nit mehr widerstrebten.
Hinfürter freundtlich mit jn lebten,
Wurden all mit einander frumb.

Sie begeben sich bei Waldis zweimal zu den Löwen, um ihnen die Sache vorzutragen. Das erste Mal kehren sie wieder unverrichteter Sache um, denn die Löwen waren alle 'voll mit bancketieren'. Das zweite Mal bringen sie ihre Moralpredigt an, werden aber von den Löwen nicht, wie bei Camerarius, bloſs verhöhnt, sondern zerrissen und aufgefressen.

Noch eine Abweichung von Camerarius bietet die Einleitung des Waldis. Er verlegt die Handlung 'Kvrtz vor (?) der Schöpfung aller Ding', 'da sey gwest ein alter Haſs', 'der war verstendig, klug vnd weiſs Vnd hat in Bůchern lang studiert'. Von diesem Hasen sei das ganze Hasengeschlecht gelehrt geworden. Und ihre Gelehrsamkeit und Weisheit habe sie auf den Gedanken gebracht, als Weltverbesserer aufzutreten.

Die Idee, den Hasen als ein gelehrtes Tier anzusehen, dürfte Waldis aus einer Fabel entnommen haben, die sich bei Camerarius (Appendix S. 17^{b}, L^{b} S. 341 *'Leporis eruditio'*) und Pauli (Schimpf und Ernst Nr. 108 ed. Oesterley S. 80) findet und aus dem Dialogus creaturarum (ed. Grässe S. 255) stammt.

Die Abweichungen des Waldis von Camerarius erklären sich gröfstenteils aus der von jenem beliebten grundverschiedenen Moral, die er an die Fabel anknüpfen wollte. Während Camerarius nur veranschaulicht, dafs die wirkungsvollste Rede ohne eine ihr Geltung verschaffende Hand von den Mächtigen nur verlacht wird, will Waldis zeigen, dafs

> Kœnig, Fůrsten vnd der Adel
> Kônnen nit leiden irgends tadel.
> Wer sie strafft vnd die warheit sagt,
> Der wird veracht, getôdt, verjagt.

Seine Fabel ist wie so manche andere von ihm eine wetternde Strafrede gegen die Tyrannengewalt seiner Tage.

Bei der 98. Fabel des IV. Buches,

Wie einer ein Esel solt schreiben leren,

bezeichnet Kurz (II, 184) 'Abstemius ap. Nev. 592' *'De Grammatico docente asinum'* als Quelle und führt eine Anzahl anderer Versionen, darunter Camerarius (Lips. 1564) S. 167, als Bearbeitungen an. Tittmann (II, 295) meint vorsichtiger: 'Quelle nicht genau nachzuweisen'.

Ein Teil der von Kurz angegebenen Versionen, wie z. B. die 39. Historie des Eulenspiegel, gehört nicht hierher. Für Waldis können nur drei Versionen in Betracht kommen: Poggios *'Facetum dictum asinum erudire promittentis'*, sei es direkt, sei es durch Vermittelung Seb. Brants (Mythologi Esopi ... vna cum Auiani et Rimicij fabulis 1501) oder eines anderen Sammlers, Abstemius Nr. 133 und Camerarius.

Die Fabel des Abstemius ist ohne weiteres auszuscheiden, nicht deshalb weil sie in der Sammlung des Dorpius fehlt und die Ausgabe des Nevelet erst 1610 erschien — denn Waldis konnte die Fabel ja aus einer Separatausgabe des 'Hecatomythium (alterum)' kennen —, sondern weil sie derjenigen des Waldis ganz fernsteht. Bei Abstemius rühmt sich ein 'Grammaticus', er sei so vortrefflich in seiner Kunst, dafs er selbst einen Esel mit Erfolg unterrichten könne. Ein Fürst fragt ihn, ob er sich für fünfzig Goldgulden getraue, einen Esel innerhalb zehn Jahren ordentlich auszubilden. Der Prahler will sich umbringen lassen,

wenn er bis zu dieser Frist den Esel nicht lesen und schreiben gelehrt habe, u. s. w. Von dieser Einkleidung finden wir nichts bei Waldis, und gerade sie ist für die Darstellung des Abstemius charakteristisch, während der Schlufs der Erzählung in den meisten Versionen so ziemlich gleich ist.

Waldis nähert sich sowohl Poggio als Camerarius, und es bleibt zu untersuchen, ob er diesen oder jenen oder beide benutzt hat. Ich hebe mit Camerarius an und gebe zu diesem Zweck seinen Text wieder (Nr. 181, L² S. 166):

Rex et svbditvs.

Innocenti subdito infestus Rex, ut cum causa illum posset plectere, imperat asinum ut litteras doceat. Hic se obedientem iusso futurum ait, & omnem diligentiam operae adhibiturum, sed esse tempore longo opus ad eam rem perficiendam. Peteret quantum vellet, concedente Rege, ille decennium postulat. Quo impetrato, amici hominem admonuere, fieri non posse, vt asinum literis erudiret. At vos, inquit, bono animo estote: nam intra tam multos annos aut morietur animal, aut rex aut ego. Quodcumque autem horum acciderit, ego onere suscepto liberatus fuero.

Docet fabula, difficilibus (in) negocijs & periculosis saepe esse salutarem procrastinationem.

Die Fabel des Poggio lautet:

Facetum hominis dictum asinum erudire promittentis.

Tyrannus ad exhauriendum bona subditi, qui se multa facturum iactabat, sub graui poena praecepit, ut asinum literas doceret. Ille impossibile ait fore, nisi multum temporis sibi in erudiendo asino concederetur. Petere quantum uellet iussus, decennium impetrauit. Deridebatur ab omnibus, quoniam rem impossibilem suscepisset. Ille amicos solatus, nihil timeo, inquit, nam interim aut ego moriar, aut asinus, aut dominus. Quibus uerbis ostendit salutare esse rem difficilem in longum protrahi ac differi.

Die beiden Versionen bieten, wie man sieht, einige wörtliche Übereinstimmungen — und es liegt auf der Hand, dafs Camerarius die Facetiae des Italieners zur Vorlage hatte —, aber auch einzelne Abweichungen, die es ermöglichen, das Verhältnis des hessischen Fabeldichters zu ihnen zu bestimmen.

Waldis nähert sich mehr Camerarius als Poggio. Ich sehe von seinen einleitenden Worten, wo er über den Mifsbrauch der Gewalt bei den Mächtigen klagt — sein Zusatz — ab, und gehe gleich zur eigentlichen Erzählung über.

Bei ihm ist es, wie bei Camerarius, ein König, kein tyrannus dem 'ein frommer vnderthenig war' (entsprechend dem 'innocenti subjecto' des Camerarius), und diesem 'gebietet' er (Camerarius: imperat) den Esel zu unterrichten.

Er antwort: — — — —
  Ewrem Fůrstlichen Bfehlen noch
Wil ich gantz gern difs grobe Thier
  In Disciplin nemen zu mir,
Mit aller arbeit halten drob.
  Weils aber ist so wundergrob ...
Ich darff dazu ein lange zeit.

Hiermit vergleiche man die oben gesperrt gedruckten entsprechenden Stellen bei Camerarius.

Waldis hat soweit von Poggio keinen Gebrauch gemacht. Es ist bei ihm weder die Rede vom 'exhaurire bona subditi' noch davon, dafs dieser 'se multa facturum iactabat'. Es entspricht aber sowohl Poggio als Camerarius, wenn der subditus zehn Jahre zu der Arbeit fordert und zugestanden erhält.

Dagegen weist es wieder auf Camerarius hin, wenn wir bei Waldis lesen:

Vnd kamen all sein Freund daher,
  Fragten, wie er so Nerrisch wer
Sich solcher arbeit vnderstůndt
  Weil das man doch kein Esel fůnd ...
  Der schreiben kund het oder lesen ...
Er sprach: jr Freunde, schweigt nur still ...
  Wer weifs, wer Zehen Jar mag leben ...
Leicht stirbt mein Herr oder das Thier
  Oder wird die zeit sein leicht an mir.
Wenn von dreien eins geschicht
  So bin ich lofs, die sach entricht.

Hiermit wäre wiederum oben Camerarius zu vergleichen. Selbst in der Aufzählung der drei Möglichkeiten stimmt Waldis mehr mit Camerarius als mit Poggio überein. Bei Waldis ist die Reihenfolge: König, Tier, ich; bei Camerarius: Animal, rex, ego; bei Poggio: ego, asinus, dominus.

Auch die Moral des Waldis klingt mehr an Camerarius als an Poggio an, wenn sie auch im Grunde bei beiden die gleiche ist:

Man soll in grossen schweren fellen
In sachen, die — — —
— schedlich aufsgang möchten gewinnen,
Sich bdenken vnd recht wohl besinnen.

Vergleiche hiermit die beiden Texte oben.

Wenn sonach Camerarius die Hauptquelle für Waldis war, so möchte man doch aus ein paar Sätzchen schliefsen, dafs er auch Poggios Erzählung herangezogen habe.

So sagt z. B. der König im *'Esopus'*:

Das dirs gelingen wird ...
Zu schwerer straff ...
bei Poggio: (Tyrannus) sub poena graui praecepit;
bei Waldis heifst's: Da ward er blacht von jederman
bei Poggio: Deridebatur ab omnibus.

Diese Ausdrücke fehlen bei Camerarius.

Nicht weit brauchte Waldis zu gehen, um die Quelle seiner übernächsten und letzten Erzählung (*'Esopus'* IV, 100)

Von einem Tyrannen vnd seinem Vndersassen

zu finden, gleich die nächste Erzählung des Camerarius bot sie ihm dar.

Kurz (II, 185) führt als Vorlage des hessischen Dichters Poggius 'De tyranno qui homini pecunioso causas injustas iujecit' an. Wie weit das richtig ist, wird sich weiter unten zeigen. Jedenfalls ist Poggio die Quelle für Camerarius selber.

Die Fabel dieses letzteren hat denselben Titel wie die oben zuletzt angeführte, welche die Quelle von *'Esopus'* IV, 98 bildete. Schauen wir sie uns näher an (N Nr. 182, T^x Bl. 87, L^2 S. 167):

Rex et subditus.

Svbditum opulentum & pecuniosum cupiens expilare Rex, ne uim fecisse uideretur, adduci hominem imperat, & a subornatis coram se postulari crimine perduellionis, quod receptaret hostes suos, & cum illis consilia nefaria contra patriam iniret. Homini quieto & cui nihil esset pace neque utilius neque optatius, mira uideri accusatio & res illa. Tum unus de accusatoribus: Etiam nunc, inquit domi istius hostes regios occuli existimo. Ibi intelligens reus, qui essent hostes, quos abducere a se rex cuperet: Ita, inquit, est, cogor enim fateri uerum. Sed mitte mecum, o Rex, quibus illi statim tradantur. Rex satellites cum illo misit, quibus omnem suam pecuniam & nummos dedit deferendos ad Regem. Hi quidem sunt hostes, inquit, etiam mei. Pene enim me perdiderant.

Docet fabula, prudentes parua libenter amittere ut maiora retinere possint.

Mit dieser Darstellung stimmt die Erzählung des Poggio — die sich auch bei Brant und Brant-Adelphus findet — inhaltlich fast ganz überein, aber im sprachlichen Ausdruck entfernt sie sich sehr davon und bietet sogar ein paar kleine sachliche Abweichungen. Dadurch läfst sich zeigen, dafs Waldis den Camerarius zur Vorlage hatte.

Natürlich verfuhr der deutsche Dichter bei einem Stoffe, der ihm erwünschte Gelegenheit zu einer Philippika gegen die Gewaltherrscher gab, ziemlich frei. Er schilderte ingrimmig das Treiben des Tyrannen und verbreiterte die Reden und Gegenreden der Personen. Statt der in acht Worten ausgedrückten Moral des Camerarius bringt er eine vier Seiten lange heftige Rede gegen den Eigennutz.

Dafs er aber von Camerarius abhängig ist, zeigen die nachstehenden Verse, mit denen man die durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stellen der lateinischen Fabel vergleichen möge:

1) V. 21. Vnder jm safs ein Reicher Mann,
Ein trewer frommer Vnterthan ...

V. 28. Das ern seins gfallens auch möcht schinden.

2) V. 33. Er hett die Feind seines Vatterlands ...
Heimlich in seinem Haus versteckt.

3) V. 40. Als heimlich Conspiration
Die du mit vnsern Feinden heltst
Vnd nach des Lands verderben stelltst.

4) V. 65. Da stund einr von den Suppenfressern ...

V. 68. Vnd sprach: ja, wenn ichs sagen sol
Laſst in seim Hauſs — — —
Suchen, ich weiſs das man wird finden
Meins Herren feind, dazu die seinen.

5) V. 73. Da merkt der Mann dasselbig stůck,
Verstand jr Practick vnd jr tůck.
Er sprach von stund: Gnediger Herr,

6) Schickt mit mir einen oder mehr.
Wo ein Feindt in meim Hauſs wird funden
Soll er gefangen vnd gebunden
— — — werden gfůhrt ...

7) V. 81. Nam etlich von von den Hofe schrantzen

V. 83. Gab jn ein grosse summen Gelts
Vnd sprach: schweigts nit, meim Herrn vermelts!
Vnd sagt, diſs ist der grosse Feindt.

Daſs aber Waldis auch bei dieser Erzählung Poggios Version, sei es direkt, sei es aus einer Sammlung (etwa aus Brant) kannte, möchte man daraus schlieſsen,

1) daſs bei jenem wie bei diesem von einem 'Tyrannen', nicht von einem 'rex' die Rede ist;

2) daſs die oben sub 2, 3 und 6 angeführten Verse des Waldis dem Poggio fast noch näher stehen als dem Camerarius; man vergleiche:

Poggio: 2) Hostes, inquit, meos ac rebelles qui contra
3) me conspirarunt domi absconditos tenuisti.

6) Sed destina mecum satellites tuos, ego hostes
illos ac rebelles tibi statim comprehensos dabo.

Ich habe mich jetzt mit einigen Fabeln zu beschäftigen, bei denen Camerarius nicht die Hauptquelle, bzw. nicht die einzige Quelle gewesen ist. Ich beginne mit *'Esopus'* IV, 75

Vom Kônigreich der Affen.

In dieser Fabel haben wir ein altes, weitverbreitetes Motiv, und es ist daher nicht leicht, die direkte Quelle des Dichters nachzuweisen. Bezüglich seiner Verbreitung sei, aufser auf Kurz II, 137 ff, noch auf Oesterley zu Pauli *Schimpf und Ernst* Nr. 381 verwiesen. Als Quelle bezeichnet Kurz: Aes. s. l. J. 7^a 'De homine fallaci et veraci et simiis' (wiederum nichts als ein lateinischer Text des Steinhöwel).

Waldis konnte die Erzählung aus Steinhöwels *'Esopus'* (Oesterleys Ausgabe S. 181), aus Pauli Nr. 381 oder aus Camerarius' *'Fabulae Aesopicae'* Nr. 228 (T^x Bl. 102, L^b S. 296) nehmen. Pauli steht ihm ganz fern. Bei ihm wird der Schwank von einem 'tůtschen Walch vnd einem Zigeiner' erzählt, und letzterer ist der Wahrheitsliebende, der dem Affen sagt: 'ir künnen euwre schand da hinten nit decken u. s. w.' Von allem dem finden wir bei Waldis nichts.

An Steinhöwel dagegen erinnern einzelne Sätze und Ausdrücke, so z. B.:

Waldis:	Steinhöwel:
V. 28. Das sie solch schöne Ordnung führen	Alle nach einander in langer ordnung
V. 70. Den Gselln that er ehrlich begoben.	Das er solte rychlichen begabet werden. —
V. 79. Er dacht: erzeigt man solche ehr Der lügen, so wirdt man viel mehr Die Warheit ferdern, loben, preisen.	— gedacht er in im selber: Wann der trugner, der alle ding erlüget, disen so empfenglich ist umb syn lügen, o wie wol würt es mir ergaün, so ich die warheit sage.

Kein Zweifel also, dafs Waldis den Steinhöwelschen *'Esopus'*, ein Buch, das ohnehin zu seinen Quellen zählt, hier benutzte.

Aber auch Camerarius mufs er zu Rate gezogen haben. Hierfür spricht die gleiche Überschrift, bei Camerarius: 'Simiorvm regnvm', bei Waldis: Vom Kônigreich der Affen; hierfür sprechen ferner ein paar wörtliche Anklänge:

Waldis:

V. 67.

Der Aff werdt sehr der red erfrewt.

V. 70.

Im wardt ein köstlich Kleidt geschenckt,
Mit einer gülden Ketten bhenckt,
Dorthin zu einem Tisch geführt,
Mit essen, trincken wol Tractiert.

Delectatus simius assentione hominis, bene eum accipi & praemiis affici imperat.

V. 101.

Von solcher red der Aff ergrimmt
Vnd all die Affen zu sich nimpt,
Sich wider den Geselln ermanten
Vnd jn gar zorniglich anzanten ...
Vnd auff das jämerlichst zerbissen.

Offensus hac libertate ille Regius simius unguibus & Dentibus suorum discissum hominem abigi iubet.

Übrigens verfuhr Waldis auch mit dieser Fabel in seiner bekannten Weise.

Ein ähnliches Verhältnis bietet die übernächste Fabel des Waldis (IV, 77):

Vom Löwen Wolff vnd Fuchs.

Auch hier findet sich die Fabel bei Pauli und zwar sub Nr. 494 (ed. Oesterley S. 287), bei Steinhöwel (ed. Oesterley S. 209) und bei Camerarius sub Nr. 71 (L^b S. 112).

Die Fassung des Pauli (der wolf verklagt den fuchs falsch) steht abermals Waldis ganz fern, die Fabel Steinhöwels (Von dem fuchs, wolff und löwen) gehört nur in der zweiten Hälfte[1] hierher und ist, ebenso wie die des Camerarius (Leo et lvpvs), von Waldis benutzt worden.

Bei Waldis, Steinhöwel und Camerarius hat der Wolf vor, den Fuchs zu verderben, indem er bei den beiden ersten dem kranken Löwen den frischen Pelz des abwesenden Reinecke als Heilmittel empfiehlt, bei Camerarius, indem er die Abwesenheit des Fuchses als eine Geringschätzung des Königs bezeichnet. Der Fuchs kommt dazu und zahlt ihm mit gleicher Münze. Er giebt sich für einen eifrig um das Wohl des Löwen bedachten

[1] Der erste Teil der Fabel — es sind zwei zu einer vereinigt — ist die von fischenden Wolf, vgl. unten S. 278.

Arzt aus und verschreibt als Heilmittel für den kranken König den abgezogenen, noch warmen Balg des Wolfes. Der geschundene Wolf wird vom Fuchs verhöhnt.

Die Hauptquelle des hessischen Dichters ist Steinhöwel. Mit ihm stimmt er am meisten sachlich überein, und auf ihn gehen die nachstehenden Stellen zurück:

Waldis:	Steinhöwel:
V. 24. Der hat ein schoͤnen warmen balck, Wenn jr jm den von stund abzuͤgt. Ein weil fuͤr einen brustlatz truͤgt...	... zůch im synen balg ab ... und schlag synen balg also warm umb dynen buch ...
V. 30. Solchs alles het der Fuchs gehort; Denn er hett hart dabey gewuͤlt Vnd jm ein wonung auſsgehuͤlt.	der Fuchs hat in demselben stain ain hol nahet by dem loͤwen, das er alles hoͤren mocht ...
V. 85. Sein haut abgezogen gar bhend Biſs an den Halſs, beid fuͤſs vnd hend.	zoch im synen balg gancz ab on allain an dem houpt vnd an den füſsen.
V. 89. Da stund der Fuchs auff einem Berg — — — — — — — — — — — Sprach: Freundt, wie kumpstu so daher Als obs gleich vmb die Faſsnacht wer?	da stuond der fuchs uff ainem hohen Felsen und schry mit luter stim spottend: Oho, wer bist du, der über den anger louffst mit dem hütlin und hendtschuochen u. s. w.
V. 94. Wammes vnd Hosen aus hast zogen Nur in der Kugel, Håndschuh, Socken Leuffst durch dick duͤnn u. s. w.	

Mit Camerarius zeigt Waldis Ähnlichkeit nur in den Anfangs- und Schluſsworten seiner Fabel:

Waldis:	Camerarius:
Der Loew war kranck vnd lag zu Beth Vnd gar ein schweres Fieber het.	Decumbebat in antro suo ... leo & insuper morbo correptus.
V. 97. ... wer einen andern hembt Zu mehrermaln sich selber klembt.	... qui alteri struat malum, eum sibi laqueos quibus capitur nectere.

Natürlich bietet Waldis selbständige Zuthaten, so z. B. die Rede des Fuchses an den Löwen und die Aufzählung aller der 'tůcken', die der Wolf vom Fuchse erfahren hat, wobei Waldis, was er in seinen vorhergehenden Fabeln (IV, 7, IV, 8 und IV, 73), über Streiche Reineckes am Wolfe verübt, erzählte, kurz wiederholt.

Wir kommen jetzt zu der vorletzten Fabel des *'Esopus'* (IV, 99)

Vom Bawrn, Lindwurm, Pferd Hund vnd Fuchs.

Über die Verbreitung des Stoffes giebt Kurz (II, 184 ff.) zahlreiche Nachweise, aufserdem sei noch auf Oesterley zu 'Wendunmuth' V, 121 und VII, 73 und auf Benfey 'Pantschatantra' I, 113—120 verwiesen. Letzterer bietet auch ein paar Andeutungen über die Filiation der Fabel. Zahlreiche Parallelen lassen sich noch nachtragen.

Als Quelle des Waldis bezeichnet Kurz (l. c.): 'Aesop. s. l. K 4^b Fab. extr. 7 De Dracone et villano', und fügt hinzu: vgl. P 8^b 'De Lupo, rustico, vulpe et caseo'. Wie sich das Kurz dachte, weifs ich nicht. Keine von beiden Fabeln kann als eigentliche Quelle des Dichters gelten, auch nicht beide zusammen, auf die erstere indes werde ich unten zurückkommen.

Wenn wir der Quellenfrage dieser Fabel näher treten wollen, so haben wir nicht vom *'Esopus'*, sondern von den fünf Jahre früher als Beigabe zu *'Ein warhafftige Historien van zweyen Mewßen'* erschienenen *'Drey schoner newer Fabeln'* des Waldis (gedruckt 1543 s. l.) unseren Ausgang zu nehmen. Die erste dieser Fabeln

Wie die Welt alle wolthat mit vndankbarkeit pflegt zu bezalen. Von einem Pawren / vnd von einem Lindtworm

ist die unserige. Sie weicht sachlich allerdings gar nicht von der im *'Esopus'* später aufgenommenen ab; es bestehen zwischen beiden Darstellungen nur unbedeutende Verschiedenheiten in Wörtern und Wendungen — wovon Kurz die meisten in den Lesearten seiner Ausgabe (Bd. II, S. 21—23) mitgeteilt hat —, und die Orthographie ist eine andere. Aber die Existenz dieses

Druckes überhebt uns der Verpflichtung, ein paar Versionen als mutmaſsliche Quellen ins Bereich unserer Betrachtung zu ziehen, die vor 1548, aber nach 1543 erschienen sind. Ich meine den in Frankfurt am Main 1544 gedruckten *'Reinicken Fuchs'* (Buch 3 Kapitel 4) und die 1545 erschienene Bearbeitung von Paulis *'Schimpf und Ernst'* (Blatt 7[a], Nr. 33), von denen namentlich die letztere Waldis recht nahe kommt.

Es kommen für uns, als vor 1543 gedruckt, nur die Werke in Betracht: Steinhöwels *'Esopus'*, Camerarius' *'Fabulae Aesopicae'* und Sebastian Francks *'Sprichwörter'*. Um mit diesen letzteren zu beginnen, so finden wir unsere Fabel darin im II. Bande auf Blatt 28[b] ff. (Ausgabe 1541) angeknüpft an den Satz: 'Es hat sich nie kein sein angenommen, er ist seins vnglůcks teylhafftig geworden'.

Die Geschichte wird hier von einem Bauern erzählt, der 'einer nater auſs eim felſsen halff', 'die verhieſs dem baurn der welt lon', und als sie ihn erwürgen will, da 'appelliert er für das nechst thier, so jn bekem'. Das erste ist ein Hund, das zweite ein Pferd, beide geben der Schlange recht, indem sie über Undank der Menschen klagen. Dem dritten, einem Fuchs, verspricht der Bauer alle seine Hühner, wenn er ihm helfen wolle. Reinecke geht darauf ein und läſst sich das Felsenloch zeigen, in dem die Natter eingeschlossen gewesen. Er unterrichtet den Bauern vorher, wie er sich verhalten solle. Die Natter, vom Fuchs aufgefordert, in die Höhle voranzugehen, kriecht hinein, der Fuchs springt zurück, und der Bauer verschlieſst die Öffnung mit einem Stein und ist gerettet. Nun führt der Bauer den Fuchs heim, aber die Bäuerin weigert sich, die Hennen auszuliefern, der Fuchs mischt sich ins Gespräch und sagt: 'Es were oft einer fromm wañ mann fromm lieſs'. Da er gutwillig nichts erhält, so stiehlt er 'nahend all hennen'. Aber die Bäuerin hetzte ihre Hunde auf ihn, 'biſs er zuletzt den tod an den hennen fraſs ... vnd von den hunden zerrissen ward'.

Mit dieser Darstellung weist die Fabel des Waldis manche Ähnlichkeit auf, weicht jedoch auch nicht unwesentlich davon ab. Die Geschichte wird bei ihm auch von einem Bauern erzählt, aber das Tier, das er befreit, ist 'ein armer Trach' oder 'Lindworm', 'Bey sechtzig schůch' lang. Dieses hat ihm versprochen

'die hochsten gaben Welch gemeinlich grosse herren haben Damit alzeit alhie auff erden Die grost wohlthat vergolten werden'. Befreit will der Drache ihn 'verschlingen'. Die als Schiedsrichter angerufenen Tiere sind wohl dieselben wie bei Franck, aber sie treten in anderer Reihenfolge auf: Pferd, Hund, Fuchs. Die Antworten der Tiere lauten bei beiden Autoren ähnlich, bieten aber doch viele Verschiedenheiten im einzelnen, insbesondere im Ausdruck. Bei Waldis geht der Fuchs nicht mit dem Bauern nach Hause, er kommt erst in der Nacht, um das Federvieh aus dem offen gelassenen Stalle zu holen, und wird dort von der Bäuerin — die ihrem Manne die heftigsten Vorwürfe über sein Versprechen gemacht hat — und ihrem Knechte mit Prügeln empfangen und erschlagen. Der sterbende Fuchs hält noch eine Rede über den Undank.

Eine sachliche Übereinstimmung bietet Franck noch mit Waldis gegenüber anderen Versionen: der Fuchs verabredet mit dem Bauern, bevor sie an Ort und Stelle angekommen sind, wie er es mit der Schlange (bzw. mit dem Drachen) halten wolle.

Waldis:	Franck:
Wir woln albeid hin gehn zum loch So volg du vff dem fufs vns noch Vnd wan wir alle beid sein dynne — — — — — — — — — — — Wen ich — — — — — — — — — — in eym hwy spring aufs der thur So waltz den stein bald wieder fur.	... wann ich mit der schlangen / ... inn das loch schleuffe / so wil ich mich geferen zu ruck widder heraufs zu springen / so stofs du bhend den stein wider für.

Im letzten Teil der Citate herrscht, wie man sieht, wörtlicher Anklang. Solche kleine wörtliche Übereinstimmungen findet man noch ein paar, z. B.

Waldis:	Franck:
Du solt nit weitter Appellieren.	der baur appelliert weiter,
Vnd kunt mein Herrn ... tragen	seiñ herrn tugentlich getragen
Was woltst zu lohne geben mir?	aber was wiltu mir geben /
Der Bawr ... sprach: — — — — Ich wil dir al meyn Huner geben	der baur verhiefs dem fuchs all sein hennen.

Kann man auf diese Übereinstimmungen die Behauptung stützen, daſs Franck unserem Waldis bekannt gewesen sei? Bei der selbständigen Arbeitsweise des hessischen Dichters, der ja seine Vorlagen meist nur wenig verrät, berechtigt das Angeführte gewiſs dazu.

Die Fabel des Camerarius *'Merces Anguina'* (N Nr. 392, L[b] S. 289) zeigt, verglichen mit der des Waldis, sowohl sachlich, als im Ausdruck ganz auffallende Ähnlichkeiten.

Wie bei Waldis der Bauer, wird bei Camerarius ein 'viator', an einem Berge vorübergehend, durch Klagen und Wimmern aus einer Höhle aufmerksam gemacht und fragt, wer darin stöhne. Die eingeschlossene Schlange (anguis, auch Drache) bittet und beschwört den Menschen, sie zu befreien, und verspricht ihm dafür den Lohn, der für die gröſsten Wohlthaten bezahlt werde. Der Mensch läſst sich durch die Versprechungen des Gewürms blenden und entfernt den den Ausgang versperrenden Stein, erschrickt aber, wie er das ungeheure Tier aus der Höhle kriechen sieht. Er bereut seine unbedachte Handlungsweise, als ihn das Tier verschlingen will, indem es vorgiebt, Undank sei eben der höchste Lohn unter Sterblichen. Der Betrogene will sich dieser Ansicht nicht fügen, und es entwickelt sich zwischen ihm und der Schlange ein Zwiegespräch, das bei beiden Autoren ähnlich verläuft. Die von Mensch und Schlange (bzw. Drache) befragten Tiere erscheinen bei Camerarius und Waldis in gleicher Reihenfolge (Pferd, Hund, Fuchs), und ihr Urteil sowie ihr Verhalten, wenn auch nicht in allen Einzelheiten gleich, stimmt doch in der Hauptsache bei beiden Dichtern überein. Der Fuchs nimmt bei Camerarius und Waldis den 'viator' bzw. Bauern auf die Seite und fragt ihn, was er als Lohn verheiſse, wenn er ihn aus der Gefahr ziehe. Die Schlange wird sodann in gleicher Weise in allen drei Versionen wieder in die Höhle gebracht. Der gerettete Mensch bestellt aber nur bei Camerarius und Waldis den Fuchs auf die Nacht. Das Weib empfängt ihren Mann mit lautem Schelten, bei Camerarius stärker als bei Franck, aber freilich lange nicht so roh wie bei Waldis. Der ahnungslos kommende Fuchs wird sofort erschlagen unter Zustimmung des von dem Weibe schnell bekehrten Mannes, bei Camerarius sogar von letzterem selber.

Diese sachlichen Übereinstimmungen werden durch zahlreiche wörtliche Anklänge unterstützt, ich lasse hier einige folgen:

Waldis:	Camerarius:
Wes ist das gschrey / vnd elend klagen?	... quid ego quiritationis ... audio?
Drum bit ich dich, seist wer du seist / Das du mir deine hůlff beweifst Woltst ein gut werck an mir erfüllen ... Wen du vom loch den stein abkerst / Vnd ich hinaufs kum vnuerletzt.	Anguis ... maximis precibus obsecrare illum quisquis esset, vt patefacta cauerna sese liberet de interitu, qui oppetendus in illo sibi carcere sit inopia cibi, potus, lucis atque aëris.
Vnd wo sunst niemant meyn wird achten Mufs ich vorhungern vnd verschmachten.	
Wo du mir hilfst / glob ich dir das ... Wil dir geben die hochsten gaben Welch gemeinlich grosse herren haben / Damit alzeit alhie auff erden Die grost wolthat vergolten werden.	... ideo si emissus sit, policeri gratiam quae inter mortales pro summis atque eximijs meritis rependi consueuisset.
Dacht, etwas trefflichs zu erlangen Vnd liefs bald lofs denselben gfangen. Wie er den stein walzt von dem loch Ein vngehewres thir raufs kroch Das war langleybig — — — — — — — — — — — — — — — Rot blutfarb augen — — — — Nab an die erd hieng ym der bauch	... ingens precium operae suae expectaret, amouet de faucibus cauernae saxum. Ibi vero horribilis prouoluitur & 'Asper, acerba tuens immani corpore serpens' & longa explicatis giris volumina trahit, inque illum territum quemque poeniteret iam benignitatis, ... sese infert ...
Darob erschrack der selbig Pawr Er forcht sich sehr vnd sahe gar sawr Vnd dacht / werst von dem thir erlest.	
Da sprach das thir / ey neyn du yrst / ... Ich hab dir zwar nichts anders gelobt Den das damit man stets begobt	Cui anguis: Immo ego tibi, inquit, quae pollicitus sum praestare paro, nempe eam gratiam ut referam benefactori, quae inter mortales summis

Die hoch wolthat / damit erkenth Wölch in der welt mag werden gnent. Ja sprach der Pawr / so warts beschlossen Was reyfstu nur den itz für possen?	beneficijs, ut dictum est, rependi consueuit. Hoc ne fit igitur? inquit viator.
Sie zugen hin / ein ebne weyle ... Da ging ein Pferd das sucht sein weid ... Das Pferd vff kaler wysen funden ...	Tum profecti vident in prato equum strigosum ... pasci.
Da sprach das Thir horstu das vrteil	Audin tu istum, inquit anguis, quae loquitur?
Vnd ziehen beid im weg daher Da kam ein Fuchs on als gefehr	Nec longe inde digressi, vulpem obuiam habuere ...
Der Fuchs riff vff ein seit den Pawrn Sprach / wan ich dir ergetzt dein trawrn Erlöfst von dem grewlichen thir Was woltst zu lohne geben mir?	... sed heus tu, seducto viatore ait, quid daturum te mihi promittis, si te imminenti exitio eripuero?

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, dafs diesen Übereinstimmungen auch eine erhebliche Anzahl von Abweichungen gegenüberstehen. Bei Waldis ist der Mensch ein Bauer, bei Camerarius unbestimmt ein 'viator', bei Waldis das Tier 'ein Trach', bei Camerarius unbestimmt eine 'anguis', bei jenem geht der Bauer in die Stadt, um seiner Frau 'ein Beltz' zu kaufen, ein Zug, der bei Camerarius fehlt. Bei Camerarius schliefst der 'viator' die Schlange, ohne es zu wissen, ein, bei Waldis findet sie der Bauer bereits eingeschlossen. Bei Waldis sind des Pferdes 'fordern fufs zusamen punden', bei Camerarius nicht, dagegen ist bei letzterem der Hund mit einem Strick am Halse an einem Baum aufgehängt und dem Tode nahe, bei Waldis aber liegt er 'bey einem Zaun'. Der Bauer verspricht dem Fuchs alle seine Hühner, der Fuchs verlangt bei Camerarius aber nur 'dimidium auium quas domi in corte aleret' und dgl. mehr.

Darf man unter solchen Umständen Camerarius als die Hauptquelle des Waldis ansehen? Ich glaube die Frage wenigstens so lange unbedenklich bejahen zu dürfen, bis eine andere

noch näher stehende Version nachgewiesen wird, was ich indes für ausgeschlossen halte. Alle die oben angeführten Abweichungen sind derart, daſs die Abhängigkeit des Waldis von Camerarius nicht erschüttert werden kann. Der hessische Dichter hält sich ja selten strenge an seine Vorlage. Mit oder ohne Grund ändert er sie, erweitert sie, schmückt sie in seiner Weise aus; kurz, er wahrt sich seine Selbständigkeit in der Ausführung.

Es erübrigt noch, ein auch sonst von Waldis ziemlich stark benütztes Buch hier heranzuziehen: Steinhöwels '*Esopus*'. Dieser hat mehrere Fabeln, die zwischen Schlangen und Bauern (bzw. Menschen) spielen. Die eine, Romulus I, 10 (Oesterley, S. 90), '*Von aim man und einer schlangen*' ist die bekannte Fabel von der Schlange am Busen, die andere, Extrav. 8 (Oesterley, S. 206), '*Von dem schlangen vnd dem puwrn*' ist die von der Schlange, die den Knaben des Bauern tötet. Beide Fabeln können hier als fernstehend auſser Betracht bleiben. Die dritte Fabel, Extrav. 4, '*Von dem Draken und dem puwrn*' behandelt das gleiche Thema wie diejenige bei Waldis, aber in anderer und weit einfacherer Form. Die Einzelheiten bieten mit Ausnahme der zwei Punkte, daſs die Hauptpersonen ein Bauer und ein Drache sind, und daſs ein Fuchs als Schiedsrichter auftritt, keine Ähnlichkeit mit Waldis. Hat Waldis den Gedanken, an Stelle der unbestimmten anguis des Camerarius oder der Natter des Franck einen Drachen zu setzen, sich hier geholt? Es wäre möglich. Dann hat er wohl übersehen, daſs 'Drake' (draco) hier gar nicht einen Lindwurm, sondern eine Wasserschlange bedeutet. Daſs er den 'viator' durch einen Bauern ersetzte, darauf konnte ihn ebensogut Franck wie Steinhöwel führen.

Es verbleiben jetzt noch mehrere Fabeln, bei denen es zweifelhaft ist, ob Camerarius oder ein anderer Autor die Quelle des Waldis gewesen, und ein paar andere, bei denen jener zwar die gleiche Fabel bietet, aber nicht benutzt worden ist.

So hat gleich die erste der 117 letzten Fabeln '*Esopus*' III, 84 'Vom Pferd vnd einer Fliegen' ihre Parallele in Camerarius Nr. 210 Crabro et mvla (T^x Bl. 96^b, L^b 186); aber Steinhöwel (Romulus II, 17) ed. Oesterley, S. 129, 'Von der fliegen und dem mul' steht mindestens ebenso nahe. Waldis hat an Stelle des 'Muls' ein Pferd gesetzt und auch sonst manches ge-

ändert. Der Umstand, dafs die Fabel bei ihm von einer Fliege und nicht von einer Hornisse (crabro) erzählt wird, und dafs von der 'Geisel' des Treibers die Rede ist, stimmt zu Steinhöwel, dagegen weist die Moral auf Camerarius.

Die übernächste Fabel (*'Esopus'* III, 86) 'Vom Ochssen vnd einem Wider' findet sich auch bei Camerarius sub Nr. 336 (T^x Bl. 131, L^2 S. 253) 'Aries et Taurus', aber auf vier Zeilen zusammengeschrumpft. Waldis benutzte, wie sich leicht zeigen läfst, dieses Mal nur die Sammlung des Dorpius (Ausg. Strafsburg 1523, 4⁰) fol. 41a. Es ist die 79. Fabel aus Abstemius: 'De Ariete cum Tauro pugnante'.

Die 91. Fabel des III. Buches 'Vom Wolffe vnd Fuchfs' ist verwandt mit Camerarius 'De Lvpo avspicante'. Waldis hat aber diese Fabel, die sich noch nicht in der Tübinger Ausgabe von 1542, sondern zum ersten Male in der Leipziger von 1544 findet, nicht benutzt. Seine Fabel scheint aus einer bei Steinhöwel (Extravagantes 9, Wolf fischt) ed. Oesterley S. 209 — deren zweiten Teil er, wie oben S. 269 gezeigt worden ist, zu einer anderen Fabel benützt hat — und 'Reinicke Fuchs' IV, 1 zusammengeschweifst zu sein.

Den gleichen Inhalt wie *'Esopus'* IV, 2 'Vom Fuchfs vnd dem Hanen' hat die Fabel bei Camerarius Nr. 262 (L^2 S. 214) 'Vvlpes et gallvs gallinaceus', die selbst aus Poggio oder — was das gleiche ist — aus Steinhöwel (letzte Fabel) entnommen ist. Bei der Ähnlichkeit dieser beiden Versionen unter sich und bei der im Ausdruck recht selbständigen Behandlung des Waldis mufs es zweifelhaft bleiben, wen er zur Vorlage hatte. Die Fabel findet sich übrigens auch, allerdings ganz kurz, bei Franck *'Sprichwörter'* I, 105, und ein paar Kleinigkeiten lassen fast glauben, dafs Waldis diese Version kannte.

Endlich findet sich auch zu der 52. Fabel im IV. Buche des *'Esopus'* 'Vom Fuchfs vnd dem Igel' eine entsprechende Fabel bei Camerarius sub Nr. 398 'Vulpes et erinacevs' (T^x 154^b, L^b S. 298), allein diese ist auch in der Sammlung des Dorpius und zwar im Proemium zu den Fabeln des Abstemius — des Camerarius eigener Vorlage — vertreten, und es mufs wiederum unentschieden bleiben, ob Dorpius oder Camerarius die Quelle des Waldis gewesen ist.

Ich bin zu Ende. Die *'Fabulae Aesopicae'* des Camerarius dürfen nach den vorausgegangenen Darlegungen wohl zu den sicheren Quellen des Waldis gezählt werden. Das Verhältnis des hessischen Dichters zu ihnen ist indes nicht anders als das zu seiner Hauptquelle, der Sammlung des Dorpius. Waldis lernte Camerarius kennen, als schon der gröfste Teil des *'Esopus'* vollendet und der Stil sowie das Verfahren des Dichters fest und fertig waren. Waldis zeigte auch in den nach Camerarius gedichteten Fabeln die Vorzüge, welche sein Herausgeber und die Litterarhistoriker an ihm bewundern. Selbst Hans Sachs, der seinen *'Esopos'* kannte und sehr fleifsig benutzte, steht als Fabeldichter in mancher Hinsicht hinter ihm zurück.

München. Arthur Ludwig Stiefel.

Die Geschichte des Wortes 'Zigeuner'.

Die Zigeuner haben seit ihrem Erscheinen in Mitteleuropa im Anfange des 15. Jahrhunderts das Interesse der Gelehrtenwelt erregt, und seitdem Crellmann ihre Abstammung einer wissenschaftlichen Kritik unterworfen hat, haben sich tüchtige Philologen, Ethnologen und Folkloristen, wie Miklosich, Pott, Bataillard, Hopf, De Goeje, Groome, in die Geschichte dieses Nomadenstammes vertieft. Recht vieles ist in den letzten hundert Jahren über diesen Gegenstand geschrieben worden, zählt ja Colocci [1] nicht weniger als sechshundert derartiger Werke auf; doch entspricht der nette Gewinn dieser Untersuchungen bei weitem nicht dem grofsen Aufwande von Fleifs und Gelehrsamkeit. Festgestellt ist nur die Verbreitung der Zigeuner seit dem Jahre 1417 und ihre sprachliche Verwandtschaft mit den Völkern Indiens. Dafs sie aber schon lange vordem in Europa ansässig gewesen sind, hat sich, trotz der bei Bataillard und Hopf gesammelten Belegstellen [2] aus älteren Quellen, nicht faktisch nachweisen lassen, da das Hauptgewicht auf eine lautliche Ähnlichkeit mit bekannten Benennungen gelegt wurde, was oft zu falschen Schlüssen geführt hat. In dieser Jagd nach Belegen hat man fast gänzlich vergessen, dieselben in der Weise zu verbinden, dafs sie sich zu einem Ganzen gestalten; man hat es selbst als überflüssig betrachtet, die Quellen des 15. Jahrhunderts

[1] A. Colocci, *Gli Zingari, Storia d'un popolo errante,* Torino 1899, S. 332 ff.

[2] Am besten zusammengestellt bei Colocci l. c. S. 37 ff. und F. H. Groome, *Gypsy folk-tales,* London 1899, S. XIX ff.

gründlich zu untersuchen, um daraus auf eine etwaige Vergangenheit zu schliefsen. In der vorliegenden Arbeit will der Verfasser, bei der Feststellung der Etymologie des Wortes 'Zigeuner', das Volk bis in das frühe Mittelalter verfolgen, mufs aber, da irgend welche entsprechende Vorarbeiten fehlen, zuerst das vorhandene Material sichten.

Die Zigeuner erschienen zum erstenmal im Jahre 1417 in Lüneburg;[1] von da aus streiften sie durch Norddeutschland, wandten sich dem Süden zu und gingen über die Schweiz nach Frankreich und Italien; kurze Zeit darauf sind sie in ganz Mitteleuropa bekannt. Wo sie vor dem oben genannten Jahre gewesen, ist nicht ersichtlich, doch da sie ein Geleitschreiben vom ungarischen Könige mit sich führten, so müssen sie wohl aus Ungarn hergewandert sein, und ihr Erscheinen in Deutschland ist entschieden auf viele Jahre zurück zu setzen. Dazu kommt noch der Umstand, dafs all die 'Herzoge' christliche Namen führen: Michael, Andreas, Thomas, was nur dadurch zu erklären ist, dafs sie schon längst in christlichen Ländern geweilt hatten. Etwas später kommt allerdings ein eigentümlicher Name, Zindel, vor, doch auch dieser wird sich wahrscheinlich als irgend ein europäischer Name entpuppen. Diese kleine Bande von knapp dreihundert Männern, die sich zudem bald zersplitterte und schnell ausstarb, kann unmöglich der Stamm aller späteren Zigeuner gewesen sein; entweder sind bald darauf noch viele andere eingewandert, oder es sind schon früher welche in gröfserer Anzahl im Centrum Europas zu Hause gewesen. Jedenfalls stellen diese herumfahrenden Vagabunden ihrer Beschäftigung nach nur einen kleinen Bruchteil ihres Stammes dar. Sie werden nie als Kesselflicker, Schmiede, Pferdehändler aufgeführt, als welche sie doch am besten bekannt sind; sie sind alle insgesamt Bettler, die Frauen Wahrsagerinnen, die Männer Diebe. Wollen wir aber ein Gesamtbild der zu jener Zeit in Europa 'wohnhaften' Zigeuner gewinnen, so müssen wir uns nach Griechenland begeben, wo für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts die Nachrichten reichlich fliefsen.

Im Südwesten von Griechenland lag die Hafenstadt Modon;

[1] Groome l. c. S. X.

im 14. und 15. Jahrhundert Venedig gehörend, war sie eine Zufluchtsstätte der sich zu jener Zeit in Griechenland tummelnden Völkerschaften. Der Hafen lag bequem auf halbem Wege von Venedig nach Jaffa, dem besuchtesten Seewege aus Europa nach Palästina, und alle Pilger, selbst diejenigen, die über Sicilien reisten, blieben gern einige Tage in Modon liegen. Alle Pilgerfahrten, die schriftlich verzeichnet wurden, enthalten Beschreibungen von Modon und den dort hausenden Zigeunern.[1] Konrad Grünemberg[2] pilgerte um das Jahr 1486 nach dem heiligen Lande. In seiner Zeichnung der Stadt Modon befindet sich das Zigeunerlager, bestehend aus etwa dreihundert Häusern aus Rohr; dieselbe Zahl erwähnen Bernhard von Breitenbach[3] und Le Huen,[4] während zehn Jahre später Alexander, Pfalzgraf bei Rhein,[5] nur noch zweihundert Hütten und Arnold von Harff[6] einhundert Familien aufzählen; zwanzig Jahre später fand Tschudi[7] nicht mehr als dreifsig Häuslein. Diese Modoner Zigeuner sind mehr oder weniger ansässig und werden fast ohne Ausnahme als Schmiede gekennzeichnet. Ihre primitive Art des Schmiedens wird von Lencheraud[8] und Arnold von Harff[9] beschrieben; auch besitzen

[1] Siehe Röhricht u. Meisner, *Deutsche Pilgerfahrten nach dem heiligen Lande*, Berlin 1880, und L. Conrady, *Vier Rheinische Palästina-Pilgerschriften*, Wiesbaden 1882, sub Modon. [2] Röhricht u. Meisner l. c. S. 153.

[3] *Peregrinatio ad Terram Sanctam, ex Bernhardo Breitenbach Ecclesiae Maguntinae decano et camerario*, Vittenbergae 1536, S. 5.

[4] In G. Méniglaise, *Voyage de Georges Lencheraud, mayeur de Mons en Haynaut*, Mons 1861, S. 224.

[5] In *Reyszbuch desz heyligen Lands*, Frankfurt a. M. 1584, S. 37.

[6] E. von Groote, *Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff*, Köln 1860, S. 66—68.

[7] *Reysz vnd Bilgerfahrt, zum Heyligen Grab desz Edlen vnd Bestrengen Herren Ludwigen Tschudis*, S. Gallen 1606, S. 68.

[8] 'Et oultre ce dit bourg, il y a de tous costez de la dicte terre ferme tygurions en grand nombre qui semblent logis de bien povres gens. Touttefois la pluspart des hommes sont sauldoyers à la ville de Modon à cheval; et en iceulx tigurions et en aultres villages assez près y avoit, comme nous fut dit, mil sauldoyers à cheval, et desquelz chevaulx j'en veys aucuns bons. Esquelz tigurions il y a grand partie de gens Egipciens telz que ceulx que autresfois j'ay veu en nostre pays, et desquelz Egipciens en y a la pluspart marricheaulx et euvrent d'icellui mestier eulx estans assiz à la terre et leurs souffletz sont de peaulx de chièvre ...' In G. Méniglaise l. c. S. 98 f. [9] l. c.

wir eine gute Aufzeichnung für die Zigeunerschmiede von Zante[1] um dieselbe Zeit. Wie bezeichnend für die Balkan-Zigeuner das Schmieden war, ist aus der Aufzählung der Zigeuner zu ersehen, die an dem Feste der Beschneidung des Sohnes Sultan Mehemets im Jahre 1582 teilnahmen.[2] An den Prozessionen waren beteiligt zigeunerische Besenmacher, Rauchfangkehrer, Musiker, Tänzer, Bärenführer, aber ganz besonders Schmiede. An einem Tage waren es nicht weniger als sechzig Schmiede, und in einem von ihnen gezogenen Wagen safsen drei, 'so geschmiedet'.[3] An einem anderen Tage waren es gar über vierhundert, die sich unter des Sultans Fenster setzten, um ihr Handwerk zu betreiben, was dem Sultan so sehr gefiel, dafs er etliche Tausend Asper an sie verschenkte.[4] Was sie heute sind, das waren sie schon vor mehr als dreihundert Jahren, und das werden sie auch viel früher gewesen sein. Neue Benennungen finden wir keine für die Zigeuner; es sind fast alles aus der Heimat mitgebrachte Namen, nach denen sie erwähnt werden: sie heifsen Saracenen, Heiden, Ägypter, Albanesen. Die in Mitteleuropa durch die Zigeuner selbst verbreitete Aussage, dafs sie aus Ägypten stammten, versuchen mehrere der Pilger umzustofsen, indem sie angeben, dafs sie aus der in der Nähe von Modon befindlichen Landschaft Gyppe herkämen. Dieses Gyppe wird verschiedentlich als dicht bei Modon gelegen oder in einer Entfernung von vierzig Meilen

---

[1] 'Dont vismes oprime merveille, car les forgeux de cloux et de fer de chevaulx sont forgeans emmy les rues, et sont assis sur la terre, comme ung cousturier est en nostre païs; ont lesdis forgeux une petite pierre de quoy ils mont du carbon contre, et font la du feu. Ladite pierre a environ deux pied de loing et ung pied de hault. C'est leur contrecœur elle est trauée au milieu, et ont une petite buise de fer et deux peaux de cuir liée a ladite buise sans estre couzue a ladite peau, dont il y a quelque valton ou bacelette qui tiennent lesdites peaux par le boult et les haulcent et abaissent et du vent font ardoir ledit carbon, qui est le plus estraingue chose a regarder que ne sçaroit escripte. Car ils sont tant de ce mestier et si dru que il samble que on soit en faire.' *Voyage de Jacques le Saige*, par H. R. Duthillœul, Douai 1851, S. 78.

[2] *Neuwe Chronica Türckischer nation* ..., von Hans Lewenklaw von Amelbeurn, Frankfurt a. M. 1590, S. 468 ff.

[3] *ib.* S. 491.

[4] *ib.* S. 508.

angegeben; wenn auch dieses Dorf oder Gegend nicht feststellbar ist, so weist doch die Form Gyppe auf ein griechisches, dem *Γυπτός* verwandtes Wort, und man ist zu der Annahme berechtigt, daſs die Zigeuner als Ägypter in der Morea längst bekannt waren.[1]

Wenden wir uns wiederum zu den neueingewanderten Zigeunern vom Jahre 1417, so finden wir, daſs sie vorgaben, aus Ägypten oder Klein-Ägypten zu stammen. Es sind hier zwei Annahmen möglich. Entweder waren sie wirklich aus einer Klein-Ägypten genannten Gegend irgendwo im Südosten Europas ausgewandert, oder sie hatten guten Grund, anzunehmen, daſs ihre Aussage leicht Glauben finden würde. Einfach gelogen haben sie nicht, denn warum sollten sie alle insgesamt Ägypten und nicht irgend ein anderes Land gewählt haben. Merkwürdig ist der Umstand, daſs sie Geleitschreiben vom Kaiser und Papste vorzeigten. Wie ist zu erklären, daſs eine arme Bettlerbande in dem Schutze des Staates und der Kirche stehen konnte, zumal da sie nicht gut christlich war? Nicht weniger auffallend ist die oft wiederholte Legende vom siebenjährigen Wandern. Nach Aventinus[2] wären sie zu einer sieben Jahre langen Pilgerfahrt verurteilt, weil sie sich geweigert hätten, die Mutter Gottes und Christum zu empfangen; hier ist an eine periodisch wieder-

[1] Schon vor 1350 nannten sich die Zigeuner Ägypter: 'Mandopolini sive Mandindes; isti legem nullam defendunt, sed sunt Egyptii dicentes se esse de genere Pharaonis; fures optimi, de loco ad locum cum uxoribus navigantes, crebra et varia artificia operantes, solis ardorem non curantes. Cum Grecis Greci, cum Saracenis Saraceni et sic cum aliis; et si aliquis cum uxore sua comprehenditur, non irascitur, sed cum primo potest, similem vicem sibi reddit.' Ludolphus de Sudheim, *De Itinere Terre Sancte*, in *Archives de l'Orient Latin* II, II, S. 375.

[2] 'Ex Aegypto se esse mentiuntur extorresque domo a superis cogi; se maiorum delicta, qui deiparam virginem cum puero Jesu hospicio excipere recusarint, septem annorum exilio expiare impudentissime confingunt. experimentis cognovi, eos uti Venedica lingua et proditores atque exploratores esse tum alii cum imprimis imperator Maximilianus caesar augustus et Albertus, parens principum nostrorum, publicis edictis testantur . adeo tamen vana superstitio hominum mentes velut lethargus invasit, ut eos violari nefas putent atque grassari, furari, imponere impune passim sinant.' In Johannes Turmairs *Sämtliche Werke*, München 1883, Bd. III, S. 518.

kehrende Wanderung zu denken. Ähnliches steht in Trauschs[1] handschriftlicher Strafsburger Chronik. Tschudi,[2] der um die Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb, citiert eine ähnliche Sage, wenn er angiebt, dafs sie aus Igritz, wahrscheinlich Griechenland, sieben Jahre wanderten; Ähnliches besagen auch Corner,[3] Krantz,[4] Münster[5] und Stumpf.[6] In Bologna[7] gab der 'Herzog'

---

[1] 'Sie sagten es müsste all 7 Jahr ein Rott ausziehen vnd Buss thun, dieweil sie vnsser liebe Fraw nicht haben herbergen wollen.' Trausch, *Handschr. Strafsburger Chronik* II 36b.

[2] 'Und seit dasselb Volck si wårind usz dem Land Zingri, usz dem kleinern Egypten, und hette si der Soltan und der Türck vertriben, und můsztind 7. Jahr uszfahren; etlich sprachen si wårind von Igritz.' Aegidii Tschudii *Chronicon Helveticum*, Basel 1736, Bd. II, S. 116.

[3] 'Causa autem hujus divagationis eorum et peregrinationis dicebatur fuisse aversio a fide et recidivatio post conversionem suam ad Paganismum. Quam quidum peregrinationem continuare tenebantur ex injuncta eis paenitentia ab Episcopis suis ad septennium.' Hermanni Corneri *Chronicon*, in Eccards *Corpus historicum medii aevi* II, 1225.

[4] 'Ferunt ipsi ex iniuncta sibi poenitentia mundum peregrinantes circuire: sed fabellae sunt ... per aliquot annorum interualla reddit.' Krantz, *Saxonia*, Köln 1520, lib. XI, cap. II.

[5] Schreibt Krantz ab und erweitert ihn, Seb. Münster, *Cosmographia*, Basel 1554, S. 267 f.

[6] 'In disem 1418. jar kamen erstlich die Zyginer, so man nennet die Heiden, in Helvetien, gen Zürych vnd andere ort, die waren mengklichen seltzam, vnd hievor in disem land nit mehr gesehen: deren waren mann, weyb vnd kinder auff 14000. personen geschåtzt, doch nit an einem hauffen, sonder hin vnd wider zerstrőwet. Sie gaben für, wie sie ausz Egypten verstossen weren, vnd můszten also im ellend 7 jar bůsz würcken. Sie hielten christliche ordnung, trůgen vil gold vnd silber, doch darneben arme kleider. Sie wurden von den jhren ausz jhrem vatterland herüber mit Gelt verlegt vnd besőldet, hatten keinen mangel an zeerung, bezalten jhr essen vnd trincken, vnd nach siben jaren fůren sie widerumb heim. Das vnnütze Bůbenvolck, so bey vnseren tagen herumb zeücht, hat sich seidhero erhebt, deren ist der frőmmest ein Dieb, dann sie allein sich ståleus ernehren.' H. J. Stumpf, *Schweytzer Chronik*, Zürich 1606, S. 731 a.

[7] 'Il qual duca aveva rinegata la fede christiana . E il re d'Ungheria prese la sua terra e lui . Esso duca disse al detto re di voler tornare alla fede christiana, e così si battezzò con alquanti di quel popolo e furono circa 4000 uomini . Quei che non si vollero battezzare furono morti . Dappoichè il re d'Ungheria gli ebbe presi e ribattezzati, volle che andassero per lo mondo sette anni, et che dovessero andare a Roma al papa e poscia tornassero in loro paese. ... Avevano un decreto del re di Un-

vor, sein Land und Gut an den König von Ungarn verwirkt zu haben, weil er vom Christentum abtrünnig geworden, weswegen er auch sieben Jahre wandern und den Papst in Rom aufsuchen müsse; inzwischen hätten sie das Privileg vom Kaiser, nach Herzenslust zu stehlen. In Paris [1] hiefs es, sie hätten in Rom dem Papst gebeichtet, und zur Abbufse müfsten sie nun sieben Jahre lang herumwandern, ohne in einem Bette zu schlafen. So verschieden auch diese Aussagen sind, so kann man nicht umhin, sofort zu raten, dafs man es hier mit einer traditionellen Sage zu thun hat, in der die Zigeuner in irgend ein Verhältnis zu dem Christentume und dem periodischen Wandern zu bringen sind.

Schon im Anfange dieses Aufsatzes wurde bemerkt, dafs man die Zigeuner als Diebe verdächtigte, und dafs ihre Weiber hauptsächlich als Wahrsagerinnen bekannt waren. Unehrlich sind sie gewifs gewesen, doch ist die Meinung über ihr diebisches Wesen geteilt. So weifs der Berichterstatter aus Paris von ihren Diebereien nicht aus eigener Erfahrung, und Stumpf stellt sie geradezu allem diebischen Gesindel als Muster gegenüber. In der Litteratur kommen sie noch besser weg. In den Fastnachtspielen [2] und bei Hans Sachs, [3] und später noch bei Lope de Vega, [4] werden sie gar nicht als sehr schlechte Menschen dar-

gheria, che era imperatore, per vigore di cui essi poteano rubare per tutti quei sette anni per tutto dove andassero, e che non potesse essere fatta loro giustizia.' *Scriptores rerum italicarum* Bd. XVIII, S. 611.

[1] 'L'Empereur, et les autres Seigneurs, par grande deliberation de conseil, dirent que jamais ne tenroient terre en leur pays, si le Pape ne le consentoit, et qu'il convenoit que là allassent au sainct Pere a Rome: et là allèrent tous petits et grands à moult grand peine pour les enfans. Quand là furent, ils confesserent en general leurs pechez. Quand le Pape ot oüye leur confession, par grande deliberation de conseil, leur ordonna en penitence d'aller sept ans ensuyvant parmy le monde, sans coucher en lit.' In *Les Œuvres d'Estienne Pasquier*, Amsterdam 1723, Bd. I, S. 407.

[2] *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert,* Stuttgart 1853, S. 823 ff.

[3] *Hans Sachs,* herausgeg. von Keller und Goetze, Tübingen, Bd. XIV, S. 29 ff.

[4] *Obras de Lope de Vega,* Madrid 1890, Bd. II, S. 365 ff. (La vuelta de Egipto), S. 467 ff. (El tirano castigado); Bd. III, S. 351 ff. (La madre de la mejor), S. 453 ff. (La corona derribada y vara de Moisés).

gestellt, und auch anderswo[1] gelten sie als ehrwürdige Leute. Die italienische Zingaresca[2] erwähnt sie als gute Christen, die der Mutter Gottes und dem Christkinde die Zukunft voraussagen. Nach den vorhandenen italienischen Liedern zu urteilen, gehört die Zingaresca in das 16. Jahrhundert hinein, es läſst sich aber leicht beweisen, daſs sie schon früher in Italien zu Hause gewesen. Das goldene Zeitalter der serbischen Litteratur in Ragusa am Adriatischen Meere fällt um die Wende des 15. Jahrhunderts und ist in vielen Hinsichten ein Reflex der zeitgenössischen italienischen Litteratur. Sogar die leichteren Maskaradengesänge der Italiener wurden von den ragusischen Dichtern nachgeahmt, ebenso wie die Maskaraden bei ihnen sehr beliebt waren. Čubranović, der um 1525 schrieb, behandelte die wahrsagende Zigeunerin in seinem berühmten Drama Jegjupka[3] (die Ägypterin); dasselbe wurde so populär, daſs nicht weniger als drei Dichter es nach seinem Tode umarbeiteten und erweiterten. Schon aus der gleichen Behandlung des Gegenstandes bei den Ragusanern und Italienern ist zu schlieſsen, daſs die Zingaresca ehedem bekannt war. Ganz im Gegensatz zu dieser augenscheinlich traditionellen Auffassung der Zigeuner in der Litteratur stehen die Polizeiverordnungen[4] gegen diese Nomaden, die vom Ende des 15. Jahrhunderts ab ganz fürchterlich verfolgt werden. Um sich diesen Kontrast zu erklären, muſs man in Betracht ziehen, daſs das Bettler- und Gaunerwesen zu jener Zeit sehr verbreitet war, und daſs Strolche das Land durchstreiften, sich wie die Zigeuner zu Banden vereinigten und vom Volke bald nicht mehr von den harmloseren Zigeunern unterschieden wurden.[5]

[1] Interessant ist folgendes Buch: *Turckenpuechlein* 1522, dessen zweiter Titel lautet: *Gesprech oder Vnderrede: so ein Einsidel, ein Hunger, Tůrck, vnd Zigeüner, newlich miteinder gehabt, zů den sweren leüffen dieser vnser zeit dienstlich.*

[2] Siehe E. Lovarini, *Nota,* in Menghinis *Canzoni antiche del popolo italiano,* Roma 1890, Bd. I, 117 ff. Die älteste datierbare Zingaresca geht auf das Jahr 1520 zurück.

[3] In *Stari pisci hrvatski* Bd. VIII, Zagreb 1876.

[4] S. das III. Kapitel (Persecuzione degli Zingari) in Colocci l. c.

[5] So heiſst es z. B. in Minsheus Wörterbuch: '*Gipson* or *gypson,* a counterfet rogue, one that speaketh gibbrish or gibble gabble. *Egyptians* are in our Statutes and Lawes of England, a counterfete kinde of roagues,

In der Litteratur herrschte aber die alte herkömmliche Anschauung, bis Cervantes in seiner *Jitanilla* den Grund legte zu einer picaresken Behandlung derselben.

Faſst man alles Vorhergesagte zusammen, so ergiebt sich, daſs die Zigeuner gleich bei ihrem Erscheinen nach drei Richtungen hin bekannt waren. Wo man sie ansässig findet, sind sie ganz besonders als Schmiede berühmt; sonst haben wir es bei ihrer Benennung als Wahrsager mit einer Sage von Jesu Kindheit zu thun, bei der die Zigeuner, wie in der Zingaresca, eine bestimmte Rolle spielen; als herumirrendes Volk werden sie wieder mit derselben Legende verknüpft, aber auch der Fluch des 'ewigen Juden'[1] lastet auf ihnen. Wie wir später sehen werden, ist diese dreifache Zusammenstellung eng miteinander verbunden, entspringt einer uralten Zigeunersage, von deren Existenz nicht eine Spur bei allen früheren Untersuchern zu finden ist. Wie gesagt, sie begingen alle den Fehler, nach dem Namen der Zigeuner zu fragen, anstatt sich zuerst des Wesens und der Bedeutung dieser Rasse bewuſst zu sein; dagegen wollen wir erst dann den Namen erklären, wenn schon ohnedies feststeht, daſs die entsprechende Beschreibung auf die Zigeuner paſst. Nur so werden wir mit Recht auf eine ältere Anwesenheit dieses Nomadenvolkes in Europa schlieſsen können. Es liegt uns nur weniges Material vor, und unterliegt es keinem Zweifel, daſs bei fleiſsigem Nachsuchen in den europäischen Bibliotheken noch vieles andere zu verwerten sein wird.

Ein ungenannter Kleriker aus Köln,[2] der um das Jahr 1340 den Orient bereiste, hat uns eine Beschreibung der von ihm ge-

---

that being English or Welsh people, accompanie themselues together, disguising themselues in strange roabes, *blacking* their faces and bodies, and framing to themselues an vnknowen language, wander vp and downe, and vnder pretence of telling of fortunes, curing diseases, and such like, abuse the ignorant common people, by stealing all that is not too hot, or too heauie for their carriage.'

[1] Simrock hat schon längst auf das Verhältnis der Zigeuner zur Sage des ewigen Juden hingewiesen (*Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde* Bd. I, S. 432 ff.); auch P. Cassel in *Ahasuerus*, Berlin 1885, S. 41 f.

[2] *Zeitschrift für deutsche Philologie* Bd. XIX, S. 1—86, und früher in Benfeys *Orient und Occident*, 1862.

sehenen Völker überlassen; darunter befinden sich auch die wunderlichen Mandopolos:

Vort sind da andere snoide kirsten in deme lande, ind dye heischent da Mandopolos, dye steynt ind strygent ind geynt ouch zo samen mit wyven ind mit kinden (zo samen), ind koment winter noch sommer nummer yn huys, ind gaint ouch mit groissen schairen van eyme dorpe zo deme andern, ind machent dinck, da sy af sich generent, noch ere wyfen brengent kint in den huysen. Ind blyvent ouch nyet langer dan dry dage up eynre stat, ind wurden sy yrgent lancger gehalden, so sturven sy, ind weren ouch dry dage indeme huysse, dar sy sturven. Ind dese lude haint under sich eyn eynige sprache, dye nyeman en kan verstain, dan sy onder sich; mer sy verstaint doch wail andre lude spraiche, ind nummer en kyvent sy onder sich. In vynt eyn wyf yren man by eyme andern wyve of ein wyf yren man by eyme andern manne, mer kan he dat gedoen, he doet eme dat selve widerumb ind nyet mer wort dar na. Ind so geent sy zo samen wynters ind somers van eynre stede zo der andere, ind lygent zo velde mit groisser scharen dages ind nachtes mit pyfen ind mit bougen as vur eyme slosse, ind stelend zo maile sere, wat sy essen of dryncken. Ind war sy koment vur eyn groiss dorp, ind da machent sy eyn kaffende spill, so dat alle dye lude uyss louffent, ind dar under stelent sy, wat man essen ind dryncken sall. Vort dise lude by so wat lude sy koment, sy syn kirsten of heyden, we lange dat sy by eyn sint, so lange haldent sy sich ouch na yrme seden an essen ind an drincken, an vasten ind an vure, ind en haint geynen hern noch priester; mer under wat kirsten yre wyf kinder brengent, na yrme seden laissent sy dye douffe intfain, mer under wat kirste sy synt des sondages, geynt sy alle zosamen zo kirchen mit pyfen ind mit bougen, ind haldent eynemisse van den heiligen dryn koninegen, dat sy got umb eren wille geleyde ind behoede, wair sy hien varent durch berge ind woystenye. Vort under wat kirstenen dise lude sterven na yrme gelouven, laissent sy sich berichten ind begraven.

Die Beschreibung paſst vollständig auf die Zigeuner, ist überhaupt die beste für das ganze Mittelalter, denn nirgends wird so früh darauf hingewiesen, daſs sie ihre eigene Sprache besäſsen. Wir haben es hier mit griechischen Zigeunern zu thun, von denen die auf der Insel Kreta lebenden schon bei Simeon Simeonis[1] beschrieben sind:

Ibidem et vidimus gentem extra civitatem ritu graecorum utentem, et de genere Chaym se esse asserentem, quae raro vel nunquam in loco

[1] *Itinerarium Symonis Simeonis et Hugonis Illuminatoris ad Terram Sanctam*, Canterbury 1778. Die betreffende Stelle bezieht sich auf das Jahr 1322.

aliquo moratur ultra XXX dies, sed semper velut a deo maledicta vaga et profuga post XXXm diem de campo in campum cum tentoriis parvis oblongis negris et humilibus ad modum Arabum, et de caverna in cavernam discurrit; quia locus ab eis inhabitatus post dictum terminum efficitur plenis vermibus et aliis immunditiis, cum quibus impossibile est cohabitare.

Schon vordem spricht Leo Diaconus[1] von den Einwohnern dieser Insel als der Magie ergeben; wahrscheinlich übertrug er den Ruf der Zigeuner auf das ganze Volk. Dafs die Zigeuner als so eifrige Christen dargestellt werden, braucht kein Staunen zu erregen, denn auch später nahmen sie Anteil an kirchlichen Feierlichkeiten: so erzählt Martin del Rio[2] von solchen, die am Feiertage des Corpus Domini tanzten, und Vaillant[3] erwähnt ihre Teilnahme an der Osterfeier. Doch viel ausgeprägter erscheint ihre Christlichkeit bei Noe Bianco:[4]

Sono di questa medesima osservanza i Zingari, benche non siano battezati; i quali oltra modo riucriscono la vergine benedetta: e piu tosto si lascerebbono amazzare, che indurre a dishonorarla.

Was heifst nun Mandopolos?[5] Es ist nichts anderes als das bei Stephanus aufgeführte *μαντιπόλος*, welches, wie leicht zu sehen, einfach so viel bedeutet als 'Wahrsager'. Es sind dies also Zigeuner von dem Typus, der später, von 1417 an, in Mittel-

---

[1] *λέγεται γὰρ κατόχους εἶναι Κρῆτας μαντείαις καὶ βωμολοχίαις καὶ πλάναις, πρὸς τῶν Μανιχαίων καὶ τοῦ Μωάμεθ παρειληφότας ἀνέκαθεν.* In *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae* Bd. XI, S. 24. Leo Diaconus lebte Ende des 10. Jahrhunderts.

[2] Borrow (*The Zincali* Bd. I, Kap. II) citiert den Passus: 'When, in the year 1584, I was marching in Spain with the regiment, a multitude of these wretches were infesting the fields. It happened that the feast of Corpus Domini was being celebrated, and they requested to be admitted into the town, that they might dance in honour of the sacrifice, *as was customary*.'

[3] Bei Colocci l. c. S. 310.

[4] *Viaggio del Rever. P. F. Noe Bianco Vinitiano, della congregation de' servi,* Vinetia 1566, S. 72b.

[5] Wie unkritisch man bisher diese Mandopolos behandelt, erhellt aus der folgenden Stelle in Ennens Einleitung im *Orient und Occident* l. c. S. 151: 'Ihr Name *Mandopolos* erinnert an den zigeunerischen Bettelspruch "Mong poolu mong", ... von dem zigeunerischen Verbum *mangara, mangaben* "betteln".'

europa erschien. Was sie da von ihrem Verhältnisse zu dem Christkinde erzählten, ist somit nichts Neues, sondern existierte schon lange, wenigstens in Griechenland, als eine Sage.

Im 14. Jahrhundert erwähnt der griechische Historiker Mazaris[1] die Ägypter unter den sieben Völkerschaften, die damals Griechenland bewohnten; es wird gewöhnlich angenommen, es seien darunter die Zigeuner gemeint, und vielleicht auch mit Recht; allein beweisen läfst sich diese Annahme nicht, da schon viel früher ägyptische Akrobaten bei Nicephorus Gregorias[2] beschrieben werden und schon im 10. Jahrhundert Joannes Cameniata[3] von syrischen Ismaeliten und von Äthiopern spricht, die die feindlichen Araber in Thessalonica gelandet haben sollen. Unmöglich ist es keineswegs, dafs auch die letzteren Zigeuner gewesen sind, besonders die Akrobaten, was für sie pafst; jedenfalls ist der Umstand interessant, dafs nach Gregorias' Aussage diese ägyptischen Akrobaten von Griechenland aus über Thracien und Macedonien bis nach Spanien gewandert sein sollen. Jedenfalls wird die Anwesenheit solcher schwarzhäutigen Leute dazu beigetragen haben, den Namen Äthiopier und Agypter bei den Zigeunern zu befestigen.

Dafs sogenannte Athiopier auch in Westeuropa hausten, wissen wir auch von einer anderen Quelle. Im Jahre 1266 erklärt Roger Bacon[4] ihre Anwesenheit in den westlichen Ländern dadurch, dafs sie, die die magischen Künste verstünden, dort nach Drachen suchten. Die Stelle ist interessant und lautet wie folgt:

Repens quod est esca Aethiopum est draco, secundum quod David dicit in psalmo, Dedisti eam escam populis Aethiopum. Nam certum est quod Aethiopes sapientes venerunt in Italiam et Hispaniam et Franciam et Angliam, et in istas terras Cristianorum in quibus sunt dracones boni volantes, et per artem occultam quam habent excitant dracones de cavernis suis, et habent sellas et froena in promptu, et equitant super eos et agitant in aere volatu fortissimo, ut dometur rigiditas carnium et temperetur durities, sicut apri et ursi et tauri agitantur canibus et variis percussionibus flagellantur, antequam occidantur pro comestione. Cum ergo sic domesticaverint eos, habent artem praeparandi carnes eorum, sicut est

---

[1] Groome l. c. S. XX.

[2] *Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae* Pars XIX, S. 348 ff.

[3] *Ib., Theophanes Continuatus* (Bd. XXXII) S. 512.

[4] *The 'Opus Majus' of Roger Bacon,* Oxford 1897, Bd. II, S. 211.

ars praeparandi carnes tyri, et utuntur eis contra accidentia senectutis, et vitam prolongant et intellectum subtiliant ultra omnem aestimationem. Nam nulla doctrina quae per hominem fieri potest tantam sapientiam inducere valet sicut esus istarum carnium, secundum quod per homines probatae fidei didicimus sine mendacio et dubitatione.

Wenn das nicht Zigeuner sind, von denen er hier spricht, so haben wir ein ganz unlösbares Rätsel vor uns, denn andere Äthiopier können durchaus nicht gemeint sein. Allein wir haben einen wichtigen Beweis, daſs schon vierundzwanzig Jahre vordem Zigeuner bis an den Rhein geraten waren. Die betreffende Erwähnung findet sich in Dalimils gereimter Chronik,[1] die wir hier in ihrer deutschen Übersetzung aufführen wollen:

Von den, di in dem lant zcu fuz gingin mit der vient gruz.
Nach Crist geburd, als ich laz, ist geschen daz
czwel hundirt gar vnd darzcu zcwei vnd virczig iar,
Cartassi also gnant do gingin in dem lant,
di beroubtin dy Tatrer, daz mir ist gar vnmer.
Der man gingin funf hundirt. Der leut sitin waz bisundirt.
Si warn gar wundirlich, do si gingin durch daz rich.
Gar hoe hutil hattin dy, kurcz gewant trugin si
vnd taschin mit den senckin. Wan si woltin trinkin,
in einem rinnendin pach waz in vil gach.
Vnd wen si peteln brot, si nantin 'gartas' Got
vnd ruftin 'Kartas wo'; darvm hiz man si do
Kartas mit dem nomen. Vnd dovon so komen
den Lunen dy bletir vf dem schilt stetir,
di ouch Kartassi sint gnant. Si sint in gar wol bekant
darnoch dy lut mit irn sin. Vnd si komen an den Rin,
furen si abir hindir sich. Der Behem, leidir, dez ich gich,
groz vnbesichtikeit, di wart in mit schaden leit.
Ir vnwiz virhengniz wart in gar vnsuoz,
daz si dy lute liszin sten vnd in dem rich irgen,
vnd si liszin si sehin, vnd ir lant also virspehin.
Ez wer billich gewesin, daz ir keiner wer genesin,
vnd daz man irvorscht het, waz leut si do zcu stet
weren gewesin. Si soltin si nit gelesin,
noch durch ir lant laszin habin. Dovon so komen zcu schadin
dez andirn iars zcu hant di Tatrer in daz lant.

Diese 'Kartassier' sollen vor den Tataren geflohen sein, was nicht undenkbar ist, denn alle ihre Massenwanderungen, auch

[1] *Fontes Rerum Bohemicarum* Bd. III, S. 171 ff.

die vom Jahre 1417, sind entschieden das Resultat irgend eines äuſserlichen Druckes. Der Herausgeber der Dalimilschen Chronik, Palacký, fühlte sich gezwungen, diese Neukömmlinge für Zigeuner zu halten. Er sagt selbst über diese Stelle: '*Kartas boh* kann nicht aus dem Mongolischen erklärt werden, wie einer der ausgezeichnetsten Kenner des Kalmück-Mongolischen, Professor Bernhard Julg zu Innsbruck, mir versichert. Ich nehme an, daſs die Zigeunersprache die einzige sei, die in diesen Gegenstand Licht bringen kann. *Bokh* heiſst in ihrer Sprache "Hunger", und *kŭrdas* ist das Perfektum des Wortes *kŭr*, *kar* "thun" (Miklošić, Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas V, Wien 1875). *Kartas bogh* würde also bedeuten: "es macht Hunger, Hunger ist hier". Dieser Ausdruck paſst gut für einen um Brot bettelnden Mann.'

Aber schon hundert Jahre früher waren die Zigeuner in Deutschland bekannt. Von ihnen spricht die oft citierte Bibelparaphrase:[1]

> Agar gewan ein chint uon dem ẘhsen chaltsmide sint.
> Als Agar daz chint gewan Ismahel gap si im den nam:
> danne chomen Ismahelite die uarent in dem lande wite
> daz wir da heizzen chaltsmide. we gescheh ir lide
> wan alliz daz si habent ueile daz ist mit grozzem meile.
> er chŏf wol oder ubele er wil ie etwaz dar ubere.
> dei lòte si beströffent mit div und si uerchöffent,
> sine habent hŏs noch heimůt, alle glet dunchent si gůt,
> daz lant si durchstrichent, daz livt si beswichent.
> Alsus betriegent si daz livt, si rŏbent nieman ubirlòt,
> ach gescheh in und ach, we gescheh ir chinnebach.

Ihrer Beschäftigung nach hieſsen diese Zigeuner 'Kaltschmiede', und da sie Fremdlinge und schlechte Christen waren, so werden sie mit dem in solchen Fällen üblichen Worte 'Ismaeliten' gekennzeichnet. An einer anderen Stelle[2] heiſst es von den Ismaeliten: 'Er uuas Ismahêlis sun, uone demo Ismahelitae cuman sint, die der hûser ne habent, sunter okkeret uilzhûs unte andera unuuâtlîche hereberga'. Da Joseph an die Ismaeliten ver-

[1] J. Diemer, *Genesis und Exodus nach der Milstäter Handschrift*, Wien 1862, Bd. I, S. 36.

[2] *Ib.* Bd. II, S. 25 (aus *Williram*, in *Quellen u. Forschungen z. Sprach- u. Culturgeschichte* Bd. XXVIII, S. 4).

kauft wird und diese ihn nach Ägypten führen, so liegt die Verwechselung mit den Ägyptern nahe; daher haben wir auch an der betreffenden Stelle:[1]

Von erist si im sageten daz si nicht ubirhabeten:
wie si josep gewandes beströften unde wie si in den chaltsmiden uerchöften.

Mit den Kaltschmieden des Mittelalters hat es eine ganz eigene Bewandtnis. Einerseits hören wir von ihrer 'an Rechtlosigkeit grenzenden Unehre',[2] andererseits besitzen sie Privilegien[3] wie keine andere Zunft. Vom 13. Jahrhundert ab besitzen wir eine Reihe von Schutzbriefen für die Keſsler oder Kaltschmiede, und noch zu Ende des 15. Jahrhunderts hören wir von Keſslertagen und von der Wahl von Keſslerkönigen.[4] Keſsler wurden als unordentliches Gesindel betrachtet, und überhaupt haben sie alle Merkmale der Zigeuner; selbst ihre Privilegien sind den Geleitschreiben analog, welche die späteren Einwanderer mit sich brachten. Den Grund zu einer solchen Bevorzugung werden wir weiter untersuchen. Also von ihrer Beschäftigung stammt der alte Name; dieser Fall ist auch gar nicht vereinzelt. Die englischen *tinker* und schottischen *tinkler,* die so viel wie 'Zigeuner' bedeuten, sind etymologisch verwandt mit deutschen *tengelen, tengeln, dengeln,* mhd. *tengan,* ags. *dencgan* 'hämmern'; auch finden wir mhd. *tengeler* 'malleator' und ahd. *tengelari, dengelari*[5] u. dgl. oft. Die Sippe ist eine Weiterbildung des onomatopoetischen Lautes des Metallanschlagens, ebenso wie *ticken* einem weniger metallischen Laute entstammt. Nun finden wir auch Kaltschmied mit 'malleator' glossiert, es sind sich also *tinker, tinkler* und *Kaltschmied* und *Keſsler* in jeder Hinsicht gleich. In der Bibelparaphrase sind entschieden alle Kaltschmiede Zigeuner; wenn wir auch nicht im stande sind, dies zu beweisen, so ist der Fall

[1] J. Diemer l. c. Bd. I, S. 100.

[2] *Zeitschrift des deutschen Altertums* Bd. IX, S. 545.

[3] Sattler, *Vom Keſsler- oder Kaltschmiedschutze,* Tübingen 1781; Mone, im *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters* Bd. VIII, S. 457 ff., und *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* Bd. II, S. 4 ff., XIII, S. 160 ff., XVII, S. 32.

[4] O. Henne am Rhyn, *Kulturgeschichte des deutschen Volkes,* Berlin 1886, Bd. I, S. 300.

[5] In Steinmeyers und Sievers *Die althochdeutschen Glossen,* passim.

denkbar, dafs die den Kaltschmieden eigentümliche Art des Schmiedens von den Zigeunern nach Europa gebracht wurde, wie De Goeje behauptet. Wie dem auch sei, sind 'Schmied' und 'Zigeuner' für die Periode vor dem Jahre 1417 identisch. In Griechenland sehen wir die Zigeuner noch bis Ende des 15., ja des 16. Jahrhunderts als Schmiede berühmt. Von all den Namen, die im 15. Jahrhundert in Europa im Gebrauch waren, läfst sich das Wort 'Zigeuner' allein nicht aus einem Volksnamen deuten und hat zu den extravagantesten Auslegungen Stoff gegeben. Uns scheint die Sache ganz einfach zu liegen. Wie im englischen *tick* und *tink*, so sind in den meisten orientalischen Sprachen *čik, ček, čink, čenk*[1] die Wurzeln, von denen Wörter für 'Hammer' und 'Metallanschlagen' hergeleitet werden. Aus irgend einer dieser Sprachen, wahrscheinlich aus dem Tatarischen, ist das Wort *čekan*[2] mit seinen Ableitungen in die kirchenslavische, russische und polnische Sprache geraten; es bedeutet so viel wie 'Hammer', besonders 'Münzstempel'. Das ital. *zecchino*, franz. *sequin* ist von derselben Abstammung.[3] Im Griechischen findet sich bei den byzantinischen Schriftstellern oft das Wort *τζυκανιστήριον* 'Ort, in dem das dem heutigen Polo ähnliche Ballspiel stattfand'. Man leitet es gewöhnlich aus dem Persischen *čogan* oder *čaugan* ab, was dieses Ballspiel sein soll; in Steingass' Pers. Wörterbuche wird dieses Wort von *čaul-gan* abgeleitet; da aber in vielen Sprachen *čekan* 'Hammer' bedeutet und dieses Ballspiel auf dem Schlagen mit dem langen Hammer beruht, so scheint kein Grund vorhanden, dies *τζυκανιστήριον* von *čekan* zu trennen, besonders da es lautlich richtiger ist, es von *čekan* als von

---

[1] Ung. *csengeni* klingeln; türk. *čekidž* Hammer, *čingirmaq, činglemek* Metall anschlagen, *čenk* Guitarre; pers. *čakuš, čakūč* Hammer des Kesselschmieds, *čang* Harfe; arab. *džunk* Harfe.

[2] Russ. *čekan* langstieliger Hammer, Münzstempel, *čekanka* Vogel mit Metallstimme, *čekanit'* mit dem Hammer anschlagen; dazu gehört auch *čekat', čikat'* anschlagen, ticken, *čekušit'* plaudern.

[3] Littré und Zambaldi leiten ital. *zecca* (somit auch *zecchino*) 'Münzhaus' aus dem arab. *sekkah* 'Prägstock' ab; nun steht aber im Wörterbuch *sakhiy*, und nicht *sekkah*, in derselben Bedeutung, und machen schon das türk. *čiqyn* 'Geldsack mit Geld' und das oben angeführte sehr alte *čekan* eine Abstammung aus dieser Gruppe viel sicherer; vielleicht gehen auch all diese Wörter zu allerletzt auf arab. *sakka* 'Nagel' zurück.

čaugan abzuleiten. Ist aber τζυκανή oder ein ähnliches Wort 'Hammer', so müſste etwa τζυκανᾶς gleichbedeutend sein mit 'malleator', und dies sollte unserer Annahme nach auch 'Zigeuner' sein. Schlagen wir bei Ducange nach, so finden wir wirklich τζηγαρᾶς in der Bedeutung von 'incantator', τζυγαρισμός 'incantatio', τζυγαρίζειν[1] 'incantare more sagarum', das heiſst, es ist τζηγαρᾶς gleichbedeutend mit dem früher besprochenen μαντιπόλος. Leider sind die bei Ducange angeführten Citate fast alle aus ungedruckten Quellen; doch läſst ein Citat aus De Amoribus Lybistri et Rhodamnes sich datieren, da Crusius[2] beweist, daſs es um 1200 niedergeschrieben wurde. Da τζηγαρᾶς zum Wahrsager werden konnte, indem es erst 'Zigeuner' bedeutete — denn sonst lassen sich 'Hämmerer' und 'Wahrsager' kaum verbinden —, so müssen die Zigeuner schon vor 1200 in Griechenland bekannt gewesen sein, was zu allem Vorhergesagten vollständig paſst. Aus der Sippe τζυκανᾶς τζυγαρᾶς lassen sich ohne weiteres russ. *cygan,* böhm. *cykan,* deutsch *Zigeuner* ableiten, und wie *tink* zu *tick,* so steht *čink* zu *čik,* woraus wieder *zingaro, zincalo* etc. entstehen muſs. Wahrscheinlich kam das orientalische Wort für Schmied mit den Zigeunern nach Griechenland, wo es lautgemäſs umgeändert wurde, und von da aus verbreitete es sich über Europa. Damit soll etwa nicht gesagt sein, daſs auch die ältere Zigeunereinwanderung über Griechenland gewesen ist; sie kann auch auf direktem Wege der Völkerwanderungen aus Asien geschehen sein. Die Annahme, daſs die griechischen Elemente in allen heutigen Zigeunerdialekten auf griechischen Ursprung hin-

[1] In S. P. Lambros, *Collection de Romans Grecs,* Paris 1880, wird τζυγαρίζω übersetzt mit 'tourmenter, torturer', und in Koraes *Ἄτακτα,* Paris 1828, Bd. I, S. 292, heiſst es, Ducange hätte τζηγαρίζω falsch ausgelegt; es sei dasselbe wie τηγανίζω und bedeute 'braun backen' und im übertragenen Sinne 'martern'; die Abstammung von τήγανον 'Bratpfanne' (wahrscheinlich stammt deutsch. 'Tiegel' davon) wird wie folgt erklärt: *εἶναι ἀπὸ τὸ τηγανίζεται, κατὰ τροπὴν τοῦ τ̄ εἰς τὸ βάρβαρον τσ̄ καὶ τοῦ ν̄. εἰς τὸ ρ̄.* Wäre dem so, so hätten wir für τζυγαρᾶς eine griechische Abstammung von τηγανᾶς 'Pfannenschmied'; unmöglich ist eine solche Kontamination nicht, wahrscheinlich aber hat sich τζυγαρίζω in der Bedeutung 'martern' direkt aus 'hämmern' entwickelt.

[2] Siehe A. Ch. Gidel, *Etudes sur la littérature grecque moderne,* Paris 1866, S. 170.

weisen, ist nicht absolut notwendig; die letzte Einwanderung war die gröfste, oder die älteren Zigeuner waren mehr oder weniger in dem Rest der Bevölkerung aufgegangen, und so konnte sich nur die neuere Sprache erhalten haben. Wir haben Ähnliches bei den Juden: die slavisch-sprechenden Juden Rufslands sind vollständig in den deutsch-sprechenden aufgegangen, wie die orientalischen in den spanischen aufgegangen sind.

Es bleibt uns noch übrig, die dritte Kategorie der einfach herumstreifenden Zigeuner zu untersuchen. Auch für diese haben wir eine frühe Quelle, und zwar die schon besprochene, aus der wir von den Mandopolos gehört haben. Bei dem Aufzählen aller Völker, die die heiligen drei Könige verehrten, kommt er auf die Georgier zu sprechen.[1] Von diesen heifst es, dafs sie 'sint alze starcke lude, ind haint eyne eygen spraiche, ind dye geent ind rydent durch die lant mit groissen schairen, as Vriesen,' was Johannes von Hildesheim[2] übersetzt mit 'tendunt, semper in turmis, ut Frisones vel Vngari'. An einer anderen Stelle[3] heifst es wieder: 'die lude Georgiani, ind synt vroim lude ind starck, ind geent ind rydent zo samen groissen weydeligen schairen, as Vreysen'. Nach derselben Quelle[4] sind in Nubien 'die beste kirsten, ind die sprechent Caldeischs ind schryvent Caldeischs, ind in allen landen over mer haint sy dat vurgain van andern kirsten, ind haint in allen landen da yre sonderlinge kirchen ind kirchove, as dye Vriesen zo Aiche, in ere des heiligen conincgs Melchior, van des lande sy sint'. Was sind das für Friesen, die gar Landstreicher sind und mit Ungarn in einem Atem ausgesprochen werden? Und wie kommen solche Landstreicher zu einer so grofsen Ehre in der Stadt Aachen? Es sind eben keine Friesen, sondern unsere Zigeuner in ihrer alten Rolle von privilegierten Vagabunden. Es ist gar nicht denkbar, dafs die Friesen im 14. Jahrhundert, oder auch die Ungarn jener Zeit, als Vagabunden galten, dagegen läfst sich das Wort Friese leicht als eine Umdeutung von *frîheit, frîhard, frîet*[5] auslegen, was gleich-

---

[1] *ZfdPh.* Bd. XIX, l. c. S. 16.

[2] C. Horstmann, *The Three Kings of Cologne*, in *Early English Text Society* Bd. LXXXV, S. 281. [3] l. c. S. 18. [4] l. c. S. 13.

[5] *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* Bd. XXXIII, S. 223 ff. Interessant ist die folgende Stelle aus Sigmund Meisterlins Chronik (in

bedeutend war mit 'Vagabund'. Diese *frîheiten* hatten eben specielle Privilegien, und man dachte leicht bei ihrem Namen an *glebae non addicti*, was kaum auf andere Vagabunden paſst als auf die Zigeuner. Für *Friso* finden wir in Ducange die Glosse 'homo Francus', was uns wieder auf dasselbe führt, denn es decken sich die zwei Ausdrücke vollständig. Daſs aber Friesen und Ungarn gleichgestellt werden, hat für uns einen ganz besonderen Wert, zumal da sie in Aachen lokalisiert werden. Wir wollen es versuchen, das Rätsel der besonderen Privilegien, die die Zigeuner im Altertum genossen, zu lösen.

Wir besitzen keine authentische Nachricht über die specielle Verehrung der Zigeuner in Griechenland, denn was der Kölnische Klerikus von den Mandopolos sagt, beruht vielleicht auf seiner eigenen Einbildung, von der er, wie auch später Johannes von Hildesheim, sich leiten läſst, um die Universalität der Verehrung der heiligen drei Könige herauszustechen. Dafür aber weisen die Privilegien der Kaltschmiede, die Schutzbriefe der Zigeuner, die Immunitäten der *frîheiten* auf eine mitteleuropäische, speciell deutsche, am Rhein lokalisierte Sage. Schon seit der Einführung des Christentums in Deutschland verbreitete sich am Rhein die Sage von der Thebäischen Legion,[1] nach der Thebäer und Mauritaner, oder einfach Mohren, ihren Märtyrertod in Deutschland gefunden haben sollen. Im 11. Jahrhundert wurde die Sage nach Köln übertragen. Im Jahre 1164 wurden die Überreste der heiligen drei Könige aus Mailand nach Köln überführt, so daſs daselbst fast ohne Unterbrechung der Glaube an die gute Christlichkeit der Ägypter zu Hause war. Zwar werden Melchior und Balthasar nach Nubien und Tharsis versetzt, aber vor dem 14. Jahrhundert sind diese Gegenden nicht gut von Ägypten geschieden. Schon das Äuſserliche der Zigeuner muſs die Phantasie der unwissenden Gläubigen entfacht haben, denn hier hatte man

---

Die Chroniken der fränkischen Städte, Nürnberg, dritter Band, Leipzig 1864, S. 109 ff.): 'Es macht sich auf einem hochzeitlichen tag, dasz Rudolphus kaiser mit den fürsten des reichs wolt zu sant Peters und Sebaltskirchen geen . da lief im in sein angesicht ein histrio, den wir nennen einen freiheit; etlich nennen in einen herold, wiewol von heros kumpt heroes, etc. ...'

[1] F. W. Rettberg, *Kirchengeschichte Deutschlands,* Göttingen 1846, Bd. I, S. 94 ff.

vor den Augen die Abkömmlinge des Volkes, aus dem wenigstens einer der drei Könige entsprossen war; ihre wahrsagenden Künste konnten die Kirchlichen nur in ihrem Glauben befestigen, und obgleich das gemeine Volk mit Abscheu [1] auf das diebische Wesen der Zigeuner blickte, so fühlte man sich doch kirchlicherseits gezwungen, sie zu schützen. Mit der Zeit sind gewifs die Kefsler und Kaltschmiede im Deutschtum aufgegangen, und Strolche jeder Art sind zu *frîheiten* geworden, aber die von der Ferne kommenden Zigeuner hatten guten Grund, an der ihnen angedichteten Legende ihrer ägyptischen Abkunft und an ihren alten Schutzbriefen festzuhalten, um bei ihren periodischen Wallungen an den Rhein gute Spenden einzuheimsen. Wenn sie vorgaben, alle sieben Jahre wandern zu müssen, so hängt das von der Thatsache ab, dafs in Köln und besonders in Aachen, wohin so viele wallfahrten, die Reliquien nur einmal alle sieben Jahre gezeigt wurden. Kein Wunder also, dafs die ‘Friesen’, wie die Nubier anderwärts, in Aachen besondere Kirchen und Begräbnisplätze besafsen. Die Gleichung von Friesen und Ungarn kommt aber daher, dafs zu seiner Zeit wirklich viele Ungarn nach Aachen wallten, wo im Jahre 1374, am Tage der heiligen drei Könige, von Ludwig dem Grofsen eine ungarische Kapelle eingeweiht wurde. [2] Wurden einerseits die Zigeuner für Ungarn gehalten, so veränderte sich bald das Verhältnis, und man hielt die Ungarn für Zigeuner, denn die aus Siebenbürgen und Ungarn kommenden Pilger hiefsen in der älteren Zeit Tattern: [3] Tattern sind aber in Norddeutschland die Zigeuner, [4] und schon während des Mongolen-Einfalles hielt man sie für verwandte Völker, ja man glaubte in Köln fest daran, dafs die Tataren nach Europa gekommen wären, um die ihnen gehörenden Reliquien der drei Könige wieder nach ihrer Heimat zu holen.

Da wir die vor dem 15. Jahrhundert in Europa weilenden Zigeuner als Wahrsager und Kaltschmiede in genau denselben Beschäftigungen vorfinden, wie auch in der Gegenwart, und sie

[1] Dagegen spricht Münster (l. c.) von einem abergläubischen Verehren der Zigeuner seitens des gemeinen Volkes.

[2] F. Haagen, *Geschichte Achens*, Achen 1873, Bd. I, S. 303.

[3] In J. Müller und W. Weitz, *Aachener Mundart* 1836, S. 244, citiert in A. F. Potts *Die Zigeuner*, Bd. I, S. 30. [4] Pott l. c.

sonst sich in den letzten fünf Jahrhunderten nicht geändert haben, so müssen wir annehmen, dafs sie auch früher in anderen charakteristischen Beschäftigungen thätig gewesen, das heifst, dafs sie als Akrobaten, Musiker, Pferdehändler[1] bekannt waren. Hier ist die Untersuchung eine viel schwierigere, da sie sich als solche weniger von ihren Geschäftsbrüdern unterschieden und leichter im Volke aufgehen konnten. Doch wollen wir es versuchen, diese Seite der Zigeunerfrage hypothetisch anzugreifen; vielleicht gelingt es noch einmal, auch hier Klarheit zu gewinnen. Als Musiker und Sänger, also als wahre Troubadours, werden sie in der Türkei zu Ende des 16. Jahrhunderts erwähnt;[2] als Akrobaten erscheinen sie schon im Jahre ihrer beglaubigten Einwanderung in Deutschland.[3] Sind aber auch die älteren Zigeuner musikalisch gewesen, und das bezeugt ja der Kölnische Klerikus, so müssen wir auf zigeunerische *jongleurs* und *menestrels* schliefsen. Erwähnt werden sie allerdings selten, doch der Grund wird wohl sein, weil sie zusammen mit ihren Berufsbrüdern verachtet waren und sich leicht mit ihnen vermengten. Wenn wir aber lesen, dafs Nicolette 'prist une herbe si en oinst son cief et son visage, si qu'ele fu tote noire et tainte ... si s'atorna a guise de jogleor',[4] so ist kein Grund vorhanden, mit Wesselofsky[5]

[1] Als Pferdehändler werden sie allerdings nicht früh erwähnt, doch schon beim ersten Erscheinen im Jahre 1417 bemerkte man, dafs sie viele Pferde mit sich führten (so z. B. in *Röteler Chronik*).

[2] 'Erstlich giengen vorher, durch eine grosse mennig desz Volcks, so von allen Orten zusammen gelauffen, drey Zingani oder Zigeuner, welche von etlichen für Egyptier, von andern für Arabier gehalten werden, auf Türckisch bekleidet. Der Mitler vnter diesen dreyen schlug auff einer Lauten, so etwas grösser, dann gewönliche Lauten; die andern beyde spieleten ein jeder auff seiner kleinen Geigen, so ein scharpffen vnlieblichen Thon gaben, vnnd mit einer Barbarischen Stimm sangen sie darein, was von den Osmanischen Sultanen verrichtet. Vnnd theten in diesem Gesang sie alle gar ordentlich nacheinander erzehlen vnnd rühmen, sampt ihrer ritterlichen Thaten, bisz auff den gegenwärtigen Sultan Murat den dritten.' *Newe Chronica Türckischer nation*, l. c. S. 118.

[3] Schöppenchronik von Magdeburg, in *Chroniken der niedersächsischen Städte. Magdeburg*, Leipzig 1869, Bd. I, S. 345.

[4] H. Suchier, *Aucassin und Nicolette*, 4. Auflage, S. 39.

[5] A. N. Veselovskij, *Razyskanija v oblasti russkago duchovnago sticha*, VI—X, St. Petersburg 1883, S. 162 ff.

an eine Tradition des Schwärzens bei den *jongleurs* zu denken, sondern es war eben das Nichterkanntwerden dadurch bewirkt, dafs Nicolette als ein musizierender Zigeuner erschien. Ja, man kann sich gar nicht anders den zweiten Fall erklären, wenn es von Jehan de Rampaygne[1] heifst: 'fist teyndre ces chevoyls e tut son corps entierement auxi neyr come geet', um als 'menestral Ethiopien, né en Ethiopie' zu erscheinen. Hier ist gar kein Zweifel möglich, denn erstens was soll ein äthiopischer menestrel denn sein? und an eine Tradition könnte man etwa glauben, wenn nur das Antlitz und nicht der ganze Körper schwarz angestrichen wäre. Dafs 'ägyptische' Akrobaten im 13. Jahrhundert Mitteleuropa durchstreiften, haben wir bei Gregorias gesehen; sie waren gewifs keine Seltenheit, oder wir hätten auch andere Belegstellen für diese Gruppe.

Man ist zu geneigt, das Schwärzen des Gesichtes der Tradition und der Mythologie in die Schuhe zu schieben;[2] das scheint gerade so widersinnig, als wollte man das Theater des Mittelalters direkt auf dem griechischen Theater basieren. Gewifs sind viele alte Bräuche bis auf unsere Zeit gekommen, aber wie komisch wäre es, das Verkleiden der Kinder als Indianer oder unsere pechschwarzen amerikanischen minstrels (wer weifs, vielleicht sind sie auch auf europäischen Bühnen zu sehen) auf eine römische Tradition oder auf ein mythologisches Überbleibsel zurückzuführen. Liegt es doch viel näher, diese Vermummungen aus dem in der ganzen Welt verbreiteten Drange, das Wilde und Ungewöhnliche, das Erschreckende und Verhafste darzustellen: die grotesken Masken der Chinesen, die Kriegsfarben des Indianers, die wodewose[3] der Engländer bezwecken dasselbe. Dafs man am liebsten zur schwarzen Farbe griff, ist an und für sich ganz natürlich, denn die Kohle und der Rufs sind am zugänglichsten. Dazu gesellte sich noch in Mitteleuropa das Verlangen, die Zigeuner, als die wirklichen Waldleute und wilden Männer, darzustellen; ja noch heute ist im Russischen 'zigeunern'[4] gleich-

[1] Moland et d'Héricault, *Nouvelles françoises en prose du XIVe siècle*, Paris 1858, S. 76.

[2] So auch mein Kritiker N. W. Thomas in *Anglia* Bd. XXIII, S. 517 ff.

[3] *Wodewose* wird glossiert mit 'sylvanus, pilosus', also Waldmensch.

[4] Veselovskij l. c. S. 200.

bedeutend mit maskieren, und im 16. Jahrhundert verstellte man sich noch mit Vorliebe als Zigeuner.[1]

Ein alter Fall solcher Zigeunervermummungen scheint erwähnt zu sein in den Stadtverordnungen von Ragusa.[2] Da heifst es, dafs im Jahre 1323 der kleinere Rat verordnet hätte:[3] Nulla persona audeat vel presumat modo aliquo vel ingenio in isto presenti anno facere se *carbonozum*, vel se transfigurare vel Judeum facere sub pena XXV ypp. pro quolibet et qualibet vice, et accusator habeat medietatem banni, si per eius accusam veritas poterit inveniri.

Im Jahre 1331 wurde verordnet:[4] 'de non prohibendo in isto pascate, quod aliqua persona possit se facere *carbonezum* seu Judeum, vel se de sua propria forma ad aliam transfigurare.' Auch später[5] finden sich solche Verordnungen oft. Schon Wesselofsky hat diese carbonozi besprochen,[6] aber, wie uns scheint, hat er nicht das Rechte getroffen. Er nimmt an, *carbonozus*

---

[1] So z. B. in *Neuwe Chronica Türckischer nation* S. 482: '(Die Juden haben) etliche Mummereyen auff Griechisch, aller gleich, andere auff Zigeynerisch gekleydet, mit sich auffgeführt.'

[2] *Monumenta Ragusina*, in *Monumenta spectantia historiam Slavorum Meridionalium* Bd. X u. XIII. [3] *ib.* Bd. I, S. 80. [4] *ib.* Bd. II, S. 332.

[5] 'Nulla persona civis vel forensis et alterius cuiuscumque conditionis hoc anno audeat vel presumat modo aliquo vel ingenio se facere vel fieri facere carbonosium neque ludum carbonosii.' Bd. I, S. 256. — 'Quod nullus carbonosius audeat portare secum arma ad offendendum. Item quod nullus carbonossius audeat committere seu facere ruffam vel clamorem cum aliqua persona neque dicere verba ingnuiriosa alicui persone masculo vel femine. Et quod nullus ex dictis carbonossiis audeat se facere carbonossium neque ludum ipsum carbonossiorum post sonum campane Ave Maria, de quanto duraverit iste ludus. ... Et si reperietur, quod aliquis ex ipsis carbonosiis faceret contra predicta vel aliquod predictorum, quod omnes alii carbonossii sint pro hoc anno privati de dicto lude et nullus in hoc anno non possit amplius se facere carbonossium.' *Ib.* S. 257. — 'Aliqua persona omnis aetatis a XII annis supra non possit se facere carbonezum seu Judeum. ... A die dominice usque per totam diem dominicam ss. apostolorum quilibet possit se facere carbonezum vel Judeum ad suum velle. Item quod nullus carbonezus sive Judeus possit portare per civitatem aliqua offensibilia, vel bastonem de ligno sive lapide.' *Ib.* Bd. II, S. 333. — 'Nulla persona audeat facere se carbonezum, seu Judeum, vel se transfigurare in aliquam figuram turpem.' *Ib.* S. 355.

[6] Veselovskij l. c. S. 211 ff.

wäre eine Latinisierung des hypothetischen slavischen *krabonoša*, was so viel heifsen würde wie 'Maskenträger', da ein Wort *krabulja* in der Bedeutung von 'Maske' wirklich im Serbischen existiert. Nun lag aber gar kein Grund vor, die slavische Formel *krab* in die lateinische *carb* umzuwandeln, denn auch nicht ein einziges Mal ist in diesen Stadtverordnungen ein Name, in dem die Formel *car* + Konsonant vorkommt, zu belegen, dafür aber sehr oft die slavische Form *cra* + Konsonant, wie Cranca, Cranoe, Cranze, Cranotta etc. Wir müssen uns nach einer anderen Deutung umsehen. Die Stadt Ragusa stand oft unter venedischem politischem Einflusse, und der dalmatisch-venezianische Dialekt war daselbst ebenso zu Hause wie das Serbische. Das Kanzleilatein, in dem die Verordnungen niedergeschrieben sind, unterscheidet sich durchaus nicht von dem zeitgenössischen Latein der Republik Venedig, und in demselben finden sich latinisierte Namen von venezianischen Übersetzungen einheimisch-slavischer Bürger. Für unseren Fall ist besonders interessant die Gruppe 'Cerne de Carbono',[1] die in unseren Quellen vom Jahre 1224 bis 1345 öfters verzeichnet ist. 'Cerne' ist die serbische Form für 'Schwarz', und augenscheinlich ist 'Carbono' die romanische Übersetzung desselben Namens; es gab also ein dialektisches Wort *Carbono,* was gleichbedeutend war mit 'Schwarz'. Von *carbono* bildet sich leicht *carbonazzo, carbonozzo* oder *carbonoso* weiter. Als Familiennamen wird erwähnt ein Bettler Georgius Carbonosso,[2] der von Almosen lebte, und später Thomaso Carbonaz[3] 're de ladri'. Man darf nicht behaupten, dafs alle Schwarzen, d. h. alle Carbonossos, Zigeuner gewesen sind; ganz anders aber steht die Sache beim Könige der Diebe, denn auch ohne die Benennung 'Carbonaz' müfste man hier auf einen Zigeuner schliefsen. Es will uns also scheinen, dafs *carbonazzo* auf wirkliche Zigeuner angewandt wurde, oder man übertrug auch den Namen auf andere Personen. Durfte man aber in Ragusa nicht als *carbonozus* oder Jude erscheinen, so weist das auf eine sehr alte Art und Weise der Vermummungen als

[1] *Monumenta spectantia historiam Slavorum Meridionalium. Listine,* Bd. I, S. 42, 80; Bd. II, S. 235, 241; Bd. III, S. 394.

[2] *Mon. spect. hist. Slav. Mer., Listine,* Bd. III, S. 259.

[3] *Ib., commissiones et Relationes Venetae,* Bd. I, S. 81.

Zigeuner oder Juden; ganz genau dieselbe Formel lebt bis auf den heutigen Tag in Rufsland[1] als Ausdruck für die Maskaradierung.

Ich habe schon früher,[2] bei der Besprechung des Wortes *romanger*, auf die Identität von *le masque* und *la masque* hingewiesen und will nur so viel davon wiederholen, als zur Ausrundung des gegenwärtigen Artikels nötig ist. Von *masca* 'Hexe' geht man ganz leicht zum provenzalischen *masco* 'Wahrsager' über, was wieder zum französischen *mascot* führt. Analog mit Mandopolos und *τζυγαρᾶς* müfste eine von *masca* gebildete Form auch auf die Zigeuner angewendet werden; somit läfst sich nach dem, was über *carbonozo* gesagt worden, sofort auf die Verbindung von 'Maske' mit dieser Gruppe schliefsen. Vielleicht ist auch franz. *maignen* 'Kesselflicker' auf eine Form *maskinanus* zurückzuführen;[3] jedenfalls ist *maquignon* 'Pferdehändler' nicht von unserer Sippe auszuscheiden, und ist die Annahme, dafs demselben die Bedeutung 'Zigeuner' voranging, dadurch gesichert, dafs die englische Übersetzung von *maquignon* 'Romongour' ist, was eben 'Vagabund, Landstreicher' heifst. Mein Kritiker[4] besteht darauf, *romongour* sei eine Korruption von *rossmonger*, giebt aber selbst zu, dafs ihm die Belege fehlen; da auch kein holländisches Wörterbuch ein solches verzeichnet, so müssen wir die Annahme des Kritikers als unbewiesen hinstellen.

[1] Veselovskij l. c. S. 200. [2] *Anglia* Bd. XXIII, S. 106.

[3] Körting leitet *magnan maignen* von *machinanus*; mit ebendemselben Recht kann man *maskinanus* aufstellen, denn da *maignen* nicht sehr früh zu belegen ist, so kann das *s* längst ausgefallen sein.

[4] Suchier, in *Anglia* l. c. S. 521 f.

Cambridge, Mass. Leo Wiener.

Zur altenglischen Bedeutungslehre.

Die folgenden lediglich andeutend gehaltenen Miscellen betreffen Erscheinungen im Leben der altenglischen Sprache, welche zwar in ihrer Allgemeinheit nicht unbekannt sind, aber im Einzelfalle, wenn es sich um Interpretation handelt, vielfach nicht gebührend beachtet werden.

I. Verba, welche einen Gemütszustand bezeichnen, lassen öfter eine bestimmte, konkrete Bethätigung desselben zum Ausdruck kommen.

lufian = 'Liebe erweisen; liebkosen'. Musterbeispiele: *lufiađ mid lacum þa þe læs agun* Guđl. 50. *he lufode mid his bradre hand þa nunnan 7 ofer þa sculdru geþaccode* Dial. Gr. 189. 22.[1] (Vgl. Grein; Cosijn, Beitr. XXI 12.)

[In entsprechender Weise findet sich *lufu* verwendet: *an lufu is, þe þu miht me gegearwian* (= beneficium) Dial. Gr. 182. 5; und ähnlich *freondscipe*, in *freondscype fremman* Botsch. d. Gem. 18.]

lufian mit einem Sachobjekt 'gutheifsen': *ealle þa þing þ ic wat þet đu geornest on ure Drihtnes halfe, swa ic lufe 7 tyđe* Chron. A. D. 656 E (allerdings mit *lofian* konfundiert: *ic ... hit loue* [abwechselnd mit *ic ... hit tyđe*] *mid Crystes mel* ib.).

hatian, feogan nicht nur 'hassen', sondern auch 'befehden, verfolgen'. Beisp.: *no đy ær he þone heađorinc hatian ne meahte | lađum dædum* Beow. 2466. *ac se bryne bindeđ bidfæstne here, | feođ firena bearn* 'Crist' 1598.

[1] Eine Specialisierung ähnlicher Art ist es, wenn *firenian* im Sinne von 'schmähen' gebraucht wird, wie in *firenaþ þus þ flæschord* Red. d. Seel. 104; vgl. *wemman þe mid wordum* ib. 64.

[Entsprechend *leodhata*; *cyrichata* (Wulfst. 310. 1 *cyrichatan* 7 *sacerdbanan*); *dædhata* Beow. 275 (das zu ändern durchaus nicht vonnöten ist); *hetelice*: *him com to on niht se apl Petrus* 7 *hine hetelice swang* Chron. A. D. 616 A E (MS. F *heardlice*); Ælfric Saints XXXV 188 und sonst; *hettend*: *he wearþ eft het[t]end cristenra monna* Oros. 264. 7 (MS. C *ehtend*).]

fægnian (*fagnian*), *blissian* werden von ganz bestimmten Äufserungen der Freude gebraucht. So *onginnađ* | *fægnian mid folmum* (= plaudent manibus) Par. Ps. 97. 8 [*fægnung* = plausus, Napier, OE. Gl. p. 146, 399]. *blissiađ* = plaudite, Blickl. Glosses (Morris, Blickl. Hom. p. 254). — *đa sceolde cuman đære helle hund ongean hine, þæs nama wæs Ceruerus* ... 7 *onfægnian* (MS. B *ongan fægenian*) *mid his steorte* Boeth. 102. 12. (Sedgefield: 'and he began to welcome him with his tail'.) In diesem *fægnian* (oder, genauer, der Nebenform *fagnian*) haben wir potentialiter das moderne *fawn* vor uns, für welches das N. E. D. erst aus Langland einen Beleg bringt: *fauned with þe tailles* P. Pl., B XV 295 (wogegen das Verbalsubstantiv aus der Ancren Riwle citiert wird). Dafs dieser direkten Ableitung des Verbums *fawn* aus dem Altenglischen wenigstens nichts im Wege steht, ist kürzlich auch von Björkman (Scandinavian Loan-Words in Middle English p. 111) gezeigt worden. — Die bekannte Stelle aus der Chronik: [*Æþelwulf cyning*] *æfter þam to his leodum cuom*, 7 *hie þæs gefægene wærun* A. D. 855 erinnert an moderne Berichte über 'begeisterte Ovationen'.

onscunian heifst 'scheuen, verabscheuen, fürchten', aber auch 'von sich stofsen, ablehnen, fliehen'. *Gif hwelc mon his agnum wife wiđscufe* (= expulerit), MS. B ... *his agen wíf onscunie* Bed. 280. 3; *heo ne meahton* ... *heora ealdan þeawas onscunian* 7 *forlætan* ib. 100. 14. — *þa onscunode he þæt and cwæđ* (= qui renuens ait) Gen. 48. 19. — *ónscuna đu á leasunga* (= mendacium fugies) Ælfr. Ges., Einl. 44.

giernan 'wünschen' und 'bitten', auch 'betteln': *gesaet æt l neh woeg giornade* (= mendicans) Lind. Mc. 10. 46 (Rush.[2] *giornde*, WS. *wædla*). Natürlich auch *wilnian* 'bitten': *giuig l wilnig from me þte đu willt* (= pete a me quod uis) Lind. Mc. 6. 22 (WS. *bide me swa hwæt swa þu wylle*).

unnan sowohl 'gönnen' als auch 'gewähren' ('vergönnen'). *hwæđre him god uđe*, ... *þæt he hyne sylfne gewræc* Beow. 2874. *gewunna l*

sella ... (= exhibebit mihi modo plus quam duodecim legiones angelorum) Lind. Mt. 26. 53. Speciell: 'vermachen', wie aus den Urkunden bekannt ist.[1] Verschiedene Schattierungen treten gut hervor in den folgenden Stellen. *Ic Elfred dux hatu writan 7 cyđan ... þa men þe ic mines erfes 7 mines boclondes seolest onn* Thorpe, Dipl. Angl. 480. 10.[2] *Ærest ic an Eadwearde minum yldran suna þæs landes æt Strætneat* ib. 487. 11 (cf. *ic sello Æđelwalde minum suna III hida boclondes* ib. 481. 35).

Auch die folgenden eine geistige Thätigkeit bezeichnenden Verba können wohl hierher gezogen werden.

gemunan 'gedenken', auch 'jemandes Gedächtnis ehren': *đact ge me gemynen aet đere tide mid suilce godcunde gode suilce iow cynlic đynce* Sw., OET. 444. 41.

eahtian '(ab)schätzen' (*þæt hie mon na undeorran weorđe moste lesan, đonne hie mon be þam were geeahtige* [Quadrip.: adpreciabitur] Ælfr. Ges. 32); dann 'loben': *eahtodan eorlscipe ond his ellenweorc duguđum demdon* Beow. 3173. So auch *þa wæs on gange gifu Hrođgares oft geæhted* Beow. 1884.

II. Zur resultativen Funktion von Verben mit dem Präfix *ge*.

(Wir verweisen auf Streitberg, Perfektive und imperfektive Aktionsart im Germanischen, Beitr. XV 70—177; Wustmann, Verba perfektiva namentlich im Heliand, Leipzig 1894; Wilmanns, Deutsche Grammatik II, p. 168 ff. Erörterung principieller Fragen liegt aufser unserer Absicht.)

Je nach der Beschaffenheit des zu erreichenden Objekts kann sich die resultative Verwendung ein und desselben Verbums natürlich verschieden gestalten. Zugleich macht sich aber auch der Zug nach Verallgemeinerung des ursprünglich specialisierten Verbalbegriffs bemerkbar, also z. B. *gefrignan* 'erfahren' (auch ohne vorheriges 'fragen'), *geferan* 'erlangen' (ohne besondere Rücksicht auf

[1] Goethe: Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

[2] Blickl. Hom. 195. 1 *Forþon oft hit gesæleþ þæt his æhta weorþaþ on þæs onwealde þe he ǽr on his life wyrrest uþe.* Toller: '... into the power of the man that when alive he would have been least pleased should have it', womit Morris' Übersetzung ('... into the power of those whom he previously worst treated in his life') genügend korrigiert ist.

das 'gehen'), *gespringan* einfach 'erwerben' (Sievers, Anglia XIV 139); ohne ersichtlichen Unterschied findet man *sige gefaran, geferan, geræcan, geslean, gewinnan.* — Mit Wustmann (a. a. O. 6) meinen wir, dafs Konstruktionen nach dem Muster von *beddreste gestah, meregrund gefeoll* hierher zu zählen sind; d. h. *meregrund gefeoll* bedeutet eigentlich: er fiel, bis er den Grund erreichte, oder: er erreichte durch Fallen den Grund.

Aus der Fülle von Einzelbelegen heben wir einige der bemerkenswerteren heraus.

gegan, gegangan. Eadmund cyning ... Myrce geeode Chron. A. D. 942. — *Hæfde aglæca elne gegongen, | þæt he beahhordes brucan moste* Beow. 893. — *gif friman edor gegangeđ* Æđelb. Ges. 29 ('wenn ein Freier ins Gehege kommt' Liebermann). — *gif hyra hwylc geuntrumad biþ, þæt he ciricean gegan ne mæge* Ben. R. 140. 19.

gefaran. gif ic eft gefare swelcne sige æt Romanum Oros. 156. 31. — *nan man ne mihte Godes rice gefaran* Ælfr. Hom. I 94. 3 (ib. 94. 11 *ne mæg he faran into heofenan rice*).

geferan. he sige geferde on manegum gefeohtum Ælfr. Saints XXV 730. — *Dunstan se halga arčb forlet þis lif 7 geferde þ heofonlice* Chron. A. D. 988 E. — *hafast þu gefered, þæt đe feor ond neah ealne wideferhđ weras ehtigađ* Beow. 1221. — *hine axodon be his wife and his cildan, hwæt hi geferdon* Ælfr. Saints XXX 275 ('was aus ihnen geworden wäre').

geiernan 'durch Laufen erreichen' und *geærnan* 'durch Reiten erreichen'. *gif hie* [i. e., *cirican*] *fáhmon geierne ođđe geærne* Ælfr. Ges. 5.

geridan. 7 geridon Wesseaxna lond 7 gesæton Chron. A. D. 878.

geþringan. (*Gotan* ...) *þreate geþrungon þeodlond monig* Met. Boeth. I 3.

gespringan in: *widgongel wif word gespringeđ* Gnom. Ex. I 65 (nach Sievers a. a. O. = 'das herumschweifende Weib gerät leicht in [übeln] Ruf').

gefeallan. Nu giet todæge hit is on leođum sungen hwelcne demm hie Romanum gefeollan Oros. 72. 10. — *he eorđan gefeoll* Beow. 2834; ib. 2100. *gefealle ærest þæs abbodes fet* Ben. R. 70. 10; ib. 100. 15 f.

gesceotan. hord eft gesceat, | dryhtsele dyrnne (vom Drachen) Beow. 2319.

gebugan. ond hine ymb monig | snellic særinc selereste gebeah Beow. 689, wozu Trautmann (Bonner Beiträge zur Anglistik II 163) bemerkt: '*sele-reste* wird von Grein und von Heyne für Accusativ gehalten: "Accusativ des Gegenstandes, zu dem man sich wendet." Ist das möglich?! Ist nicht hier und in *flet-ræste gebēag* Beo. 1242 zu schreiben *ræste geþeah* = "was taking rest"?' — Nein, ganz gewiſs nicht! S. auch Mod. Lang. Notes XV 493. — Dagegen 'imperfektives' *bugan* in *bugon þa to bence* Beow. 327.

gecyrran. noldon đoneređan cwellere eft gecyrran Ælfr. Hom. I 80. 25 ('[they] would not return to the cruel murderer' Thorpe). *ne gecyrre ge nænne mann be wege* [Luc. 10. 4] ib. II 534. 4.

gestandan. þa gestodon his frynd his fæder and cwædon Ælfr. Saints XXXV 31.

gestigan. gefeonde þa heofonlican rico gestah 7 *gesohte* Bed. 464. 16. *hire seo halige sawl þæs heofonlecan eđles ingong gestág* ib. 288. 24. — *Nænig eft þæs swiđe þurh snyttru cræft | in þeode þrym þisses lifes | forđ gestigeđ* Be Mon. Cræft. 18 (niemand gelangt zu solcher Herrlichkeit).

geræcan. hie ne meahton nanne mete geræcan Chron. A. D. 918. — *nađer ne mehte on oþrum sige geræcan* Oros. 96. 33. — *Gotan ... eall Italia rice ... in anwald gerehton* Boeth. 7. 1. Sedgefield bringt *gerehton* bei *reccan* 'explain, prove, narrate, reckon' unter, doch ist es zweifellos *gerēhton* (kent., = *geræhton*), so auch Met. Boeth. XXVI 17 *đa sio tid gelomp þ hi đæt rice geræht hæfdon.* (Wegen des Zusatzes *in anwald* vgl. *and us þær in onweald geslogon eal his londrice* Ep. Alex. 61. *Eadred ... gerad eal Norþhymbra land him to gewealde* Chron. A. D. 946.) — Imperfektives *ræcan* z. B. in Beow. 747 *ræhte ongean | feond mid folme.*

gescinan. se fiicbeam ofersceadađ đæt lond đæt hit under him ne mæg gegrowan, forđæm hit sio sunne ne mot gescinan Cur. P. 337. 10 (weil es die Sonne mit ihren Strahlen nicht erreichen kann).

gefeohtan; *gewinnan. Hæfde þa gefohten foremærne blæd Iudith æt guđe* Jud. 122. — *þa wæs Romana rice gewunnen* Met. Boeth. I 17. (Durativ z. B.: *Constantinus* 7 *Constans wunnon him betweonum* Oros. 284. 16; *Saturninus, þe æfter þæm onwalde wonn* ib. 278. 9.)

geslean. gesloh þin fæder fæhđe mæste Beow. 459; nicht = 'dein Vater schlug der Fehden gröſste' (Grein), sondern, wie wir in

Mod. Lang. Notes XVI 29 f. gezeigt haben: 'thy father brought about (or, brought on his head) by fight the greatest of feuds'.

gewyrcan 'erwirken, erwerben, verdienen' (Grein). *se þe his agnum her | willum gewyrceð, þæt him wuldorcyning ... milde geweorþeð* Phoen. 536. Sicherlich resultativ ist auch *gewyrcan* in der bekannten Beowulfstelle: *Swa sceal [geong] guma gode gewyrcean, fromum feohgiftum on fæder [bea]rme* (?), | *þæt hine on ylde eft gewunigen | wilgesiþas,* 20 (durch Freigebigkeit es dahin bringen [sich's verdienen], dafs ...). — *swa wite swa wuldor, swa him on worulde ær | efne þæt eorðfæt ær geworhte* Red. d. Seel. 7. — So auch: *7 ðone gylt gebete, swa wer swa wite, swa he gewyrht age* Ælfr. Ges. 7. 1. — *be gewyrhtum* = merito, etc.

gefrignan, gefricgan, geascian sind wohl die bekanntesten aller dieser Verben. Bei ihnen tritt die formale Trennung von den imperfektiven Simplicien am deutlichsten hervor. Unrichtig ist der Ansatz *fricgan* 'inquire, learn' in Sedgefields Glossar zu Met. Boeth. IX 27 (*þa ricostan Romana witan ...*) *þe he on þæm folce gefrigen hæfde.* — Dafs *ahsian* in *wean ahsodon* Beow. 423, 1206 nicht etwa perfektiv zu fassen ist, ist in Mod. Lang. Notes XV 30 f. des näheren erörtert worden.

gehycgan, geþencan 'erdenken'. *Sum in mæðle mæg modsnottera | folcrædenne forð gehycgan* Be Mon. Cræft. 41. Analog in Gen. B 286 *mid swilcum mæg man ræd geþencean.* Ferner (*þa wearð hit swa mycel æge fram þam here, þet man ne mihte geþeoncean ne asmægian hu man of earde hi gebringon scolde*) Chron. A. D. 1006 E. [Vgl. Oros. 46. 27 *On þæm dagum wæs swa micel ege from ðæm wifmonnum, þætte Europe ne Asia(m) ne ealle þa neahþeoda ne mehton aþencean ne acræftan hu hi him wiðstondan mehten.*]

gebidan 'erleben'. *fela sceal gebidan | leofes ond laðes, se þe longe her | on ðyssum windagum worolde bruceð* Beow. 1060.

Anhangsweise erwähnen wir ein paar Stellen, in denen imperfektive Simplicia und effektive Komposita einander gegenübergestellt werden.

Oros. 20. 36 *þonne ærnað hy ealle toweard þæm feo ... 7 se nimð þone læstan dæl se nyhst þæm tune þæt feoh geærneð.* — Chron. Einl. DEF (Thorpe p. 3, Plummer p. 3) *Ða ferdon þa Pihtas 7 geferdon þis land norþanweard.* — (Assm., Hom. V 7 *cumað þa Romaniscan leoda 7 ure land gegað*; ib. 49.)

Num. 21. 1 *Chananeus þa wann wið Israela bearn and sige on him gewann.* (Assm., Hom. VI 100 ff. *winnan — oferwinnan.*)

Oros. 202. 33 *þa hluton þa consulas hwelc hiera ærest þæt gewinn underfenge; þa gehleat hit Quintius Flaminius.*

Dial. Gr. 207. 6 *7 geornlice ongan acsian 7 eac hraðe geacsode, fram hwan he ofslagen wæs.* Ælfr. Hom. I 80. 23 *hine axodon* (nicht mit Thorpe: 'informed him') *be ðam acennedan cilde, and þaþa hí his cenning-stowe geaxodon* ...; Boeth. 139. 9 ff.; auch Dial. Gr. 322. 4 *he ongan acsian* ... *þa gefrægn he, þæt* ...

[Cf. Ines Ges. 8 *Gif hwa him ryhtes bidde beforan hwelcum scírmen oððe oþrum deman 7 ábiddan ne mæge.* Bed. 400. 10 *ond þeah ðe ic georne bæde, ne meahte nænge þinga lefnesse abiddan*; ib. 6. 13.]

III. Ingressive Funktion von *gesittan, gestandan, gelicgan, gerestan.*

Wir behandeln diese Fälle gesondert, da es uns nur auf den 'praktischen' Zweck der Vorführung von Beispielen ankommt. Im übrigen vgl. Streitberg a. a. O. 72.

gesittan. Her Danihel gesæt on Wintanceastre, 7 Hunferþ feng to bisc̄dome Chron. A. D. 744. Dazu Plummer (Vol. II 42): 'The meaning must be that Daniel resigned. Exactly the same phrase is used of the resignation of Cynewulf, Bishop of Lindisfarne, in 779 D, E. Yet it is hard to see how "gesæt" can mean anything but "resided". I suspect that the compiler had a Latin source before him and confused between "resedit" and "recedit". The latter is the word actually used by Florence here; but in 932, a passage independent of the Chron., he has "resedit" in the sense of "resigned", I 130.' Thatsächlich erklärt sich der Ausdruck sehr einfach; *gesæt* ist ingressiv 'setzte sich hin', d. h. nach einem 'bewegten' Leben setzte sich D. zur Ruhe. Genau so heifst es Oros. 280. 20: *þa geweard hi him betweonum þæt hi woldon þa onwaldas forlætan, 7 þa purpuran alecgan þa hie weredon, 7 woldon hiera dagas on seftnesse geendian. 7 þæt swa gelæston. Dioclitianus gesæt on Nicomidio þære byrig, 7 Maximianus gesǽt on Mediolane þære byrig* (im lateinischen Texte: ... Itaque sub una die Diocletianus apud Nicomediam, Maximianus apud Mediolanum potestatem imperii deposuerunt). — *Hæfde he þa on ylde six and twentig wintra þa he ærest se Godes cempa on þam*

westene mid heofonlicre gife geweorđad gesæt Vita Guthl. 24. 2. — *gesæt* (= discubuit), ws. Evang. Luc. 7. 36 (Lind. *gehlionade*).

Mit Bezug auf einen vorausgehenden Zustand des 'Liegens' gebraucht, bedeutet ingressives *gesittan* 'sich aufrichten' ('in sitzende Stellung kommen'). So in einer oft mifshandelten Stelle des Beowulf: *he onfeng hraþe | inwitþancum ond wiđ earm gesæt* 748; und noch deutlicher in: *aras þa anra gehwylc* ⁊ *wiđ earm gesæt, | hleonade wiđ handa* Sat. 432.

[In derselben Funktion *asittan*: Bed. 422. 28 *Ah in dagunge he eft acuicode* ⁊ *semninga up heh asæt*; 462. 9 *þa æt nyhstan on dagunge þæs fiftan dæges, swa he of hefigum slæpe onbrude,* ⁊ *wæs arisende* ⁊ *úp asæt* ... ⁊ *he sume hwile sǽt* ⁊ *sworette.*]

Der Bewegungsbegriff kann durch Setzung von *eode* stark hervorgehoben werden (wobei die idiomatische Verwendung von *to* zu beachten ist): *eode gesittan to þæs halgan weres liice* Bed. 186. 29. Freilich wird hier auch einfaches *sittan* gebraucht: *eode goldhroden freolicu folccwen to hire frean sittan* Beow. 640; Jud. 15. (So in der Aufforderung: *site nu to symle* Beow. 489; *hehton hiene sittan mid him to swæsendum* Bed. 398. 8.)

[Ein Beispiel resultativer Funktion: *forþon þe hie gesittaþ eorđu* (= quoniam ipsi possidebunt terram) Rush.[1] 5. 5 (WS. *águn,* Lind. *agnegađ*).]

gestandan 'zum Stehen kommen, Stellung nehmen', d. h. sowohl 'Halt machen' als 'aufstehen'. *þa gestod seo cweorn sona* 'then the mill stood still at once' OE. Martyr. 202. 2 (cf. *þa orn seo cweorn* ib. 200. 24). *þa ongon his hors semninga wergian* ⁊ *gestondan* ('still stehen, Halt machen') Bed. 178. 19. *þa semninga se min latteow gestod* Bed. 430. 24. *se heort þa witodlice astah on anne heahne clud, and þær gestód; Placidas đa lange stód and beheold þone heort* Ælfr. Saints XXX 37. — *Stiđmod gestod wiđ steapne rond | winia bealdor* Beow. 2566 ('Resolute in mind the Prince of friends took stand well up to his hoised shield' Earle), cf. *wiđ earm gesæt. þa arn seo leo, and gestod wiđ þone eadigan wer* Ælfr. Saints XXX 416. — *þonne semninga storm gestandeđ and se stranga wind* ('sich erhebt') Wulfst. 262. 7.

[In ingressiver Funktion auch *ætstandan, ođstandan, astandan.* Z. B. *þa geseah se Godes þeow ane wilde hinde melce; þa gesenode he hi, þa gestod heo,* MS. C *ætstod,* OE. Martyr 170. 8. *đæt þæt swurd*

þurhwod wrætlicne wyrm, þæt hit on wealle ætstod. — *7 þ unstille hweol ðe Ixion wæs to gebunden Leuita cyning for his scylde, ðæt oðstod for his hearpunga* Boeth. 102. 29. Ælfr. Ges. 46. 1. — *syþðan he eft astod* ('stand wieder auf') Beow. 1556. *þa astod he semninga, 7 getogene þy wæpne under his sceate, ræsde on þone cyning* Bed. 122. 17.]

gelicgan. windblond gelæg Beow. 3146 ('the wind-roar subsided' J. L. Hall; 'legte sich'). (Dagegen *ðonne wind ligeð* Phoen. 182 'wenn es windstill ist'.)

(*hine*) *gerestan. Iohannes se godspellere gereste on þam dæge in Effeso* Chron. A. D. 100 BC (*hine gereste* ADE; *forþferde* F), 'ging zur Ruhe ein'. (Dagegen *Her forðferde Ælfgar cinges mæg on Defenum, 7 his lic rest on Wiltune* Chron. A. D. 962.)

Dafs das für die vorhistorische Sprachperiode doch wohl vorauszusetzende System massenhaft durchbrochen worden ist und keine Regelmäfsigkeit in der Gebrauchsweise der interessantesten aller Partikeln herrscht, bedarf keiner besonderen Erläuterung.

Minneapolis (Minn.). Fr. Klaeber.

Frühmittelenglische und anglofranzösische Glossen aus Digby 172.

Prof. Gröber hat kürzlich in der 'Strafsburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner' (Strafsburg 1901) S. 39—48 'Altfranzösische Glossen' nebst einigen englischen zum Abdruck gebracht, die mir aus mehreren Gründen für die Anglistik von grofser Bedeutung zu sein scheinen und darum, vom Standpunkt dieser Wissenschaft beleuchtet, teilweise hier nochmals mitgeteilt und besprochen werden mögen.[1]

Es handelt sich dabei um einen lateinischen Kommentar zu den Briefen des gallischen Bischofs Sidonius Apollinaris († 484), in welchem verschiedentlich zur Erklärung seltener lateinischer Vokabeln französische oder englische Wörter verwendet sind. Dieser Kommentar ist uns in einem Sammelbande der Bodleiana, Digby 172, erhalten und danach in Auswahl von R. Ellis in den 'Anecdota Oxoniensia' (Classical Series, Vol. I, Part V, Oxford 1885, S. 27—62) veröffentlicht worden. Auf dieser Publikation beruht sowohl Gröbers Abdruck wie der meinige.

Die Niederschrift der Glossen weist Ellis dem *'saec. XII uel XIII'* zu. Gröber bemerkt, dafs die Form der französischen Wörter nicht 'gegen die Verlegung der Handschrift in den Ausgang des 12. Jahr-

[1] Erst nachdem vorliegende Arbeit bereits der Redaktion eingesandt war, kamen mir Prof. Toblers wertvolle Bemerkungen zu den gleichen Glossen im Archiv Bd. CVIII, S. 145—7 durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers zur Hand. Ich habe aber noch nachträglich auf dieselben Bezug nehmen können.

hunderts' spricht. Und dasselbe kann vom Standpunkt der englischen Philologie aus gesagt werden. [1]

Wenn die Glossen wirklich noch ins 12. Jahrhundert gehören, so sind die wenigen darin vorkommenden englischen Wörter von doppelter Bedeutung, da ja kaum für einen anderen Zeitabschnitt der englischen Sprachgeschichte die Quellen so spärlich fliefsen wie für die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Denn obwohl die politische Verschmelzung der Angelsachsen und Normannen längst zu einem Abschlufs gelangt war, war man von einer sprachlichen Einigung noch recht weit entfernt. Das Latein als Kanzelei- und Gelehrtensprache und das Anglofranzösische als Litteratur- und Hofsprache herrschten so ausschliefslich für jede Art schriftlicher Aufzeichnung vor, dafs nur wenige Originalwerke in englischer Sprache aus jener Zeit auf uns gekommen sind. Der Mangel an englischen Denkmälern wird dadurch noch erhöht, dafs auch zur Glossierung lateinischer Schriften, soweit ich sehe, ausschliefslich das Französische verwendet wurde, und dafs selbst die Abschriften und Erneuerungen altenglischer Werke, die bis um die Mitte des Jahrhunderts die heimischen Traditionen und die heimische Sprache fortgepflanzt hatten, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts immer seltener wurden und sich vielleicht nur auf Ausnahmen beschränkten, wie das Worcester-Fragment der Ælfricschen Latein-Grammatik, die kentischen Evangelien, die Lambeth-Homilien u. dgl. m. [2]

---

[1] Macray's Catalogue (1883) verlegt sie ebenfalls ins 12. Jahrhundert. Auch Fräulein L. T. Smith schreibt mir: *'Both handwriting and green occasional initials point to the early date of the MS., possibly the second half of the 12th cent.'*

[2] Brandl sagt in Pauls Grundrifs II[1] S. 615: 'Um die Mitte des 12. Jahrhunderts verlor sich das Verständnis des Altenglischen.' Sollte diese Formulierung nicht doch etwas zu weit gehen? Denn es sind doch thatsächlich ae. Schriften (s. oben) damals kopiert worden. Zudem scheint mir das von Brandl angeführte fehlerhafte *liffestan* für *liffæstendan* nur dann irgendwie beweiskräftig, wenn sich nachweisen liefse, dafs es sich dabei um eine bewufste Änderung des Kopisten handelt, nicht aber um ein unbewufstes Versehen, wie etwa eine mechanische Buchstabenauslassung oder eine unwillkürliche Vertauschung gleichanlautender Wörter, wie beides auch in früherer Zeit unachtsamen Kopisten nicht selten passiert ist. Endlich scheint mir der Unterschied in der Sprache nicht so grofs, dafs nicht etwa der Verfasser des *Poema Morale* — wenige lexikalische Schwierigkeiten abgerechnet — eine Handschrift des 11. Jahrhunderts habe ver-

Mehr noch als durch ihr Alter sind uns die Glossen dadurch bedeutsam, dafs sie uns einen Blick thun lassen in den Prozefs der Vermischung des Englischen und Französischen auf britischem Boden. Wir sehen uns hier nämlich einem Glossator gegenüber, der abwechselnd, ohne erkennbaren Unterschied, sich der französischen oder der englischen Sprache bedient, so dafs sich uns die Fragen aufdrängen: War der Glossator sich der Anwendung zweier Sprachen bewufst, oder glaubte er nur eine Sprache zu schreiben? War er von Geburt ein Normanne oder ein Engländer? Warum blieb er nicht bei einer einzigen Sprache, sondern griff bald zu diesem, bald zu jenem Idiome? Alle diese Fragen lassen sich, wo nicht mit Sicherheit, so doch mit einiger Wahrscheinlichkeit beantworten.

Auf den ersten Blick könnte es den Anschein haben, als seien die in beträchtlicher Minderheit befindlichen englischen Glossenwörter als Lehnworte des Französischen, wie es in England gesprochen wurde, aufzufassen, und als habe der Glossator eine Sprache, eben Anglofranzösisch, zu schreiben vermeint. Diese Auffassung liefse sich noch durch den Hinweis stützen, dafs in der That die Französisch schreibenden Engländer des 13. und 14. Jahrhunderts mehrfach englische Vokabeln ihrem Französisch beimischen, wie schon einzelnes in Skeats Liste der *English Words in Anglo-French* (Notes on English Etymology, Oxford 1901, S. 364 ff.) beweist.[1] Bei näherem

---

stehen können, trotz des lautlichen Abstandes, der für ihn beim Lesen ja nicht in Betracht kam.

[1] Skeats Liste hat den Zweck, für die romanischen Lehnworte im Englischen Belege aus anglofranzösischen Texten beizubringen. Englische Erbwörter aus diesen Texten sind nur nebenbei verzeichnet, und zwar, wie es mir nach S. 360 scheinen möchte, mehr mit Rücksicht auf ihre Seltenheit und Schwierigkeit der Erklärung. Es ist daher sehr wohl möglich, dafs gerade ganz gewöhnliche englische Wörter, die uns für unseren Zweck am meisten interessiert hätten, ausgelassen sind. Das Bild, das Skeats Liste von der Einmischung englischen Sprachgutes in das Anglofranzösische ergiebt, ist daher vielleicht ein sehr unzulängliches. Da aber meines Wissens noch nirgendwo eine Zusammenstellung englischer Fremdworte im Anglofranzösischen versucht ist, mag hier folgen, was Skeats Liste an solchen enthält. Für die näheren Belege mufs ich auf Skeat selbst verweisen.

acre 'Acker': ae. *æcer*, ne. *acre*; *a-flote* 'schwimmend': ne. *afloat*; *bagge*: ne. *bag* 'Sack'; *bars* 'Barsch': ae. *bærs*, ne. dial. *barse*; *begger* 'betteln': me. *beggen*, ne. *beg*; *bundes* 'Fronpflichtige': ae. *bonda*, me. *bonde*; *burger*:

Zusehen erweist sich jedoch eine solche Annahme als unmöglich. Der Glossator selbst scheidet nämlich ausdrücklich zwischen *romanice* und *anglice* und weist nicht selten durch Vorsetzen dieser Ausdrücke seine volkssprachlichen Übersetzungen der einen oder anderen Sprache zu. Er mufs sich also des Gegensatzes der beiden Idiome vollkommen bewufst gewesen sein. Offenbar haben wir es mit einem zweisprachigen Manne zu thun, wie sie jedenfalls in den gebildeteren und höheren

ne. *burgher* 'Bürger'; *borghesaldre*: s. Oxf. Dict. unter *borsholder*; *buc* 'trunk of the body': ae. *būc*, ne. dial. *bouk*; *claspes* 'Klammern': me. ne. *clasp*; *cod*: ne. *cod* 'Kabeljau'; *cod-net*: Netz; *crabbe*: ae. *crabba*, me. *crabbe*, ne. *crab*; *croft*: ae. ne. *croft* 'Feld'; [*cros* 'Kreuz', wohl eher nach Stimming S. 205 zu beurteilen als = ae. ne. *cross* zu setzen]; *dabbe*: me. *dabbe*, ne. *dab* 'Plattfisch'; *dayerie*: me. *deierie*, ne. *dairy* 'Milchwirtschaft'; *deye*: ae. *dæge*, me. *deie*, ne. *dey* 'Meierin'; *danegeld*; *dikers* 'Anzahl von zehn': ae. **dicor*, ne. *dicker*; *esterlinges*: ne. *easterlings*; *fish-wharf*; [*flaschiz* 'gushed forth': ne. *flash*??]; *flat* 'flach': me. ne. *flat*; *forgoer*: ne. *foregoer*; *forstallours*: ne. *forestallers*; [*haddock* 'Schellfisch'?]; *hacches* 'Lukendeckel': ae. *hæčč*, ne. *hatch*; *haren* 'Hafen': ae. *hæfene*, me. ne. *haven*; *hay* 'Hecke': ae. *hege*, ne. va. *hay*; *heriet*: ae. *heregeatu*, me. *heriet*, ne. *heriot* (s. Oxf. Dict.); *hides* 'Hufe': ae. *hīd*, ne. va. *hide*; *hokes* 'Haken': ae. *hōc*, me. *hōk*, ne. *hook*; *hundred* 'Hundertschaft'; *hundreders*; *hustenge* 'Versammlung': ae. *hūsting*, ne. va. *husting*; *husbandrie*: ne. *husbandry*; *landlorde*: ne. *landlord*; *last* 'Ladung': ae. *hlæst*, me. ne. *last*; *lattes* 'Latten': ae. *lætt*, me. *lat*; *ling*: ae. *leng*, me. ne. *ling* 'Langfisch'; *lodship* 'Lotsenschiff': ne. *lodeship*; (*lode-manage* 'Lotsenkunst': ne. *lode-manage* zu *lodeman* 'Lotse); *merke* 'Zeichen': ae. *mearc*, me. *merk*, ne. *mark*; *mene* 'gewöhnlich, gemein': ae. *[ge]mæne*, me. *mene*, ne. *mean*; *more* 'Moor': ae. *mōr*, ne. *moor*; *outsiders* 'Vorreiter'; *pan* 'Pfanne': ae. *panne*, ne. *pan*; *rakyers* 'Kehrer': ne. *rakers*; (*rerewarde* 'rückwärts': ne. *rearward*); *rivelinges* 'Schuhe': ae. *rifeling*, me. *riveling*; *escot*: ae. *scot* (vgl. Arch. CVIII, 193); *shope* 'Laden': ae. *scoppa*, me. *shoppe*, ne. *shop*; *shotenharang*: ne. *shotten herring* 'Hohlhering'; *smelt*: ae. ne. *smelt* 'Stintfisch'; *sprottes* 'Sprotten': ae. *sprott*, ne. *sprat*; *stokfisshe*: ne. *stockfish*; *estriké* 'gestrichen' (vom Mafs): me. ne. *striken*; *tele* 'Krickente': ne. *teal*; *tromes* 'Trumm': me. *þrum*, ne. *thrum*; *tilers* 'Ziegelbrenner': ne. *tilers* aus ae. *tigele*; *tincler* 'klingen': ne. *tinkle*; *toft* 'Hügel': me. ne. *toft*; *trippes* 'Tänze': me. *trippe*, ne. *trip*; *wadmal* 'grobhaariges Wollenzeug'; *weynscotte* 'Wandtäfelung'; *wapentak*; *wassail*; *welcume* 'bewillkommnen' (St. Giles, ed. Paris & Bos, V. 2467 *il les welcume en sa language*): ne. *welcome*; *wherf* 'Werft': ae. *hwerf*, me. *wherf*, ne. *wharf*; *welkes*: ae. *weluc*, me. ne. *whelk* 'Trompetenschnecke'; *wimple, guimple* 'Hals- und Kopfschleier': ae. *wimpel*, ne. *wimple*; *windas* 'Winde': me. *windass* (an. *vindāss*) neben me. ne. *windlass*; *widecoke, whodekoks* 'Schnepfe': ae. **widucocc*, *wuducocc*, ne. *woodcock*; *yomen*: me. *yomen*, ne. *yeomen*, vgl. afrs. *gāmen*.

Kreisen Englands sowohl unter Normannen wie unter Angelsachsen damals durchaus die Regel gewesen sind.[1]

Fragen wir weiter nach der Nationalität des Glossators, so würde wiederum der stark überwiegende Gebrauch des Französischen — auf 106 romanische kommen 16 germanische Wörter — für die Vermutung sprechen, wir hätten einen Kleriker normannischer Abkunft vor uns. Schauen wir uns aber die Begriffssphäre des englischen Wortmaterials etwas näher an, so wird uns die entgegengesetzte Annahme für wahrscheinlicher gelten. Die englischen Vokabeln gehören nämlich fast ausschliefslich dem Kreise des intimen Alltagslebens an; denn englisch sind die Glossen für 'Kniekehle', 'Haarlocke', 'Warze', für 'Schuh' und 'Kleidersaum', für 'Molken', 'Bier', für 'Rufs', für 'Thürriegel', 'Griff' und 'Haken', endlich für 'Knurren', 'Stammeln' und 'Schnarchen'.[2] Dafs ein Normanne gerade für diese Begriffe englische Ausdrücke überhaupt kennen und, wenn er sie kannte, gebrauchen sollte, scheint mir durchaus unwahrscheinlich. Ich glaube vielmehr, dafs diese Ausdrücke der Muttersprache des Glossators entstammen müssen, mit anderen Worten, dafs dieser ein geborener Engländer war.

Denken wir uns nun den Glossator als einen zweisprachigen Engländer, so sind weiter keine Schwierigkeiten mehr vorhanden. Dafs ein Engländer sich zum schriftlichen Gebrauch des Französischen bediente, kann bei den damaligen Sprachverhältnissen des Inselreiches nicht im geringsten auffallen. Ebensowenig werden wir daran Anstofs nehmen, dafs er gelegentlich zum Englischen griff für die selten in der Litteratur oder höheren Konversationssphäre erscheinenden Begriffe des Kleinlebens, sei es nun, dafs sein Französisch für diese Begriffe nicht ausreichte, oder dafs er aus reiner Bequemlichkeit die ihm geläufigeren Bezeichnungen seiner Muttersprache anwandte, oder dafs er mit Rücksicht auf seine englischen

[1] Vgl. E. Freeman, The History of the Norman Conquest of England, Vol. V (Oxford 1876) S. 525 ff., und Morsbach, Festschrift für Wendelin Foerster (Halle 1902) S. 330.

[2] Aufserdem sind noch als Englisch in Anspruch zu nehmen die Ausdrücke *crufte* (schon ae. Lehnwort) 'Gruft' und *grīp* 'Greif', wo in einem Falle das ähnlich lautende lateinische Lemma (*crypta*), im anderen Falle vielleicht germanischer Aberglaube zur Verwendung gerade dieser Wörter geführt haben mag.

Leser oder Schüler so verfuhr. Wenn er zu *verruca* 'Warze' erst eine französische und zu dieser wieder eine englische Glosse setzt und in vielen anderen Fällen sein Französisch nochmals mit einer lateinischen Erklärung versieht, so sieht das fast so aus, als habe er den französischen Kenntnissen seines Publikums nicht ganz getraut. Auf der anderen Seite mufs dann freilich betont werden, dafs er einen beträchtlichen Grad französischer Kenntnisse eben doch bei diesem voraussetzte und damals voraussetzen durfte.

Wie schon oben erwähnt, unterscheidet der Glossator gelegentlich zwischen den zwei Sprachen durch ein beigefügtes *romanice* oder *anglice*. Ersteres findet sich 37 mal, letzteres 5 mal verwendet. Das Interessante dabei ist nun, dafs er ein paarmal sich über die Zugehörigkeit eines Wortes zum romanischen bezw. germanischen Sprachstamme irrt und zwei Wörter (*loc* und *rute*) als französisch bezeichnet, die echt englisch sind, und umgekehrt das Wort *mosse* 'Moos', das sich durch Form und Bedeutung als französisch erweist (s. weiter unten), dem Englischen zurechnet. Letzterer Irrtum ist leicht zu entschuldigen, da es ja wirklich ein ähnlich lautendes Wort, ae. *mos* 'Sumpf', in seiner Muttersprache gab, welches früh sich mit dem romanischen Worte vermischt haben mufs. Schwerwiegender ist aber schon, dafs er heimische Wörter als französische auffafst. Wenigstens bei *loc* 'Haarlocke' ist dies doch für einen geborenen Engländer recht auffallend,[1] wenn auch bei *rute* 'schnarchen' durch Vermengung mit dem altfranzösischen Substantiv *ruit, rut* 'Lärm, Brunst' eher verständlich. Mir scheint daher der Schlufs sehr naheliegend, dafs sich, wie häufig bei einer zweisprachigen Bevölkerung, das Sprach-

[1] Zu erklären ist es wohl nur dadurch, dafs unser Glossator dieses wie die anderen englischen Wörter als Fremdworte in sein Französisch einzumischen gewöhnt war. Tobler hat zudem das Wort *loc* in einem französischen Texte nachgewiesen (Romania V, 44, Z. 128: *un loc a Buiamon de sez cherox copé*). Da aber diese Stelle in einer Handschrift vorkommt, die nach P. Meyer von einem Engländer in England, und zwar erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, geschrieben ist, wo das Französische nur noch künstlich in England gelernt wurde, so beweist dieser vereinzelte Beleg wohl kaum, dafs das Wort hier anders zu beurteilen ist als die sonstigen in anglofranzösischen Texten vorkommenden englischen Vokabeln, wie *nous girons* (Morsbach a. a. O. S. 330), *clasp, flat, hay, hoke, latte, merke, pan, rivelings, shope, tromes, tineler, trippe, welcume, wherf, wimple, windas* u. s. w. Vgl. S. 316, Anm. 1.

gefühl unseres Glossators schon recht bedenklich abgestumpft hatte, dafs sich die Grenzen zwischen dem Wortschatz der beiden Sprachen in seinem Kopfe bereits zu verwischen drohten.[1] Ein solches Schwankendwerden des Sprachgefühls bedeutet aber einen wichtigen Schritt auf dem Wege der Wortentlehnung, und wir können hier somit gewissermafsen den Boden belauschen, auf dem das anglofranzösische Fremdwort üppig gedeihen mufste und leicht zu jener Romanisierung des englischen Wortschatzes führen konnte, die sich noch heute so fühlbar macht. Hierauf scheint mir ein Hauptwert der vorliegenden Glossen zu beruhen.

Ein Engländer, für den die Sprachgrenzen so beträchtlich verblafst waren, hat gewifs in seiner Alltagsrede, wo noch heute selbst der gebildete Zweisprachler mehr als beim schriftlichen Gebrauch der Sprachmengung die Zügel schiefsen läfst, unwillkürlich und unbewufst eine grofse Menge französischer Worte verwendet, auch wenn nicht obendrein die Mode dies begünstigt hätte.[2] Es ist daher auch sehr wohl möglich, dafs er einen grofsen Teil der von ihm zur Glossierung verwandten romanischen Wörter, zumal von den ohne den Zusatz *romanice* gelassenen, bereits als Lehnworte, d. h. als einen festen Bestandteil des Englischen empfunden und gebraucht hat. Bei einem Worte wenigstens, nämlich bei *mosse* 'Moos', könnte man eine Bestätigung dieser Auffassung in dem Zusatze *anglice* erblicken. Von den übrigen romanischen Glossen kämen besonders diejenigen in Betracht, welche nach Ausweis des Mittel- und Neuenglischen thatsächlich als Lehnworte in die englische Sprache Eingang gefunden haben. Wieweit im einzelnen diese Auffassung für die vorliegenden Glossen zutrifft, läfst sich natürlich heute nicht mehr ausmachen, zumal auch die ausdrückliche Bemerkung *romanice,* wie wir oben sahen, kein untrüglicher Führer hierfür ist.

---

[1] Unwillkürlich wird man daran erinnert, wie zu eben jener Zeit (um 1177) Heinrichs II. Schatzmeister Richard Fitz-Nigel in seinem 'Dialogus de scaccario' (I, 10 bei Stubbs, Select Charters p. 201) die äufsere Verschmelzung der beiden Völker schilderte: *Iam cohabitantibus, Anglicis et Normannis, et alterutrum uxores ducentibus vel nubentibus, sic permixtae sunt nationes, ut vix discerni possit hodie, de liberis loquor, quis Anglicus, quis Normannus sit genere, exceptis dumtaxat adscriptitiis qui villani dicuntur.*

[2] Vgl. die von Behrens in Pauls Grundrifs I^2, 963 mitgeteilte Stelle aus John of Salisbury († 1180).

Im folgenden teile ich nun alphabetisch geordnet zunächst alle englischen Glossen nebst ihrem Lemma mit, sodann von den französischen alle diejenigen, welche als Lehnwörter in die englische Sprache aufgenommen sind und zugleich in einer Form erscheinen, welche die Möglichkeit nicht ausschliefst, dafs sie schon recipierte Bestandteile des damaligen Englisch waren. Ich habe dabei, wenn sie diese beiden Bedingungen erfüllten, auch solche Wörter mit einbezogen, die die Bezeichnung *romanice* tragen,[1] weil dieser Zusatz, zumal bei einem Manne mit abgestumpftem Sprachgefühle, nicht beweist, dafs die betreffenden Vokabeln nicht schon damals in gewissen Kreisen oder Gegenden in englischer Rede gebraucht wurden. Dagegen habe ich von dieser Liste ausgeschlossen alle solche französischen Wörter, bei denen entweder eine deutliche französische Flexion[2] (*-er, -é, -anz*) oder eine lautliche Abweichung von der sonst belegten mittel- oder neuenglischen Wortgestalt die Auffassung als englisches Lehnwort verbietet oder unwahrscheinlich macht. Ich bin mir darüber klar, dafs man die Ausschliefsung dieser letzten Gruppe tadeln kann, weil damit in etwa dem Zufall der Überlieferung eine Entscheidung eingeräumt wird. Ich gebe dies Bedenken als sehr gewichtig zu, glaube aber doch an meinem Plane festhalten zu sollen, weil es mir darauf ankam, durch eine Zusammenstellung erkennen zu lassen, bei welchen von den Glossenwörtern wir einen thatsächlichen Anhalt für die Vermutung haben, dafs sie in der vom Glossator gebrauchten Form dem Wortschatz des damaligen Engländers angehörten. Theoretisch kann natürlich jedes beliebige anglofranzösische Wort zu irgend einer Zeit oder in irgend einer Gegend in der englischen Volkssprache üblich gewesen sein.

---

[1] In der unten folgenden alphabetischen Liste sind diese Wörter durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

[2] Keinen Anstofs habe ich genommen an altfrz. *-z* in *dez*, [*plaiz*], *ribaux* und *viz*, da ich aus *conis* (zu *conil*) statt *coniz* (s. weiter unten S. 330) und namentlich aus *mulesz* (zu *mulet*, S. 336) schliefsen zu dürfen glaube, dafs *-z* von unserem Glossator bereits als *-s* gesprochen wurde. Vgl. wegen der schwierigen Frage über den Lautwert des *-z* im Agln. Stimming, Boeve de Haumton S. 230 f. Beachtenswert ist, dafs auch in englischen Texten seit 1200 gelegentlich ein *z* für me. *s* geschrieben wird, so z. B. in *waz* 'er war'.

A. Germanischer Wortschatz.

croc 'Haken', Ellis S. 33, Z. 12: *unco* .i. *'croc'*.

Ae. **crōc*, me. *crǭk*, ne. *crook*. Die vorliegende Glosse dürfte der älteste Beleg für das Vorkommen dieses Wortes in England sein. Trotzdem scheint es mir zweifellos, dafs das Wort auf ein altererbtes, nur zufällig nicht in der Litteratur[1] vorkommendes ae. **crōc* zurückgeht (so Kluge-Lutz) und nicht erst aus dem Altnordischen entlehnt ist (so Skeat, Oxf. Dict., u. a.). Für ersteres spricht sowohl die Verbreitung des Wortes in allen neuenglischen Dialekten (s. Wright) als auch die Verwandten in den anderen germanischen Sprachen: mndl. *croec*, an. *krókr* : ahd. *krācho* (*ă*?) : an. *krake*[2] (vgl. die gleichen Vokal- und Konsonantenverhältnisse in ae. *hōc*, mndl. *hoek* : ahd. *hāko*, *hāg(g)o*, an. *hákr* : ae. *haca*, an. *hake*). Neben dieser unzweifelhaft germanischen Sippe steht nun freilich auch eine romanische mit der gleichen Bedeutung, vlat. *crŏcc-*[3] (W. Foerster ZffrzPh. II 85 f.). Es ist daher die Möglichkeit nicht zu leugnen, dafs unser Glossator, wie Gröber annimmt, das afrz. *croc* 'Haken' gemeint hat. Wer aber meine Auffassung von der englischen Nationalität des Mannes teilt, wird es für natürlicher halten, die vorliegende Glosse als englisch zu betrachten.

crufte 'Gruft', 30[27]: *Fornix* idem est, quod testudo arcuata siue criptica a *cripta* -tae, quod est proprie *'crufte'*.

Ae. *crufte*, *cruft*[4] (Napier OEGl. I 2046, 3350, 4889, 4907 und sonst). Unsere Glosse dürfte der einzige bisher bekannte Beleg aus

---

[1] Dagegen halte ich für sehr möglich, dafs das Wort in den ae. Flurnamen *Crochyrst* und *Crocrigge* (Middendorff, Ae. Flurnamen S. 31) vorliegt. Schwierigkeiten bereitet freilich das danebenstehende ae. *crog-* (*crōh-*) (vgl. ndd. *krōg*, *krōch*) in *Croghyrst*, *Crohwælla*, *Crohhamme*, *Crohlea*; doch vgl. die Doppelformen bei der Sippe *'Haken'* (Kluge, Etym. Wtb. s. v.).

[2] Für das Altnordische wird die Kürze erwiesen durch neudän. *krage*, adän. norw. *krake* 'krummer Stab'. — Wo ist die von Kluge-Lutz aufgeführte an. Nebenform *krákr* belegt?

[3] Belegt z. B. bei Goetz, Corp. Gloss. lat. V 624[42]: *uncinus* — *croccus uel aspidiscus*.

[4] Das ae. Wort geht auf die lat. Nebenform *crupta* zurück, welche thatsächlich bei Goetz, Corp. Gloss. lat. II 118[12], belegt ist. Vgl. Pogatscher, Lehnw. § 152, 156, 324, 335. Wegen des lat. *u* gegenüber gr. *υ* s. Meyer-Lübke, Einführ. in das Stud. der roman. Sprachwissenschaft (Heidelberg 1901) S. 96 f.

dem 12. Jahrhundert sein. Später scheint das Wort ausgestorben und durch das seit 1462 belegte me. *cripte,* ne. *crypt* aus frz. *cripte* ersetzt zu sein.

grīp 'Geier' 53 [26]: *Uultur* est auis, quae anglice uocatur *'grip'*, in cuius ouo ponuntur reliquiae.

Me. *grip* (Layamon u. ö., s. Herrtage, Cath. Angl. S. 165 Anm. 6 und S. XLIV), im Ae. vielleicht nur zufällig nicht belegt, vgl. mndl. mndd. *grīp,* an. *grīpr* (nur Þiđr. Saga, daher vielleicht aus dem Ndd.[1] entlehnt?), ahd. *grīf*; später verdrängt durch das französische Lehnwort *griffoun* (14. Jahrh.), ne. *griffin.*

grunie 'knurren', 50 [12]: *Hirriant,* inter dentes murmurent quod anglice dicitur *'grunie'*.

Ae. *grunnīan,* me. *grunnie(n),* vgl. Engl. Stud. XXXI, 18, wo ich die mir bekannten Belege für letzteres zusammengestellt habe.

hamme 'Kniekehlen', 28 [21]: *Poplites* dicuntur *'hamme'*. Dieses *hamme* ist wohl alter femininaler Plural zu ae. me. *hamm* 'Kniekehle', ne. *ham* 'Kniekehle (Anatom.); Schenkel; geräucherter Schinken'.

hem 'Kleidersaum', 59 [20] Anm.: Et est proprie *sirma* anglice *'hem'* .i. margo femineae uestis.

Ae. me. ne. *hem.*

loc 'Haarlocke', 28 [16]: *Flagellis* .i. cirris, quae recte[2] dicuntur *'loc'*; 36 [26]: *Cirrus,* romanice *'loc'*.

Ae. me. *loc[c],* ne. *lock.* Wegen des *romanice* s. oben S. 319.

medo 'Bier', 58 [15]: *Mirtus*[3] est quaedam arbor paruula dedicata Veneri propter eius calorem, ex qua fit *'medo'*[4] [s. unten S. 325].

Ae. *medu,* me. *mēde,* ne. *mead.*

---

[1] Dän. *grib* 'Geier' und *grif* 'Greif' sind nach Jessen beides deutsche Lehnwörter. [Ebenso jetzt Falk-Torp, Etymologisk Ordbog, S. 248.]

[2] Tobler S. 146 weist darauf hin, dafs das mehrfach so erscheinende *recte* vielleicht eine mifsverstandene Abbreviatur für *romanice* sein könnte. Sollte sich dies nicht als zutreffend erweisen, so würde *recte* wohl synonym mit *proprie* zu fassen sein, welches in gleicher Verwendung öfter in diesen Glossen erscheint.

[3] Diese Glosse ist auch inhaltlich interessant als ein neuer Beleg dafür, dafs ein myrtenähnliches Holzgewächs — nach Schrader ist es der Gagel (Myrica gale L.) — statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzt ist. Eine ähnliche Stelle führt Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde S. 569, an. Andere Ingredienzien, um dem Biere 'einen aromatischen und bitterlichen Geschmack' zu geben, sind ebenda S. 90 f. genannt. Der

pin, eine Vorrichtung zum Verschliefsen der Thür, etwa 'Thürriegel', 45 [21]: *pessulum* opponis .i. *'pin'* [5] [s. unten S. 325].

Hopfen ist als Bierwürze in England erst im 15. Jahrhundert allgemeiner geworden; ein Wort dafür, me. *hoppe*, ist zum erstenmal ca. 1440 im Prompt. Parv. belegt, doch auch hier mit dem Zusatze *secundum extraneos.* [Dafs ae. *hymele* Leechd. I, 172, wo es ein gr. *bryonia dioica* übersetzt und ausdrücklich als Trankwürze bezeichnet wird, den Hopfen meine, ist nur eine, wie mir scheint, unhaltbare Vermutung von Cockayne, ausgehend von der irrigen Annahme, dafs nur diese Pflanze als Bierwürze vorkomme. An anderen Stellen bezeichnet *hymele* sicher andere Pflanzen: Leechd. I, 154 = gr. *polytrichon,* Wr.-W. 279, 13 = lat. *volvula.*] Aus diesem Grunde scheint es mir für die Angelsachsen nicht angänglich, mit Kuhn (K. Z. 35, 313) in ae. *beor* einen Ausdruck für 'gehopftes' Bier zu sehen im Gegensatz zu 'ungehopftem' *ealu.* Es könnte sich wohl höchstens darum handeln, dafs das eine Getränk mit, das andere ohne einen aromatischen Bitterstoff, wie Gagel, Eichenrinde (Leechd. II, 292), Fichtensprossen, Schafgarbe u. dgl., hergestellt war. Auf Grund der bekannten Edda-Stelle (Alvíssmǫ́l 35 *ǫl heitir með mǫnnum en með ásum biórr*) hat man vermutet, dafs *beor* und *ealu* völlig synonym gewesen seien. Doch glaube ich, dafs dies für England nicht zutrifft. Denn zweierlei scheint mir dafür zu sprechen, dafs wirklich zwischen beiden Namen ein Artunterschied bestand. Einmal denke ich an drei Stellen, wo die Nebeneinanderstellung beider Wörter keinen rechten Sinn hätte, wenn beide Getränke identisch wären: Leechd. II, 314 *Of-geot mid strangan beore oþþe mid strangum ealað,* Ælfrics Hom. Cath. II, 38 *Ne dranc he naðor ne win ne beor ne ealu ne nan ðæra wætan, ðe menn of druncniað* und Kemble, C. D. II, 111. Der andere Grund ist der Gebrauch von *bēor* und *ealu* in der ae. Glossenlitteratur: auf der einen Seite Wr.-W. 128, 11 *Ydromellum* beor *uel* ofetes wos, 128, 15 *Mulsum* beor, 329, 10 *Ydromellum uel mulsum* beor, 430, 9 *Idromelum* æppelwin, beor, 445, 12 *melle dulci* leoht beor, Luk. I, 15 (in allen Versionen) *sicera* beor (bear), Kent. Gloss. (Kluge, Leseb.[2]) 1128 *siceram* bior; auf der anderen Seite Wr.-W. 128, 3 *Cererisia, celca* eala, 102, 21 *Cervisam* ealu, 203, 14 *Celeum, cerrise,* ealu, 281, 26 *Celia* ealo, 369, 34 *Cælia* ealo. In diesen Glossen ist ae. *beor* für lat. *mulsum* 'Met aus Wein und Honig', *hydromeli* 'Met aus Wasser und Honig', *mel* 'Honig' und *sicera* 'Scherbet', also ausschliefslich für süfse Rauschtränke, gebraucht, *ealu* dagegen nur für lat. *cerevisia* und *celia,* beides Weizen- oder Gersten-Getränke. Dafs nie eine Vertauschung stattfindet, kann kaum Zufall sein. Worin freilich der Unterschied bestanden hat, ob schon im Grundmaterial (Honig, Obst, Cerealien u. dgl.) oder in dem Zusatz bezw. Fehlen eines Bitterstoffes, läfst sich wohl kaum entscheiden, namentlich solange eine etymologische Anknüpfung beider Wortstämme nicht feststeht. Falls der Unterschied in der letzteren Richtung zu suchen ist, wird jedenfalls auf Grund der Glossierungen das Verhältnis eher umgekehrt sein, als

Ae. me. *pin[n]*, ne. *pin* 'Stift, Bolzen; Stecknadel'. Das Simplex ist in dieser prägnanten Bedeutung bisher nicht in unsere Wörterbücher aufgenommen. Wohl aber verzeichnen Mätzner und Stratmann-Bradley ein Kompositum *dure-pin* auf Grund von Gen. & Exod. 1077 *Ðis angels two drogen Loth in and shetten to ðe dure pin* und Horn C 973 *Rimenhild undude þe dure pin.* Höchst wahrscheinlich ist aber auch an diesen beiden Stellen kein Kompositum anzunehmen, sondern *dure* das eine Mal als Dativ zu *to,* das andere Mal als Genetiv (vgl. *halle* Gen., Horn 1474) zu fassen. Jedenfalls ist auch für das Simplex die Bedeutung 'Riegel' völlig gesichert durch die von Hall zu Horn 973 beigebrachten Stellen:[1] Engl. Stud. VII, 115

Kuhn und Schrader annehmen: d. h. *beor* wird das süfsliche, *ealu* das bitter-herbe Getränk gewesen sein, wozu die freilich sehr unsichere Zusammenstellung des letzteren mit lat. *alumen* 'Alaun' (Schrader S. 34) stimmen würde. Dem steht kaum entgegen, dafs die Angelsachsen auch ein gesüfstes Ale kannten (Leechd. II, 120 *on twybrownum ealað* ..., *swet mid hunige*; ib. II, 292 *healde hine georne wiþ geswet eala, drince hluttor eala*), und dafs in mittelenglischer Zeit das Verhältnis sich verschoben hatte, wofern Riley, Liber Custumarum (London 1860) II, 707 f. (unter *cerveise*), recht damit hat, dafs damals *ale* ohne, *beer* mit Bitterstoff hergestellt wurde. Nach Einführung des Hopfens unterschied man *beer* als 'gehopftes' und *ale* als 'ungehopftes' Bier; doch scheint dies wesentlich nur für das 16. Jahrhundert zu gelten. Der jetzige Gebrauch beider Wörter schwankt sehr nach den verschiedenen Gegenden, worüber das Oxf. Dict. und Wright unter den genannten Wörtern zu vergleichen sind; s. auch The Student's Encyclopædia (1884): *Ale is now used indiscriminately with beer, but this term may include both porter and ale. In England the name ale is mostly restricted to the pale, highly-hopped varieties of the beverage originally prepared for export, while in Scotland it is chiefly applied to the sweet and alcoholic liquors, which are known in the market as Scotch ales.* Danach ist Kuhns Bemerkung über den heutigen Unterschied zu berichtigen. Zu bemerken ist noch, dafs die Angelsachsen auch eine besondere Art keltischen Ales tranken (Belege bei Bosworth-Toller unter *wilisc*). [Vgl. auch Leo, Rectitudines S. 200 f.; Schröer, AfdA. 23, 155 f.]

[4] Fräulein L. T. Smith war so liebenswürdig, auf meine Bitte einige Lesungen Ellis' mit der Handschrift zu vergleichen, wofür ihr auch an dieser Stelle bestens gedankt sei. Nach ihr liest die Handschrift in der That *medo* (nicht *mede*).

[5] Diese Glosse fehlt bei Gröber.

[1] Weitere reiche Belege für *pin* aus Balladen verzeichnet Child, English and Scotch Popular Ballads V, 364. Doch scheint das Wort hier eine etwas andere, vielleicht einer jüngeren Schliefsvorrichtung angepafste

In to hir chaumber hye stirt an hiȝt & schette þe dore wiþ þe pinne, Squyr of Low Degree 99 f. *Anone that lady, fayre & fre, undyd a pynne of yvere and wyd the windowes she open set,* Child's Ballads IV, 289 *She's tane him to her secret bower, pinnd with a siller pin,* Sharpe, Ballad Book p. 5 *With her fingers lang & sma she lifted up the pin.* Auch an die me. Verben *pynnen* 'zuriegeln' und *unpinnen* 'aufriegeln' ist hier zu erinnern: Langland C XXIII, 298 *Conscience... made Pees portor to pynne þe gates,* Horn 1018 Hs. O *Reymyld gan dore vn-pynne,* Pearl 726 f. *Quen such þer cnoken on þe bylde, tyt schal hem men þe ȝate vnpynne,* Langland C XIII, 47 *the porter vnpynnede þe gate,* C XXIII, 330 *Pees vnpynnede þe dore,* B XVIII, 261 *vnpynneth & vnlouketh,* Chaucer, Troilus III, 698 *He ... gan the stewe dore al softe unpinne* (übertragen vom Munde: Gower, Conf. Am. III, 424 *he berth evere his mouth unpinned, so that his lippes ben unloke*). Sachlich verweist Hall auf die Abbildung in Th. Wrights Homes of Other Days (1861) p. 145; vgl. auch Schrader, Reallexikon S. 866: 'Diese [ältesten] Thüren sind entweder einzuhängen oder vorzusetzen und werden durch einen grofsen riegelartigen Stab verschlossen.' Schlüsse auf die Art der zum Schliefsen der Thür verwandten Vorrichtungen gestatten auch Wörter wie ae. *scytel[s]* eigtl. 'Geschofs' (Bosw.-Toller), me. *dore-barre* (Oxf. Dict.), *dore-tre*[1] (Havelok

Bedeutung zu haben und speciell *'an implement for raising the fastening of a door'* zu bezeichnen. Sachlich bemerkt W. Forbes (bei Child a. a. O.) dazu: *'The pin was always inside, hung by a latch, or leather point, the end of which was drawn through a small hole in the door to the outside. During the day-time, the pin was attached to a bar or sneck in such a way that when the latch was pulled the door was free to open. But at night the pin was disconnected from the door-fastening and hung loose, so that when the latch was pulled the pin rattled.'* Die oben angeführten me. Stellen weisen aber sämtlich auf eine Vorrichtung zum Schliefsen der Thür. Die früher beliebte Erklärung von *pin* 'a metal peg under a knocker' (Furnivall) hat meines Wissens nirgendwo einen Anhalt.

[1] Die Wörterbücher fassen *dore-tree* meist als 'Thürpfosten' (Mätzner) oder schwanken zwischen 'door-post' und 'door-bar' (Oxf. Dict.). An der Havelok-Stelle geht sicher aus dem Zusammenhange hervor, dafs dort der 'Riegelbalken' gemeint ist. Als Havelok nämlich sieht, dafs die Thür durch einen Steinwurf gespalten wird, zieht er den Riegelbalken heraus (*þe barre sone ut-drow* 1794) und heifst die Feinde herankommen. Als einer mit dem Schwerte auf ihn eindringt, hebt er den Riegelbalken empor und erschlägt damit gleich ihrer drei (*H. lifte up þe dore-tre* 1806). Und

1806, 1968) sowie andere Glossierungen zu lat. *pessulus* wie ae. *haca* eigtl. 'Haken' (Epin. 803), ae. *scettels* (Napier 46, 33), me. *dore-bar* (Wr.-W. 667 [40]). [Vgl. auch Stephani, Ältest. Deutscher Wohnbau, I (1902), S. 14, 40, 364, 396.]

riveling 'Schuhzeug', 44 [8]: *perone* .i. anglice *'riueling'*.

Ae. *rifeling* (Wr.-W. 125 [33] = lat. *obstrigili*), me. *riveling*, ne. va. *riveling* 'rohlederner Schuh'. Vgl. Wr.-W. 468 [31] pero: *'hemming'* .i. *'ruh sco'*, Wr.-W. 602 [14]: *Pero*, quoddam calciamentum rusticorum amplorum et altum, quod alio nomine dicitur culponeus, anglice *'cokeres'*. Das Wort findet sich auch bei französisch schreibenden Engländern, s. Skeats Liste (Notes on English Etymology p. 450).

rute 'schnarchen', 30 [7]: *stertere* dicuntur illi, qui obmurmurant, et tractum est a more dormientium. Qui cum firmiter dormiunt stertunt, quod romanice dicitur *'rute'*.

Gröber bringt dies Wort mit afrz. *ruit* 'Lärm; Brunst' (aus lat. **rugĭtum*), *ruité* 'brünstig' zusammen. Doch meint er selber, daſs die Konstruktion Schwierigkeiten bereite, da man einen Infinitiv *ruter* oder die 3. Pl. *rutent* erwarten solle. Hinzu kommt das weitere Bedenken, daſs die Bedeutung 'schnarchen' für die romanische Sippe nirgendwo nachweisbar ist, oder, wie Tobler a. a. O. S. 147 es ausdrückt, daſs afrz. *ruit* 'seiner Bedeutung nach zu weit abliegt'. Alle Schwierigkeiten verschwinden, wenn wir obiges *rute* als englisches

---

daſs dieser *dore-tre* identisch ist mit dem vorhergehenden *barre*, wird uns nochmals durch V. 1811 bestätigt, wo es heiſst: *With þe barre so he him grette.* Überdies haut auch Bevis of Hamtun mit einem Riegelbalken drein (1622 C *The dore-barre he toke yn honde and slewe all þat he þere fonde*). An den beiden anderen Stellen, wo das Wort *dore-tre* vorkommt, ist nicht bestimmt zu entscheiden, was gemeint ist. Langland A I, 185 *as dead as a dore-tre* würde sehr wohl ebenfalls die Bedeutung 'Riegelbalken' passen. Gen. & Exod. 3155 *ðe dure-tren and ðe uuerslagen wið ysope ðe blod ben dragen* sollte man freilich nach dem Wortlaut der Vulgata (Exod XII, 7 *sument de sanguine eius et ponent super utrumque postem & in superliminaribus domini*) die Bedeutung 'Thürpfosten' erwarten. Oder dürfen wir dem Dichter eine kleine Abweichung oder auch ein Miſsverständnis zutrauen? — Ich halte es übrigens für möglich, daſs auch me. *dore-nail*, welches an der Langland-Stelle mit *dore-tre* wechselt (C II, 181), ursprünglich ebenfalls zum Thürverschluſs diente; vgl. mhd. *mit tür und nagel besliezen* (Grimm-Schröder, Weiſstümer VI, 2, 47). An anderen Stellen wird freilich doch wohl an Nägel zum Beschlagen der Thür zu denken sein.

Wort nehmen, nämlich als Infinitiv[1] zu me. **rute(n), route(n),*[2] ne. va. *rout* 'schnarchen' aus ae. *hrūtan* 'schnarchen'. Dafs der Zusatz *romanice* nicht ausschlaggebend ist, haben wir schon oben S. 319 gesehen. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, dafs in ne. *rout* 1) 'schnarchen', 2) 'brüllen' die Bedeutungen der germanischen und der romanischen Wortsippe zusammengeflossen sein mögen. Ganz sicher ist ne. *rut* 1) 'Brunst, Brunstzeit', 2) 'brunsten' mit anderen normannischen Jagdausdrücken aus dem Französischen entlehnt (afrz. *ruit,* agln. *rut* [Godefroy s. v., nfrz. *rut* 'Brunstzeit'], afrz. *ruter* [Godefroy, Compl. s. v.]); ebenso das schon im 14. Jahrhundert bei Langland belegte me. *rotey-time* (B XI, 329) und *ruteyen* 'to copulate' (C XIV, 146).

soth 'Rufs', 36 [8]: *fuligo, 'soth'.*

Ae. me. *sōt,* ne. *soot* 'Rufs'. Verwechslung von *th* und *t* findet sich oft bei anglonormannischen Schreibern, s. Skeat, Notes on Engl. Etym. S. 475 und Havelok-Ausgabe (1902) p. XV f.

stale 'Griff, Handhabe', 59 [21]: *Ansae et ansulae* alicuius rei sunt illa eminentia in illa re, per quam capi possit .i. *'stale'.*

Ae. **stalu*[3] (?), me. ne. *stale,* vgl. mndd. mndl. *stāle,* ne. *stalk* (mit *k*-Suffix), im Ablaut zu ae. *stela* (Kluge, Et. Wtb. u. *Stiel*).

[1] Dafs unser Glossator das Infinitiv-*n* nicht mehr sprach, lehren die Formen *grunie* und *stamerie.*

[2] Beispiele siehe bei Herrtage, Catholicon Anglicum S. 312 Anm. 4.

[3] Für sehr wahrscheinlich halte ich, dafs dies Wort vorliegt in der Glosse *hearpan stala* 'Ceminigi' Wr.-W. 203 [36]. Leider ist hier weder der lateinische noch der englische Ausdruck ganz klar. Bosworth-Toller und Sweet übersetzen *'pieces of wood into which the harp-strings are fixed',* C. Hall *'stales of a harp',* Padelford *'neck of a harp'.* Wer den Beleg in der Ancren Riwle heranzieht (*Scheome and pine beod þe two leddre stalen þet beod upriht to þe heouene and bitweonen þeos stalen beod þe tindes ivestned* S. 354 [18]), wo der Zusammenhang deutlich zeigt, dafs *stale* die beiden Seitenbalken der Leiter bezeichnet, zwischen denen die Sprossen befestigt sind, möchte bei *hearpan stala* am ehesten an den Holzrahmen der Harfe denken, in dem die Saiten aufgespannt sind (vgl. die alten Abbildungen, z. B. bei Wülker, Gesch. d. engl. Litt. S. 62 ff.). Schwierigkeiten bereitet freilich noch die Glosse *hearpan stapas* 'cerimingius' Wr.-W. 203 [7], die man ungern davon trennen möchte. Doch könnte man diese vielleicht damit in Einklang bringen, wenn man bei *stæp* an die Bedeutung 'pedestal, that on which the lower part of any thing rests' (vgl. bes. Wr.-W. 117 [6] = lat. *basis*) anknüpfte, da die Harfe oft mit dem Rahmen aufgestützt wurde.

stamerie 'stammeln', 43 [15]: *Balbutire* .i. *'stamerie'.*

Ae. *stamerīan,* me. *stamer(i)e(n),* ne. *stammer.*

weȝe 'Molken', 34 [3]: *Serum* .i. *'weȝe'.* Vnde caseus dicitur quasi carens sero.

Ae. *hwæg,* me. *whei,* ne. *whey*; vgl. afries. **wêi,* **wâi* (wanger. *wôî,* saterl. *wâi,* sylt. *wai,* hind. *wāi*), mndd. *wei,* ndl. *wei* (s. Franck unter *hui*). Beispiele für die namentlich im Süden häufige Schreibung *w* statt *wh* s. bei Skeat, Notes on Engl. Etymol. p. 474.

werten 'Warzen' (Plur.), 40 [15]: *uerrucis* .i. *'uerrues'* .i. *'werten'.*[1] Plural zu me. *werte* > ne. *wart* aus ae. **wierte* (neben ae. *wearte*).

B. Romanischer Wortschatz.

[*ardiesce* 'Kühnheit', 49 [8]: *Animositas* .i. romanice *'ardiesce'.* Me. *hardiesse.*

[*baillie, balie* 'Umwallung', 40 [26]: *uallatus* .i. circumdatus a uallo, quod romanice dicitur *'baill^ei'.* 32 [22]: *uallatus* circumdatus, quoniam uallum romanice dicitur *'balie'.*

Welche Form der Glossator im Kopfe hatte, ist nicht ohne weiteres klar, obschon das Wort zweimal vorkommt. Das eine Mal druckt Ellis *bailli* mit übergeschriebenem *e*. Ob damit ein *baille* [so Gröber] oder ein *baillie* gemeint ist, wage ich ohne Autopsie der Handschrift nicht zu entscheiden. Für *baillie* würde die andere Stelle mit überliefertem *balie* sprechen. Denn das Nebeneinander von *ll* und *l* für französisches mouilliertes *l* ist im Anglofranzösischen nicht auffallend (s. Stimming, Boeve de Haunton S. 212 f.); ebensowenig *a* für *ai,* sei es, daſs das Fehlen des *i* hier mit Fällen wie agln. *claré* (Stimming S. 195) oder mit Fällen wie agln. *colie* (für *coillie,* Stimming S. 213) gleichzustellen ist. Jedenfalls beweist das Mittel- und das Neuenglische, daſs beide Formen in dieser Bedeutung auf englischem Boden in Gebrauch waren: me. *baile* > ne. *bail* (Oxf. Dict. unter *bail* sb.[3]) neben me. *bail(l)ie* > ne. *bailey* (besonders in Namen wie *Old Bailey*). Wenn wir *baillie* lesen dürfen, was mir nach der Lage der Dinge durchaus das Wahrscheinlichste dünkt, so wäre das der früheste Beleg für diese Form. Im Französischen (einschl. Anglofranzösischen) ist eine solche Weiterbildung mit *-ie* im Sinne von 'Umwallung' — nicht zu

[1] Ellis druckt fälschlich *wetten* statt *werten,* wie nach Frl. Smith die Handschrift thatsächlich liest.

verwechseln mit me. afrz. *baillie* 'Amt eines Bailiff' — noch nicht gefunden worden; sie scheint vielmehr ausschliefslich in englischen Texten vorzukommen. Nach dem oben Gesagten können wir auch den vorliegenden Beleg trotz des Zusatzes *romanice* nicht sicher fürs Französische in Anspruch nehmen.

[*bisse* 'Hindin', 56 [6]: Nota quod aliud est capra, aliud caprea. Nam caper .i. aedus et capra simul iunguntur. Caprea autem de feris bestiis. Et sunt illarum ferrarum tria genera. Minimum inter illa est capreolus et caprea, maius uero animal damma; et est damma communis generis ad marem et ad feminam; maximum autem est ceruus et *cerua,* quae romanice dicitur *'bisse'.*

Me. *bisse* belegt das Oxf. Dict. einmal vom Jahre 1450.

bote 'Stiefel', 43 [19]: *Cothurnus* .i. crepida .i. *'bote'.*

Me. *bǭte,* ne. *boot.*

brandun 'Fackel', 40 [8]: *Fascibus* [1] .i. *'brandun'* .s. torribus ardentibus.

Ne. *brandon,* erst seit 1649 im Oxf. Dict. belegt, also junge Entlehnung (so Oxf. Dict.)? Doch soll es auch im Norfolker Dialekt im Sinne von *'wisp of straw'* (vgl. Wright) vorkommen.

[*canele* 'Zimmt', 38 [22]: *Cinnamomum,* romanice *'canele'.*

Me. *canele* (Layamon), ne. va. *canel.* Skeat, Notes S. 378.

chemenee 'Kamin', 36 [8]: *Camino* .i. *'chemenee'.*

Me. *chemne, chemeney, chimenee,* ne. *chimney.* Skeat S. 382.

ciclatun, 31 [27]: *Ciclas* cicladis .i. *'ciclatun'.*

Me. *ciclatun(e)* 1) ein kostbarer, im Mittelalter sehr geschätzter Stoff, 2) ein Kleidungsstück daraus (s. Oxf. Dict. und Skeats Anm. zu Cant. Tal. B 1924). Skeat, Notes S. 382.

creste 'Mähne', 36 [5]: *Juba* .i. *'creste'* et proprie dicitur equorum.

Me. *creste,* ne. *crest.* Skeat S. 389.

[*cumpas* 'Zirkel', 42 [2]: *Circinum.* Perdix iuxta Ouidium repertor circini fuit et dicitur hic circinus, quod est romanice *'cumpas';* unde circinari .i. *'cumpasser'.*

Me. *compas,* ne. *compass.* Skeat S. 384.

[*cunis* 'Kaninchen', Plur. zum Sing. *conil,* 40 [35]: *Cuniculi* dicuntur quaedam animalia, quae romanice dicuntur *'cunis'.*

[1] Ellis und Tobler vermuten, dafs dies in *facibus* zu bessern sei, was in der That sehr einleuchtend ist.

Me. Plur. *conies,* daraus gefolgert ein neuer Sing. *coni,* ne. *con(e)y* (Oxf. Dict. und Wright). Skeat S. 385. Beachtenswert ist, daſs bei diesem wie bei dem vorhergehenden Worte die ne. Aussprache ein me. agln. *u* in der ersten Silbe voraussetzt.

curteis 'höflich', 33[24]: *Comiter* .i. *'curteisement'; unde comis* .i. *'curteis'.*

Me. *curteis* (13. Jahrh.), ne. (mit Suffixvertauschung seit 16. Jahrh.) *courteous.* Skeat S. 388.

[*daunger* 'Gefahr', 54[14]: Ille patitur *animi servitutem,* cui aliquis conuitia ingerit .i. infert et postea conuitiatori nec conuitia infert nec satyra se uindicat, quod romanice dicitur *'mauues daunger'.*

Me. *daunger,* ne. *danger.* Skeat 391.

[*deis* 'Tribüne', 59[4]: *suggestum,* romanice *'deis'.*

Me. *deis* (13. Jahrh.); das ne. *dais* ist eine neue, junge Entlehnung des 18. Jahrhunderts aus nfrz. *dais,* wie schon die ganz unhistorische, von der Orthographie ausgehende moderne Aussprache [*dēⁱĭs*] lehrt. Skeat S. 390.

destrece 'Angst', 32[13]: angor *'destresce'.*

Me. *destresse,* ne. *distress.* Skeat S. 396.

dez 'Würfel' Plur., 29[21]: *tesseras* .i. *'dez'.*

Me. *dees,* Sing. *dee,* ne. *dice, die,* dial. (East Anglia) *dee.*

espies 'Spione', 37[12]: *exploratores* .i. *'espies'.*

Me. *espie* neben *spie* (Ancr. Riwl.), ne. *spy*; Skeat S. 456.

frenges 'Fransen' Plur., 47[11]: *uillis* .i. *'frenges'.*

Me. *frenge,* ne. *fringe.*

frestel 'Flöte', 36[14]: *armentalem camoenam* .i. *'frestel'.*

Me. **frestel,* jünger *fristele* (Ywain & Gawain).

[*glas* 'Trompetenstoſs', 56[16], 50[20]: *classicum,* romanice dicitur *'glas'.*

Me. *glasse,* nur Cath. Angl. S. 158: *a glasse of ringynge or trumpynge 'classicum'.*

glu 'Leim', 31[6]: *gluten* .i. *glu.*

Me. *glu,* ne. *glue.*

karoles 'Schreibpulte' Plur., 37[17]: *pluteos* .i. *'karoles'* supra quos scribunt clerici.

Me. *karolle* (z. B. Cath. Angl. S. 200: *a karalle or a wryting burde 'pluteus',* s. Oxf. Dict. unter *carol* und *karol*), ne. va. *carol.* Im Französischen ist das Wort in dieser Bedeutung bisher nicht nachgewiesen.

kernaus 'Zinnenlücken, Schiefsscharten', 49 [10]: *propugnacula* .i. *'kernaus'* (Ellis druckt fälschlich *kernans*).

= me. *kerneaus* (Ancren Riwl.) zum seltenen Singular *kernel* (13. Jahrh.), ne. va. *kernel.* Skeat S. 419.

morsel 'Stück', 42 [6]: *simbolum* in neutro genere coniunctionem uel communionem significat, quod romanice dicitur *'cumfre',* a sin, quod est con, et bolus, quod est *'morsel'.*

Me. ne. *morsel.* Skeat S. 427.

mosse 'Moos', 61 [14]: *muscus,* anglice *'musse'* uel *'mosse'.*

Me. *mosse* (z. B. Cath. Angl. S. 243), ne. *moss* 'Moos'. Die vorliegende Glosse giebt sich selbst als englisch, müfste dann also mit ae. *mos* (n.) in Zusammenhang gebracht werden. Dagegen spricht aber einmal der Wechsel von *u* und *o* in der Schreibung, sodann die Endung *-e,* welche in so früher Zeit weder rein orthographisch noch im vorliegenden Falle als analogische Übertragung [1] betrachtet werden kann. Daher wird *musse, mosse* (mit Gröber) trotz des Zusatzes *anglice* als anglofranzösische Form von frz. *mousse* (prov. *mọssa*) aufzufassen sein, das seinerseits aus einer Vermischung von lat. *mŭscus* mit urgm. **mōsa* oder got. **mŭsa* hervorgegangen ist. Jedenfalls haben wir hier den ältesten bisher bekannten Beleg für ein Wort *mosse* im Sinne von 'Moos' auf englischem Boden. Das ae. *mos* ist nämlich nur mit der Bedeutung 'Sumpfland', nirgendwo mit der von 'Moos' belegt; letzteres heifst vielmehr im Ae. stets nur *mēos,* das noch bis heute in grofsem Umfange in den ne. Dialekten als *meese* (Wright) bewahrt ist, während dort *moss* überwiegend noch die alte Bedeutung 'Sumpfland' zu haben scheint (Wright). Die gewöhnliche [2] Annahme (Skeat, Kluge, Schröer) geht nun freilich dahin, dafs die Bedeutung 'Moos' nur zufällig nicht für ae. *mos* belegt ist, dafs letzteres dieselbe Bedeutungsdifferenzierung gehabt haben müsse wie das ahd. *mos* und das an. *mose,* die beide 1) 'Sumpf', 2) 'Moos' bedeuten. Möglich wäre dies gewifs. Aber angesichts des obigen, durch

---

[1] Eine Ableitung aus dem Plural, der ae. **mosu* (also mit stimmhaftem *z*) lauten müfste, ist schon des doppelten *s* wegen unmöglich.

[2] Sweet HES S. 331 und Stratmann-Bradley nehmen das an. *mose* als Etymon für me. ne. *moss* 'Moos' an. Dies verbietet aber sowohl der kurze Vokal wie das stimmlose *s* in dem ne. Worte. Auch die ne. Dialektformen *mosing* und *mozed* (Wright unter *moss* sb1 und sb2) können ebensowohl heimische Entwicklungen sein.

die Form als romanisch sich erweisenden Beleges dünkt mir doch die andere Möglichkeit fast wahrscheinlicher, daſs sich ein heimisches *mos* 'Sumpf' mit dem frz. *mousse* 'Moos' gemischt hat und so me. ne. *moss* zu seiner zweiten Bedeutung 'Moos' gekommen ist. Wenigstens erhält letztere Auffassung durch obige Glosse einen historischen Anhaltspunkt, wohingegen die erstere nur auf einer Wahrscheinlichkeitsannahme beruht.

[*parc* 'Gehege, Wildpark', 49 [3]: *indago* romanice dicitur *'parc'* s. ubi cerui includuntur.

Me. *parc* (Layamon), ne. *park*; Skeat S. 433. Da nach Gröber das afrz. *parc* in dieser Bedeutung nicht belegt ist, mag auch hier sich Heimisches (an. *pearroc* 'Gehege') und Fremdes inhaltlich gemischt haben.

pel 'Pfahl', 31 [18]: *paxillus* a palo .i. sude .i. *'pel'*.

Ne. *pel* 'Pfahl zu Fechtübungen' (ob junge Entlehnung?).

[*picois* 'Hacke', 32 [4]: *ligone,* quod romanice dicitur *'picois'*.

Me. *picois* (14. Jahrh.) neben *pikeis,* ne. (volksetymologisch umgestaltet zu) *pickax*; Skeat S. 436. Wegen des *oi* neben *ei* vgl. Behrens in Pauls Grundriſs I[2], 961 und vor allem Stimming in seiner Ausgabe des 'Boeve de Haumton' S. 197 f.

plaiz ein Fischname, 59 [16]: *Pecten* uero ponitur pro *'plaiz',* quodam pisce.

Me. *plais,* ne. *plaice* 'Scholle, Goldbutt'. Vgl. Tobler a. a. O. S. 146.

[*prasine* 'lauchgrün', 38 [10]: *prasinum* uiride, quod romanice dicitur *'prasine'*.

Ne. *prasine* 'lauchgrün'.

[*pulie* 'Winde', 47 [12]: *troclea* dicitur *'pulie'* romanice, per quam facilius chorda labitur; et hoc gausape tamquam troclea erat circa quemdam baculum, cuius baculi duo capita pendebant iuncta cuidam funi et duo capita ipsius gausapis consuta simul erant, ut rotari posset gausape circa baculum illum. Quale gausape in claustris relligiosorum inuenitur.

Me. *polley,* ne. *pulley* mit Vokalkürze gegenüber afrz. *poulie*; diese Kürzung sowie die Doppelkonsonanz erklären sich leicht nach den lichtvollen Ausführungen, die Morsbach über diese Verhältnisse in den 'Beiträgen zur romanischen und englischen Philologie; Festgabe für Wendelin Förster' (Halle 1902) S. 324 ff. gemacht hat.

[*puliol* ein Pflanzenname, 59[25]: est *serpillum* herba quaedam, quae iuxta terram serpit, quae uocatur romanice *'puliol'*, et est aptissima ad salsamenta condenda.

Ne. *puliol, puliall* 'Polei-Minze' (Mentha pulegium). Französische Belege s. Alphita (ed. Mowat, Anecd. Oxon. 1887) 31[30], 120[32], 150[25], 167[21].

[*ribauz* 'Landstreicher, Räuber' Plur., 37[4]: Quidam dicunt esse differentiam inter *uispiliones* .i. *latrones,* qui ui spoliant, et uispillones, qui mortuos ad tumulandum deportant, sed unum trahitur ab alio .i. romanice *'ribauz'*.

Me. *ribauz* Plur. (OE. Hom. I, 279[34]: *unwurði ribauz*) zu *ribaud* neben *ribald,* ne. *ribald*; Skeat S. 450.

robburs 'Räuber', 56[19]: et dicuntur *piratae* praedones maris .i. *'robburs'*.

Me. *robbour,* ne. *robber*; Skeat S. 450.

saie 'grobes, wollenes Tuch' (lat. *saga*), 44[10]: *saga 'saie',* quoniam ex sago habebant clamides.

Me. *saie* (sicher z. B. Wiclyffe Ex. 26, 9, wo es lat. *sagum* übersetzt; Cath. Angl. S. 315: *say* 'sagena, sagum'; Caxton's Dialogues ed. Bradley S. 14[40]: *saye* = frz. *saye*), ne. va. *say(e)* 'eine Art Serge' (Wollenzeug).

seie 'Seide' (lat. *seta*), 32[31]: *serica* .i. *'seie'*.

Me. *saie* (sicher Ferumbras 213: *mantel of say* als Übersetzung von *son bliant de soie*; Wars of Alex. 4600), ne. va. *say* 'Soje' (eine Art Seidenzeug). Da im Mittelenglischen afrz. *saie* (lat. *saga*) und afrz. *seie* (lat. *sēta*) lautlich zusammenfallen mufsten [1] und beide einen Gewandstoff bezeichnen, so ist nicht immer zu entscheiden, welches Wort gemeint ist. Auch unsere Wörterbücher vermengen beide häufig,[2]

---

[1] Ebenso schon im Anglonormannischen: Boeve de Haumtone (ed. Stimming, Halle 1899) 738 *mon bliaunt de saie* [d. i. 'Seide']. Weitere Beispiele für den Zusammenfall von *ei* und *ai* im Anglofranzösischen s. bei Stimming S. 197 ff.

[2] In Shaksperes Henry 6 B IV, 7, 27 heifst es von Lord Say verächtlich *'Ah, thou say, thou serge, nay, thou buckram lord'*. Es mufs also eine 'Art Wollstoff' hier bedeuten (Craig im Glossar des Oxford Shakespeare *'a kind of serge'*), nicht, wie A. Schmidt Sh.-Lex. will, *'a kind of silk'*. Übrigens scheinen auch sonst die Elisabethaner nur die erstere Verwendung zu kennen, z. B. Spenser F. Q. I, IV, 8; III, XII, 8; weitere Beispiele bei Herrtage a. a. O.

so z. B. Stratmann-Bradley, Muret, auch Herrtage in seiner Ausgabe des Catholicon Anglicum S. 315 Anm. 3.

scapelarie, 55 [27]: *segmenta* sunt quaedam indumenta parua circa collum per humeros usque ud pectus dependentia, quae possunt appellari *'scapelarie'*.

Me. *scapelari* (vgl. Herrtage a. a. O. S. 321 Anm. 3), ne. *scapulary*.

seim 'Fett', 40 [32]: *abdomen* .i. pinguedo .i. *'seim'*.

Me. *seim* (Ancr. Riwl. 412; Wright-Wülker 608 [45]: Saginum *'saym'*; Caxtons Dialogues 20 [33], 46 [18]: *sayme of hering* = frz. *saing de herencs*).

[*stuble* 'Stoppel', 38 [8]: *stupula*, romanice *'stuble'*.

Me. *stuble*, ne. *stubble*; Skeat S. 457.

talun 'Kralle', 39 [2]: *calx* -cis .i. *'talun'*.

Me. *taloun*, ne. *talon*; Skeat S. 460.

tresche ein Tanz, 39 [8]: *tripudium* .i. *'tresche'*, et tripudiare .i. gaudere et terram pedibus terrere.

Me. *tresche* (Robert of Brunne).

trusse, 32 [34]: inuolucrum uero proprie est *'trusse'*.

Me. *trusse* (Ancr. Riwl.), ne. *truss* 'Bündel'; Skeat S. 464.

vnniuns 'Zwiebeln', 42 [32]: *ceparum* .i. *'vinnuns'* [lies *vnniuns*].[1]

Me. ne. *onion* (gesprochen mit *v* aus me. *u*); Skeat S. 431.

[*viz* 'Turm mit Wendeltreppe', 46 [12]: *coclea* romanice dicitur *'uiz'*, quasi ciclea, ut supra dictum est; vorher 43 [27]: *cocleae* sunt altae et rotundae turres et dictae sunt cocleae quasi cicleae, eo quod in eis tanquam per circulum ascendatur.[2]

Me. *vis* (Wiclyffe 3 Kings VI, 8, wo es *cochlea* in demselben Sinne übersetzt, entsprechend der Vulgata: *ascendebant per cochleam in caenaculum*), ne. *vice* 1) 'Schraube', 2) 'Spindel einer Wendeltreppe'. Beachtenswert ist, dafs das Wort in diesem Sinne im Altfranzösischen noch nicht belegt ist. Dagegen bringt Tobler a. a. O. S. 147 afrz. Belege für *viz* 'Schraube' bei.

Den folgenden Wörtern der Glosse stehen englische Lehnworte

---

[1] Frl. Smith schreibt mir, dafs die Handschrift deutlich *vinnuns* hat. Dann hat der Glossator sich eben verschrieben.

[2] Für diese Bedeutung von *cochlea* vgl. Wr.-W. 573 [46]: *cochlea* ... *est alta et rotunda turris*; Steinmeyer-Sievers, Ahd. Gl. III, 268 [36]: *coclea, turris in qua per circuitum ascenditur — wentelstæin*; Goetz, Corp. gloss. lat. V, 351 [43]: *coclea, ascensus qui circuit.*

bezw. Ableitungen zur Seite, wenn auch die vorliegende Form teils sicher, teils wahrscheinlich ihre Auffassung als englische Lehnworte ausschliefst:

abeisanz (vgl. ne. *abase*), *appentiz* (me. ne. *pentice,* gelehrt seit dem 17. Jahrh. auch *appentice*), *apprester* (ne. *apprest*), *assegger* (ne. *assiege*), *assisement* (vgl. ne. *assize* 'festsetzen'), *bendello*[1] (vgl. me. *bendel*), *bevre,*[2] *calchetrappe* (me. *calketrappe*), *chamberlenc* (vgl. me. *chamberlain, chamberling*), *cheinsil* (*me. cheisil*[3]), *crustre* (me. *chrushen,* ne. *crush*), *despreiser* (me. *despreise,* ne. *dispraise*), *enegrisanz*[4] (vgl. ne. va. *eneager*), *empallisanz* (ne. *empale, impale*), *enducer* (ne. *induce*), *entrecanjant* (me. *enterchaunge,* ne. *interchange*), *eslitte* (me. *elite* 14. Jh.), *espris* Partc. (me. *esprisen*), *estranglé* (me. *[e]stranglen,* ne. *strangle*), *forfere* (vgl. ne. *forfeit*), *herberger* Vb. (Sb. me. *herberger* 12. Jh., ne. *harbinger*), *jangler, janglur* (ne. *jangle, jangler*), *marcher* 'angrenzen' (me. *marchen,*[5] ne. *march*), *mulesz* (me. *mulett*[6] ne. *mullet* 'Meeräsche, Seebarbe'), *puz* (vgl. me. *puls,* ne. *pulse,* aus afz. *pouls,* das Tobler S. 146 belegt), *purcaz* (ne. *purchase*), *rebuché*[7] (vgl. ne. *rebuke*), *remembrant* (ne. *remember*), *repruver* (ne. *reprove*), *truilleries* (vgl. me. *troilen* 'täuschen'), *urles* (ne. *orle* 'Rand').

Endlich bleibt noch ein Rest von Wörtern, die meines Wissens

---

[1] Nach Frl. Smith liest die Hs. deutlich *bendello*; ob verschrieben für *bendelle?*

[2] Die Form der Endung, *-re* statt *-er,* zeigt, dafs der Glossator hier das anglofranzösische (natürlich aus dem Deutschen entlehnte) Wort meinte und nicht das heimische me. *bęver,* ne. *beaver* aus ae. *beofor.*

[3] Über den Ausfall des *n* im Agln. vgl. Stimming S. 217 und die dort angeführte Litteratur.

[4] So ist wohl mit Tobler S. 146 zu schreiben statt des bei Gröber und Ellis zu lesenden *en egrisanz.*

[5] Stratmann-Bradley sowie Mätzner fassen das me. Verbum fälschlich als heimisch auf. Tobler S. 146 hat Belege für ein afrz. *marchier* im Sinne von 'angrenzen' nachgewiesen.

[6] Das me. Wort fehlt in den Wörterbüchern, doch kenne ich es aus Caxtons Dialogues 12[6] *molettis* = frz. *mulets* (unter Fischnamen) und Wright-Wülker 705[21] *mulett,* wo das Lemma *mulus* = lat. *mullus* 'Meerbarbe' ist.

[7] Gröber ändert hier die Überlieferung in *rebruché* und verweist auf *rebronchier, bronchier* bei Godefroy. Indes sehe ich keinen Grund, warum man das überlieferte *rebuché* von afrz. *rebouchier,* agln. *rebuker* 'stumpf machen' (s. Skeat S. 445) trennen sollte. Auch Tobler ist dieser Ansicht und weist Belege für das afrz. Verbum nach.

keine Spur im Englischen zurückgelassen haben. Es sind dies: *aveiller, bloie, buissons, caume, cauz, cleie* 'Krug', *cuillere, ebruscer, enclume* 'Ambofs', *enter*[1] 'pfropfen', *essele* 'Achselhöhle', *faude* 'Schafstall', *feutremenz* 'Ruhelage', *flestrie, fresaie* 'Nachteule', *grisilun* 'Ciclade', *mazakerie*[2] 'Metzgerei', *mazerre* [lies *mazakerre*], *mauves, mesdit, purser, runces, russenole,*[3] *ruter* 'rülpsen',[4] *sererunde, surchant, suchant, teil* 'Linde', *tisun* 'Feuerbrand', *verrues, warez.* Ich zweifle aber nicht, dafs das Oxford Dictionary auch für manche von diesen Belege beibringen wird.

Der Deutung und Erklärung harren noch die Glossen *amacheurs,*[5] *chenapie,*[6] *cumfre.*

Überblicken wir nochmals den ganzen romanischen Wortschatz unserer Glossen in Bezug auf sein Verhältnis zum Englischen, so können wir sagen, dafs fast die Hälfte der vorliegenden romanischen Wörter — 44 unter 106 — direkt Aufnahme ins Englische gefunden hat, und dafs weniger als ein Drittel (31) gar keine Spur im Englischen zurückgelassen hat.

[1] Ne. *enté* ist natürlich gelehrte Entlehnung des 18. Jahrhunderts, wie schon der Accent zeigt.

[2] Nicht *mazazerie,* wie Ellis druckt, sondern *mazakeric* liest nach Frl. Smith die Handschrift. Dagegen steht wirklich in der Hs. *amacheurs, chenapie, cumfre, mazerre.*

[3] Eine Form *russinole* (mit *-e*) belegt Tobler S. 147. Bei unserem anglofrz. Schreiber könnte das *-e* indes vielleicht rein graphisch sein (Stimming S. 182).

[4] Dies Wort fehlt in Gröbers Liste, doch steht es bei Ellis S. 35, Z. 16: ructat *'ruter'* romanice dicitur. S. Godefroy Compl. unter *roter* und Körting Nr. 8182.

[5] Tobler S. 145 denkt an die Möglichkeit, dafs die Glosse ein afrz. **macheor,* pic. **maqueor* 'Kuppler' enthalte, welches er in den 'Sitzungsber. der Berliner Akad.' vom 6. Febr. 1902 (S. 90—93) als Grundlage für das gleichbedeutende Deminutiv afrz. *maquerel* (daraus me. *maquerel* [Caxton]) und ne. va. *mackerel* 'Kuppler' wahrscheinlich gemacht hat.

[6] *Chenapie* erinnert mich an eine Pflanzenglosse in 'Alphita' ed. Mowat (Anecdota Oxoniensia, 1887) S. 37, Z. 10: *Cenapium, gall. ceneue, angl. warich* [*walrich* Hs. S] *uel mostard,* wozu der Herausgeber verweist auf Earle, English Plant Names (Oxford 1880) S. 51: *Hoc sinapium, warkecok,* und vielleicht ähnliche Formen bei Goetz, Corp. Gloss. lat. (V, 333[3] sinapiones 'cressa' saxonice, qui in aqua crescit; sinapio V, 290[28]; senape III, 548[21]; sanapi III, 430[67]) heranzuziehen sind. Tobler erinnert an afrz. *chenetie.*

Würzburg. Max Förster.

Claude Tillier als Pamphletist.

I.

Am 20. April 1831, wenige Tage nachdem sie das neue Wahlgesetz beschlossen hatte, war die französische Deputiertenkammer vom König vertagt worden. Am 31. Mai dann wurde sie aufgelöst, und die Neuwahlen wurden auf den 5. Juli festgesetzt. Die Begeisterung der unteren Schichten des Volkes für die Staatsumwälzung und ihren neuen Vertragskönig war längst verraucht. Mit der Abschaffung des alten legitimen Königtums glaubten sie gründlich reinen Tisch für sich selber gemacht zu haben; bald aber sahen sie wieder die Wohlhabenden allein daran sitzen. Selbst die akademisch Gebildeten, die sogenannten Kapacitäten, hatten den zuerst für sie vorgeschlagenen geringeren Wahlcensus schliefslich von der Kammer nicht bewilligt erhalten. Alle diese Ausgeschlossenen sahen sich für die Vertretung ihrer politischen Ideen und Forderungen allein an die Presse gewiesen. Denn der Presse allerdings hatte das neue Regiment dadurch, dafs es ihre Gesetzesübertretungen dem Schwurgericht zuwies, zunächst eine fast grenzenlose Freiheit verschafft. Auch in Clamecy schien einer Anzahl jüngerer, von den Juli-Idealen erfüllter Männer die Zeit gekommen, sich durch ein Journal gegen die ihre Herrschaft einrichtende Bourgeoisie zur Geltung zu bringen. Der Lehrer Tillier war der Kern dieser kleinen Gruppe. Neben ihm ist besonders sein späterer Biograph Bayle Parent zu nennen, der sich durch die Begründung und langjährige Verwaltung der städtischen öffentlichen Bibliothek um Clamecy wohlverdient gemacht hat. *L'Indépendant, Journal politique, industriel et littéraire* nannten sie ihr Oppositionsblatt, das am 2. Juni des Jahres zu erscheinen begann. Nur einmal wöchentlich, Donnerstags, kam es heraus, vier Seiten Folio, und sollte vierteljährlich 7, halbjährlich 12 Franken

kosten. Aber noch nicht ein Vierteljahr wurde es alt. Nur 13 Nummern erschienen; ohne ausdrücklichen Abschied, blofs mit Tilliers vielsagendem Klagelied des *Poète mendiant,* ging die Nummer vom 25. August als letzte ins Land. Claude Tillier schrieb auch die Ankündigung, den Prospektus: *Au milieu de ces jours si froids et si décolorés des provinces se lèvent d'intervalle en intervalle, grâces à nos institutions nouvelles, des jours pleins d'intérêt et d'agitation, où tout est vie et couleur: telle est l'époque dans laquelle nous allons entrer.* Zugleich die Wähler und die Gewählten will das Blatt im Auge halten, die einen zu zeitgemäfsen konstitutionellen Staatsbürgern erziehen, dafs sie nicht länger über kleinen lokalen Sorgen die grofsen politischen Bedürfnisse des Landes vergessen; die anderen, die Gewählten und Herrschenden, vor Mifsbrauch ihrer Gewalt warnen und hüten. Immer sei es nützlich, wenn die, welchen nur die Macht des Wortes zu Gebote steht, von Zeit zu Zeit denen entgegentreten, die die materielle Macht in Händen haben, um ihnen, wenn sie gut handeln, Beifall zu bringen ohne Übertreibung und Schmeichelei, oder um sie ohne Bitterkeit zu tadeln für das, was sie schlecht gemacht haben. Die Presse, wie sie der Prospektschreiber und seine Freunde zu handhaben gedenken, wird wie der zauberhafte Feenring sein, der durch seinen Druck dem Träger warnende Zeichen giebt. Die persönliche Empfindlichkeit der Honoratioren von Clamecy werden sie möglichst schonen, das Privatleben ihrer Mitbürger nicht berühren, denn die Politik allein ist Sache der Presse. Überhaupt, da sie Leidenschaften nicht aufreizen, sondern beruhigen wollen, werden sie immer für Mäfsigung und Eintracht ihre Stimme erheben; die Freiheit wäre kein Gut mehr, wenn Meinungsverschiedenheit in persönliche Feindschaft ausartete. Und die Wähler müssen den Wogen gleichen, die, im Sturm aneinander gebrochen, ihre Tropfen ruhig wieder vereinen, sobald die Meeresstille zurückgekehrt ist. Auch die auswärtige Politik, vor allem das Schicksal der eben jetzt gegen Rufsland in verzweifeltem Kampfe ringenden Polen, wird sie beschäftigen; allwöchentlich werden sie eine Übersicht der äufseren Politik bringen, in der die Ereignisse auch in verkleinerter Statur den vollen Ausdruck ihrer Physiognomie behalten sollen.

So tugendhaft und hoffnungsvoll spricht der Prospekt. Dafs

die Kompetenz der neuen Zeitungspolitiker als etwas Selbstverständliches gar nicht erörtert wird, ist ganz im Sinne jener, und nicht nur jener Zeit. Mäfsigung in der Hitze des Kampfes zu bewahren, wurde dem zugleich heftigen und von humoristischer Laune erfüllten Tillier schwerer als tausend anderen. An einem aber hat er als Publizist auch späterhin unverbrüchlich festgehalten: das Privatleben seiner Gegner blieb ihm stets aus dem Spiel. Auch Meinungsverschiedenheiten nicht in persönliche Feindschaft zu verkehren, fiel ihm nicht schwer. Er konnte durch Schroffheit abstofsen, in rascher Leidenschaft ungerecht werden, kleinlich aber war er nicht.

Die Ankündigung nennt uns nicht den Mann, dessen Einflufs im Arrondissement zu erschüttern, womöglich zu brechen, das neue Unternehmen recht eigentlich bestimmt war. Für Clamecy war das auch gar nicht nötig; hier wufste jeder, dafs es zu allererst darauf hinausging, die Wiederwahl Dupins des Älteren zu bekämpfen. Dupin selber hat in seinen Memoiren (2, 328 ff.) von diesem Angriff, der auch von Paris aus unterstützt wurde, gesprochen. Das in Frankreich Unerhörte geschah, dafs ein Elementarlehrer, der, wenn es mit rechten Dingen zuging, bei den Wahlen ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Präfekten zu sein hatte, gegen einen der Regierungsmehrheit angehörigen, mit dem Ministerpräsidenten eng verbundenen Deputierten öffentlich aufzutreten wagte; denn obwohl die Artikel Tilliers fast ohne Ausnahme nicht gezeichnet waren, so war seine Hauptmitarbeiterschaft natürlich ein öffentliches Geheimnis.[1] Aber so erging es dem streitbaren Humoristen auch weiterhin. Wie hoch ein Gegner stand, das kümmerte ihn nicht im mindesten, sein eigenes Selbstgefühl trug ihn schnell da hinauf. Und dafs es ihm gelang, in Clamecy auch andere für sein tolles Unternehmen zu gewinnen, zeigt wenigstens, wessen man ihn fähig hielt.

Der Mann, auf den der kampflustige Schulmeister so keck losging, war wie Tillier ein Sohn des Landes. Dupins Grofsvater, ein Arzt, hatte als Maire von Clamecy im Jahre 1769 noch den letzten Herzog von Nivernais bei seinem Einzug in

[1] In dem auf der städtischen Bibliothek in Clamecy aufbewahrten Exemplar des *Indépendant* sind die Tillier gehörigen Artikel von einem anderen Mitarbeiter als solche bezeichnet.

die Stadt begrüfst; der Vater, ein geachteter praktischer Jurist, hatte in den napoleonischen Zeiten seine Heimat wiederholt als Abgeordneter vertreten und war nachher, von 1815 ab, lange Jahre Unterpräfekt in Clamecy. Auch André Dupin selber, 1783 in Varzy geboren, hatte rasch und energisch als Advokat die juristische Laufbahn eingeschlagen und war für grofse bürgerliche wie politische Prozesse unter der Restauration bald einer der gesuchtesten Rechtsbeistände und Verteidiger geworden. Besonders in den Kämpfen für die Prefsfreiheit und, gegenüber ultramontanen Bestrebungen, für die kirchenpolitischen Grundsätze des Gallicanismus trat er hervor; und auch litterarisch wurde er auf dem Gebiete des Kirchenrechts bald eine anerkannte Autorität. In ziemlich nahe Beziehungen zum Herzog von Orleans brachte sein juristischer Beruf ihn schon seit 1817; er wurde Mitglied des herzoglichen Apanagerats und also seit 1830 Mitglied, später Chef des Königlichen Geheimen Rates (*conseil privé*).

Auch seine politische Thätigkeit, die er als Abgeordneter gegen das Ende der Restauration begonnen hatte, gewinnt erst seit der Erhebung Louis Philippes ihre charakteristische Bedeutung. Schon das in aller Eile hergestellte Grundgesetz der neuen Monarchie — *la charte bâclée* wurde es boshaft getauft — war zum guten Teil sein Werk. Er wurde zum Generalprokurator am Kassationshof ernannt, war Mitglied ohne Portefeuille des ersten Ministeriums vom 11. August 1830; vor allem aber, er wurde 1832 zum Präsidenten der Deputiertenkammer gewählt und behielt diesen politisch wichtigen Posten zunächst ununterbrochen sieben Jahre. Hier hatte er so recht den passenden Platz gefunden. Seine Vorliebe für dekorative Repräsentation, seine Geschäftserfahrung, seine aufserordentliche Geschicklichkeit in der Leitung parlamentarischer Debatten, seine gefürchtete sarkastische Schlagfertigkeit — alle die besseren und mehr noch die niederen Kräfte und Triebe des Mannes fanden hier Gelegenheit, sich zu bethätigen. Vor allem aber erscheint er auch uns heute noch gerade hier an der ihm gebührenden Stelle, weil er ein typischer Vertreter des eigennützigen Bürgerregiments jener achtzehn Jahre ist, das mit all seinen glänzenden parlamentarischen Redethaten dennoch an höheren politischen Gedanken, an socialen Leistungen für die Gesamtheit des Volkes so unfruchtbar blieb.

Dupin war arm an eigenen politischen Ideen, noch ärmer an praktischem politischem Mut; immer wieder versagte er sich schliefslich dem König, wenn bei Neubildungen des Ministeriums Louis Philippe auch an ihn sich wandte. Hinter einer gar nicht zu ermüdenden, geräuschvollen Geschäftigkeit für allerlei gemeinnützige Zwecke, als Begründer und Leiter von Anstalten und Vereinen hielt er im stillen immer zunächst den eigenen Vorteil im Auge. Daher auch war er politisch der unsicherste Freund seiner Freunde; Männern, mit denen er kurz zuvor noch zusammengegangen, konnte er mit behaglicher Schadenfreude in den Rücken fallen, wenn er in solcher Gemeinschaft nicht mehr seinen Vorteil fand. Von allen scharfen Urteilen, die Tocqueville in seinen *Souvenirs* über namhafte Politiker der Julimonarchie und der zweiten Republik ausgesprochen hat, ist keines von solcher Verachtung, so gründlichem moralischem Widerwillen eingegeben wie das über Dupin den Älteren.

Dupins Name wird im Prospekt Tilliers nicht genannt; und so verdecken auch noch die beiden ersten Nummern des *Indépendant* den Einzelkampf, indem sie ihn zugleich vorbereiten, durch den allgemeinen Angriff auf die herrschende Bourgeoisie, die den eigentlichen Julisiegern den Lohn ihrer Arbeit entrissen, das von ihnen erstrebte Ergebnis, die Republik, vereitelt hat. Und Tillier schliefst hieran aufs neue die Mahnung, es jetzt nicht mehr mit den kleinen häuslichen, bürgerlichen Tugenden genug sein zu lassen. Jetzt braucht es vor allem Uneigennützigkeit, hochherzige Hingebung und, wie er mit deutlichem Winke und charakteristischem Ausdruck hinzusetzt: *la puissance d'être soi-même, de rouler dans son propre tourbillon et de ne pas se laisser entraîner par celui des grosses planètes.* Die zweite Nummer zeigt, wie in der auswärtigen Politik seit der Julirevolution diese 'schönste Lage, in der Frankreich sich je befunden,' ebensowenig ausgenutzt worden ist. Wie könnte sonst Polen ohne Frankreichs Beistand bleiben! Die leidenschaftliche Begeisterung für Polens Aufstand damals war in Frankreich wie bei uns in Süddeutschland so allgemein, sie entsprang dort zum guten Teil eben den Gefühlen, die Tillier auch in seiner Umgebung wieder erwecken wollte, dafs sein immer heftigeres Eintreten für diesen, wie er überzeugt war, durchaus reinen Freiheitskampf nichts Aufserordentliches

hat. Selbst der ruhige, philosophische Charles de Rémusat schrieb um jene Zeit (Juni 1831) an Guizot, daſs er einen auswärtigen Krieg, der Polen zum Anlaſs nähme, für Frankreich recht angezeigt fände. Nicht daſs ein solcher Krieg gerade politisch vernünftig wäre, aber, so sagt er bezeichnend: *La France est, pour le moment, dans le genre sentimental bien plus que dans le genre rationnel.* Drastisch zeigen uns das Tilliers Artikel über Polen, den für ihn einzig bemerkenswerten Schauplatz der auswärtigen Politik. Während eben die französische Regierung, allein unter allen Mächten, durch Vorstellungen beim russischen Kabinett das Äuſserste versuchte, verlangt Tillier die bewaffnete Hilfe schlechtweg. *O France! ne répondras-tu rien à l'appel de ceux qui vont mourir. — Quoi! quand la Pologne meurt, le sang français n'appartient qu'à la France!* So antwortet er auf Casimir Périers bekanntes Wort. Wie Périer aber dachte und sprach in der Deputiertenkammer Dupin. Gegen Dupins Polenpolitik wendet sich Claude Tillier noch in der letzten Nummer.

Hier, in der dritten, folgt auf den ersten kurzen Polenartikel ein anderer: *Les deux candidats,* der nun offen auch Dupins Kandidatur für die bevorstehenden Wahlen bekämpft. *Enfin nous avons deux candidats; ceux des électeurs qui réclament les conséquences de la révolution de juillet ne seront pas obligés de jeter dans l'urne un bulletin sans nom.* Für das Frankreich, das gegen die Übergriffe der Restauration sich zu wehren hatte, mag Dupin als Vertreter genügt haben, heute aber handelt es sich darum, das so lange vergessene wieder auf den Rang der groſsen Nationen zu erheben, dem Volke zum Genuſs der Früchte seiner zurückgewonnenen Souveränität zu verhelfen, der Nation eine lange Zukunft in Glück und Freiheit zu sichern. Viel mehr als Dupin, der neuernannte Generalprokurator am Kassationshof, scheint zu diesem Werke der Gegenkandidat berufen, der eben die Präfektur des Aisne-Departements verlassen hat und jetzt mit leeren, von den Geschenken des Ministeriums gereinigten (*lavées*) Händen den Stimmen der Wähler sich darbietet.[1] Talent, rednerisches

[1] Schlieſslich scheint dieser Kandidat, der schon im vergangenen Herbst, bei der durch jene Beförderung nötig gewordenen Neuwahl, Dupin ganz erfolglos gegenübergetreten war, Bogne de Faye, noch vor der Wahl verzichtet zu haben. Dupin nennt in den Memoiren einen anderen Gegner.

zumal, ist Dupin ja nicht abzusprechen; ein Charakter, wie Dupont de l'Eure, wie Odilon Barrot, Lafayette in Tilliers Vorstellung es sind, ist er nicht. Gerade Talent aber bei Leuten, die, wie die Glocke für jedermann läutet, für alle Regierungen sich zu Advokaten hergeben, und die das nationale Wohlsein an ihrem eigenen Geldschrank abschätzen, ist ein Grund zur Ausschliefsung. Schärfer wiederholen sich in den folgenden Wochen die Angriffe auf das neue Bourgeoisregiment wie auf Dupin, die Ermahnungen an die Wähler, ihre Wahlpflicht ganz uneigennützig in grofspatriotischem Sinne auszuüben. Tillier fordert zwar noch nicht ausdrücklich wie später, und wie manche Radikalen von links und rechts schon damals, das allgemeine Wahlrecht, doch weist er schon drohend auf die Wünsche der vom Wahlrecht ausgeschlossenen eigentlichen Nation hin, *la nation qui paye, qui combat, en un mot la véritable France.* So schreibt er noch am 30. Juni. Am 6. Juli ist die Neuwahl, und ihr Ergebnis steht in kläglichem Mifsverhältnis zu all dem aufgewandten Eifer. Dupin wird mit 163 Stimmen von 167 gewählt und hält eine Triumphrede, die später in seinen Memoiren über ein halbes Dutzend eng gedruckter Seiten füllen wird. Er blieb der König von Clamecy, und schwerlich hat sich noch einmal ein Gegenkandidat gefunden, ihm seine Herrschaft streitig zu machen. Die Kanonade, welche die folgenden Nummern des *Indépendant* gegen den siegreichen Gegner und die Übermacht der Begüterten noch fortsetzten, konnte ebensowenig wie ein hoffnungsvoller Artikel zum ersten Jahrestag der Julirevolution darüber täuschen, dafs diese Wahlcampagne recht gründlich verloren war.

Welche Einbufsen sie übrigens für Tillier selber noch nach sich zog, haben wir schon gesehen. Weiter gingen wieder die Jahre eines unbefriedigten, unausgefüllten Daseins, und oft wurde er den 'Patriciern' von Clamecy durch die Eingebungen seiner bald bissigen, bald übermütigen Laune beschwerlich.[1] Er stand in einem Kreise gleichgesinnter, zumeist wohl jüngerer Freunde und machte in ihrer Gesellschaft Studien nach dem Leben zu mancher Schilderung seines späteren Romans. Diese 'Patrioten von Clamecy' etablierten sich als 'Akademie' und nannten sich

[1] Paul Cégrétin, Étude sur Claude Tillier, Clamecy 1880, S. 27 ff.

untereinander Professoren. Wie dadurch die wirklichen Professoren des städtischen Collège einmal in schlimmen Verdacht gerieten und wegen ihres liederlichen Lebenswandels von einem Fremden beim Rektor in Bourges denunziert wurden, erzählt Tillier selber in der 'Association'. Endlich konnte er das Stillsein nicht länger ertragen. Neun Jahre nachdem das Zeitungsunternehmen so jämmerlich gescheitert war, erschien sein erstes Pamphlet: *Un Flotteur à la majorité du conseil municipal de Clamecy*, und die Ehre dieses Angriffs hatte, wie billig, wieder Dupin der Ältere.

Die Verkleidung als Flöfser erinnert uns sogleich an den Vigneron de la Chavonnière. Dafs Courier zu Tilliers Vorbildern gehörte, würden wir ohne weiteres annehmen; Couriers *Simple Discours* erschien eben in dem Jahr (1821), das Tillier als *répétiteur* in Paris zubrachte. Tillier versichert es uns aber auch ausdrücklich in dem Widmungsbrief, in welchem er Cormenin sein Pamphlet über die Wahlreform zueignet. Nur einmal noch hat er diese Maske getragen. Die Verkleidung, die selbst dem so viel gröfseren Künstler Courier nicht immer natürlich stand, wäre dem ungestüm offenen, litterarisch weit weniger geschulten, zudem von der Not des Lebens zu rascher Arbeit getriebenen Tillier bald unerträglich geworden.

Übrigens lag der Gedanke, litterarisch in der Rolle eines Flöfsers gegen die regierende Bourgeoisie aufzutreten, einem Bewohner Clamecys nahe genug, denn neben anderen Orten war vorzüglich Clamecy damals und noch viele Jahre nachher ein Stapelplatz für den Holzhandel des Morvan. Dupin, immer und überall auf seine Popularität bedacht, hatte schon im Jahre 1828 dem angeblichen Erfinder des Holzflöfsens in jener Gegend, Jean Rouvet, durch öffentliche Sammlung ein Denkmal auf der Bethlehemsbrücke in Clamecy zu verschaffen gewufst. Er hatte auch seinen Zweck erreicht; unter den Liedern der Flöfser gab es eins mit dem Refrain: *Dieu nous conserve Dupin!* Das reizte Tilliers Laune, gerade einen Flöfser gegen ihn vorzuschicken. Die Veranlassung aber zu dem Pamphlet war diese. Dupin, selber Grofsgrundbesitzer im Morvan, fand neben seinen vielen anderen Geschäften doch auch noch Zeit, für die Beförderung des französischen Ackerbaues zu wirken. Er war Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins des Departements der Seine und

Oise, in seiner Heimat der Vereine von Cosne und Château-Chinon, und war im Jahre 1839 Gründer und Präsident des landwirtschaftlichen Vereins von Clamecy geworden. Am 8. September dieses Jahres, in Tannay, feierlich mit allem Phrasenpomp solcher Unternehmungen, den Flaubert in 'Madame Bovary' ironisch, aber sehr lebendig geschildert hat, war das geschehen. Jetzt, zum 6. September 1840 rüstet sich Clamecy für den festlichen Empfang der Versammlung, wozu die Municipalräte 700 fr. bewilligt haben. Mit dem Hinweis hierauf setzt das Pamphlet ein. 'Also, ihr Herren Municipalräte, es ist öffentlich bekannt gemacht, dafs in Clamecy der landwirtschaftliche Verein seine Medaillen verteilen wird, und ihr habt 700 fr. bewilligt, um die Herren Mitglieder tanzen zu lassen. Sicherlich eine glänzende Aufmunterung für die Landwirtschaft.' Doch näher noch liegt dem Flöfser die Frage: warum werden nicht auch wir und unseresgleichen mit unseren Damen eingeladen zu diesem Fest auf allgemeine Kosten? Zwar wüfste er wohl, wie eine solche Summe nützlicher zu verwenden wäre; er findet die landwirtschaftliche Begeisterung lächerlich bei Leuten, von denen die meisten nicht einmal einen Nelkentopf vor ihrem Fenster haben; er kritisiert die ausgesetzten Preise: 40 fr. für den besten Dienstboten, 200 fr. für das schnellste Reitpferd; er kennt praktischere Mittel als diese Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins, um den Fremdenverkehr in Clamecy zu steigern. Aber alles das ist es nicht, was ihn eigentlich erregt, denn er weifs wohl, dafs es Gelegenheiten giebt, die eine Stadt festlich feiern soll. Und wie schön ist sie gerade dann. In ihrem Schmucke schöner junger Mädchen, fröhlicher Knaben, mit all dem Volk, das festlich gekleidet auf die hell erleuchteten Strafsen hinausströmt, gleicht sie einer guten Mutter, die alle ihre Kinder um sich versammelt und sich zu ihrem Empfange geschmückt hat. Nein, es ist keine Geldfrage für ihn: *ce qui excite le plus notre mécontentement, ce n'est pas l'accroc que vous faites à notre bourse, c'est cette obstination que vous mettez à toujours séparer la grande famille communale en deux catégories, l'une où vous vous étalez complaisamment sous le titre de gens comme il faut, l'autre où vous reléguez tout le monde. Vous vous dites des hommes de progrès; si cela est vrai, le but vers lequel vous marchez, ce doit être l'égalité politique. Or, je*

vous le demande, est-ce par ce chemin que vous y arriverez? au lieu d'honorer le peuple aux yeux de tous, vous l'humiliez par une manifestation publique de mépris. Und er nennt die politisch herrschende Bourgeoisie *une difformité du peuple* und — in extravaganten Vergleichen, zu denen ihn seine humoristische Phantasie leider nicht selten verleitet — *une verrue sur son front, un pou qui fait le beau sur son oreille.*

Die Illusion, daſs ein Flöſser diese Gedanken so ausgesprochen habe, kann dem Leser dieses Pamphlets keinen Augenblick kommen; es ist ganz unverstellt dieselbe Sprache und Darstellung wie in den anderen Flugschriften Tilliers, vor allem dieselbe allzuwenig gesichtete Fülle der Bilder, Vergleiche und humoristischen Einfälle. Mit allerlei Püffen und Stichen werden besonders die Lokalgröſsen der herrschenden Klasse bedacht, so Herr Paillet, der *chambellan de la bourgeoisie* und daher Ordner dieses Balles, der auch hier wieder seine bekannte Weisheit und Unparteilichkeit zeigt. Wir sehen ihn auf seinen Stock gestützt durch die Straſsen wandeln, so gravitätisch, als ginge er unter einem Baldachin. Den Hauptanteil aber erhält Dupin. Neben seinen Brüdern — M. Dupin Charles und M. Dupin Philippe, die zusammen mit ihm das Fest verherrlichen werden — bezeichnet Tillier ihn ironisch als *M. Dupin sub lege libertas,* denn diesen Wahlspruch hatte Dupin der Ältere angenommen, als er aus dem Anwaltsstande schied. Er, der, um die Arbeit der Flöſser zu ehren, das Denkmal Jean Rouvets habe errichten lassen, könne mit einem Beschlusse der Stadtverordneten, der das Volk von den Festen der Bürgerschaft ausschlösse, unmöglich einverstanden sein. *Prenez-y garde, messieurs du conseil, vous êtes en cela d'une opinion contraire à celle de M. Dupin. M. Dupin a fait écrire sur le piédestal de Jean Rouvet, inventeur très apocryphe du flottage, et que je soupçonne avoir été inventé lui-même par M. Dupin: Honneur au travail et à l'industrie! Si M. Dupin eût cru devoir dire: Honneur à la bourgeoisie! il eût bien trouvé un grand homme de Clamecy qui l'eût inventée et des souscripteurs pour dresser une statue à son grand homme.*

Kaum ein Monat war verstrichen, da folgte diesem ersten Pamphlet des Flöſsers Jacques Brèchedent ein zweites: *Le flotteur Brèchedent à ses Abonnés et aux Gardes Nationaux.* Es ist nicht in

die Werke, auch nicht in die vorausgehende Sammlung der Pamphlete aufgenommen.[1] Der erste Teil, von keckem Selbstvertrauen übersprudelnd, weist die Freunde ab, die ihn um die Folgen seines Angriffs besorgt machen wollen: *Eh, mes amis, la bourgeoisie n'a pas peur de moi, pourquoi donc lui ferais-je l'honneur d'avoir peur d'elle. . . . Tous les gens qui vous dominent ne sont puissants que par la terreur qu'ils vous inspirent. Approchez-vous du géant et osez le regarder de près, vous vous apercevrez bien que sa terrible lance n'est qu'une épingle emmanchée dans une chènevotte. Croyez-moi, restons unis et nous ferons bientôt tomber à nos pieds l'orgueil de ces supériorités factices: l'union parmi les gens du peuple, c'est le commencement de l'égalité de bien d'autres choses encore.* Er, Tillier, soll sich doch nicht etwa vor Herrn Paillet fürchten: 'Herr Paillet ist ein dicker, grofser Mann, der sich auf einen Stock mit goldenem Knopfe stützt, Würde und Haltung eines Domschweizers hat, wie die Spitze einer Prozession sich vorwärts bewegt und Kalauer macht. In alle dem sehe ich nichts, was fürchterlich wäre.' 'Aber Herr Dupin!' rufen ihm die Freunde wieder entgegen. Hier handelt sich's nicht blofs um einen Friedensrichter (*juge aux fines herbes,* sagt Tillier spöttisch), hier gilt's den König des Nièvre-Departements. *Mon Dieu, mes amis, Monsieur Dupin est asphyxié d'encens nivernais par ses flatteurs, il ne serait pas fâché sans doute que j'éteignisse quelques-uns de ces fastidieux encensoirs. Toute renommée, voyez-vous, a besoin de contradicteurs. La gloire est comme une salade, pour qu'elle soit bonne, il y faut un peu de vinaigre. Qu'ai-je donc à craindre, d'ailleurs, de M. Dupin? je suis bien sûr qu'il ne me fera pas avoir la croix d'honneur.* Und er verspottet nun Dupin wegen seiner Rede auf der Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins, in der der unausstehlich eitle Mann wieder auf ein eigenes, nicht eben landwirtschaftliches Verdienst um Clamecy hingewinkt hatte. Gegen Tillier selber aber hatte Dupin seinen auch im Parlament gefürchteten 'Eberhauer' gebraucht. Er hatte recht deutlich ausgesprochen, was in seiner Auffassung das Motiv zu dem ersten Pamphlet des von ihm nicht genannten Tillier gewesen war: *le froid égoïsme et le stupide dédain de ces hommes qui passent leur vie à blâmer et*

[1] Ich verdanke die Mitteilung eines Exemplars Herrn Renard in Clamecy.

à dénigrer ce que les autres font ou entreprennent de bon et de bien, incapables qu'ils sont eux-mêmes de rien conseiller d'utile à leurs concitoyens.[1] Tillier regt sich darüber nicht auf: *En style parlementaire voilà ce qui s'appelle un coup de boutoir. Pour moi, qui n'ai point de boutoir, je ferai simplement observer à M. Dupin qu'il vaut encore mieux ne rien conseiller à ses concitoyens que de leur conseiller de dispendieuses niaiseries et de se faire nommer président de ces niaiseries.* Und wieder hören wir den Refrain: das alles sind nur Veranstaltungen der Wohlhabenden zu ihrem eigenen wirtschaftlichen und politischen Nutzen. Einem bekannten Viehzüchter, Herrn Mathieu, Besitzer von Saint-Pierre-du-Mont,[2] hat Dupin das Kreuz der Ehrenlegion verschafft. 'So bringt der Ackerbau zu Ehren!' hat Dupin ausgerufen, als er diese Auszeichnung eines ihrer Mitglieder der Versammlung kundthat. Hierauf nun Tillier scharf und schneidend: *On répondrait à un autre que M. Dupin: vous êtes un rhéteur hypocrite ou un niais; mais M. Dupin n'est pas un niais. Non, il n'y a pas d'honneur à cultiver la terre à moins qu'on n'ait sept ou huit mille francs de revenu et qu'on ne soit électeur influent; sans cela il n'y a que misère et abjection; dans ce siècle d'égoïsme, véritable âge de honte, il n'y a honneur que là où il y a profit. Ceux qui font claquer des phrases ampoulées en l'honneur des agriculteurs feraient mieux de leur donner des droits politiques que des discours.* Noch einen Hieb, im Abgehen, nach Herrn Paillet, und Tillier wendet sich zum zweiten Thema seiner Flugschrift: *Et maintenant à vous, mes amis de la garde nationale.*

Man mufs, um die lebhafte Erregung nachzufühlen, die aus dem Folgenden spricht, an die politische Lage Frankreichs denken zur Zeit, da das Pamphlet verfafst wurde (Oktober 1840). Eine gewaltige Bewegung ging seit dem Sommer durch das ganze Land; seit bekannt geworden war, dafs ohne irgend eine Rück-

---

[1] Dupin, *Des comices agricoles,* S. 5. Auch seine Reden auf den landwirtschaftlichen Kongressen hat Dupin später gesammelt in Druck gegeben. Er gehörte zu denen, die nichts umkommen lassen.

[2] Es ist derselbe, auf den in *Mon oncle Benjamin,* Kap. 8, hingewiesen wird. In diesem Roman, dessen Humor zuweilen bis ins Phantastische sich verliert, sind doch die Scenerie wie die meisten Figuren nach der Natur gezeichnet.

sicht auf die Forderungen der französischen Regierung die anderen Grofsmächte Mehemed Ali, den bewunderten Liebling aller Franzosen, nach seinem siegreichen Kampf gegen den Sultan mit brutaler Gewalt in die Schranken seiner ägyptischen Statthalterschaft zurückgedrängt hatten. Diese Stimmung kommt auch bei Tillier zunächst, was die Nationalgarde von Clamecy angeht, zu fast komischem Ausdruck. *Dieu merci, à ce bruit d'armes qui s'élève de toutes les parties de la France, la garde nationale de Clamecy elle-même a tressailli au fond de son sépulcre de carton; la voilà qui s'organise.* Tillier bekennt seine romantisch-politische Vorliebe für diese bürgerliche Kriegerschaft: *j'aimais, la veille des fêtes, la retraite qui grondait comme un tonnerre souterrain au fond de nos rues noires et bosselées; j'aimais jusqu'au qui vive lointain du 'biset' vigilant qui avait l'obligeance de garder la ville endormie.* Jetzt aber ist die Nationalgarde für ihn auch die letzte Stütze Frankreichs: *c'est le dernier tronçon de son épée, c'est la dernière cartouche de sa giberne.* Sie enthält die wirklichen Leute des Volkes, *durs ouvriers français de vieille roche, dont la richesse n'a pas énervé le patriotisme.* Die neue Konstitution seit 1830 hat den Nationalgardisten, auch solchen armen Proletariern, wie Tillier und seine Freunde sind, das Recht gegeben, ihre Offiziere bis zum Major einschliefslich selbst zu wählen; da sollen sie ihre Pflicht nun auch — immer kehrt diese Mahnung wieder — grofspatriotisch nehmen: *avez-vous préféré toujours l'intérêt de la garde nationale à vos intérêts particuliers? vous êtes-vous montrés français et citoyens avant tout?* Jetzt gilt es einig zu sein. Ein Duell am Tage der Schlacht ist eine Feigheit, ein Verrat. Nicht mehr um Volksfreiheiten handelt es sich jetzt; in der Stunde der Gefahr ist König und Volk ein und dasselbe. Aber vor allem, auch Tillier ahnt etwas von dem, was aus dem Grunde dieser tiefen patriotischen Bewegung noch einmal heraufsteigen wird. *Cette guerre, on a beau dire, n'est pas une guerre ordinaire, une querelle de cabinet à cabinet, c'est le choc depuis si longtemps prévu et le dernier choc sans doute de l'absolutisme contre la liberté. Il ne s'agit pas ici d'un peu de grève lointaine à ôter à un pacha pour la rendre à un sultan, ce n'est pas à l'Égypte qu'on en veut. L'Angleterre en veut à notre marine et à notre commerce, la Russie à notre civilisation, à l'ascendant de nos idées démocratiques, à notre terrible*

Marseillaise, qui résonne à ses oreilles comme un cliquetis d'armes, et tous en veulent à notre intégrité territoriale. Mais la France, ce volcan des révolutions, qui a jeté de sa lave par tout le monde, ils ne l'éteindront pas en crachant dessus; il faudra bien des cadavres pour fermer son cratère! Es erfüllt ihn, wie alle Radikalen damals in Frankreich, die Erinnerung an die Kriege der grofsen Revolution: *La guerre que nous prépare l'Europe monarchique est comme la mort, elle viendra infailliblement, mais nul ne sait ni quel jour ni à quelle heure …*

Zunächst ging die Gefahr vorüber. Thiers, dessen Kriegsvorbereitungen Tillier zweifelnd halb wie eine Fanfaronnade betrachtet hatte, mufste dem Ministerium Soult-Guizot Platz machen. Während der immer stärker einsetzenden Friedensbewegung widerfuhr nun Dupin, der an sehr sichtbarer Stelle daran beteiligt war, ein empfindliches Mifsgeschick. Das gab Tillier den Anlafs zu dem einige Monate später geschriebenen Pamphlet: *A M. Dupin, sur sa lettre à M. Étienne, concernant la communauté des Jault,* in welchem noch viel spitzigere Pfeile unmittelbar und allein auf die Persönlichkeit Dupins gerichtet werden.

Dupin hatte im Sommer des Jahres, im August, einen Ausflug durch seine Heimatprovinz gemacht. Seine Memoiren, die auf jeder Seite die gänzlich taktlose Selbstgefälligkeit ihres Verfassers zeigen und in der Mitteilung auch kleinster persönlicher Gleichgültigkeiten das irgend Mögliche leisten, haben auch dieses Ereignis seines Lebens verzeichnet. Das eigentliche Ziel der Exkursion war das etwa halbwegs zwischen Prémery und Saint-Saulge gelegene Dorf Saint-Benin-des-Bois gewesen, wo aus den Zeiten des alten heimischen Gewohnheitsrechtes durch alle politischen Erschütterungen hindurch in der Familie Lejault ein merkwürdiges Überbleibsel rechtlicher Haus-, Feld- und Wirtschaftsgemeinschaft sich erhalten hatte. Diese Fahrt mit ihrem Besuch der *communauté des Jault* hatte Dupin in einem Brief an Etienne, den ihm politisch nahestehenden Hauptredakteur der Zeitung *Le Constitutionnel,* geschildert und seine Schilderung später auch der Öffentlichkeit, dem Adressaten, für den sie von vornherein bestimmt war, nicht vorenthalten. Tillier, der ja einzig die Persönlichkeit Dupins dem Spotte blofsstellen will, geht auf den eigentlichen Inhalt gar nicht ein; was er in seinem Pamphlet angreift, sind erstens die Motive und dann die Form des Dupinschen Briefes.

Zwei Schriftsteller, die weniger in ihrer Sprache und Darstellung gemein hätten als Tillier und Dupin, lassen sich allerdings kaum denken. Tilliers Feder führt jederzeit, bei jedem Gegenstand, den er behandelt, vor allem das Gefühl und eine unruhige, launische, ausschweifende Phantasie, so daſs das Gebäude seiner Gedanken hinter dem wild wuchernden Schmuck von Bildern und Gleichnissen bisweilen gänzlich verschwindet. Dupin dagegen ist wie als Mensch so in Rede und Schrift ganz und gar nüchterner, robuster Verstand, platt und scharf. Seine Versuche, zu rhetorischem Schwung sich zu erheben oder seiner Darstellung einigen Schmuck anzulegen, erscheinen immer künstlich und unwahr; Tillier vermiſst mit Recht bei ihm jede Gabe der Phantasie: 'Dieser tausendfarbige Schmetterling läſst sich nie auf eure Feder nieder.' Bei einzelnen Ausstellungen dann freilich verleitet ihn sein Haſs zur Übertreibung und kleinlicher Schulmeisterei.

Nichts als die Wirklichkeit dagegen zeichnet die moralische Charakteristik, die Tillier mitten in der Erbitterung des publizistischen Kampfes von dem allmächtigen Gegner gegeben hat. Sie war für ihn und ist noch für uns das eigentliche Thema seines Pamphlets. Hier auch hat Tillier sich nicht beschränkt auf das, was der Inhalt des Briefes ihm darbot. Im August des Jahres war über Dupin eine biographische Notiz erschienen, von Dr. Ortolan, Advokaten und Professor an der Rechtsfakultät in Paris; sie war nicht nur, wie wahrscheinlich schon jener Flöſserhymnus, unter den Augen, sondern auch mit thätigem Anteil Dupins verfaſst. Der Held des gemeinsamen Machwerks erschien dementsprechend in allen seinen Qualitäten und besonders in seinem politischen Charakter so vollkommen und fleckenlos, daſs auch das 'Journal des Débats' Einspruch erhob und Dupin selbst später in seinen Memoiren eine Entschuldigung nötig fand. Wer diese biographische Lobhudelei gelesen hat und dann an die Lektüre der Tillierschen Flugschrift geht, freut sich noch heute bei jedem Hieb, der hier für Herrn Ortolan mit abfällt.[1]

Für Dupin viel empfindlicher aber muſsten die fast ebenso oft in diesem Pamphlete wiederkehrenden Hinweise auf seinen

[1] Er ist als ein namhafter Gelehrter, Professor des Strafrechts an der Rechtsfakultät in Paris, 1873 gestorben.

verunglückten Adreſsentwurf vom November 1840 sein. Das neue Ministerium hatte Ende Oktober die Geschäfte übernommen, und am 5. November war die Session der Deputiertenkammer mit einer in resigniertem, aber würdigem Ton gehaltenen Thronrede eröffnet worden. Die Adreſskommission der Kammer hatte darauf Dupin mit der Redaktion ihres Antwortentwurfs beauftragt, und diese Antwort Dupinscher Fassung, statt durch einige schärfere Accente dem allgemeinen, sicher nicht unberechtigten Unwillen eine kleine Genugthuung zu geben, war für französische Ohren unerträglich matt und nüchtern geraten. Als die Kammer unter den für Frankreich unbedingten Kriegsfällen auch die Bedrohung französischen Bodens aufzählen hörte, an die allerdings keine der anderen Mächte damals auch nur im mindesten dachte, da unterbrach ein minutenlanger Ausbruch der Entrüstung die Verlesung des Präsidenten. Sofort entstellten die Gegner der Regierung den Entwurf in der Presse so, als ob er nur diesen einen Kriegsfall genannt hätte, und die Kommission sah sich genötigt, diesem wichtigsten Teil der Adresse eine andere, der erregten Volksstimmung besser genügende Fassung zu geben.

Dieses Miſsgeschick des Feindes im publizistischen Kampfe gegen ihn auszunutzen, war Tilliers gutes Recht. Zudem ist der Vorgang wirklich charakteristisch für die platte opportunistische Art Dupins. Er sah, wie die Friedensstimmung im Lande allmählich wieder stärker wurde; sie beherrschte die Majorität in der Kammer; also brachte er sie nüchtern zum Ausdruck. Den Unwillen, der diese Form unerträglich fand, will er noch nach Jahren, in seinen Memoiren, nicht begreifen können; um so empfindlicher muſs er seiner Zeit den eitlen Mann getroffen haben.

Tillier behauptet nun, der Brief an Etienne sei gerade jetzt veröffentlicht worden, um Dupin vor seinen Wählern wieder in besseres Licht zu bringen. Daher der Hinweis darin, daſs der groſsen Straſse von Lyon nach Paris über Clamecy nur noch wenige Meilen zu ihrer Vollendung fehlen. Wenn Tillier diesen Hinweis zu erläutern hätte, so würde die Erklärung etwa folgendermaſsen lauten: *Mes chers électeurs, je vous ai peut-être mal représentés durant cette session. Défunt mon projet d'adresse n'était pas, j'en conviens, une très bonne réponse aux provocations insolentes que nous*

jette l'aristocratie goudronnée de l'Angleterre, et bien que Clamecicois, vous n'êtes pas si pacifiques que mon adresse; mais si je rédige mal vos sympathies, voyez comme je sers bien vos intérêts: encore quelques coups de pioche et vous aurez la grande route de Paris à Lyon, passant par Clamecy. La France est, il est vrai, descendue dans l'estime des peuples; elle a perdu, par la faiblesse de son gouvernement, la prééminence qu'elle avait conquise par trente ans de victoires. M. Guizot a fait porter au musée des Augustins, comme un objet de curiosité, son vieux char de triomphe. Mais, je vous le répète, vous aurez la grande route de Paris à Lyon, passant par Clamecy, et advienne que pourra, les Cosaques ne vous l'emporteront point, roulée autour de leurs lances.

Herr Dupin kennt seine Wähler, er weifs, wie gut sie solche Sprache verstehen. Und hier nun läfst unser Pamphletist seinen Feind für eine kurze Weile aus dem Auge — er liebt auch sonst solche Kampfpausen —, um sich mit leidenschaftlicher Rede an seine trotz allem geliebte Vaterstadt zu wenden: *Et pourtant, ce fétu de chef-lieu, cette noire masure où d'immondes cloportes traînent leur ventre autour d'un nom, cette besace de pierre qui n'est jamais rassasiée, ce petit amas d'écorces naufragées que l'Yonne a rejeté sur sa rive et où meurt tout germe de liberté qui y tombe, ce Clamecy, qui me donne à regret, à moi, pauvre insecte, un brin d'herbe amère, je l'aime encore tel qu'il est. C'est là qu'a commencé mon matin, et tant que durera ma journée, je veux jeter un bourdonnement de liberté dans ses oreilles. O Clamecy! as-tu quitté sans retour le chemin de la civilisation et du progrès? Quand cette génération qui va devant elle est arrêtée à chaque instant sur sa route, qu'elle est détroussée, qu'elle est percée de coups, n'accourras-tu jamais à son cri de détresse que pour prêter main-forte à ses adversaires et serrer d'un tour de plus la corde qu'ils lui passent autour des jambes? ... O Clamecy! es-tu mort pour la liberté? ... la France ne doit-elle plus compter sur toi pour soulever le lourd fardeau qui l'accable? ... Faut-il t'envelopper dans le tracé de la grande route de Paris à Lyon, et, dans un projet avorté de chemin de fer, rouler autour de toi deux ou trois aunes de ruban de la Légion d'Honneur, t'enterrer sous la banquette de M. Dupin et écrire sur cette banquette, en lettres noires et avec des larmes blanches: Ci-gît l'arrondissement de Clamecy; il fut bon père, bon fils et bon époux; priez pour lui.*

So schliefst pathetisch und resigniert der erste Abschnitt des Pamphlets. Begonnen dagegen hatte Tillier seine Darstellung launig und übermütig mit der Schilderung der unersättlichen Eitelkeit Dupins: *Ainsi, M. Dupin, aucun de vos faits et gestes si petit qu'il soit ne doit passer sans laisser de traces. Déjà vous avez fait publier par M. Ortolan votre magnifique et incomparable histoire, et voilà que vous nous racontez vous-même, de peur que la postérité n'en ignore, votre expédition à la communauté des Jault ... Vous devriez, grand homme, vous attacher une clochette au cou, afin que vous ne fassiez plus un pas que nous n'en soyons avertis.* Dieser Gang der Darstellung von Scherz und Spott zu Ernst und Pathos kehrt oft bei Tillier wieder. Man wird darin vielleicht weniger ein überlegt künstlerisches Verfahren als das getreue Abbild seiner Stimmung bei der Niederschrift zu sehen haben.

Nachdem Tillier so zur Einführung ein Bild Dupinscher Eitelkeiten gezeichnet, geht er an die Kritik der ihm vorliegenden Reiseschilderung. *Vous vous adjoignez pour compagnon de voyage un de vos amis, M. Rabier, 'autrefois bon notaire et maintenant excellent juge de paix'. Voilà une phrase dont chaque mot mérite une analyse particulière.* Der ironisch witzigen Analyse, die zwischen und hinter den Zeilen sucht und des guten Freundes Paillet auch bei dieser Gelegenheit nicht vergifst, brauchen wir nicht näher zu folgen. Fortgesetzte schärfste Angriffe auf Dupins Charakter wechseln ab mit behaglichem Spott über die pompös trockene Sprache seiner Erzählung; wenn Dupin nach den eben citierten Worten über M. Rabier fortfährt: *Nous étions au 15 août; il faisait une chaleur extrême; nous partîmes de grand matin,* so ergänzt Tillier diesen trockenen Bericht und läfst erst Dupin an seinen schlaftrunkenen Reisebegleiter einen poetischen Weckruf richten:

Oui, c'est ton député, c'est Dupin qui t'éveille,
Faut-il te mettre un cor de chasse dans l'oreille?
Aurais-tu, toi qui dors d'un sommeil si pesant,
Lu ma biographie hier dans Ortolan,
Ou sous ton oreiller quelqu'un, par maladresse,
A-t-il mis un feuillet de mon projet d'adresse?

Seinem Namen unter dem Briefe hat Dupin das *'député de la Nièvre'* hinzugesetzt. Diese Unterschrift führt Tillier am Schlufs wieder zurück zu den bitteren Betrachtungen des

ersten Abschnitts. *Dupin, député de la Nièvre! Si j'étais le collège électoral de Clamecy, vous ne signeriez pas longtemps de cette façon, M. Dupin!* So beginnt er die Charakteristik des Politikers Dupin und seines Einflusses im heimatlichen Wahlkreis. Auf die Frage, ob denn die Leser auch wüſsten, welche politische Meinung sie durch Herrn Dupin vertreten lieſsen, ja ob er selber es wüſste, giebt Tillier die ins Herz der Wahrheit treffende Antwort: *Vous êtes Dupiniste avant tout. Vous n'êtes d'aucun parti, vous ressemblez à ces lagunes entre deux fleuves, qui ne sont ni terre ni eau, qui sont tout simplement du sable mouvant. Vous pouvez jeter à présent votre masque d'austère franchise, votre feinte rudesse ne trompe plus personne. Non, vous n'êtes pas le paysan du Morvan, vous n'êtes qu'un flagorneur de ministres. Vous quittez vos souliers ferrés pour marcher sur le parquet des salons. Vous êtes un lion qui sait donner la patte.*

Aber welch einen moralisch verwüstenden Einfluſs hat dieser Mann im Arrondissement Clamecy! *Vous avez développé parmi nous un funeste esprit d'égoïsme et d'intrigue. Vous avez fait de nos bonnes et grosses nullités des écornifleurs de places. On a donné de l'éducation à des idiots parce qu'on vous voyait dans l'avenir, les prenant par la main et les conduisant à la fortune. ... Votre recommandation tenait lieu de droits acquis, de capacité, de vertu ... Le talent que votre protection n'avait pas mis en lumière s'étouffait misérablement sous son boisseau. Vous étiez regardé comme la providence du pays ... On se fût volontiers adressé à vous pour de la pluie ou du beau temps. Si vous eussiez voulu un autel dans la basilique de Clamecy, le conseil municipal vous en eût consacré deux.*

Trotzdem er so betrübende Zustände um sich herum erblickt, schlieſst Tillier sein Pamphlet doch mit dem Ausdruck der Hoffnung, dem Hinweis auf Anzeichen, daſs die Tage dieser Dupinschen 'Geiſselherrschaft' im Arrondissement gezählt seien. Und wenn auch hier nicht so bald, in der Kammer sank Dupins Einfluſs unter Guizot immer mehr; damals lernte Tocqueville den Mann so kennen, wie er ihn 1851 in seinen 'Erinnerungen' gezeichnet hat.

Gegen den Schluſs dieses Pamphlets gegen Dupin hatte Tillier den persönlichen Angriff aufs neue zu der wohlbegründeten Anklage der ganzen regierenden Klasse erweitert: *Cette*

révolution (1830) qui s'est faite à côté de vous, sans vous et peut-être malgré vous, vous avez pris tout ce qu'elle avait de meilleur butin, vous en avez lavé le sang, et vous l'avez distribué à vos créatures. Sein nächstes Pamphlet, das auch noch in Clamecy geschrieben ist, die umfassendste seiner politischen Flugschriften, geht von derselben Anklage gegen das, von Guizot so genannte, *Pays légal* aus, um dann die Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu stellen und zu begründen. Es sind die vier *Lettres au Système sur la Réforme électorale.* Kritik, vernichtende Kritik des Schlechten, nicht Neubau des Guten — darin sieht er zunächst auch hier seine Aufgabe. Eine Satire will er schreiben auf das klägliche 'System', infolgedessen das französische Volk aus einigen hundert Herren und Millionen Sklaven besteht. Das zu jener Zeit in Frankreich geltende Wahlgesetz (seit 15. April 1831) gab das Stimmrecht (*électorat*) nur denen, die mindestens 200 fr. direkter Steuern zahlten, und für die Wählbarkeit (*éligibilité*) war der Census auf 500 fr. festgesetzt. Es war gegen die Restauration, wo ein Census für Wähler von 300, für Wählbare von 1000 fr. gegolten hatte, immerhin ein Fortschritt; die Zahl der Wähler war dadurch von 94500 auf 166500 (bei einer Gesamtbevölkerung von 32,5 Millionen) gestiegen, und sie mochte mit dem wachsenden Wohlstand im Jahre 1841 auf 200000 gekommen sein — immerhin blieb das ein Wahlrecht allein der Reichen und Wohlhabenden. Es mindestens auch auf die 'Kapacitäten' auszudehnen — vom König ernannte unbesoldete Beamte, pensionierte Offiziere, Doktoren und Licentiaten, Notare, Mitglieder und Korrespondenten des Instituts und der anderen gelehrten vom König bestätigten Gesellschaften —, das war schon seit mehreren Jahren das Ziel zuletzt immer lebhafter werdender Reformbestrebungen. Tillier aber ging viel weiter. Wie die Radikalen von rechts und links, die 'Gazette de France' und die Socialisten die ganzen Jahre seit 1830 her, fordert er das *suffrage universel sans restriction.*

Den ersten Brief beginnt er, wieder nach scherzhaftem Eingang, damit, daſs er den Anspruch der politisch herrschenden wohlhabenden Klasse, allein das Land zu sein, bitter zurückweist. *Vous avez des châteaux grands comme des villages, vous avez des usines qui flamboient, des magasins qui resplendissent; vous avez des*

montagnes de blé dans vos greniers, des lacs de vin dans vos caves, des troupeaux plein vos étables. Mais autour de tout cela n'y a-t-il que le désert et la mort? Mon petit champ qui ne vote pas, n'est-il pas à la surface de la France aussi bien que votre grande propriété qui vote? Diesen Anspruch, allein das Land zu sein, leitet die heute regierende Klasse daher, dafs das Volk zwar durch die Julirevolution seine Souveränität wiedererhalten habe, selbst aber seine Rechte wahrzunehmen nicht im stande sei. Ist denn nun aber jene Klasse, die sich aus eigener Macht zum Vormunde des Volkes bestellt hat, die für die Aufgabe geeignetste? *Est-ce vous, Monseigneur, qui êtes l'homme le plus capable de la grande famille? ... Je vois bien que vous êtes riche, mais capable, je ne le sais pas.* Und er betrachtet nun näher und schildert, natürlich nicht ohne Übertreibung, den oft seltsamen oder bedenklichen Ursprung dieses wahlberechteten Reichtums. *Cet homme est capable parce que sa vieille tante est morte; cet autre, parce que sa belle-mère lui a cédé son incapacité. Et ce monsieur, pourquoi est-il capable? Parce qu'il a fait trois fois banqueroute. Et cet autre, pourquoi est-il incapable? Parce que la capacité ci-dessus a fait banqueroute ... C'est une capacité qui serait au bagne si elle n'était dans les collèges électoraux.*

Claude Tillier hat die Bankerotte, welche, eine Folge der gerade in jenen Jahren immer leichtsinniger vorgehenden Spekulation, auch Nevers heimsuchten, in einer besonderen Flugschrift besprochen. Auch hat er später noch eine kurze *Physiologie de l'électeur de petite ville* geschrieben, die einem in den Sinn kommt, wenn man in unserem Briefe hier weiter die Worte liest: *Si on voulait sincèrement la capacité, il fallait la prendre où elle se trouvait. En France les capacités brevetées surabondent; on y lèverait une armée de docteurs. Que ne s'adressait-on à ces capacités? on aurait été sûr au moins que le souverain savait lire et écrire.*

Man wendet nun aber von der anderen Seite gegen jede umfassende Erweiterung des Wahlrechts immer wieder ein, das Volk habe Brot viel nötiger als politische Rechte. Eine unerträglich materielle Anschauung für einen so rein idealistischen Radikalen wie Tillier war. 'Wenn ihr nichts als die Befriedigung der materiellen Interessen haben wollt,' sagt er nicht mit Unrecht und für sein Land einigermafsen prophetisch, 'so ist eine starke

absolute Gewalt fruchtbarer an materiellem Wohlstand als eine nie zur Ruhe kommende Freiheit... Bittet also nur das bürgerliche Königtum, sich in eine Autokratie zu verwandeln.' Und noch höhnischer weist er einen zweiten Beruhigungseinwand zurück: die Zahl der Wähler sei ja schon bis auf 200000 gestiegen, während es vor der Julirevolution nur 120000 waren. (Wir haben gesehen, es waren noch nicht soviel.) '200000 Wähler und 32 Millionen Proletarier, das also nennt man in diesem konstitutionellen Zeitalter eine freie Nation!' Und er schliefst pathetisch mit dem Hinweis, wie armselig die Julirevolution gegen die erste grofse gewesen sei: 'Unsere Väter haben die Herrschaft eines doch immerhin glänzenden Adels abgeworfen, wir lassen uns heute die seiner früheren Gutsverwalter und Pächter ruhig gefallen.'

Diesen Gedanken nimmt der Eingang des zweiten Briefes wieder auf. Allerdings, die Vorrechte des Adels sind heute beseitigt. Aber was ist dafür gewonnen? Tillier selber hätte gar nicht so grofse Antipathie *pour ces grands seigneurs si brillants, si gais, si spirituels, si galants, si magnifiques, si braves sur les champs de bataille comme sur le pré, que Dieu semblait avoir envoyés ici-bas en partie de plaisir. Ceux-là, du moins, nous opprimaient avec élégance.* Auch im 'Onkel Benjamin', der im übrigen so deutlich die Tendenz verrät, das Bürgertum der letzten Zeiten vor der grofsen Revolution trotzig nach oben, übermütig nach unten zu zeigen, verbirgt Claude Tillier doch nicht seine Hochschätzung der persönlichen Tapferkeit des alten Adels. Erinnern wir uns an den alten Sergeanten, den Benjamin und Machecourt auf dem Wege nach Corvol treffen, und der dann in Herrn Minxits medizinische Kapelle Aufnahme findet. Wie der den beiden erbittert erzählt, er habe seinen Abschied genommen, weil man bei der ihm längst gebührenden Beförderung ein blutjunges Junkerchen ihm vorgezogen habe, fügt er doch hinzu: *Ça saura se faire tuer tout de même; car ils sont braves, on ne peut leur refuser cela.* Wie gänzlich anders der heute regierende Geldadel. Was jener alte Geburtsadel an eitlem Ruhm besafs, hat der aufgegeben, nur die reellen Vorteile hat er eingeheimst. Den Rock hat er weggeworfen, aber erst nachdem er sorgfältig die Taschen geleert. Im übrigen spricht dieser zweite Brief von der politischen Ämter-

jagd der regierenden Klasse, die immer mehr einträgliche Ämter und Stellen in ihrem Besitz aufhäuft, aber keine nicht in ihren Zirkel gehörende Befähigung aufkommen läfst. Im Hinblick auf so manchen ohne Mittel erfolglos aufstrebenden Jüngling, vielleicht an seine eigenen jungen Jahre denkend, schreibt er die Worte nieder: *Combien d'entre nous qui ont de la capacité et qui subissent les tortures de la faim dans vos greniers! J'ai connu, moi, de jeunes hommes qui avaient de la capacité et qui enviaient aux animaux de vos ménageries la nourriture et l'abri que vous leur donnez.* Und Dupin andererseits hat er vor allem im Auge — wie zum Überflufs der Schlufs des Briefes mit ganz deutlicher Ironie zeigt —, wenn er weiter schreibt: *Ce qui m'étonne, c'est que des capacités si occupées n'amassent ni fièvre cérébrale ni fluxion de poitrine, et qu'elles trouvent encore le temps de visiter leurs terres et de fabriquer d'énormes discours, dont les phrases massives, tombant l'une après l'autre comme les marteaux d'un foulon, vous démontreront, si vous ne vous endormez dès le commencement, que, sauf le discours lui-même, tout est pour le mieux sous le meilleur des gouvernements possibles.*

Wenn er, Claude Tillier, an Stelle der Wähler wäre, so würde er, in einem Lande, das seine übermäfsig wachsende Bevölkerung — eine damals in Frankreich nicht blofs von Tillier gehegte Illusion — nur noch mit Mühe zu ernähren vermag, vor allen Dingen von der Regierung verlangen, dafs sie eine möglichst grofse Zahl wirtschaftlich gesicherter menschlicher Existenzen zu schaffen suche. Und er stellt die echt demokratische Forderung, dafs Begüterte für Staatsämter, die sie übernommen haben, nicht bezahlt werden sollten; er würde jede Ämtervermittelung den Deputierten untersagen, die Zurücknahme des Mandats durch die Wähler erlauben, wenn ein Deputierter deren politische Meinungen nicht mehr durch sein Votum verträte. Dergleichen ideal-demokratische Reformen darf man dem herrschenden System der unbeschränkten Habsucht, dessen Interessen denen des Volkes völlig entgegengesetzte sind, natürlich nicht zumuten. So kommt Tillier, obwohl er selbst das Phantastische will, wieder zu dem scharfen, aber treffenden Urteil über das damalige Bürgerregiment in Frankreich: *Que nous importent à nous vos discours de tribune, vos majorités qui se font et se défont? Aux bonnes nous ne gagnons rien, aux mauvaises nous perdons toujours quelque chose.*

Je vois bien à la chambre le parti des légitimistes et le parti de l'opposition bourgeoise. Mais le parti du peuple où est-il? ou, s'il y est, de combien d'hommes est-il composé?

Der dritte Brief bespricht die, wenn die politischen Zustände so bleiben, immer näher drohende Gefahr gewaltsamer Umwälzungen. Die Symptome zeigen sich auf der Oberfläche häufig genug. Denn die Herrschaft eines Parlaments, das nicht aus allgemeiner gleicher Volkswahl hervorgegangen ist, von dem also immer zweifelhaft bleibt, ob seine Mehrheit die Mehrheit des gesamten Volkes hinter sich habe, bleibt auch in dauernder Gefahr, entweder durch einen Staatsstreich von oben oder durch eine Revolution von unten vernichtet zu werden. 'Hütet euch!' ruft Tillier wieder prophetisch, 'es wird Einer kommen, ein Cäsar oder ein Spartacus.' Und er schliefst mit einer beredten Schilderung der ausbrechenden Revolution.

Besonders der vierte Brief ist für Tillier charakteristisch. Übermütig scherzend beginnt er wieder. Das herrschende System, bisher mit ironischer Ehrfurcht als Monseigneur angeredet, ist jetzt das kranke Murmeltierchen der Verse des Volksliedes, die er sich zum Motto seiner Betrachtungen wählt: *Notre marmotte a mal au pied, — Lui faut mettre un emplâtre; — Quel emplâtre lui mettrons-nous?* Tillier weist zunächst jede irgendwie einschränkende Wahlreform zurück, so, mit allerlei humoristischen Glossen, Odilon Barrots Vorschlag, die Kapacitäten hinzuzuziehen. *Vos capacités, c'est une variété de la richesse ... Les connaissances dont vous faites vos capacités ne s'acquièrent qu'à prix d'argent.* Er wendet dann sich gegen allerlei Einwände: dafs die unteren Schichten des Volkes das Wahlrecht mifsbrauchen würden, dafs sie nicht intelligent genug seien, nichts von Politik verstünden, sich bestechen lassen, zu Unruhen geneigt sein würden. Er findet treffende und schöne Worte, den gesunden Verstand des Volkes, das Verdienst der Ehrlichkeit gerade in diesen Schichten hervorzuheben, den Reichen vorzuhalten, wie ihre Moral nicht reiner, sondern oft nur pfiffiger sei als die der Armen: *on règle sa conscience sur le code, tout ce qu'il ne défend pas est permis; l'impunité, c'est la vertu ... O riches! vous vous dites honnêtes gens; eh! qui le sait? Croyez-moi, pour se dire honnête homme il faut avoir grelotté de froid dans un galetas, passé de longues nuits d'hiver sous*

une couverture trouée; avoir vu sa femme malade de misère et n'avoir pu lui procurer un bouillon, avoir entendu ses enfants crier de la faim, et n'avoir point eu de pain à leur donner; avoir vu cependant dans la rue des femmes et des hommes éblouissants de luxe et des animaux bien repus, et être sortis purs de cette épreuve. Je connais parmi le peuple beaucoup de gens de cette force-là. Auch revolutionäre Unruhen, eine neue Konventsherrschaft, brauche die Bourgeoisie von dem niederen Volke, wenn es erst gleichberechtigt sei, nicht mehr zu fürchten: *la faiblesse, plutôt qu'une exubérante énergie, est le vice de notre époque.* Es ist nicht nur der Widerwille gegen die schamlose politische Profitwirtschaft der herrschenden Klasse, die er überall um sich herum erblickte, was wie so viele damals auch Claude Tillier in seinen Pamphleten immer wieder auf die grofsen Erinnerungen der Revolution und zugleich auf die des gewaltigen napoleonischen Regimentes zurückkommen läfst; es liegt ihm im Blute, *il a tété à la gourde des vivandières,* wie er an anderer Stelle einmal sagt. Er glaubt in seinem demokratischen Idealismus an das reine, an sich gute Menschentum der grofsen Masse, und er glaubt, auch hierin noch ein nachgeborenes Kind des achtzehnten Jahrhunderts, an die alles heilende Kraft politischer Institutionen. *Est-ce donc les hommes qui ont dégénéré? Non. Ce sont les institutions ... pour faire un peuple, il faut des citoyens. Faites revivre par des institutions démocratiques le peuple héroïque de 93, et que les autocrates fassent, tant qu'ils en voudront, des congrès et des protocoles, la constitution que vous aurez fondée sera à l'épreuve de leurs boulets.* Solche schwärmerische Erinnerungen an die Revolutionssiege waren es, die einen Mann, der den Krieg kannte, den General Bugeaud, unlängst auf der Kammertribüne zu der Äufserung gebracht hatten: es giebt in Frankreich viele Leute, die überzeugt sind, dafs man nur die Marseillaise zu singen brauche, um die Armeen Europas niederzuwerfen.

Also — darauf kommt Tillier nun endlich hinaus — das souveräne Volk mufs das allgemeine gleiche Wahlrecht erhalten; sogar die Bettler nicht ausgenommen. Und da diese letzte Forderung denn doch selbst von seinen Freunden als eine Ungeheuerlichkeit empfunden wird, so rechtfertigt er sich vor diesen in einem Postskriptum durch eine romantisch-humoristische Verteidigung des Bettlertums. Er schliefst sie mit den Worten:

Tout ce que je viens de dire est peut-être exubérant; mais je tenais à réhabiliter le mendiant, car nul ne sait ce qu'il deviendra. Man hat nun aber auch gefragt, da Tillier selbst öffentlichen Almosenempfängern den Genufs des Wahlrechts gewähren wolle, warum er dann die Frauen ausschlösse. Das veranlafst ihn, auch hierüber sich seine Meinung vom Herzen zu sprechen. *La raison en est simple: c'est qu'il n'y a plus d'Amazones; c'est que les femmes sont des enfants qu'il faut éloigner du pêle-mêle de nos assemblées; en termes plus graves, c'est que les femmes ne sont pas faites comme nous, qu'elles ont des goûts, des instincts, des passions et des capacités différentes des nôtres. Sauf quelques grandes et rares exceptions, qui a jamais vu une idée politique se loger sous un bonnet de gaze? Si cela arrivait, l'idée en grandissant, ne ferait-elle pas éclater sa belle mais fragile enveloppe? Plante-t-on un chêne dans un vase de porcelaine? ... Ne voyez-vous pas que nous gâterions nos femmes en leur donnant nos mœurs, nos habitudes, nos passions et même nos vertus? n'avez-vous pas remarqué que le charme le plus doux et le plus puissant des femmes, c'est d'être autres que nous sommes?* Und er fährt fort, mit weichen, herzlichen Worten die Frau als Mutter, als tröstende Pflegerin zu preisen; auch in einem anderen Pamphlet sagt er kurzweg: wir wollen, dafs unsere Töchter Familienmütter werden, weil Gott sie hierzu und hierzu allein geschaffen hat.

Unter allen diesen Forderungen für eine radikale Wahlreform läfst aber eine Claude Tilliers Idealismus besonders schön hervortreten. Er verwirft nicht nur Diäten oder Entschädigungsgelder, erwartet, das Wahlrecht werde allgemein als Wahlpflicht aufgefafst werden; er verlangt vor allem die ganz offene Wahl. *Je voudrais que l'urne où ils déposent leurs bulletins fût de verre, et que tout le monde vît ce qu'on met dedans. C'est à la face de la nation et la main sur le cœur qu'un citoyen français doit voter. Les électeurs sont des fonctionnaires; comme fonctionnaires ils sont responsables de leurs actes, sinon devant la loi, du mois devant l'opinion publique ... Le scrutin secret ne protège point l'indépendance des électeurs; quand on a des opinions généreuses on a toujours le courage de ses opinions. Il ne protège que la corruption, l'apostasie, l'intrigue; les honteuses manœuvres cherchent le mystère et les ténèbres. L'honnête homme, au contraire, aime a agir au grand soleil de la publicité. Quand on n'a pas l'intention de faire de honteuses choses on n'éteint pas les lumières.*

Vous demandez à un électeur, pour qui il votera; il vous répond qu'il votera selon sa conscience. Quoi! citoyen anonyme, tu voteras selon ta conscience, et tu n'oses dire comment tu voteras? As-tu donc peur qu'on te prenne pour un honnête homme? —

Dieses Pamphlet schien der Pariser Zeitung *le National*, deren Redaktion seit 1840 Armand Marrast übernommen hatte, durch Inhalt und Form bedeutend genug, um ihrem Leserkreise vorgelegt zu werden; in Tilliers Heimat erregten die Briefe die allgemeine Aufmerksamkeit so stark, dafs die Aktionäre des in Nevers erscheinenden Journals *l'Association* ihn für den Mann hielten, diese einzige oppositionelle Zeitung des Departements als Hauptredacteur zu leiten. Hier fiel ihm natürlich zunächst der Leitartikel zu; aber neben dem Politiker kam, im Feuilleton, der Lyriker, der Romandichter und Erzähler zum Wort; Gedichte, der 'Onkel Benjamin', Bruchstücke des anderen Romans, Cornélius[1] erschienen zuerst in der 'Association'. Tillier arbeitete über seine Kräfte, sein Körper begann zu unterliegen. Aber er achtete der immer deutlicher hervortretenden Lungenkrankheit erst, als es zu spät war.

II.

Die zweimal wöchentlich, Sonntags und Donnerstags, erscheinende Zeitung: *L'Association, Journal de la Nièvre. Politique. — Industrie commerciale et agricole. — Jurisprudence. — Littérature* bestand gerade elf Monate, als Tillier am 9. Juni 1841 ihre Leitung erhielt. Die am folgenden Tage, einem Donnerstag, ausgegebene Nummer ist die erste, die unter seiner Redaktion herauskam. Nur zwei Jahre noch (bis zum 14. Mai 1843) hielt sie sich dann unter ihrem neuen, sehr eigenwilligen, sehr humoristischen Redacteur; ihm vor allem kann man unbedenklich die Schuld geben, wenn sie nicht länger bestand. Wir kennen ihn schon zur Genüge mit seinem die Wirklichkeit und ihre Bedingungen so gern überfliegenden Eigensinn; wir können uns daher leicht vorstellen, wie er, von dem Bewufstsein ganz uneigennütziger Gesinnung erfüllt, jede Konzession, jede Abschwächung verschmähte, alle die kleinen und grofsen Künste politischer Taktik, die eine Zeitung, welcher Richtung sie nun angehören mag, tagtäglich

[1] Das ist nach Parent (S. 21) sein wirklicher Titel.

üben mufs, wenn sie praktische Wirkungen erreichen will. Tillier war durchaus nur für den politischen Einzelkampf angelegt, die persönliche, nur sich selber verantwortliche Flugschrift war seine Waffe. Wir wundern uns nicht, von seinem Biographen zu hören, dafs die Aktionäre der Zeitung des geschäftlich unpraktischen Eigensinns ihres Hauptredacteurs überdrüssig wurden und schliefslich den äufseren Vorwand eines Prozesses benutzten, um die Zeitung eingehen zu lassen. Eher mag es uns verwunderlich erscheinen, dafs sie ihn überhaupt an diese Stelle zu setzen wagten. Die Ankündigung des Redaktionswechsels in der Nummer vom 6. Juni behauptet recht zuversichtlich: diesen witzigen, den Lesern schon bekannten Schriftsteller[1] noch enger mit der Zeitung verknüpfen, das heifse ihr neue Erfolge sichern. Als Pamphletist sei Claude Tillier über die Grenzen seines Arrondissements hinaus namhaft geworden; nachdem man sich vergewissert, dafs er auch ein ernster Publizist sein könne, habe man die Überzeugung, dafs mit dieser Wahl der Sache der Gerechtigkeit, der Vernunft und des Fortschritts gedient werde, zu deren eifrigsten und geschicktesten Verteidigern der neue Leiter der 'Association' gehöre.

Aber trotz dieser vertrauensvollen Erwartung läfst schon die erste von Tillier redigierte Nummer uns ahnen, dafs er die ihm gemäfse Form politischer Erörterung rücksichtslos in die ihm anvertraute Zeitung mit hinübernehmen werde. Zwar der erste Leitartikel, sein Programm enthaltend, ist — das mufs man ihm lassen — noch ganz ernsthaft gehalten. Wiederum, wie vor zehn Jahren, nimmt er sich vor, den Gegnern, wenngleich er sie bekämpft und obwohl er sie schon hier mit Ausdrücken wie *presse courtisane* und *fange ministérielle* beschenkt, dennoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: *nous dont la plume est libre comme celle de l'oiseau qui traverse les airs, pourquoi ne serions-nous pas justes envers tous comme contre tous?* Er ist von der Partei des Volkes, dem nur die wenigen gegenüberstehen, und dieses Volk will er aufklären über sein heiliges, ewig gültiges Recht. Das ruft er auch in dem folgenden langen Abschieds-

[1] Die Pamphlete des *Flotteur* waren in der 'Association' abgedruckt worden.

grufs: *'A mes amis de Clamecy,'* den 'Patrioten von Clamecy', zuallererst in die Heimat zurück: *toujours rappelez-vous que vous êtes des enfants du peuple et toujours soyez fiers de l'être.* Und dann wieder, mit einer Begründung, die er später im Eingang von *Mon oncle Benjamin* ähnlich wiederholen wird, die Mahnung, politisch uneigennützig, hochherzig zu denken und zu handeln: *ne sacrifiez jamais à des considérations de fortune l'indépendance de vos opinions.* Das war rein und wahrhaft seine eigene Art. Es hätte darum auch gar nicht der nun folgenden Auseinandersetzung bedurft, wie er nicht aus Erwägungen des Eigennutzes von Clamecy fortgegangen sei und aufser den Freunden seine Mutter, zunächst auch Frau und Kinder dort zurückgelassen habe. Er glaubt eben, der gemeinsamen Sache in Nevers besser dienen zu können. *L'âge où nous vivons est un âge de luttes et de combats, ce siècle que nous avons ébauché à grand'peine, on ne veut pas qu'il arrive à sa perfection; le peuple trahi, méconnu, renié, vendu par ceux-mêmes aux mains desquels il a confié sa puissance, a besoin de tous ses enfants pour le défendre. Qu'ils soient armés d'un bâton ou d'une épée, tous ceux qui ont un peu d'honneur sous la mamelle gauche doivent accourir sous son drapeau. Pour moi, je suis maintenant un petit bruissement d'opposition qui peut se faire entendre d'une limite à l'autre du département, je rends grâce à la fortune de m'avoir fait un peu plus que je n'étais, parce que je deviendrai plus utile à la cause commune.* Und so sollen sie alle, je nach ihren Kräften, dazu helfen. Dann allein kann das Volk zum Bewufstsein seiner Macht kommen. *Le peuple sera le plus fort le jour où il s'apercevra de sa puissance; et alors ce jour d'égalité et de confraternité dont nous voyons l'aurore poindre à travers de sombres nuages, resplendira sur toute la France.*

Mit dem letzten Satz dann, der unmittelbar folgt, läuft der Brief in drohend humoristischer Wendung aus. Denn er ist an die *Chers et vertueux professeurs de l'Académie de Clamecy* gerichtet. In einer ausführlichen Anmerkung macht Tillier die unter seinen Lesern, welche mit den Verhältnissen in Clamecy weniger vertraut sein sollten, mit dem Ursprung dieser Titulatur bekannt. Solche Mischung von Pathos und burleskem Humor war schwerlich nach jedermanns Geschmack. Auch in dem Briefe

selber überläfst sich Tillier seiner Laune, wie es ihm gefällt. Er weifs, dafs das Pflaster, das er jetzt in Nevers betreten wird, nicht mit Rosen bestreut ist: 'Bedenkt, ehrenwerte Professoren, dafs ich mich jetzt einen Tag um den anderen rasieren und dafs ich das *Écho de la Nièvre* lesen mufs.'

Damit hat er unter seinen Gegnern den eingeführt, den fortan in Schimpf und Ernst, vorwiegend mit übermütigem Spott zu bekämpfen ihm offenbar ein mehr als blofs politisches Bedürfnis war. Das *Écho de la Nièvre* war das Organ der Präfektur, das Blatt Dupins, es wurde später auch das Blatt des Bischofs Dufêtre. Ohne Zweifel war Tillier an Witz und Schärfe, an Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks diesem Gegner sehr überlegen. Doch mit Recht konnte das 'Echo' ihm vorhalten, wie bedenklich in dem engeren Bezirk einer Provinzialstadt diese Form der persönlichen Persiflierung nach Pariser Vorbild sei. Solche moralische Betrachtung half ihm freilich gar nichts. Tilliers Begabung war zu natürlich auf diese Form des Kampfes hingewiesen, und es kümmerte ihn nicht im mindesten, dafs seine Zeitung hierdurch bisweilen ganz die Manieren eines politischen Witzblattes annahm.

Auch seine Vaterstadt bekam Witz und Laune Tilliers jetzt von Nevers aus noch manchesmal empfindlich zu fühlen. Es war, als ob der Humorist die alten Feinde — die ihm fast lieb geworden, weil er an ihnen seine Kraft zuerst erprobt hatte — nun nicht mehr entbehren könnte. Nicht umsonst hatte er am Schlufs des Briefes an die 'respektablen Professoren' der pathetischen Betrachtung des still zu seiner Kraft kommenden Volkes das Heinesche Schwänzchen angehängt: *En attendant, si votre aristocratie de papier timbré se conduit mal avec vous, faites-le-moi savoir.* Am 25. Juli bringt die 'Association' ein C. T. gezeichnetes Feuilleton: *Théâtre de Nevers.* Tillier sagt einem Schauspieler Gamard die Wahrheit über seine Leistungen und rät ihm, Schulmeister zu werden *pour notre plaisir et pour votre gloire.* Er erzählt ihm auch gleich, was ihn da erwartet. Schüler würde er, die kleinen Mädchen mit eingerechnet, im Winter etwa fünfzig zusammenbringen. *Le quart de vos écoliers vous payera mal, l'autre quart ne vous payera pas du tout, à moins toutefois qu'il ne vous paye en mauvaises querelles et en injures. Aussitôt que la*

violette commencera à poindre le long des haies, que les arbres deviendront blancs et roses, petites filles et bambins s'envoleront aux travaux des champs, comme une troupe de petits canards qu'une poule a longtemps rassemblés autour d'elle, ouvrent leurs ailes et s'envolent lorsqu'ils aperçoivent une rivière. Alors vous pourrez vous livrer aux délices de la chasse ou de la pêche comme un véritable gentilhomme. Er setzt Herrn Gamard weiter auseinander, wie gefügig gegen öffentliche Gewalten jeder Gattung er in seiner neuen Stellung sein müsse, und erzählt ihm ein warnendes Beispiel. *Je connais un de vos confrères auquel il arriva malheur pour n'avoir pas voulu se soumettre à ces exigences. Quand ces beaux messieurs venaient, lui appuyant le procès-verbal sur la gorge, lui demander le sacrifice de son indépendance, il les regardait en souriant comme un homme de six pieds regarderait un enfant qui lui demanderait la bourse ou la vie. Il les voyait si petits, si petits qu'il ne se donnait pas même la peine de les mépriser; il avait confiance en sa force et s'imaginait qu'aussitôt qu'il aurait montré les dents, toute cette racaille empanachée prendrait la fuite; mais il se trompait: avec cent brins de chanvre on fabrique une corde, et cent nains bien unis, bien serrés l'un contre l'autre font la monnaie d'un géant. ... Les uns allaient chevauchant sur leur canne et se donnaient des airs de sergent de bataille; les autres brandissaient leur cachet comme une masse d'armes; il y avait des écharpes, il y avait aussi, je crois un peu d'hermine. ... c'était à son martinet qu'on en voulait, et il n'avait pour le faire vivre que cet outil.* Und das Ende dieser Geschichte, die wir kennen, lautet hier so: *Enfin, ils firent tant et si mal que chaque jour le pauvre confrère perdait quelqu'un de ses écoliers; les bourgeois s'en allèrent les premiers, puis les marchands en gros et en détail, puis enfin le peuple. Le peuple qui l'abandonnait précisément parce qu'il avait été plus fidèle à sa cause. Oh! cela fit de la peine au confrère. Quand l'ingratitude vient des nôtres, elle a un dard bien cuisant.* Und so sah sich der arme Kollege, der nicht mehr Schulmeister sein konnte, genötigt, Feuilletonist zu werden, wofür er seinen guten Feinden die lebhafteste Dankbarkeit bewahrt.

Herr Paillet tritt in diesem Pamphlet noch nicht hervor, aber seine Stunde ist nahe. Acht Tage später beginnt Tillier ein neues Feuilleton: *Chronique de Clamecy. Le marché,*

le budget et le conseil municipal. Der Municipalrat von Clamecy geht damit um, den Markt von der Höhe neben der Martinskirche hinunter auf den Bethlehemsplatz zu verlegen. Tillier giebt zu, dafs er an seiner alten Stelle unbequem genug liegt: *on n'y aborde que par deux ou trois petites rues boiteuses qui grimpent clopin-clopant la montagne, qui s'en vont de çà et de là comme un homme ivre et forment autant de zig-zags qu'un chemin couvert.* Trotzdem bekämpft er die Verlegung und führt seine Gründe an. Das giebt ihm die erwünschte Veranlassung, sich noch einmal mit den Regierenden der Stadt auseinander zu setzen. Er erinnert sie unter anderem daran, wie er (durch sein erstes Flöfser-Pamphlet) versucht hätte, der Stadt eine unnütze Ausgabe von 700 fr. zu ersparen. *Mais vous ne pouviez, vous, nobles bourgeois, sérénissimes propriétaires, qui avez pour cinq à six mille francs d'esprit par an, faire droit aux avis d'un pauvre maître d'école; il était même de votre dignité de faire tout le contraire; aussi ai-je eu deux torts en composant mon premier pamphlet: celui de n'avoir pas mis un habit à la française pour l'écrire, et l'autre de ne pas vous avoir tirés par la queue au lieu de vous tirer par la tête.* Allmählich, während die Erörterung noch andere Gebiete, wie höheren und elementaren Unterricht, streift, tritt aus der unbestimmten Menge der Angegriffenen immer sichtbarer Herr Paillet heraus. Wir lernen sein Haus kennen, in der *rue Bourgeoise,* gegen deren beabsichtigte Aplanierung Tillier sich wendet: *une maison noire, sans soleil, toute moisie, une véritable maison de mélodrame, où M. Paillet, dans la retraite et le silence, élucubre ses calembourgs.* Und wie Tillier weiter von den Wahlen zum Municipalrat spricht, bei denen in jedem Fall ein Bourgeois, mag er sonst sein, was und wie er wolle, aus der Urne hervorgeht, kommt ihm der Gedanke, Herrn Paillets berufenen Stock mit dem grofsen vergoldeten Knopf als Kandidaten hinzustellen und in längerer Rede durch Herrn Paillet selber empfehlen zu lassen. *Que M. P...... mette un de ses vieux habits à sa canne et qu'il fasse aux électeurs ce petit discours: 'Messieurs, je recommande ma canne à vos suffrages; ma canne est comme moi le plus beau juste-milieu que vous puissiez désirer; elle est indifférente à tous les vernis comme à toutes les formes; elle peut faire au besoin un manche à balai, une canne de tambour-*

maître, un balancier de sauteur de corde, un bâton de croix ou un bâton de drapeau. Elle est comme mon épine dorsale, raide ou pliante, selon les occasions; elle sait très bien quand il faut se courber et quand il est à propos de se redresser ... A ceux qui objecteraient que, par ma canne, j'aurais deux voix dans le conseil, je répondrais que M. C......... a, par son commis, deux voix dans le conseil et qu'il importe peu que cela résulte d'une canne ou d'une plume ... Il est vrai que ma canne ne se fera pas remarquer par un grand talent d'élocution, qu'elle n'égayera pas la discussion par un de ces jolis calembourgs dont les avoués de Clamecy régalent au dessert leurs convives et qui ont porté mon nom jusqu'aux limites les plus reculées de l'octroi, mais je lui prêterai une de mes vieilles toques, afin qu'elle puisse opiner du bonnet.' Hiermit ist aber auch der Humor auf die Spitze gekommen und schlägt unmittelbar in den bittersten Ernst um, wie auch sonst so oft in Tilliers Pamphleten. In pathetischer Apostrophe, die er liebt, wendet er sich an die Wähler und sucht ihnen das Gewissen zu wecken. *O électeurs! quand reviendrez-vous de la sotte admiration que vous professez pour cette aristocratie de bas étage! ... C'est cette fatale idée de supériorité qu'il attache à tout ce qui prédomine par la fortune, qui le maintient dans l'esclavage. Du moment où le peuple sera convaincu qu'il est égal en intelligence à ceux qui le surpassent en richesse, toutes les aristocraties disparaîtront de la surface de la nation, et l'égalité fera passer les hommes sous sa guirlande de fleurs.* Tilliers Gleichheitsschwärmerei ist so unbedingt wie irgend möglich, das hat schon sein Bettlerstimmrecht genügend gezeigt. Mehr noch erregt ihn aber, dafs die Wähler so oft ihr Stimmrecht geradezu verschachern oder doch socialen Rücksichten preisgeben. Und er führt uns nun wieder mit bitterem Humor diese Wähler vor Augen, für die jede Wahl ein Rechenexempel ist. *Voilà, dit l'épicier, un gros monsieur qui nous conviendrait bien; j'ai usé ce mois-ci, rien qu'à envelopper son poivre, toute la biographie de M. Dupin, par le docteur Ortolan, les couvertures y comprises.*

C'est en effet une excellente tête, répond le chapelier à l'instar de Paris; je lui vends tous les ans deux castors superfins.

Excellente tête, en effet, s'écrie le perruquier; il porte un faux toupet, voilà l'homme qui nous convient.

Oui, l'homme qui nous convient, répète le bijoutier opticien; c'est moi qui lui fournis des lunettes, et je réponds qu'il y verra clair.

Le seul homme qui nous convienne, fait le marchand de modes; ma femme m'a bien recommandé de voter pour lui, c'est elle qui fournit sa bru de chapeaux.

Le débitant de tabac objecte que le gros monsieur ne prise ni ne fume; mais on lui fait observer qu'il faut être impartial avant tout.

Eigentlich würde solchen Leuten ja ganz recht geschehen — damit kehrt Tillier zu dem Ausgang der ganzen Erörterung zurück —, wenn ihnen aus denselben Motiven, von denen sie bei ihren angeblich gemeinnützigen Handlungen sich leiten lassen, der Markt genommen und in die Bethlehems-Vorstadt verlegt würde. Sie erhielten so eine gute Lektion darüber, daſs in allen Dingen das Gesamtinteresse zugleich das wohlverstandene Privatinteresse ist.

Daſs Dupin häufig, und auch mit besonderen Artikeln, bedacht wird, ist selbstverständlich. So im November 1841 für verächtliche Bemerkungen über die Presse in seiner Eröffnungsrede der Sitzungen am Kassationshof. Dupin will sie von einem Journalisten gehört haben, doch hat er ihn nicht genannt, und Tillier ist geneigt, sie für einen indirekten *coup de boutoir* eigener Mache zu halten. In demselben Artikel, vom 16. November: *M. Dupin, ancien journaliste,* bringt er aber auch, nach dem Vorgang der Pariser Zeitung *la Patrie*, eigene journalistische Arbeit Dupins den Lesern der 'Association' in Erinnerung. Sie gehört dem Jahr 1834 an. Dupin war zu jener Zeit der unsichere Kern einer unsicheren Parteibildung, des *tiers parti,* und sein einziger Versuch positiver Politik: ein Kabinet, dem zwar nicht er selbst, aber sein Bruder Charles angehörte, scheiterte damals schon nach drei Tagen so lächerlich, daſs die anderen Witzbolde der Kammer ihm endlich einmal nach Herzenslust heimzahlen konnten und von der *journée des Dupins* sprachen.

Aber selbst die eigenen Freunde des launischen Redacteurs waren vor sanften Rutenstreichen nicht sicher. Clamecy besitzt eine öffentliche Bibliothek, wie man sie bei uns in Städten von noch nicht 6000 Einwohnern sicherlich sehr selten antreffen wird. Sie wurde zu Tilliers Zeit, am 1. Januar 1842 eröffnet, und der Bibliothekar, sein Freund Parent, hatte einen Bericht über die

neue Anstalt verfaſst. So lange die Bücherei der Stadt nicht jedermann zugänglich gewesen war — noch in dem zweiten Artikel über die Verlegung des Marktes —, hatte Tillier gespottet, die Stadt brauche auch keinen besonderen Raum für sie; zwei oder drei groſse Kisten mit etwas Arsenik durchstreut, damit die Ratten sie nicht läsen, und ein Kater als Bibliothekar seien vollauf genügend. Nun bekrittelt er wieder die neue Schöpfung und tritt, hierin ein rechter Durchschnittsdemokrat, für den Volksunterricht auf Kosten der höheren Bildung ein. Diese Anschauung trägt er auch sonst in eigenen Artikeln vor; der gewaltsam zum Volksschulmeister Herabgedrückte verleugnete jetzt den Bachelier.[1] Und das Gefühl ist aufrichtig, im Innersten blieb Tillier zeitlebens ein Kind des Volkes. Mit den damals häufiger werdenden radikalen Wortführern der unteren Volksschichten, die für sich selber nicht nur gebildete, sondern, wie Marrast und Dupoty, äuſserlich elegante Lebensformen verlangten, hatte Tillier gar nichts gemein. Die Form seiner Bildung zeigt eine eigene Mischung volksmäſsiger und höherer geistiger Bedürfnisse.

Diese ihm allein eigene Art, die sich auch in seiner hochsinnigen Staatsauffassung ausprägte, brachte ihn hier nicht selten auf Wege, die von der gemeinsamen groſsen Straſse der radikalen Parteien ziemlich weit abführten. Daher sein Widerspruch gegen die geheime Abstimmung und daher auch sein wiederholtes Eintreten für eine strengere Gefängnisdisciplin. Das 16. Kapitel von *Mon oncle Benjamin* enthält eine gewiſs auffällig lange Erörterung hierüber; ihr war schon in der 'Association' am 15. August 1841 ein Artikel über dieselbe Frage, *Quel est le meilleur régime disciplinaire à appliquer aux détenus?* vorangegangen. Vermutlich hatte Tillier im Leserkreis heftigen Widerspruch erregt, und gerade daher läſst er in dem Roman noch einmal seine Ansicht über den Zweck der Strafe durch den Helden so drastisch wie möglich aussprechen. Auch Benjamin giebt von vornherein zu: *Il est dur sans doute de crier à la loi, quand elle flagelle un*

[1] Die Vermutung (Archiv Bd. CVIII, 91), Tillier habe sein Bachelier-Examen nicht gemacht, hat sich als irrig erwiesen. Das städtische Museum in Clamecy bewahrt das von Cuvier als Kanzler d. 23. Sept. 1820 gezeichnete Diplom.

malheureux: Frappe plus fort, tu ne lui fais pas assez de mal; mais il faut bien se garder aussi de cette philanthropie inintelligente[1] *et myope qui ne voit rien au-delà de son infortune ... C'est toujours du point de l'intérêt public qu'une question sociale doit être examinée.* In England hat ein Jahrzehnt später auch ein Humorist, einer der tiefsten, die es giebt, die gleiche Anschauung in noch schrofferer Form ausgesprochen. Und auch er gerät bei einem Gefängnisbesuch in London[2] auf die Vorstellung, wie behaglich er selber, mit Papier und Tinte allein gelassen und ohne alle Störung, an solchem Orte sich befinden würde: 'ich würde ein Buch schreiben, wie jetzt kein Leser eins von mir zu sehen bekommen wird.' Gegen Tilliers Bemühungen ist zu sagen, daſs der Staat selber schon seit dem 10. Mai 1839 Änderung zu schaffen begonnen hatte.[3] Ganz im landläufig radikalen Sinne ist, was Tillier in dem Artikel der 'Association' schlieſslich sagt, um die politischen Gefangenen insgesamt von alledem auszunehmen: *Ce sont les vaincus d'un pouvoir et non des criminels, des prisonniers de guerre et non des détenus, des soldats auxquels on a ôté leurs armes, mais qu'on n'a pu dégrader. Le gouvernement quel qu'il soit, leur doit la considération qui s'attache à toutes les opinions généreuses.*

In den ernsten politischen Artikeln überhaupt sprechen sich natürlich die gemeinsamen Grundanschauungen der radikalen Opposition, wie sie von der hauptstädtischen Parteipresse vertreten wurden, häufiger und stärker als die Abweichungen aus. Sie bieten eben darum für die persönlich bezeichnende Charakteristik Claude Tilliers weniger als die humoristisch-politischen Pamphlete des Feuilletons. Auch die durch viele Nummern sich fortsetzenden Kampfartikel gegen die *opérations du recensement*, d. h. gegen die vom Finanzminister Humann 1841 in gesetzwidriger Form angeordnete Neueinschätzung der Steuerzahler, welche überall in Frankreich erbitterten, in einzelnen Städten bis zu offenem Aufruhr sich steigernden Widerstand fanden, gehen bei Tillier schlieſslich in die burlesk humoristische Form ein.

[1] *philanthropie de gazette,* stand vor den letzten beiden Worten noch in der ersten Form des Romans ('Association' vom 16. Oktober 1842).

[2] Carlyle, *Latter-Day Pamphlets. II. Model Prisons.*

[3] Tocqueville, *Œuvres* IX, 299 ff. *(Réforme des prisons).*

Das eine dieser Pamphlete: *Je veux être recensé,* ist aus der 'Association' in die Sammlung der Werke aufgenommen.

Aber eben diese zügellose Angriffslust Tilliers, deren Erzeugnisse wir heute aus den erhaltenen Nummern der 'Association' zusammensuchen, wurde dem Blatt zum Verderben. Schon am 14. Oktober 1841 lesen wir von einem gegen die Zeitung eingeleiteten gerichtlichen Verfahren. Diesmal wurde sie freigesprochen. Bald darauf (16. November) schied der bisherige *directeur-gérant* aus, und Tilliers Bruder Alexander trat an die Stelle. Wir wissen nicht, was den Wechsel herbeiführte; sicherlich war es nicht leicht, mit Tillier zusammen zu arbeiten. Am 20. Juni 1842 finden wir die 'Association' wieder angeklagt; und jetzt wird sie wegen verleumderischer Beleidigung zu einer Geldstrafe von 3000 fr. verurteilt. Ein Herr Avril, der, wie es scheint, in Nevers für Tillier Herrn Paillet ersetzte, hatte sie verklagt. Und einen Prozefs, sagt Parent, hätten im Mai des nächsten Jahres die Aktionäre der 'Association' zum äufseren Anlafs genommen, um das Blatt eingehen zu lassen. Vielleicht war es noch derselbe.

Diese Verhältnisse klarzulegen, ebenso wie den Anteil Tilliers an der 'Association' genau festzustellen, ist bisher nicht möglich gewesen, da ein vollständiges Exemplar der Zeitung selbst in Nevers nicht erhalten ist. Was sich noch hat auffinden lassen: Juninummern aus der Zeit von Tilliers Eintritt und das fast vollständige zweite Halbjahr 1841, dann etwa 45 durch das Jahr 1842 verstreute Nummern, das genügt wenigstens, um eine Anschauung von Tilliers journalistischer Thätigkeit zu gewinnen. Am meisten wird man bedauern, dafs die Feuilletongestalt von *Mon oncle Benjamin* nicht mehr zusammenzubringen ist. Auch die Teile des zweiten Romans, die, wie Parent angiebt, zuerst in der 'Association' erschienen sind, finden sich in dem Erhaltenen nicht. Von den beiden kleineren Erzählungen[1] füllt die eine: *Comment le capitaine eut peur,* drei Feuilletons des Jahrgangs 1842.

[1] Sie sind, ebenso wie der Roman *Cornélius,* neugedruckt erschienen (1890) Berlin, Neufeld & Henius, Éditeurs.

Berlin. Max Cornicelius.

(Schlufs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zum angelsächsischen Krönungseid.

Das Datum 975/8 mag für die angelsächsische Form des Krönungseides (*Gesetze der Angelsachsen* S. 214) zutreffen. In diesem Falle ist nicht sie, sondern der lateinische Text original. Denn dieser findet sich in zwei Pontifikalien vor 975, nämlich dem *Leofric missal* (dort S. 215 als *El* verglichen, aber falsch um 1050 datiert), einem lothringischen oder nordfranzösischen Sakramentar von etwa 925, und dem *Pontificale Lanaletense*, von etwa 875—925 [freundliche Mitteilungen von Herren F. Madan, Bodley's Sublibrarian, bezw. H. Loriquet, Conservateur de la bibl. de Rouen]. Ja, er würde bis 750 hinaufdatieren, wenn das sogen. *Pontificale Egberti* (dort *P* genannt), welches aber mindestens 200 Jahre jünger als Egbert ist, mit Grund 'is said to be a copy of the Pontifical of Egbert of York 732—66'. So vorsichtig urteilt L. G. W. Legg *English coronation records* auf p. 3, der p. XXXI aber doch den Eid ins 8. Jahrhundert hinaufsetzt. Er druckt die Krönungsliturgie samt dem Eide p. 9 [1] nach jenem Buche des '9. century' von Lan (d. h. Kirche) Aleth in der Bretagne, einem jetzt nach Saint Malo übertragenen Bistum. Dies Buch gehörte später Jumièges und ist jetzt in Rouen (A 27). Englischen Ursprung des Textes beweisen in der Litanei die Heiligen *Birin, Cuthberht, Ercenvald*; und auf angelsächsische Benutzer deuten 'Anglo-Saxon glosses'. Von letzteren steht eine zu den Ordalformeln (*Gesetze* S. 405 [c], wo die Hs. *Rj* heiſst; vgl. 401 [b]. 416. 411 [20]). Obwohl [nach Loriquet] die Handschrift fränkische Minuskel zeigt, und obwohl die Liturgie [ed. Legg S. 8] *Romanum imperium* als berufen zur Predigt des Evangelium erwähnt, bezweifeln die englische Herkunft nicht die (bei Legg nicht genannten) früheren

[1] Die Lesarten decken sich fast ganz mit P. Als Liturgie von etwa 1066 druckt er p. 15 den Text der *Gesetze*, doch aus anderer Hs., der dort S. 401 *Ci* genannten. Die Form des 12. Jahrhunderts, dort S. 215 aus Kb, bringt er p. 30 aus dem dort S. 401 *Tr* genannten Codex.

Editoren Mabillon (*Ann. ord. s. Bened.* IV 461), Martene (*De antiq. eccl. rit.* II 214. 232. III 434), Gage (*Archaeologia* 25 [1834], 235), Westwood *Miniatures* 143, Bethmann bei Zeumer *Formulae* 710 (wo *Canaletensis* in *Lanal.* zu bessern). In der Zeitansetzung schwankten sie von 875—1025. Und eine gründliche Untersuchung des Bandes durch Paläographen, Liturgiker und Anglisten fehlt. Gage hielt ihn für südenglisch, vielleicht aus Winchester. Legg meint: 'possibly it comes from the north of England'; aber dafs f. 176 *Excerptio de canonibus Egberhti Eburacensis* aufgenommen ist, bildet hierfür kein Argument.

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsischer Protest gegen den Cölibat.

Die Handschrift Cotton Nero A 1, von Thorpe G genannt, enthält f. 70—96 einen Teil von einer Hand um 1060—80 geschrieben. Vor Homilien (ed. Napier *Wulfstan* p. 65—76. 130—4) und Gesetzen (meine *Ges. d. Ags.* 146. 201. 236. 470. 263. 473) steht stückweise die sogen. *Polity,* ed. Thorpe *Ancient laws* 422, aber anders geordnet: es folgen c. 2 ff. 11. 19. 23. 13—16. 22. 17. 25. 24. Von den starken Abweichungen bemerkt Thorpe nur wenige. So lautet f. 72 v. wie c. 23 mit der aus D citierten Variante. Das Verbot der Priesterehe aber ist ausradiert und ersetzt durch die Zeile *Riht is þæt preost him lufie clænlicne wimman to gebeddan.* Der Verbesserer war vielleicht einer jener rechtmäfsig verheirateten Priester, der für seine Hausehre eintrat, wie es scheint im bewufsten Gegensatz zum Cölibatsgebot von 1070, das Lanfranc, auch als er es später abschwächte, aufrecht erhielt gegenüber allen Stiftspriestern und den späterhin zu Ordinierenden. Nicht von zeitweiliger Duldung eines Brauches, wie sie Lanfranc bei den vor 1070 verheirateten Landpfarrern, und nur ungern, des Friedens willen übte, sondern von einem moralisch zu billigenden Rechte spricht der Verbesserer in G; und deutlich schilt er jene illegalen Verhältnisse, die oftmals an die Stelle der Priesterehe traten, als unrein.

Berlin. F. Liebermann.

Angelsächsische Hss. in Burton im 12. Jahrhundert.

Aus der Hs. 23944 des British Museum druckte W. de G. Birch im *Journal of the Brit. archl. assoc.* 1896 p. 247 einen Bücherkatalog der Abtei Burton on Trent vom [Ende des] 12. Jahrhunderts, der fast zuletzt, hinter 61 [lateinischen] Codices verzeichnet: *Omeliarium Anglicum. Psalterium Anglicum. Passionale Anglicum. Dialogum Gregorii et Historiam Anglorum Anglicam. Apollonium Anglicum. Euangelistas Anglicas* [so]. *Ymnarium Anglicum.* Da der Katalog vorher, als n. 13, *Dialogum Gregorii* unter den Lateinern erwähnt,

so meint er hier Werfrids Übersetzung. Unter ihren erhaltenen Codices ist keiner, der Herkunft aus Burton verriete oder gleichzeitig die Beda-Übersetzung enthielte.

Berlin. F. Liebermann.

Spielleute und Narren im 14./15. Jahrhundert.

Als die Stadt Leicester 1318 dem Amtmanne ihres Herrn, des Grafen, eine Mahlzeit gab, zahlte ihr Mayor an Wade und seinen Genossen, Spielleute, vier Pfennige.[1] Vielleicht gehörten diese zum gräflichen Haushalt, wie jedenfalls *II ministralli thesaurarii,* denen die Stadt 1307 zwölf Pfennige schenkte.[2] Nachdem 1338 die Landwehr aus Bürgern gemustert war, trank man auf dem Sonnabend-Markt, wobei *tubantes* Spielleute drei Pfennige erhielten.[3] Spielleute des Grafen beschenkte die Stadt zu seinem Bankett an Himmelfahrt Mariae,[4] 1358 zu einem Brautfest.[5] 1374 sind Stadtgaben an Spielleute des Königs und des Herzogs von Lancaster[6] gebucht,[7] 1379 an solche des Grafen von Warwick und an einen *bourdour Yevan* der Herzogin [Constance von Lancaster] — dieser Narr, bemerkt die Hrsg., trug den Walliser Namen für 'Hans' —, 1333 an Richard *le fol domini comitis*[8] [des Urgrofsvaters Heinrichs IV.]. John Gibson, John Wait, Mountford[9] heifsen 1378 Minstrels [wohl des Johann von Gent]. Öfter stehen Spielleute neben Boten und Läufern.[10]

Berlin. F. Liebermann.

Zum angelsächsischen Davidbild.

Das Bild des Zither spielenden David zwischen zwei Bläsern, über welchen ein Geiger und ein Messer- und Kugelwerfer gemalt stehen, ist oft faksimiliert, zuletzt bei Wülker *Gesch. Engl. Litt.* 63. Dieser liest die Aufschrift über letzterem Jongleur *fthan.* Gemeint ist *Ethan,* den die Bibel unter den Musikern in Davids Kreise auszeichnet. Also aus der Vulgata müfste man die wenigen Namen desselben Zusammenhanges heranziehen, um die drei anderen, nicht ganz lesbaren, auf dem Bilde zu erklären.

Berlin. F. Liebermann.

---

[1] *Records of Leicester* ed. Bateson [vgl. *Archiv* CVII 108; *Mitteil. histor. Litt.* XXX 61] I 319. [2] Ebd. 260. [3] Ebd. II 45. [4] Ebd. 46. [5] Ebd. 109. [6] Auch 1376, p. 155; 1379, p. 170 f. [7] Ebd. 148. [8] Ebd. 14. [9] Ebd. 171. [10] Ebd. 154 f.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an Georg Friedrich Benecke. Mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Dr. Rudolf Baier. Leipzig, 1901. X, 173 S. 8.

Die vorliegende, sorgfältig herausgegebene und kommentierte Sammlung hat nicht nur für die Geschichte der deutschen Philologie Wert, auch der Litterarhistoriker wird manches aus der Lektüre derselben gewinnen können. Er wird sich freuen, dem Vertreter einer älteren schriftstellerischen Epoche in Eschenburg zu begegnen, er wird vor allem zur indirekten Charakteristik eines Häuptlings der wichtigsten damaligen litterarischen Strömung wichtige Beiträge bekommen. So schreibt W. Grimm am 10. November 1815 über A. W. Schlegels Recension der altdeutschen Wälder: 'Nicht nur ist manches falsch ... sondern manches ist auch unbescheiden und albern ausgedrückt. Im ganzen ist mir ein widerwärtiges französisch-vornehm thuendes Wesen, das mit einer leichten Wendung abzusprechen denkt.' Schärfer noch geht Lachmann ins Zeug: am 7. Juni 1826 hat er einen Brief an Schlegel geschrieben, den er in Kopie beilegt, und den dieser gewifs nicht 'hinter den Spiegel gesteckt hat.' Der eitle Mann hatte sich beklagt, dafs L. ihn nicht als den 'Anfänger und Anreger dieser Untersuchungen' in der Vorrede zu seinen Nibelungen genannt habe. In seinem Zorn unterschätzt wohl L. das Verdienst des feinsinnigen Kritikers, das z. B. gerade in jener Recension der altdeutschen Wälder steckt; nur eines will er ihm zugestehen: 'Er hat es zuerst erfunden und Herr von der Hagen treulich die Kunst fortgesetzt, dafs man das gelehrte Studium fahren lassen und zunächst auf Weiber und Kinder einen flüchtigen Eindruck machen müsse, besonders aber sich selbst immer als den höchsten Gipfel der Wissenschaft und ihren Grundpfeiler hinstellen.' Auch der 'vielseitige und vielgeschäftige' Böttiger taucht einmal auf: 'Böttiger', schreibt Jakob Grimm am 11. August 1811, ,unter uns gesagt, hat mir widerstanden.' Goethes Name erscheint im Zusammenhang mit den Brüdern Boisserée, deren Gemäldesammlung W. Grimm in genanntem Brief begeistert beschreibt: 'Göthe, der auch dort

war und sehr gesund, jugendlich und freundlich ist, ist ganz erstaunt und schreibt etwas darüber' (vgl. Goethe und die Romantik, hg. von Schüddekopf und Walzel I. S. LVIII, II. S. 321). Ernst Moritz Arndts Interesse für das Studium über das deutsche Altertum bezeugt ein Brief Reimers' vom 28. August 1816.

Für den Germanisten ist diese Frühzeit der deutschen Philologie, in der ohne Grammatik und Wörterbuch so Grofses geleistet wurde, eine stets erneute Quelle der Bewunderung. Vor allem ist jeder einzelne Brief Lachmanns, der ans Licht kommt (vgl. die neuerdings veröffentlichten Briefe an Docen Anz. f. d. A. 28, 143 ff.), ein neues Zeugnis für seine schier unermüdliche Arbeitskraft und seine treue Hingabe an seinen Beruf. Die Schärfe gegen seine Gegner wird teilweise durch ihren Hochmut und ihre Unbelehrbarkeit erklärt, teilweise durch seine aufrichtige und demütige Bewunderung fremden Verdienstes wettgemacht. Aber auch für den gegenwärtigen Betrieb der Wissenschaft ist manches aus diesen Briefen zu lernen: wenn z. B. Piquet gewufst hätte, dals Lachmann wegen des Überwiegens der französischen Fremdwörter im Erec denselben vor den Iwein gestelllt hat, so hätte er es sich vielleicht doch überlegt, ihn gerade wegen dieses Umstandes hinter denselben einzureihen.

Im einzelnen bemerke ich folgendes: Nr. 2 fehlt eine Anmerkung über die Reisebücher von Barrington. — Über 'D. Zays Schrift über das Goldauer Unglück in der Schweiz', die J. Grimm hier am 22. September 1810 verlangt, schreibt er am 7. Oktober (W. Müller, Briefe der Brüder J. u. W. Grimm an G. F. Benecke S. 20): 'Hingegen brauchen Sie mir Say (!) über Goldau nun gar nicht zu schicken.' Goldau, in der Nähe des Rigi, wurde nach Müllers Anmerkung am 2. September 1806 verschüttet. — Nr. 4: Da sonst in den Anmerkungen die vollen Titel der angeführten Bücher citiert werden, hätte es auch hier geschehen sollen: Suhm, om Odin og den hedeniske Gudeläre 1771. R. Jonas, isländ. Grammatik, Kopenhagen 1651. Scott, the minstrelsy of the scottisch border in 3 parts, 2. Aufl., Edinburgh 1803. Ich entnehme die Titel den Briefen vom 14. März, 10. April, 5. November 1810 bei Müller. — In Bezug auf Heinrich v. München hätte auf W. Grimms Deutsche Heldensage Nr. 84 verwiesen werden sollen. — S. 7 Z. 12 *aber einfach* verstehe ich nicht: sollte hier ein Lesefehler vorliegen? — Darüber, dafs von der Hagen die Kämpadater zurückbehält, wäre nicht nur auf S. 39 der Müllerschen Briefe, sondern vor allem auf S. 27 derselben in der Anmerkung zu verweisen gewesen. — Wer ist 'die Dame', die eine französische Übersetzung von Bouterweks Geschichte der Poesie etc. besorgen will? — Nr. 10: Über 'Zennes Verfahren gegen Hagen', das W. Grimm hier tadelt, hätte man eine Anmerkung erwartet. Das Nähere findet man jetzt Anz. f. d. A. 28, 137. — Nr. 21, 22 wäre eine Anmerkung über Dr. Irving erwünscht. — Nr. 24: 'die beste Handschrift des Gedichtes ... mit *h* die wie *h* aussehen' ist undeutlich; gemeint sind wohl 'mit *z* die wie *h* aussehen'. Nr. 29: Über das Gedicht des Konrad von Helmsdorf findet man Näheres bei Bächtold, Gesch. d. d. Litt. in d. Schweiz, S. 139, Anm. S. 40. — S. 49

Z. 3. v. u. ist *seiner Raben* vielleicht Lesefehler für *seines,* obwohl das Femininum nicht unerhört wäre. Nr. 42 wäre zu bemerken, dafs unter *Muri* der Ort im Aargau zu verstehen ist. — Nr. 46 l. *pascua* st. *pascuo, pacto* st. *pacta.* — Nr. 48, Cleasby betreffend, wäre vor allem auf Dasents grofse Biographie zu verweisen gewesen (An Iclandic-English Dictionary, based on the Ms. collections of the late Richard Cleasby, enlarged and completed by G. Vigfusson. With an Introduction and Life of R. Cleasby by G. W. Dasent. Oxford 1874. pp. LXI—CIV). — Nr. 51: Über die Hs. des Renner und ihre Datierung s. Wölfel Zs. f. d. Alt. 28, 1 ff. — Nr. 59: S. 91 Z. 7 v. u. l. *per* st. *per.* Wichtigere Nachträge giebt Steinmeyer Anz. f. d. Alt. 28, 1 ff.; die meinigen sollen nur das Interesse bekunden, mit dem ich Text und Anmerkungen dankbar genossen habe.

Bern. S. Singer.

Rudolf Haym, Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlafs herausgegeben. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1902. 303 S.

Es ist das erste Mal, dafs ein Meister der Biographie seine eigene Lebensgeschichte schreibt, wenn man von Goethe absieht, den ich doch den eigentlichen Klassikern der biographischen Kunst kaum zuzählen möchte. Und in vollem Mafse hat sich Haym alle die Vorteile zu eigen gemacht, die aus der glänzenden Vorübung an Gentz, Varnhagen, Herder, Duncker einerseits und aus der intimen Kenntnis des 'Gegenstandes' andererseits erwuchsen. Es ist ein Werk entstanden, das in der Geschichte der Autobiographie Epoche machen mufs: die erste Beschreibung des eigenen Lebens, die nach allen Regeln und mit allen Künsten der wissenschaftlichen Biographik ausgeführt ist!

Eine Autobiographie, die ein Kunstwerk sein will, mufs einen bestimmten Abschlufs haben. Sie darf nicht mit dem Zufallsmoment endigen, in dem der Verfasser die Feder aus der Hand legt: die abgeschlossene Bahn eines fertigen Individuums mufs sie geben. Mag sie dann, wie der englische Familienroman, in gutmütiger Schlufsrede erzählen, was sich weiter noch begeben; nur darf das nicht als gleichwertig gelten mit der eigentlichen Geschichte. Augustinus erzählt, wie ihn Gott zu sich zog und rifs, und in dem Augenblick, da er die Ruhe gefunden, ist auch die eigentliche Lebensgeschichte zu Ende. Goethe schildert seine Erziehung zum Künstler; Haym giebt uns eine Entwickelungsgeschichte seiner eigenartigen Stellung in der Wissenschaft.

Auf einer merkwürdigen Conception beruht diese ganz individuelle Stellung. Man hat es oft betont, dafs Haym am liebsten — und besten — Gestalten behandelte, die ihren Weg auf dem Grenzgebiet von Litteratur und Philosophie ausschritten; aber eine Ergänzung ist nötig: seine Haupthelden haben alle auch ein starkes politisches Interesse. Alle, nicht nur Gentz und Varnhagen, Humboldt und Duncker, sondern auch Herder; denn für das Zeitalter der Aufklärung ist die Politik kaum etwas anderes

als eine Einzelform der Volkserziehung. Und, wie wir gleich hinzufügen wollen, sie ist auch für Haym kaum etwas anderes gewesen. Und so fügen sich jene drei zusammen: Poesie, Philosophie, Politik. Es sind seine grofsen Lebensinteressen wie es die seiner Helden sind; auch der Romantiker. Das politische Interesse der Romantischen Schule mufs einmal systematisch dargestellt werden; man wird finden, wie mächtig es ist nicht nur bei den aktiven Politikern wie Kleist und Arnim (für die es jetzt eben Steig schön ins Licht gestellt hat) oder Adam Müller und Fouqué, sondern auch bei den latenten Politikern wie Novalis und Hoffmann.

Worin finden nun jene drei grofsen Tendenzen oder Interessen ihre Einheit? Hettner, den man von allen Litterarhistorikern noch am ehesten mit Haym vergleichen kann — Julian Schmidt oder Gustav Freytag stehen trotz äufserlicher Ähnlichkeiten viel ferner —, Hettner hat eine besondere Litteraturgeschichte nicht anerkennen wollen: ihm war sie nur ein Zweig der allgemeinen Kunstlehre. Haym scheidet die Werke der bildenden Kunst so gut wie die Musik aus, nimmt dafür aber die Politik herein, die freilich der leidenschaftlich politisch interessierte Hettner in seine Darstellungen auch hineinschmuggelte. Wir dürfen sagen: für Haym giebt es ein grofses Gebiet des Interesses: es ist das der Ideenbildung. Die Lehre von den durch das Wort, durch die Sprache getragenen Künsten ist ihm ein einheitlicher Boden. Um Volkserziehung, um Volksbildung im höchsten Sinn handelt es sich überall: aus einem gärenden Chaos will die Poesie, will die Philosophie, will die Politik übersichtliche, geordnete, normale und dennoch individuelle Verhältnisse schaffen.

Daraus erklärt sich vieles. Daraus die stark praktische Richtung des ungemein lebensklugen und lebenstüchtigen Mannes, dem an Schopenhauers Lehre die Abkehr vom praktischen Leben geradezu widerlich war; daraus die starke Betonung, die die Kraft der Sprache erfährt, in der Romantischen Schule wie in den Erinnerungen: ist ja doch die Sprache das gemeinsame Vehikel jener drei Künste.

Nun beachte man dies. Weil Haym ein Kunstwerk geben will, schliefst er in einem bestimmten Moment. Ist es der, wo der Philosoph fertig ist? Haym ist kaum je weit über den grofsen Artikel 'Philosophie', diese Prachtleiche der Ersch und Gruberschen Katakomben, fortgeschritten. Ist es der, wo der Litterarhistoriker gereift ist? Aber der 'Gentz' zeigt schon ganz dieselbe Methode wie die in unserem Buch nicht mehr erwähnte Romantische Schule. Es ist der Moment, wo der Politiker seinen definitiven Standpunkt errungen hat: wo der 'Altliberale' sich endgültig in den 'Nationalliberalen' verwandelt hat! Ein politischer Klageruf schliefst das Werk. — Möglich, dafs er es doch noch weiter geführt hätte. Dennoch wäre die politische Erziehung die Hauptsache geblieben. Dafür ist etwas anderes Beweis genug: die rührende, überschwengliche Dankbarkeit für seinen politischen Erzieher, die die Erinnerungen atmen. Keiner seiner anderen Lehrer nimmt entfernt nur den Platz in seiner Autobiographie ein wie Max Duncker.

Haben wir so die Aufgabe des Werkes richtig erkannt, so ergiebt sich von selbst sein Inhalt. Haym schildert, wie er die deutsche Litteratur, die deutsche (und englische) Philosophie, die deutsche (und europäische) Politik verstehen lernte. Und zwar ist dies die Stufenfolge seiner Interessen. Für uns ist der Verfasser der Romantischen Schule und des 'Herder' von ganz anderer Bedeutung als der Rudolf Haym, der in der Paulskirche safs und über sie auch das beste Buch schrieb. Aber Haym selbst hat entschieden die Poesie als die engste Bethätigungsform jenes grofsen, normale Verhältnisse, Menschen und Ideen schaffenden Triebes angesehen. — Dazu kommt freilich noch die Lage der Dinge in seiner Jugend. Dichter, die auf ihn unmittelbar wirkten. hat er weder aus seiner persönlichen Bekanntschaft, noch aus seiner Zeit zu nennen. Ja, wenn er, wie Hettner, Gottfried Keller getroffen hätte! Aber mit starken philosophischen Mächten hat er sich wie mit lebenden Kräften auseinanderzusetzen: gerade das typische Durchleben der inneren Kämpfe mit dem Rationalismus, mit Hegel, Feuerbach, Straufs und Schopenhauer giebt seiner meisterhaften Schilderung die dauernde Bedeutung eines unschätzbaren Dokuments zur deutschen Geistesgeschichte. — Und gar die Politik! 1848 und der Verfassungskonflikt; die Reaktion und Bismarck! Alles ist politisch geladen. Begegnungen mit Politikern wie Hansemann und Lichnowsky, in feinen Kabinettsbildern gezeichnet; die Paulskirche; die Jugendjahre der Preufsischen Jahrbücher — ist es ein Wunder, dafs das politische Element in dem Werk so mächtig und hinreifsend hervortritt?

Doch aber dominiert es nicht allein. Der grofse Biograph hat seine feste Methode: es ist die psychologisch-beschreibende Methode. Er geht allen Kundgebungen des Geistes nach, um in jeder die Struktur gerade dieses Geistes und die Notwendigkeit gerade dieser Form nachzuweisen. Er behandelt sich wie er die Romantiker und Herder behandelte; nur unendlich schärfer, strenger, mit einer erzieherischen Unerbittlichkeit ohnegleichen. Keine Anmafsung, keine Voreiligkeit, keine Unsicherheit des Jünglings wird ihm geschenkt; und ohne Augustins Pathos oder Rousseaus Affektation, in ruhiger Sachlichkeit vollzieht sich vor unseren Augen die Erziehung Wilhelm Meisters vom Dilettanten — eben zum Meister. Und diese Kunst, auch nachträglich noch immer das Normale, Richtige herauszufinden, die andere pädagogische Biographen mit so billiger Bequemlichkeit üben, ruht bei ihm auf einer eingehenden Kenntnis des Individuums und der Zeit. Diese ganz objektive Freude an der eigenen Entwickelung giebt den politischen Problemen das wohlthätige Gegengewicht: eine interessante Einzelfigur verwebt ihr Leben in das der Zeit. Was dem historischen Roman so selten gelingt — diese Autobiographie löst es spielend. Herzenserlebnisse, zart und liebenswürdig geschildert; Charakterskizzen; sparsam eingestreut auch Anekdoten wie die traurige Audienz bei Alexander von Humboldt — alles dient dazu, mit der Persönlichkeit zugleich die Zeit und mit der Laufbahn vom kaum geduldeten Privatdocenten bis zum Rektor zugleich die Entwickelung der politischen und wissenschaftlichen Atmosphäre darzustellen.

So erhielten wir ein Meisterwerk, das überall wahr und deshalb überall interessant ist; in fein abgetönter schlichter Rede ein Stück Lebensgeschichte und zugleich ein Stück deutscher Geistesgeschichte; in der lichtvollen Schilderung eines grofsen deutschen Gelehrten und Künstlers zugleich ein Muster und Vorbild für die Kunst der Autobiographie.

Berlin. Richard M. Meyer.

Otto Behaghel, Die deutsche Sprache. 2. neubearbeitete Auflage. Wien, Leipzig und Prag, Tempsky und Freytag, 1902. VIII, 370 S. kl. 8⁰. Preis gebunden M. 3.60. (Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. 54. Band.)

Man wundert sich, dafs von Behaghels schönem Buche. das 1886 zum erstenmal ausgegeben wurde, erst jetzt eine zweite Auflage nötig geworden ist. Andere Bücher und Büchlein dieser Gattung kommen immer wieder neu heraus, so dafs den Verfassern angeblich keine Zeit bleibt, ihre Arbeit wieder durchzunehmen. An wahrem Erfolg sind jedoch meines Erachtens alle diese hinter Behaghels Buch zurückgeblieben, denn diese Schrift hat den Vorzug, dafs der Verfasser aus dem Vollen schöpft, den Stoff beherrscht und mit glücklicher Darstellungsgabe auch dem weniger Vorgebildeten mundgerecht zu machen weifs, und vor allem: das Buch weckt nebst dem Verständnis für wissenschaftliche Fragen auch Achtung vor der Wissenschaft und verhütet, dafs der Benutzer sich mit Wenigem zufrieden giebt, wenn es sich um wissenschaftliche Fragen handelt. Diesen wohlthätigen Einflufs des Buches Behaghels habe ich seit Jahren beobachten können, an Studierenden der Mittel- und Hochschulen sowohl wie an Mittelschullehrern. Für solche Kreise kann das Werk nicht genug empfohlen werden, und die neue Auflage, welche durch die Überarbeitung früherer Kapitel[1] und durch die Aufnahme neuer (wie des beachtenswerten Abschnittes über die deutsche Wortbildung S. 252—294) um mehr als acht Bogen vermehrt worden ist, verdient überall Eingang, wo man sich mit der deutschen Sprache beschäftigt. Ein ausführliches Verzeichnis der besprochenen Wörter und sprachlichen Erscheinungen erleichtert die Benutzung wesentlich.

Innsbruck. J. Schatz.

---

[1] Einiges ist auch stehen geblieben, was eine Besserung verdient hätte; so hätte im Abschnitt über Personennamen die Deutung der althochdeutschen Zusammensetzungen wohl etwas vorsichtiger gegeben werden können, damit ja keine Dilettantengelüste geweckt werden. Statt Notburga und Sigelinde wäre Notburg und Sigelind zu schreiben oder doch die Eigenheit zu verzeichnen, dafs wir viele altdeutsche Frauennamen im Auslaut mit einem Vokal behängen nach dem Muster nicht deutscher Frauennamen und unter lateinischem Einflufs. Sigelind ist doch keine Siegesschlange. Namen wie Jörger und Hanser erklärt B. jetzt bestimmt als: Sohn des Jörg, des Hans, wie er das schon in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung 1, 64 berührte. Ich kann solche Namen nur als Hausnamen erweisen, Jörger ist der Inhaber des Jörganwesens.

Friedrich Kauffmann, Deutsche Grammatik. Kurzgefafste Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 3. Auflage. Marburg, Elwert, 1902. VIII, 110 S. M. 2.10.

Zum drittenmal seit 1889 wird Kauffmanns Grammatik, die aus einer Bearbeitung des 1. Teiles der Vilmarischen Grammatik hervorgegangen ist, nun ausgegeben, ein Zeichen, dafs sie ihrem Zwecke vollkommen entspricht: den Lehramtskandidaten als Leitfaden und Wiederholung für das Studium der deutschen Sprachgeschichte zu dienen. In knappster Form sind im Anschlufs an die Darstellung des urgermanischen Lautstandes die Vokale, Konsonanten und Flexionsverhältnisse der deutschen Sprachperioden behandelt, des Gotischen (als Vertreters des Germanischen), des Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. Die neue Auflage ist gegenüber der früheren nicht wesentlich geändert, zeigt aber in nicht wenigen Abschnitten die nachbessernde Hand des Verfassers. Manche Punkte wünschte man schärfer gefafst und auch im Rahmen, den der Verfasser seiner Arbeit gegeben hat, deutlicher dargestellt. Aus dem in § 40[d] Gesagten dürfte ein Anfänger nicht klar werden, wie es sich mit der Verschiebung des germ. *k* im Hochdeutschen verhält, dafs ein Unterschied bestehe zwischen südoberdeutsch und nordoberdeutsch (mit dem mitteldeutschen), dafs im Südobd. in Teilen des Alem. der Reibelaut herrscht, in andern und im Südbair. (nicht nur in Tirol) die Affrikata. Unrichtig ist es, wenn § 40[f] gesagt wird, germ. *g* sei im Bair. im Auslaut als stimmloser Reibelaut erhalten; es herrscht da im Südbair. stimmloser Verschlufslaut, in manchen Gegenden allgemein Affrikata, von einem Reibelaut keine Spur. Derartiges wird in einer neuen Auflage gewifs gebessert werden.

Innsbruck. J. Schatz.

Dr. E. Tappolet, Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft VI). Zürich, Zürcher & Furrer, 1901. 40 S. 8.

Tappolet behandelt vier Fragen: 1) Welches sind die Sprachverhältnisse in der französischen Schweiz? 2) in der deutschen Schweiz? 3) Warum ist der französisch sprechende Landesteil dem deutsch sprechenden in der Sprachentwicklung um etwa zweihundert Jahre voraus? 4) Was wird im Laufe der Zeit aus unserer (deutschen) Mundart werden? Er beantwortet diese Fragen sachkundig, klar und überzeugend; die Schrift sei allen Freunden der Mundarten und der Mundartenforschung auf das wärmste empfohlen. Der Referent hat sie noch aus einem besonderen Grunde mit dem gröfsten Interesse gelesen; denn auch er ist teilnehmender Zeuge eines Kampfes zwischen Mundart und Schriftsprache: seiner heimischen niederdeutschen Mundart (speciell im nördlichen Brandenburg)

und der hochdeutschen Schriftsprache, und es war nun eine Überraschung für ihn, zu sehen, dafs sich dieser Kampf unter denselben Bedingungen, mit denselben Etappen und auch mit gleichen Aussichten vollzieht wie in der Schweiz. Die jetzt erreichte Etappe aber steht in der Mitte zwischen der in der französischen Schweiz, wo der Kampf schon zu Gunsten der Schriftsprache so gut wie entschieden ist, und der in der deutschen Schweiz, wo der Kampf erst anhebt. Noch lernen die Dorfkinder auch bei uns das Hochdeutsche erst in der Schule; aber die Städte sind für das Hochdeutsche gewonnen. Er wäre undenkbar, dafs Bauern unter sich hochdeutsch sprächen; aber der Prediger, der Arzt, der Rechtsanwalt, der Richter braucht nicht mehr in der heimischen Mundart zu sprechen, um Vertrauen zu gewinnen oder sich verständlich zu machen! Der Bauer spricht von vornherein hochdeutsch mit ihm, schon um ihm zu zeigen, dafs er es kann. Aber ich glaube doch, unsere Bauern halten es noch ein paar Jahrhunderte aus, und so meine ich denn auch, dafs Tappolet die Lage des 'Schweizerdeutsch' doch etwas zu schwarz ansieht. Der Kampf wird länger währen, als er annimmt! Der Zustand in meiner niederdeutschen Heimat ist das Ergebnis eines dreihundertjährigen Kampfes, und die Stellung des Schweizerdeutsch ist ja ersichtlich noch ungeheuer stark. Wohl werden zuerst die Städte hochdeutsch werden, allen voran Zürich: damit ist aber nicht gesagt, dafs 'die Landbevölkerung nicht werde zurückbleiben wollen' (S. 36). Bei uns sprechen die mafsgebenden Kreise in den Städten schon längst hochdeutsch. Dieses Hochdeutsch übt wohl einen gewissen Einflufs auf das Platt der umliegenden Dörfer aus (z. B. wird s vor l, m, n, w, t, p allmählich zu sch), aber von einer Verdrängung des Platt ist bisher nichts zu merken. Die letztere Thatsache bringt mich auf eine weitere Einschränkung der Auffassung Tappolets. Er sagt (S. 25 u. 29), die deutschen Mundarten der Schweiz gingen quantitativ und qualitativ zurück, quantitativ, indem die Zahl der Dialektsprechenden und der Gelegenheiten zum Dialektsprechen zu Gunsten des Hochdeutschen abnehme, qualitativ, indem der Dialekt an Eigentümlichkeit verliere und dem Hochdeutschen angeglichen werde. Die beiden berührten Sprachprozesse dürfen m. E. durchaus nicht als gleichwirkende Kräfte zusammengestellt werden. Die Aufnahme fremder Bestandteile ist an und für sich noch keine Ursache für den Untergang eines Dialektes. Das Niederdeutsche hat seit Jahrhunderten eine Fülle von Lauten und Wörtern aus dem Hochdeutschen entlehnt: sie sind eingeplattdeutscht worden und haben die innere Struktur der Sprache gar nicht verändert. Das Holländische hat eine grofse Fülle französischer Elemente in sich aufgenommen und ist doch eine Schriftsprache geworden. Was eine Sprache an fremden Bestandteilen verdauen kann, ohne die Fähigkeit zu verlieren, eine blühende Kultursprache zu werden, zeigt das Englische. Nein, die Gemeinsprache hat nur da gesiegt, wo sie an die Stelle der Mundart tritt.

Das thut sie ja nun, wie Tappolet zeigt, auch in der deutschen Schweiz in zunehmendem Mafse, und so meine auch ich, dafs sie einst bei gleichbleibenden politischen Verhältnissen den Sieg davontragen wird; aber erst

'einst'. Und auch darin stimme ich Tappolet aus voller Überzeugung zu: das Endergebnis wird nicht die reine Schriftsprache sein, sondern örtlich gefärbtes Schweizer Hochdeutsch. Treffliche Männer haben den Ausweg der Doppelsprachigkeit befürwortet. So scheint O. von Greyerz 'eine Abgrenzung der Gebiete des mundartlichen und schriftsprachlichen Ausdrucks das sicherste Mittel zur Vermeidung einer zwitterhaften Mischsprache' (Tappolet, S. 37). Und ein anderer Sohn der Schweiz, ihm gleich an treuer Anhänglichkeit an seine Heimat, A. Tobler, meint ebenso, dafs 'eine bestimmtere Scheidung zwischen der gemeinsamen Sprache der gebildeten Deutschen und der örtlichen Mundarten, eine entschlossene Aneignung der ersteren ..., und andererseits ein gleichzeitiges, ebenso mutiges Festhalten der letzteren mit allen ihren lokalen Besonderheiten ... vielleicht am ehesten noch die Gefahr beschwören könnte' (Herrigs Archiv C., S. 455). Ich glaube aber mit Tappolet, dafs es stets ein Vorrecht der Gebildeten bleiben wird, ein lautlich und idiomatisch gutes Deutsch zu reden. Ist es doch selbst in Berlin so. Man soll doch ja nicht glauben, dafs das 'Deutsch' der breiten Volksmassen in Berlin verdorbenes Hochdeutsch sei. Verdorbenes Hochdeutsch ist m. E. nicht einmal das *j* der berühmten *jut jebratenen jans.* Dieses *j* ist eine Erbschaft aus dem verdrängten Niederdeutschen wie das *t* in *det,* das, das *k* in *ick,* ich, und das *e* in *nēse,* Nase: Berlin liegt eben in dem Gebiet des Niederdeutschen, das *g* lautgesetzlich zu *j* gewandelt hat.

Ich hätte noch mancherlei zu sagen. Ich will mich beschränken und nur noch darauf hinweisen, dafs aufser den Vertretern des Gelderwerbes und des wirtschaftlichen Fortschrittes auch noch andre in gewissem Sinne den Sieg des Hochdeutschen in der Schweiz vielleicht zu begrüfsen berechtigt wären. Die Deutschen im allgemeinen: Sollte die deutsche Schriftsprache nicht widerstandsfähiger gegen die aus dem Südwesten andrängende französische Schriftsprache sein als die Mundart? Und darf man nicht erwarten, dafs, wenn nicht die deutsche Schriftsprache, so doch die gemeindeutsche Umgangssprache durch manchen kräftigen, herzhaften Ausdruck bereichert würde? Die Niederdeutschen, die das Hochdeutsche annehmen, nehmen doch manchen Herzensausdruck, für den das Hochdeutsche versagt, vielfach in ihre neue Sprache hinüber.

Friedenau. E. Mackel.

C. Dietrich, Grundlagen der Völkerverkehrssprache. Entwürfe für den Auf- und Ausbau einer denkrichtigen neutralen Kunstsprache als zukünftige Schriftsprache, eventuell auch Sprechsprache (?) für den internationalen Verkehr. Dresden, Kühtmann, 1902. 70 S. M. 3.—.

Wie alle Weltsprachler, verwirft auch D. (S. 13, 64, 68) alle andern Kunstsprachen, und wie sie erklärt er die Völkerverkehrssprache der Zukunft für eine sichere Errungenschaft der Zukunft. Die Philologie soll damit (S. 20) Ähnliches leisten wie die Physik mit Erfindung der Loko-

motive. Da aber D. seine Zukunftsprache nicht auf die vorhandenen Nationalsprachen aufbauen will, wie die 'Kompromifssprachen' von Schleyer etc. (S. 64), sondern auf die 'Denkrichtigkeit', so hätte die Arbeit eigentlich die Psychologie zu leisten. Hier aber steckt's eben. Principiell ist gewifs das der richtige Standpunkt; wenn man überhaupt eine internationale Sprache will, mufs man sie über den gegebenen Sprachen aus der Logik heraus aufbauen. Die Zeichen müssen dann etwa denen der Stoichometrie ähneln, wie D. (S. 33 f.) das erstrebt, und soll gesprochen werden, mufs gewifs die Grundformel gelten: 'für sachlich verwandte Begriffsgruppen klanglich verwandte Wörtergruppen' (S. 27). Aber vergleicht man den Entwurf mit einem von den gleichen Principien ausgehenden älteren, wie etwa dem des Bischofs Wilkins, so sieht man recht, wie tief die Idee der Weltsprache gesunken ist. Damals eine grofsartige, wenn auch undurchführbare Conception; heute ein kümmerliches Dasein. Man sehe sich nur die Begriffssuffixe (S. 37) an: welch kümmerliches Hineintappen in den sprachlichen Vorrat ohne jedes höhere logische Princip!

Vom praktischen Gesichtspunkt aus scheinen uns unsere Zahlworte immer noch viel besser als die so bequem zu verwechselnden *tax* und *tox*, *taj* und *toj* (S. 52) der Tabelle D.s; oder gar unsere Stammsilben als die mit *eit* und *ait* differenzierten 'klaren Formen' (S. 35). Ehe man an die 'systematische Ausnutzung der Vokale und Konsonanten' (S. 63) geht, mufs man doch wohl diese rein empirischen Begriffe auf eine höhere Einheit, phonetisch oder historisch-national, reduzieren. Kurz — der 'Idealist', dessen Eifer uns freut, hat noch recht viel zu thun, ehe er von seinem 'Aufbau' zum 'Ausbau' kommen darf — wenn das je geschieht.

Berlin. Richard M. Meyer.

The German and Swiss settlements of colonial Pennsylvania: a study of the so-called Pennsylvania Dutch, by Oscar Kuhns. New York, Henry Holt and Company, 1901. 8°. VIII and 268 pp.

Die deutsche Auswanderungslust nach Amerika ist immer grofs gewesen, aber meistens haben sich die Deutschen unter der anderen Bevölkerung der neuen Heimat zerstreut und so ihr Volkstum bald fast gänzlich verloren. Doch in einem Teile der Vereinigten Staaten war dies nicht der Fall, und obwohl die deutsche Kolonie in dieser Gegend (meist im Staate Pennsylvanien gelegen) schon seit zwei Jahrhunderten existiert haben die Nachkommen der ersten Einwanderer doch noch so ziemlich ihre Sprache und Sitte bewahrt erhalten. Dr. Oscar Kuhns, Professor für Romanische Sprachen in der Wesleyan University, Middletown, Conn., gehört selbst zu dieser isolierten deutschen Kolonie, da sein Familienname Kuhns ursprünglich Kuntz lautete und sich nur mit der Zeit unter dem Einflufs des Englischen so verändert hat.

Der Dreifsigjährige Krieg hatte solch unerhörte Verwüstung in manchen Teilen von Deutschland verursacht, dafs Bauern und Leute mittlerer

Volksschichten da und dort in der Verzweiflung auswanderten. Dies war besonders in der Rheinpfalz der Fall. Dazu kamen noch die religiösen Unruhen in der Schweiz. Ganze Familien zogen nach Pennsylvanien.

Zuerst hatten sie schlimme Zeiten durchzumachen; aber der Boden war so fruchtbar, und der Fleifs dieser wackeren Leute und ihre Kulturkentnisse waren so grofs, dafs die ehemals armen Bauern sehr bald zu wohlhabenden Landeigentümern wurden. Von Deutschland aus hatten sie zugleich eine starke pietistisch-religiöse Gesinnung mit in die neue Heimat gebracht, und dieser Einflufs war so dauernd, dafs heutzutage noch die lutherischen und reformierten Kirchen mitsamt mehreren Verzweigungen das ganze Volk in dieser Gegend beherrschen, ja noch Pastoren in alle umliegenden Staaten entsenden.

Im Zusammenhange mit dem Buche des Prof. Kuhns mag hier auch die zweite grofse deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten erwähnt werden, die durch den politischen Sturm von 1848 verursacht wurde. In diese Klasse gehört der Referent selbst, als Nachkomme eines Auswanderers, und könnte von so manchem persönlich Erlebten Aufschlufs geben. Der Strom ging diesmal in viele Gegenden, z. B. auch in den Umkreis von Baltimore. Die Deutschen gründeten überall Kirchen, und zwar sind auch die katholischen Abkömmlinge vielfach vorhanden, was bei der ersten Auswanderung nicht der Fall war. Ihre deutsche Muttersprache hat in den wenigen Jahrzehnten schon ziemliche Verluste erlitten, und das Englische gewinnt rasch die Überhand. Als typisches Beispiel dieser Mischsprache mag der folgende Satz dienen:

Das Pferd ist über die *Fence* ge*jumped* und hat den *Wheat* ge*damaged.*

Spricht man die deutschen Worte deutsch und die englischen englisch aus, so macht sich die Sache sehr komisch. Die verschiedenen einheimischen Dialekte haben viele Variationen ergeben, doch scheint das Schwäbische allgemein zu überwiegen.

Durch den immer zunehmenden Verkehr mit anderen Gegenden und die Einmischung von fremden Elementen ist das Deutsche im Absterben begriffen. Noch ein halbes Jahrhundert, und das einzige noch Übrigbleibende wird wohl ein Fortdauern von so manchen deutschen Familiennamen sein. In mancher Hinsicht ist diese Vernichtung einer Sprache und Sitte zu bedauern; doch im allgemeinen ist es wohl besser, dafs das neue amerikanische Volk im Laufe der Zeit zur Einheitlichkeit gelangt und die verschiedenen ursprünglichen Bestandteile ganz und gar zusammenschmelzen.[1]

Baltimore. Georg C. Keidel.

[1] Die Ansicht des Verfassers lasse ich ungeschmälert abdrucken, füge aber bei, dafs sie wenigstens für die ländlichen Kolonien weiter im Westen wohl zu pessimistisch ist. Hat sich das kleine, von Deutschen ganz umgebene und durchsetzte Volk der Tschechen, das schon fast litteraturlos war, dennoch aufgerafft und erhalten, so werden hoffentlich auch unsere Landsleute noch einiges Rückgrat haben und den grofsen Vorteil, zwei Kulturen in sich zu vereinen, die deutsche und die englische, nicht so leicht wegwerfen. Es braucht nur etwas energische Mütter.
A. B.

Jakob Gerzon, Die jüdisch-deutsche Sprache. Eine grammatisch-lexikalische Untersuchung ihres deutschen Grundbestandes. Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1902. 134 S. 8°. M. 2.50.

Den Gegenstand dieser Arbeit über das Judendeutsch bildet die Sprache der Juden in Rufsland, die der Verfasser lediglich nur aus der Litteratur und aus Mitteilungen jüdischer Studenten aus Rufsland kennen gelernt hat. Er behandelt nach dem üblichen Schema Laut- und Flexionslehre, dann auch Wortbildung und Syntax und in vier Gruppen den Wortschatz des Judendeutsch, hier hauptsächlich Wörter, die dem Verfasser Besonderheiten aufzuweisen schienen. Soweit man, ohne die Sprache selbst zu kennen, da ein Urteil fällen kann, scheint mir die Arbeit mit Fleifs und nicht ohne Erfolg durchgeführt, und Fachgenossen werden das Buch gegebenen Falles dankbar benutzen. Der Verfasser glaubt nach einigen wichtigen Erscheinungen der lautlichen Entwicklung (wie die p-Verschiebung) Ostmitteldeutschland als die Heimat des Jüdischdeutschen aufstellen zu können. Auf eine eingehendere Behandlung mundartlicher Fragen hat er sich nicht eingelassen; schliefslich ist ja auch die genaue Untersuchung einer Mundart, die man nur aus zweiter Hand kennt, nicht mit eigenem Ohr gehört hat, eine mifsliche Sache.

Innsbruck. J. Schatz.

Dott. S. Friedmann, Grammatica tedesca con esercizi, letture e vocabolario etimologico. Seconda edizione. Torino, Löscher, 1902. 333 S.

Die erste Auflage dieses Buches wurde von der Kritik günstig besprochen, und nach sechs Jahren ist bereits eine zweite Auflage nötig geworden. Ein Erfolg, der Büchern dieser Art nur selten zu teil wird.

In der That behandelt Dr. Friedmann die Grammatik mit grofser Sorgfalt, wenn man von modernen Forderungen abstrahiert; die Fassung der Regeln ist klar, wenn auch etwas gedrängt; der Druck unterscheidet deutlich zwischen dem, was zu einem Elementarkursus gehört, und dem, was der vorgeschrittenere Schüler noch zu lernen hat. Die vielen Übungen sind vorsichtig abgestuft und streben nach interessantem Inhalt; endlich wird im Vokabular sowie im Texte dem Wifsbegierigen viel Etymologisches und Anziehendes geboten. Das Buch ist ein originelles und tüchtiges Kompendium der Grammatik für Schule und Privatgebrauch, wie man sie noch vor zwanzig Jahren auffafste.

Hat denn aber Herr Dr. Fr. von den neuen Methoden und von der Umwälzung, die auf dem Gebiete des Sprachunterrichts stattgefunden, gar nichts gehört? Oder, falls er davon etwas weifs, glaubt er etwa, man könne die Ideen von Männern wie Vietor, Storm, Beyer u. a. einfach mit Stillschweigen übergehen? Die Regeln über die Aussprache des Deutschen, verglichen mit der des Italienischen, nehmen bei ihm kaum drei Seiten ein, die Betonung eine! Ich habe an der Universität

in Rom zwei Jahre lang deutschen Unterricht erteilt, da die fleifsigeren Studenten es lebhaft wünschten; und meine Erfahrung geht dahin, dafs die phonetische Einübung nie fleifsig genug betrieben werden kann; mit drei Seiten trockener Regeln erreicht man beim Italiener noch lange kein richtiges Deutsch.

Mit Seite 5 werden bereits, in rein abstrakter Weise, die Deklinationen in Angriff genommen, mit all ihren Ausnahmen; dabei treten lange Reihen von Wörtern auf, unter diesen: Gruft, Zunft, Bürge, Laie, Rappe, Fink, Geck, Hagestolz. Mit Recht schliefst die neue Methode im Anfangsunterricht solche Wörter aus, die der Schüler lange keine Gelegenheit haben wird, praktisch zu verwerten; das ist reiner Ballast, keine lebendige Sprache. — S. 30 beginnen die Übungen, wo Version und Thema regelmäfsig abwechseln, nach klassischer Vorschrift: ‘pas à pas, côte à côte, — Comme s’en vont les vers classiques et les bœufs.’ Dafs die Übersetzung von der Muttersprache in die Fremdsprache ein zeitraubendes, geradezu gefährliches Exercitium ist, das haben andere bereits so schön und so klar nachgewiesen, dafs ich einfach die Seelenruhe bewundern mufs, mit der Herr Dr. F. in der Routine weiterfährt.

Wie gut es auch gemeint sein mag, scheint mir ebenfalls das Vielerlei dieser Grammatik ein methodischer Fehler zu sein. Was für Schüler hat eigentlich der Autor im Auge? Wenn er an Anfänger denkt, so überwiegt die Grammatik viel zu sehr die Phonetik; wenn an Realschüler, so wirkt der beinahe gelehrte Apparat abschreckend; wenn an künftige Germanisten, so ist wiederum eine gute Hälfte des Buches zu elementar. Für jeden einzelnen Fall steckt darin nur zu viel des Guten.

Ich mufs darauf zurückkommen: bei den italienischen Verhältnissen, d. h. bei der dortigen Schulroutine, wo die Muttersprache selber besonders vom rhetorischen und ästhetischen Standpunkte aus gelehrt wird, da mufs, mehr noch als anderswo, bei der Erlernung einer Fremdsprache das Hauptgewicht auf die Phonetik gelegt werden, wonach erst die elementarsten Begriffe der Grammatik allmählich gewonnen, dann aber fest eingeprägt werden. In mehreren Städten habe ich Sekundarlehrer und -Lehrerinnen gesehen, die Objekt und Subjekt nicht zu unterscheiden wufsten. An der Universität in Rom habe ich fünf Jahre lang Fachlehrer auf das Examen im Französischen vorbereitet und dabei immer wieder die gröbsten Versehen in Phonetik und Grammatik bekämpfen müssen. Der Anschauungsunterricht, verbunden mit strenger phonetischer Schulung, hat dann merkliche Fortschritte hervorgebracht.

Damit möchte ich nicht sagen, dafs die neue Methode alleinrettend sei; sie hat selber sich noch zu bessern, sich vor Oberflächlichkeit wohl zu hüten, und sie wird hoffentlich mit der Zeit von der alten Methode noch manches Gute lernen. Gewifs wird ein guter Lehrer auch mit dem alten System gute Resultate erzielen; solche Lehrer sind aber in Minderheit und sind auch die ersten, welche die Notwendigkeit der Reform eingesehen haben. — Schade, dafs Dr. Fr. eine grofse Arbeit und ein schönes

Wissen an ein Buch vergeudet hat, welches in seiner ganzen Methode dem Geiste unserer Zeit und den Bedürfnissen der italienischen Schule gar nicht mehr entspricht.

Zürich. E. Bovet.

Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte von Max Herrmann. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Versen Goethes, sowie Bildern und Notenbeilagen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1900. VIII, 293 S. M. 8.—.

Oft mufsten wir in den letzten Jahren hören, dafs die philologisch-historische Methode dem Kunstwerke und künstlerischen Schaffen gegenüber eigentlich versage; man verlangt dafür nach stärkerer Berücksichtigung der dichterischen Psychologie und nach intimer Beobachtung der Wirkungen und Reize des Gebildes. Ich glaube, dafs solchen Forderungen die allgemeingültige Berechtigung fehlt; in den besten Leistungen philologischer Litteraturwissenschaft ist eine gesunde Psychologie und Ästhetik bisher nicht zu kurz gekommen. Immerhin verdient es erhöhte Aufmerksamkeit, wenn ein zünftiger Litterarhistoriker versucht, ein Beispiel vertiefter und verfeinerter Methode aufzustellen. Ein solches ist Herrmanns Buch über Goethes 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern'; es möchte, 'wenn auch mit philologischen Mitteln, so doch auf eine vom Herkömmlichen vielfach abweichende Art so tief wie möglich in die Seele des jungen Goethe hineinleuchten.'

Die Untersuchung weist treffliche Eigenschaften auf: rastlosen und umsichtigen Spüreifer in der Herbeischaffung des zerstreuten und verschiedenartigen Materials, das aus Litteratur- und Theater-, wie aus Kunst- und Kulturgeschichte geschöpft und dem engeren Gegenstande des Buches dienstbar gemacht wird; einen nie versagenden Scharfsinn, eine weitgehende Fähigkeit des Kombinierens und Ausdeutens; eine bestechende Dialektik, die sich einem eindringlichen und bewegten Stile gesellt; schliefslich eine peinliche Genauigkeit des äufseren Gewandes, philologische Akribie im guten Sinne.

Und doch möchte ich der Wissenschaft als solcher, so hoch ich die Anregung einschätze, nicht den Weg wünschen, den Herrmann eingeschlagen hat. Dafür ist der gröfste Teil des hier errichteten Gebäudes, wie mir scheinen will, doch zu wenig dauerhaft. Freilich Herrmann selbst klagt (S. 2) über den 'Fluch aller wissenschaftlichen Arbeit, dafs sie den Stoff nicht für die Ewigkeit, sondern günstigenfalls nur für die Erkenntnisbedürfnisse einer bestimmten Zeit ins rechte Licht rückt.' Es ist leider in der Wirklichkeit häufig so, aber das ideale Ziel mufs für uns doch wohl noch immer die Feststellung einer bleibenden Wahrheit innerhalb der Aufsendinge und unseres Erkenntnisvermögens sein. Von ihr sagt Goethe: 'Nichts ist grofs als die Wahrheit, und die kleinste Wahrheit ist grofs.'

Herrmanns ganze Studie wird von einer Grundanschauung getragen,

das ist seine Auffassung von der 'Conception' des 'Jahrmarktsfestes' in Goethes Seele. Es ist notwendig, Herrmanns Darstellung hier bis in die Einzelheiten nachzugehen; nicht nur wie sie das erste Kapitel: 'Schöne Raritäten' enthält, sondern auch in ihrer Verknüpfung mit den übrigen Abschnitten des Buches.

Zweifellos ist die Frage nach dem Conceptionshergange für die Erkenntnis dichterischen Schaffens die mafsgebende. Es ist ein Verdienst Herrmanns, sie hier gestellt und mit strenger Konsequenz verfolgt zu haben. Gewifs darf man nicht einwenden, das 'Jahrmarktsfest' sei ein corpus vile. Für jene Zeit junggoethischer Entwickelung, da es entstand, ist jede Zeile von Belang; es wird sich zeigen, wie H. dem 'Schönbartspiel' auch eine typische Bedeutsamkeit zu verleihen bemüht ist.

In dem grofsen Ganzen der Dichtung sucht H. zunächst eine sogenannte 'Conceptionsstelle' ausfindig zu machen; er vermag die erste Fassung nicht als Werk aus einem Gusse zu betrachten. Mit Gründen, denen freilich das Zwingende fehlt — man erinnert sich einzelner Experimente der Faustforschung —, tritt H. als Chorizonte zunächst zweier Partien des Stückes auf. Die erste wird gebildet durch die vierhebigen Reimpaargruppen[1] V. 1—32 (Gespräch zwischen Doktor und Marktschreier nebst der abschliefsenden Meldung des Bedienten) und V. 156—283 (Estherspiel und Zwischengespräche). Der derben, massigen Manier der im Estherspiel gipfelnden Partien steht die 'zarte Filigranarbeit' der übrigen Teile des Stückes gegenüber. 'Dort ein leichtes Andeuten, ein rasches Vorüberhuschen; hier scharfe und kräftige Striche und ein behagliches Verweilen'. H. folgert weiter, die zarten Bestandteile m ü s s e n die älteren sein. Getraut man sich überhaupt, ältere und jüngere Schichten bei einem Werke so geringen Umfanges und verdichteten Gepräges voneinander zu lösen, so wird man gefühlsmäfsig in der That jene die Wesenheit des Stückes bestimmenden Teile für seinen Kern zu nehmen geneigt sein. Das Charakteristische an ihnen ist der ununterbrochene Flufs der einander ablösenden Erscheinungen, sagt H. richtig. Dann aber thut er einen plötzlichen, ganz unvermittelten Sprung mit dem nächsten Gedankenfortschritt: 'Das Ganze,' heifst es (S. 13), 'gleicht einer einzelnen Jahrmarktssehenswürdigkeit: es ist wie ein Guckkasten, in dem die Figuren lebendig geworden sind und im raschen Vorüberziehen Zeit gefunden haben, an Stelle des eintönig erklärenden Guckkastenmannes sich selbst jede mit einem kurzen Sprüchlein vorzustellen.' Das Ursymbol der Dichtung soll in einem solchen Guckkasten zu suchen sein. So deutlich ich die psychologischen Triebfedern dieser Annahme zu erkennen glaube, so wenig scheint sie mir wissenschaftlich haltbar, und ich bewundere eigentlich die Beharrlichkeit und Sicherheit, mit der diese 'Guckkastenhaftigkeit' im weiteren Verlauf der Untersuchung als Thatsache auftritt. Zu welchen Inkonvenienzen sie führt, möchte ich deutlich machen.

Einen äufseren Beweis oder wenigstens eine Anknüpfung giebt der

[1] Citiert nach der kritischen Ausgabe im Anhange des Buches.

'Prolog' her, dem Goethe in dem 1774 erschienenen Bändchen 'Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel', das der Reihe nach 'Künstlers Erdenwallen', das 'Jahrmarktsfest', den 'Pater Brey' enthält, die erste Stelle anwies. Herrmann setzt diesen Prolog in eine innere Verbindung mit dem 'Jahrmarktsfest' — weil Goethe ihn 1789 im achten Bande der gesammelten Schriften dem 'Jahrmarktsfest' unmittelbar vorangeschickt 'und somit die künstlerische Zusammengehörigkeit zu einer der Abfassung noch nicht zu fern gelegenen Zeit selbst betont' hat. H. selbst hat in seiner Einleitung scharf die Forderung präcisiert, dafs bei der Erklärung eines Goethischen Jugendwerkes nur von dem Material ausgegangen werde, das das Werk selbst und die seiner Entstehung gleichzeitigen biographischen Hilfsdokumente liefern; er bemüht sich sodann selber nachzuweisen, dafs Goethe bereits 1778 in der Theaterbearbeitung die 'Guckkastenhaftigkeit' des Originals bedenklich angetastet hat (S. 175) und dem vermeintlichen Sinne des Werkes später noch immer fremder geworden ist (vgl. S. 200). Mir scheint es danach methodisch nicht angebracht und, wie die Dinge hier liegen, nicht einmal widerspruchslos zu sein, aus der späteren Aufeinanderfolge beider Dichtungen, wofür sich manche andere Kombinationen beibringen liefsen, Rückschlüsse auf die ursprüngliche Einheit zu wagen. Dafs der Prolog mindestens ein Jahr nach dem Schönbartspiele entstand, sei schon hier erwähnt.[1]

Dieser Prolog nun enthält V. 5—6 die Worte:

Ach schau sie guck sie komm herbey!
Der Pabst und Kaiser und Clerisei!

— eine Aufforderung des Guckkastenmannes, seine Herrlichkeiten nähertretend sich anzusehen. Wie führt von hier aus die Brücke zum 'Jahrmarktsfeste'? Vorausgesetzt, dafs wirklich der Prolog als Ganzes ursprünglich mit dem 'Jahrmarktsfeste' etwas zu thun hätte, so können doch diese Zeilen — das wird noch deutlicher werden — nur auf den Inhalt des Prologs bezogen werden und nicht, aus dem Zusammenhange gelöst, auf eine längst geschriebene andere Dichtung. Aber, sagt Herrmann, schon in einem Briefe an Engelmann vom 10. September 1770 schreibt Goethe aus Strafsburg: 'Jeder hat doch seine Reihe in der Welt wie im Schönerraritätenkasten. Ist der Kayser mit der Armee vorübergezogen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey'. Und die Folgerung: 'bis nach Strafsburg zurück haben wir den ersten Keim des späteren »Jahrmarktsfestes« zurückzuverlegen.'

Lassen wir einstweilen das Jahrmarktspiel ganz beiseite und halten wir uns nur an das Guckkastenmotiv selbst und die Geltung, die es in Goethes Anschauungen gewinnt.

Schon Minor-Sauers Goethestudien, Wien, 1880, S. 10, machten darauf aufmerksam, dafs für die Stürmer und Dränger 'in dem bunten Spiele

[1] Übrigens spricht auch Loeper, Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, S. 54 von dem 'Prolog zu dem Jahrmarktsfest'.

der Bilder des Guckkastens, in dem sonderbaren Neben- und Durcheinander des Raritätenkastens ein Vorbild des bunten Treibens in Welt und Leben' lag. Unabhängig davon (vgl. S. 282 f.) hat H. diese Symbolik, die der Guckkasten für den jungen Goethe gewann, betont und ins Licht gesetzt. Er rückt diese 'Guckkastenverklärung' in die Nähe des Faust und der Volksliederaufzeichnungen, gliedert sie an jener Wendung zum Volkstümlichen, Verkannten, die Goethes Fühlen in Strafsburg nahm. Ob man in der Symbolisierung des Guckkastens eine Folgeerscheinung jener Umkehr sehen darf, da 'Deutschheit emergirte', die sich, wie bisher angenommen, erst nach dem Eintreffen Herders in Strafsburg vollzog, mag hier dahingestellt bleiben. Herrmann selbst mufs einige Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Die Verse, die Goethe am 28. August 1765 seinem Freunde Friedrich Maximilian Moors ins Stammbuch schrieb (Der junge Goethe I, 85; Herrmann, S. 36) — mögen sie nun auch, wie Herrmann will und ich auch glaube, nicht von Goethe selber herrühren —, vor allem aber das Gedicht von Johann Benjamin Michaelis (Herrmann, S. 37) aus Leipzig vom Jahre 1768, zeigen doch, dafs jenes Bild, das die im 18. Jahrhundert zum geflügelten Worte gewordenen 'schönen Raritäten' mit den Erscheinungen des Lebens vergleicht, schon in Umlauf gesetzt war. Man betrachtet bei derlei wissenschaftlich aufgeworfenen Fragen einzelne Individualitäten viel zu sehr isoliert von dem weiteren Publikum und einer breiten Gesprächsschicht.

Doch gleichviel, seit dem Jahre 1770 hat Goethe in der That den farbigen Abglanz des Lebens gern mit den Bildern eines Guckkastens verglichen, ob nun gerade mit jenem tiefsinnigen Ernste, wie Herrmann will oder, wie ich meine, mehr um durch diese Zusammenstellung schon äufserlich das bunte Spiel des Daseins leicht zu ironisieren — das sind Fragen, bei denen subjektivem Ermessen Spielraum gelassen ist. Ich möchte aber doch einmal die Stellen aufführen, in denen die 'schönen Raritäten' bei Goethe metaphorische Verwendung finden. Da ist zuerst die schon berührte, vom 10. September 1770. Ihr folgt jene in der zum 14. Oktober 1771 verfafsten Rede 'Zum Shakespeares Tag' (Weimarer Ausgabe I, 37, S. 133): 'Shakespeares Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeywallt'. Herrmann meint an dieser Stelle, im Zusammenhang mit Shakespeare habe das Motiv eine 'übererhabene' Bedeutung. Ich kann mich nicht entschliefsen, das anzuerkennen; ich sehe in dieser Zusammenstellung nur eine Illustrierung der dramatischen Technik Shakespeares. Goethes Rede bildet bekanntlich (vgl. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 23 f.) zusammen mit Lenzens Anmerkungen über das Theater von 1774 und dem von H. L. Wagner übersetzten 'Nouvel essai sur le théatre' Merciers die Dramaturgie des Sturmes und Dranges: man verlacht die drei Einheiten, auch die der Handlung. Die Begebenheiten erscheinen nebensächlich. 'Das bunte, wechselvolle Treiben der Welt soll den bisherigen engen Rahmen durchbrechen.' Ein Blick auf die abrupte, fliegend wechselnde Scenenführung

der 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen' überzeugt ja, wie raritätenkastenmäfsig verbindungslos dort manche Momentbildchen gedacht sind. — Und ferner: in der 'Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe', 1775, schreibt Goethe (vgl. Herrmann, S. 283 f.): 'Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten, die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urteil leiten, sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Wert auf und ab bestimmen zu lassen.' Herrmann hält diesen Satz für interessant, 'weil er zeigt, dafs nach der künstlerischen Ausbildung jener ersten Symbolerfassung der Raritätenkasten eine neue Bedeutung gewinnt'. Mir erscheint die Anwendung des Vergleichs hier nicht durchaus verschieden von der sonstigen Gestaltung in Goethes Seele — der Passus in der Shakespearerede steht abseits —, vorausgesetzt, dafs man geneigt ist, das Symbol in eine weniger erhabene Sphäre zu rücken als Herrmann es will: hier sind die Wirkungen, sonst die Objekte leicht verächtlich gepaart. Es ist, wie sich gleich noch besser zeigen wird, sehr unangebracht, schroffe Zeitgrenzen abzustecken, innerhalb derer — bis zur Entstehung des 'Jahrmarktsfestes' — das Guckkastenmotiv im vermeintlichen Sinne Herrmanns allein wirksam sei, der aus diesem Grunde unsere Stelle am liebsten ganz übergangen hätte und sie nur auf eine äufsere Veranlassung hin noch in den Nachträgen zu Worte kommen läfst.

Merkwürdig will mir nun scheinen, dafs man das ausgiebigste Zeugnis für jene Verwendung der Raritätenkastenidee bisher so gut wie gar nicht beachtet hat: ich meine den oben erwähnten 'Prolog' zum 'Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel'. Was enthält denn dieser Prolog eigentlich? Herrmann, der überhaupt Dinge, die seine auf vorgefafsten Anschauungen aufgebaute Untersuchung beeinträchtigen könnten, gern beiseite schiebt, sagt nur leichthin (S. 14), er werde 'am ungezwungensten wieder als eine Reihe sich in eiliger Folge drängender Guckkastenbilder' erklärt, 'zu denen der Dichter den erläuternden Text spricht'. Das ist ganz richtig; aber diese Bilder, es sind eben symbolische, typische Scenen des verworrenen und bunten Lebens, dessen Sein und Schein, dessen wechselndes Spiel der Kräfte dem Dichter, der sein Herz zu einer Welt erweitern möchte, die Probleme aufgiebt. In den Vordergrund drängt sich ihm dabei immer wieder die Komödie des Litteratenlebens, der Litteraturjahrmarkt, dessen bildlicher Verwendung durch J. G. und Fr. H. Jacobi, in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, bei Merck und Goethe, Herrmann S. 53 ff., nachgegangen ist:

Trottiren und stäuben zu hellen Schaaren
Machen ein Geschwäzzer als wie die Staren
Dringt einer sich dem andern vor
Deutet einer dem andern ein Eselsohr.

Da steht das liebe Publikum
Und sieht erstaunend auf und um
Was all der tollen Reuterey
Vor Anfang Will und Ende sey.

Gegen den Schlufs wird dann die Vorstellung des Guckkastens, die durch die beiden Verse: 'Ach schau sie, guck sie u. s. w.' eingeführt war, durchbrochen. Das Resumé:

So ist die Eitelkeit der Welt
Ist keines Reich so fest gestellt
Ist keine Erdenmacht so gros
Fühlt alles doch sein Endelos
Drum treibs ein ieder wie er kann
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann,
Der Hoh stolzirt der Kleine lacht
So hat's ein ieder wohl gemacht.

Herrmann hat auf S. 286 f. zwei Goethische Briefstellen ausgehoben, die Bezug nehmen auf seinen Berliner Aufenthalt. Die eine an Merck vom 5. August 1778 (Weim. Ausg. IV, 3, S. 239): 'Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritäten Kasten.' Die andere an Charlotte von Stein (a. a. O. S. 225) in Bezug auf dieselben Berliner Beobachtungen: 'So viel kann ich sagen ie gröser die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so eckelhafft als das Wesen der Grofsen Mittleren und Kleinen Durcheinander.' Herrmann entnimmt diesen Citaten eine Folgerung, die hier beiseite bleiben darf. Aber man wird den Zusammenhang erkennen zwischen den in jenen Briefen wiedergegebenen Empfindungen und dem Inhalte des Prologs, der auch dieses 'Wesen der Grofsen, Mittleren und Kleinen Durcheinander' — freilich mit vergnügterer Miene — anschaut. Goethe stand über dem Treiben; die Reflexion darüber bildete einen Teil seiner damaligen Philosophie.

Wenn nun unzweifelhaft in diesem Prolog das Guckkastenmotiv, verbunden mit einer symbolischen Erfassung des bunten Weltentreibens, verwertet ist, sollte man da Goethe zutrauen, dafs er diese Vorstellung in dem 'Jahrmarktsfeste', zu dem nach Herrmann der Prolog organisch gehört, das einen Teil dieses durch den Prolog eingeleiteten 'Moralisch-politischen Puppenspiels' bildete, nochmals aufgenommen und so das Motiv totgehetzt hätte?

Schliefslich möchte ich glauben, dafs der von Herrmann konstruierte Conceptionshergang an inneren Unhaltbarkeiten und Widersprüchen leidet. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal seine Meinung. Der Guckkasten ist anfangs mehr ein Princip als ein Bild, eine allgemeine Form, der der besondere Inhalt noch fehlt (vgl. S. 45). Zweitens: 'Die Folge simpler Bilder wird vom Guckkasten her beibehalten, die Bilder selbst aber — Papst, Kaiser und Klerisey und la bella Catharina — werden ausgeschaltet, und an ihre Stelle treten die associativ gegebenen Bilder, die das rund um den Guckkasten herum sich entfaltende Jahrmarkstreiben bietet.' Wir müssen nun hinzunehmen, was Herrmann gelegentlich der Goethischen Bühnenbearbeitung (S. 171 f.) sagt: 'Zwischen die im Urjahrmarkt trennungs- und verbindungslos aneinander gereihten Anpreisungsverslein werden nun scenische Anweisungen gefügt ...

Der Zweck ist deutlich und wird erreicht: kleine lebhaft bewegte Bühnenbilder werden erzielt... Die Personen werden untereinander wenigstens teilweise in Beziehung gesetzt. So ist ein theatralischer Fortschritt festzustellen; aber auf der anderen Seite läfst sich nicht leugnen, dafs der geheime Sinn des Ganzen, eben jene Verbindungslosigkeit, jene Guckkastenhaftigkeit des Originals, in dem sich nur ein einziges Mal (nach V. 120) eine allenfalls vergleichbare scenische Bemerkung findet, eben zu Gunsten des Theatralischen bedenklich angetastet ist.' Aus den Stellen, die ich durch Sperrdruck hervorhebe, ergiebt sich mit Deutlichkeit des Verfassers Ansicht von der ursprünglichen Form des Spiels. Je öfter ich das 'Jahrmarktsfest' lese, desto mehr sträubt sich in mir — und ich glaube, es wird noch manchem so gehen — ein natürliches Gefühl gegen diesen 'geheimen Sinn'. Ich finde auch nicht den Schatten eines Beweises für jene Verbindungs- und Handlungslosigkeit des Urjahrmarktes; er unterscheidet sich darin in nichts von der späteren Bearbeitung von 1778. Dafs die scenischen Bemerkungen fehlen, ist doch etwas rein Äufserliches der junggoethischen Arbeitsweise und wird sich durch manche parallele Beispiele erläutern lassen. Übrigens möchte ich erinnern, dafs Herrmann auf S. 52 annimmt, Goethe habe im Urjahrmarkt 'die ganze Jahrmarktsfestsituation mit der Laube vor dem Hause des Amtmannes deutlich vor sich' gehabt. Von dieser Laube erfahren wir nur etwas durch eine scenarische Anweisung hinter V. 80 der Theaterbearbeitung. Folglich hat die spätere, weniger wortkarge Fassung hier zur Erklärung herhalten müssen. Aus dieser Inkonsequenz scheint mir hervorzugehen, dafs es Herrmann selber unmöglich geworden ist, seine Auffassung von dem Wesensunterschiede beider Fassungen durchzuführen.[1]

Doch über dieser Guckkastenhypothese, bei der wir uns länger als billig aufgehalten haben, möge der wertvolle Rest der Untersuchung nicht vergessen werden; ich vermag ihn nur in allgemeinen Umrissen anzugeben. Herrmann ist in die Niederungen der Litteratur hinabgestiegen zu den Raritätenkastenliedern des 18. Jahrhunderts (S. 19 ff.). Er hat freilich die berufenen Verse: 'Ach schau sie guck sie' etc. in keinem dieser Lieder aufgefunden — und ich halte ihre Herleitung aus einem solchen auch gar nicht für notwendig —, aber welche hübschen kulturhistorischen Einblicke werden uns da aufgethan! Und in diesem Zusammenhange sei auch gleich der Bilder, die das Buch schmücken, dankbar gedacht.

Der zweite Abschnitt des ersten Kapitels ist dem eigentlichen Jahrmarktsmotiv gewidmet. Wenn Herrmann bis auf den Tag genau nachzuweisen sucht, welcher Jahrmarkt denn eigentlich Goethes Phantasie be-

[1] Freilich teile ich nicht seine Ansicht, dafs die Briefstelle über den Giessener Schmidt (S. 51): 'Als ein wahrer Esel frisst er die Disteln die um meinen Garten wachsen nagt an der Hecke die ihn vor solchen Tieren verzäunt und schreit dann sein kritisches J! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedenten möchte: ich binn auch da,' aus sich heraus ohne Beziehung auf das 'Jahrmarktsfest' unverständlich sei.

fruchtet habe, so hegt man allen Respekt vor der dafür aufgebotenen Gelehrsamkeit, fühlt sich aber doch an manche Leistungen einer Mikrologie erinnert, die sonst auf den Namen des zuviel bespöttelten Düntzer geht. Sollte Goethe wirklich vor dem 30. November 1772 noch keinen kleinstädtischen Jahrmarkt in seiner Anschauung zu reproduzieren im stande gewesen sein?

Am gelungensten erscheint mir der Abschnitt über den 'Einflufs des Hans Sachs'. Ich sehe freilich von den auf mühsame Statistik sich gründenden metrischen Beobachtungen ab. Und auch hier m. E. einige allzusehr zerreibende und zerfasernde Deduktionen. Aber es scheint mir nunmehr ausgemacht, dafs Goethe im November 1772 wie im April 1773 den Kemptener Quartdruck des Hans Sachs aus der Darmstädter Bibliothek benutzte. Nicht ganz so sicher bin ich im Hinblick auf Herrmanns Erklärung des Titels 'Schönbartspiel'; er soll im Zusammenhang stehen mit Hans Sachsens 'Schönbartspruch' vom 27. Januar 1548 (Ausg. des Stuttg. Litter. Ver. IV, 200—208), worin eine fastnachtspielähnliche Lustbarkeit geschildert wird. Aus Hans Sachsens Worten:

Sambt diesem Fafsnacht spiel,
Nach dem du fragst so viel,
Der Schönpart ist genendt ...

soll bei Goethe die zusammenziehende Bezeichnung 'Schönbartspiel' geworden sein (vgl. S. 67 f.). In der einfachen Bedeutung 'Maske' kommt aber, wie Herrmann selbst zugiebt, das Wort 'Schönbart' anderwärts noch mehrfach bei Hans Sachs vor; und Hans Sachsens erster Biograph, Salomon Ranisch (Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens, S. 180), nennt es 1765 als charakteristisches Beispiel älterer aus der Gewohnheit gekommener Worte. Herrmann meint (S. 66, Anm.), Goethe habe dies Buch erst in Weimar kennen gelernt: 'innerlich nötigt uns nichts zu der Annahme einer Bekanntschaft, und in keiner der unten erwähnten Büchersammlungen ist es vorhanden gewesen.' Auf S. 93, da Herrmann den Einflufs des 'Peter Squentz' auf Goethe nachweisen möchte, heifst es aber z. B.: 'Wir haben nun freilich, soviel ich sehe, kein äufseres Zeugnis für eine Beschäftigung Goethes mit Gryphius. Aber es wird wohl niemand bezweifeln, dafs Goethe thatsächlich vieles gelesen hat, wovon uns direkte Überlieferung nichts meldet.' Nun, dies könnte man für Ranisch auch ins Feld führen. Und ist es nicht wahrscheinlich, dafs Goethe, wie manche andere, gerade durch dies Buch zur näheren Beschäftigung mit Hans Sachs geführt wurde? Herrmann müht sich S. 74 vergebens mit der Frage ab, was wohl Goethe 1772 auf den Gedanken brachte, sich Hans Sachsens Werke vorzunehmen.

Bleibt die Deutung 'Schönbartspiel' = 'Maskenspiel' bestehen,[1] so er-

---

[1] Im Vorübergehen notiere ich aus Faust, zweiter Teil, erster Akt, 'Kaiserliche Pfalz', die Stelle: 'Doch sagt, warum in diesen Tagen, Wo wir der Sorgen uns entschlagen, Schönbärte mummenschänzlich tragen .... Warum wir uns rathschlagend quälen sollten?'

leiden dadurch die Aufstellungen Herrmanns einen Stofs, die, in der Einleitung und in dem Abschnitte 'Kleine Geheimnisse' (S. 145 ff.) vertreten, eine Principienfrage der ganzen Schrift bilden. Goethe sagt bekanntlich im dreizehnten Buche von 'Dichtung und Wahrheit' über das 'Jahrmarktsfest' (ich hebe nur den markanten Schlufs der ganzen Stelle heraus): 'Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener [Frankfurter] Societät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermafsen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Rätsels blieb den meisten verborgen, alle lachten, und wenige wufsten, dafs ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten.' Wilmanns, Scherer, R. M. Werner, Schröer haben sich dann ohne übereinstimmendes Ergebnis bemüht, die Modelle der Goethischen Figuren wieder aufzufinden. Herrmann verwirft die Gesamtanschauungsweise, die allen jenen Einzeldeutungen zu Grunde liegt. 'Wir haben seither,' sagt er (S. 4), 'zu viele Fortschritte in der Erfassung künstlerischen Schaffens im allgemeinen, der Arbeitsweise des jungen Goethe im besonderen gemacht, als dafs wir noch, um nur ja recht viel äufserlich Biographisches anzubringen, dem Litterarisch-Ästhetischen gar zu wenig gerecht werden möchten.' Dem Zeugnis in Goethes Selbstbiographie wird im Hinblick auf ihre überwiegend künstlerische Bedeutung der objektive Wert abgesprochen. Im späteren Verlauf der Untersuchung wirft dann Herrmann die Frage auf, ob abgesehen von der Angabe in 'Dichtung und Wahrheit' specielle Gründe vorliegen, die uns erlauben, auf die Jagd nach individuellen Karikaturen zu gehen. Die Äufserung Mercks in einem Briefe an Nicolai vom 28. August 1774 scheint Herrmann keine kritische Zuverlässigkeit zu besitzen (vgl. S. 151). Die auf der Hand liegenden Anspielungen auf Schlosser und Wieland sind natürlich nicht zu leugnen; aber viel weiter möchte Herrmann nicht gehen. Und gesetzt den Fall, dafs das Stück epigrammatische Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten enthielte: sein 'eigentliches Wesen würden diese Einzelporträts nicht ausmachen, zu einer blofsen Epigrammensammlung würde das Jahrmarktsfest nicht zusammenschrumpfen' (S. 149). In der umsichtigen und nachdrücklichen Vertretung dieses Moments besteht die methodische That des Buches. Aber mir will doch auch hier scheinen, dafs Herrmann mit seiner Polemik gegen die 'Modellphilologen', gegen die 'Philologenseelen', die sich 'blindlings aufs Rätselraten' verlegen (S. 152 f.), übers Ziel hinausschiefst. Auch seinen Vorgängern hat der ‚Biographismus' nicht den Blick für die von allen Geheimnissen unabhängige ästhetische und psychologische Bedeutung des Spiels getrübt. Herrmann sucht den Gedächtnisirrtum Goethes, der nachher in 'Dichtung und Wahrheit' zum Ausdruck gekommen sei, zu erklären (S. 160, 200). Aber ob sich die so bestimmt ausgesprochene Behauptung Goethes, der doch wohl bei Abfassung der Autobiographie sein Jugendwerk wieder einmal zur Hand genommen haben wird, wegdisputieren läfst? Giebt es in 'Dichtung und Wahrheit' einen parallelen Fall, wo Goethe Wesen und Gehalt einer seiner Jugenddichtungen nachträglich so ganz verkannt hätte? Ich unterschreibe darum alles in allem noch immer, was Wilmanns 1878 in seinem Aufsatze sagte (Pr.

Jahrb. 42, 44 f.): 'Wo ist in diesem Wirrwarr der Kernpunkt, von dem die Gestaltung des Stoffes ausging? Scheint es nicht gerade das Charakteristische und Anziehende an diesem Schönbartspiel, dafs solch ein Punkt fehlt? Dafs alles einzelne im ganzen verschwindet, so dafs wir nichts empfinden als die frische, wahre Darstellung des Jahrmarktes? Gewifs! Und ohne diese ästhetische Wirkung würde das Stück, obschon es unverstanden blieb, nicht so viel Beifall gefunden, nicht gleich nach seinem ersten Erscheinen und zu wiederholten Malen nachgedruckt sein. Aber der Dichter hat doch, wie er selbst sagt, eine andere Ansicht gehabt, und wer in das Verständnis seiner Dichtung eindringen will, mufs versuchen, den Punkt zu fassen, an dem diese Absicht entsprang.' Und noch eine Kleinigkeit nebenbei: Warum wohl schreibt Goethe am 11. Juli 1773 an die La Roche (eine Stelle, die Herrmann nicht anführt): 'Meinen Jahrmarkt halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen und Ihnen viel zu erzälen', wenn er nicht intrikate Erläuterungen zu geben dachte?

Wenn ich über manche interessante und feinsinnige Einzelheit, über die mühsame und erfolgreiche Auffädelung älterer Jahrmarktslitteratur (S. 113 ff. — nach Minors Vorgang —), über das ganze zweite Kapitel, enthaltend die Bühnengeschichte, hinwegeile, möchte ich nach den vorangegangenen Ausstellungen dem gut komponierten Buche nicht unrecht gethan haben.

Dafs Herrmann gelegentlich der Untersuchungen über die Bühnenbearbeitung von 1778 sieben unbekannte Goethische Strophen mit Melodien aufgespürt hat, ist eines der Einzelverdienste, die er sich erworben; leider werden sonst Texte, die unter Noten stehen, noch immer von den Litterarhistorikern zu wenig beachtet.

Die modernen Aufführungen und Bearbeitungen des 'Jahrmarktsfestes' reichen von 1866 bis 1899. Emil Pohls und Heinrich Bulthaupts Bühneneinrichtungen des Spiels werden von Herrmann verständig gekennzeichnet und beurteilt. Man merkt, der Verfasser ist vertraut mit dem Theater und seinen unabweisbaren Anforderungen. Ich möchte hier einfliefsen lassen, dafs die Bonner Aufführung vom 8. Februar 1896 (Herrmann, S. 203, 225) keine 'Studentenaufführung' war, sondern durch Dilettanten der akademischen Gesellschaft stattfand.

'Will man,' dies ist das Ergebnis und der Schlufs des letzten Kapitels, 'das Jahrmarktsfest Goethe zu Ehren spielen, so sollte man sich mehr an die Formen halten, die der Dichter selbst dem Werk bestimmt hat... Dann aber wird man, vom Theatralischen fast ganz und gar sich abwendend, von vornherein auf den Versuch verzichten müssen, mit den immerhin plumpen Massenwirkungen der Bühne intime Beziehungen und Anspielungen auszudrücken, dann wird man vielmehr die Aufgabe haben, schöneraritätenkastenmäfsig mit den kindlich simpelsten Mitteln Gröfstes und Bedeutungsreichstes dem Verstehenden anzudeuten. Eigentlich liegt gerade diese letzte Aufgabe den neuesten Kunstregungen unserer Zeit gar nicht so fern, und man wird es vielleicht bei einer künftigen Goethefeier wagen, die halb scherzhaften, halb ernsthaften Geheimnisse der Goethischen Seele

vor einem Parkett von Königen der Litteraturgeschichte im modernsten Maeterlinckstile schemenhaft vorüberziehen zu lassen.' Also eine Aufführung in dem Stile, wie man auf der Berliner 'Secessionsbühne' unter der Regie Martin Zickels etwa den 'Tod des Tintagiles' halb puppenspielmäfsig in einem Rahmen vors Publikum brachte! So ist auch der Forscher abhängig von dem Empfinden seiner Tage: ich zweifle nicht, dafs Herrmanns Guckkastenhypothese, ihm selber unbewufst, bedingt und bestärkt wurde durch gewisse Versuche modernster Dramatik und Bühnentechnik. Aber ist es nicht genug, dafs heute selten jemand über die Romantik ohne secessionistische Schnörkel zu schreiben vermag? Sollen sie auch dem jungen Goethe aufgehängt werden?

Bonn. Franz Schultz.

Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf in Briefen und persönlichen Erinnerungen von Jenny von Gerstenbergk. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1901. IV, 123 S.

Die Verfasserin ist Theresien-Ordensdame in Kösen. Ihre Eltern hatten Beziehungen zu Goethe, und sie selbst darf sich rühmen, eine Freundin des Grofsherzogs Karl Alexander und Ottiliens gewesen zu sein. Bei der Dürftigkeit der Nachrichten über Goethes Familie sind uns Aufzeichnungen von Personen, die Verkehr mit ihr pflegten, stets willkommen; und die Verfasserin giebt nicht nur eigene Erinnerungen, hält nicht nur fest, was sie in vertrauten Gesprächen mit dem Grofsherzog über Ottilie und ihre Söhne erfuhr, ihr wurden auch Briefe Ottiliens zur Verfügung gestellt, und der Grofsherzog selber veranlafste sie zu den vorliegenden Aufzeichnungen.

Es ist sonderbar, dafs Ottilie von Goethe, diese merkwürdige Frau, noch keine rechte Biographie erhalten hat. Sie, die eine echte Frau war und doch zur Hausfrau und Mutter nicht taugte; die weder durch ihren Namen, noch durch ihre Erscheinung, sondern durch ihre Persönlichkeit anzog; die sich stets natürlich gab und nur ihrer sie stets leitenden Laune keine Zügel anzulegen wufste, die immer leidenschaftlich bewegt war, immer zwischen Jubel und Verzweiflung hin und her getrieben wurde; sie, die dem Alten die Schatten aus dem Hause jagte und ihn bis zur letzten Stunde pflegte und doch wiederum nicht die Ruhe fand, um selbst die letzten Ereignisse im Hause der Nachwelt aufzuzeichnen, weil in ihrem Köpfchen nichts von Dauer war: diese 'Frau aus dem anderen Stern' liefert dem fein nachempfindenden Biographen das köstlichste Material. Aber die Umrisse ihrer Gestalt sind noch nicht scharf gezeichnet, und die Verfasserin löst die Rätsel, die sie und ihre Söhne noch umgeben, ebenfalls nicht. Sie bleibt zuweilen sogar hinter den von Lili v. Kretschman herausgegebenen Erinnerungen der Jenny v. Gustedt zurück.

Wenn man dieser Charakteristik der Überbliebenen aus Tantalus' Geschlecht gerecht werden will, mufs man sich vergegenwärtigen, mit welcher innigen Liebe für Ottilie die alte Dame ihre Erinnerungen nieder-

geschrieben hat. Ihr zartes Gemüt giebt es nicht zu, an die Mysterien des Schicksals und der Schuld Ottiliens zu rühren, und, vielleicht ohne dafs sie es will, sucht sie wohlwollend zu retten und zu beschönigen. 'Wohl hat sie viel geirrt und viel gefehlt!', das ist ein vereinzelter, gleich am Anfange stehender Satz, für den sie die Erklärung schuldig bleibt. Allem Bedenklichen geht sie vorsichtig aus dem Wege.

Der Inhalt der zum ersten Male hier veröffentlichten Briefe ist auch nur von geringer Bedeutung. Die Briefe zeigen den frischen, kräftigen Stil der stets offen schreibenden Ottilie, aber sie bereichern unsere Kenntnis nicht. Besonderen Wert beanspruchen nur der feinfühlige Brief Wolfs an Schuchardt über eine geplante Sonderausgabe der italienischen Reise Goethes und ein Werk Ludwig Prellers über Heinrich Meyer (S. 69), der freimütige Brief Ottiliens an den Grofsherzog über die Begnadigung des Kapellmeisters Röckel (S. 85) und in erster Linie der Brief des Grofsherzogs an die Verfasserin über Walther von Goethe. Dieser Brief, der das Schlufswort des Buches bildet, ist die gerechteste Würdigung, die Walther je gefunden hat, und verleiht allein dem Buche Wert, das sonst nichts Neues bringt und nur als ein liebenswürdiges Denkmal der Freundschaft dasteht.

Zur Ergänzung für die Schilderung Ottiliens mag jetzt noch hingewiesen werden auf die Reminiscences der Mrs. Betham-Edwards (Coll. of Brit. Authors, vol. 3290), von Brandl im Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Litt. CIV, 217 ausgezogen.

Posen. Georg Minde-Pouet.

Heinrich von Kleist. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Kleist-Litteratur von Dr. Hubert Badstüber, k. k. Professor am k. k. Staatsgymnasium in Mies. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn. X, 58 S. 8.

Über dies (auf sehr schlechtes Papier gedruckte) Heft sagt man am besten, was in der Vorrede steht: 'Wer das Schriftchen mit der Erwartung in die Hand nimmt, viel Neues, Originelles und Sensationelles zu finden, wird sich einigermafsen enttäuscht finden'; Verf. erklärt selbst seine Arbeit als 'mehr receptiver und reproduktiver Art'. Das wäre ja kein Schade, wenn nur sonst das Büchelchen nach Auffassung und Darstellung sich empföhle. Aber der Verf. hat keine sichere Stellung zu Kleists Person, den er immer noch nach der früheren Art als krank etc. betrachtet, dabei aber schon merklich in diejenige Auffassung hinüberlenkt, die sich sicherlich durchsetzen wird: dafs Kleist gerade so gesund und vernünftig wie andere Menschen war. Es steht, wie ich mitteilen kann, in dieser Hinsicht auch von medizinischer Seite eine Untersuchung zu erwarten. Verf. nimmt die Sachen von Kleist einzeln vor, kommt auf die Würzburger Reise, deren jüngste Beurteilung er doch abzulehnen scheint, und macht auch eine Art Inhaltsangabe von meinem Buche über H. von Kleists Berliner Kämpfe. Dafs dies Heft auch 'für höhere Schulen' sein

soll, ist etwas, womit ich gar nichts anzufangen weifs; denn was für Begriffe erhielten deutsche höhere Schulen von unserer Litteratur, wenn da immerfort von pathologischen Zuständen (die schlimmeren Worte will ich nicht nennen) die Rede ist und, wie auf S. VIII, ein ganzer Chor mehr oder weniger unzurechnungsfähiger Dichter und Dichtungen der heranwachsenden Jugend vorgeführt wird.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Beowulf and the Fight at Finnsburg. A translation into modern english prose, with an introduction and notes by John R. Clark Hall. London, Swan Sonnenschein and Co., 1901. 5 -.

Clark Hall, der Verfasser eines viel benutzten angelsächsischen Wörterbuches, giebt in dem vorliegenden Werk eine Übersetzung der beiden bekanntesten Überreste altenglischer Heldensage mit reichlichem erklärenden und litterarhistorischen Apparat. Durch fortlaufende ausführliche Inhaltsübersichten wird sein Buch auch für den brauchbar, der den Beowulf im Original zu lesen pflegt, sich aber schnell über den Zusammenhang eines Verses zu unterrichten wünscht. Die Übersetzung folgt dem Texte Wyatts, pafst also gerade bei schwierigen Stellen nicht immer zu dem in Deutschland am meisten gebräuchlichen Heyneschen, wodurch ihre Brauchbarkeit jedoch nur unwesentlich herabgesetzt wird. Im allgemeinen folgt Hall dem Original Wort für Wort und giebt den Sinn des ags. Dichters richtig wieder; ich kann zwar nicht verhehlen, dafs ich mich der Auffassung des Übersetzers nicht immer anschliefsen kann; man mufs ihm jedoch das Zeugnis ausstellen, dafs er die kritische und exegetische Litteratur selbst der letzten Jahre kennt und ausgenutzt hat.

In der Einleitung stellt er die wichtigsten Thatsachen und Vermutungen zusammen, die sich an den Beowulf knüpfen; wir erfahren einiges über Handschrift, Sprache und die einschlägigen Kapitel der germanischen Altertumskunde. Wenig gelungen ist der Versuch einer litterarischen Würdigung. Hall betrachtet die altenglische Poesie viel zu sehr vom Standpunkte des modernen Kulturmenschen aus. Beowulfs Charaktereigenschaften werden teils gepriesen, teils getadelt; wenn Beowulf von sich sagt *ne mê swôr fela* (Litotes!) *âda on unriht* u. s. w., so ist dies ein Zeichen, *that his ethical standard was low* (S. 191), was allerdings mit den Zeitverhältnissen halb und halb entschuldigt wird. Der Held *is a mercenary and an adventurer by profession* (S. 190) — weil er von Hrothgar nach dem Kampfe Geschenke erhält — *and is ready to do service again on the same terms* — eine entsetzlich banale Auffassung altgermanischer Waffenfreudigkeit. Dafs bei solch mangelhaftem Verständnis der altgermanische Stil nur ein Zeichen niedriger, halbkindlicher Kulturstufe ist, wundert einen nicht; ebensowenig die einfache Erklärung, die Hall für die Mischung christlicher und heidnischer Elemente zur Hand hat: der Dichter war ursprünglich Heide, bekehrte sich später zum Christentum, ohne dessen Lehren jedoch gründlich zu verstehen; der frische, kampfes-

freudige Ton im ersten, die getragene Melancholie im zweiten Teil sind ein Zeichen dafür, dafs er den Grendelkampf etwa zwanzig Jahre vor dem Drachenkampf verfafste. Zustimmung wird diese Theorie höchstens insoweit finden, als sie die Einheit des Beowulf betont gegenüber den Ansichten von Müllenhoff und ten Brink; immerhin hätte die Variantentheorie des letzteren Berücksichtigung verdient; sie mag in ihrer Allgemeinheit unhaltbar sein; an einzelnen Stellen scheinen doch thatsächlich Varianten derselben Erzählung vorzuliegen und Reste sehr alter Fassungen durchzuschimmern. Zu Sarrazins Theorie verhält Hall sich ziemlich kritisch. Aus eigenem Augenschein nennt er die Ähnlichkeiten zwischen der Beowulfscenerie und den Örtlichkeiten auf Seeland ziemlich unbedeutend; aus anderen, nicht näher erörterten Gründen sieht er sich jedoch veranlafst, den Grendelkampf nach Lejre und das Drachenabenteuer in die Nähe von Kongelf zu verlegen. Trotzdem weist er dänischen Ursprung für das Epos ab mit einigen bekannten und einem neuen Grunde, der allerdings geradezu klassisch ist: *kennings, which are a characteristic feature in Anglo-Saxon poetry, abound in every part of Beowulf, and are rare in Scandinavian literature* (S. XXIX f.!!). Über die Herkunft der Sage äufsert sich Hall ziemlich unbestimmt; er stimmt Stopford Brooke zu, der ihre erste dichterische Verarbeitung den kontinentalen Angeln zuschreiben will; auch der Verfasser unseres Beowulf soll ein Angle und zwar ein Mercier gewesen sein. Über die möglichen Beziehungen zwischen dem englischen Gedicht und der nordischen Boðvarsage, also den wichtigsten Punkt in der Theorie über die nordische Herkunft äufsert sich der Verfasser nicht. Nur indirekt verweist er auf diese Streitfragen in einer ausführlichen Bibliographie. Angenehm ist es für den Leser, darin bei wichtigen Werken ganz kurz den Standpunkt derselben angegeben zu finden, weniger erfreulich, dafs gar nicht wenige Citate verdruckt sind (S. XLII lies ten Brink .. Rev. ... ZDA XXXIII, Sarrazin .. Rev. ZPh [Sievers] XXI 366) und auch sonst Entstellungen der Titel vorkommen (S. XLII: Zwei Versversetzung(!) im Beowulf, S. XLIII *the Philosophy*(!) *of the stressed vowels in Beowulf* u. a. m.); auch liefse sich manches nachtragen.

Zu erwähnen sind noch allerhand nützliche Beigaben: zwei Faksimilia der Beowulfhandschrift, eine Karte und Illustrationen altnordischer Altertümer, philologische und kulturhistorische Anmerkungen und genealogische Tafeln.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Erla Hittle, Zur Geschichte der altenglischen Präpositionen 'mid' und 'wið' mit Berücksichtigung ihrer beiderseitigen Beziehungen. [A. u. d. T. Anglistische Forschungen Heft 2. Herausgeg. von Joh. Hoops.] Heidelberg, C. Winter, 1901. VIII, 184 S. M. 4,80.

Ein schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der altenglischen Syntax! Eine Arbeit, die einmal gemacht werden mufste, und die darum eine ent-

schiedene Lücke in der englischen Präpositionenlehre ausfüllt, zwar nicht schwer, wenn die Liebe zur Sache mithilft, aber trotzdem dankbar. Es gehörte dazu ein ausdauernder Fleifs, ein geduldiges Versenken in ein grofses und recht trockenes Material, ein genaues Disponieren im Anschlufs an vorbildliche Untersuchungen und ein offenes Auge für syntaktisch-psychologische Zusammenhänge.

Die beiden altenglischen Präpositionen *mid* und *wid* von ursprünglich gänzlich verschiedener Bedeutung haben bekanntlich im Laufe der altenglischen Sprachperiode eine Begriffsverschiebung erfahren, die schliefslich zu einem unterschiedslosen Wechsel beider und im Mittelenglischen weiter zu einer völligen Verdrängung des *mid* geführt hat. Die beste Darstellung, die wir über diesen Prozefs hatten, waren noch die mit zahlreichen Beispielen belegten Ausführungen in der Fundgrube von Mätzners englischer Grammatik (Bd. 2), aber sie wiesen mehr auf nebeneinander stehende Thatsachen hin, als dafs sie uns in historischer Darstellung mit der Entwickelung des Bedeutungswandels von *mid* und *wid* bekannt machten.

Mifs Hittle behandelt nach einer kurzen Einleitung (enthaltend 'Zweck und Einteilung der Arbeit, Allgemeines über die Präpositionen) im ersten Teil die Funktionen von *mid* (S. 5—104), im zweiten die von *wid* (S. 105 bis 165) und zwar in einer Reihenfolge, die der historischen Entwickelung ihrer Bedeutungen entspricht. Darauf folgen zusammenfassende 'Schlufsbemerkungen' mit geschichtlichen Ausblicken (S. 166—178) und als Anhang eine Reihe von übersichtlichen Tabellen zur Veranschaulichung des dort Gesagten (S. 179—182).

Die Verfasserin zeigt uns, wie auf der einen Seite das ursprünglich lokale *mid*, das in historischer Zeit lokal nur noch in Verbindung mit Personenbezeichnungen, aber schon in vorhistorischer Zeit in zahlreichen Fällen sociativ verwandt wurde, allmählich immer mehr sociativen Charakter annimmt, aus dem sich dann alle anderen Arten des Gebrauchs herleiten lassen, der sociativ-modale, rein modale, instrumentale u. a. — *Wid* dagegen bewahrt, was auch aus dem im Altenglischen häufig vorkommenden Wechsel mit anderen Richtungspräpositionen hervorgeht, seine lokale Funktion noch deutlich in historischer Zeit und zwar zunächst in Bezug auf die Richtung im Raume bei translokalen Verben. 'Ist das Subjekt der Bewegung ein lebendes Wesen, das im stande ist, die Vorstellung eines Zieles zu fassen, so kann zu dem rein lokalen Verhältnis ein geistiges Element hinzutreten,' wodurch 'die Übertragung der Präposition auf Fälle ermöglicht wird, in denen der Begriff der Richtung nicht mehr notwendig mit einem translokalen Verb verknüpft wird.' So wird *wid* weiter verwandt bei Verben des Kämpfens, Streitens, Mengens, Teilens, Zusammentreffens, Unterredens, Verhandelns, Verben, die das Verhältnis der Gegenseitigkeit in Verbindung mit dem sociativen Verhältnis ausdrücken. Mit der Bezeichnung des reciprok-sociativen Verhältnisses durch *wid* beginnt die Annäherung von *mid* und *wid*, mit dem parallel-sociativen Gebrauch derselben Präposition die allmähliche Verdrängung von *mid*. Diese konnte aber nur dadurch eine endgültige werden, dafs

wið weiterhin intralokale und schliefslich, selbstverständlich in mancherlei Übergangsstufen, ausgesprochen sociative Bedeutung annahm. Die Verwendung von *wið* in instrumentalem Sinne greift über die altenglische Zeit hinaus ins Mittelenglische, wie ja überhaupt die Entwickelung erst im Mittelenglischen ihren Abschlufs findet.

Die Verfasserin hat sich für diese Zeit mit einigen (dankenswerten) Ausblicken begnügt (S. 166 f.), die zeigen, dafs *mid* sich um so häufiger und länger erhalten hat, je weiter wir nach dem Süden kommen. Es liegt aber auf der Hand, dafs die Arbeit nach dieser Richtung hin noch einmal einer Ergänzung bedarf. Was aber zu wünschen und mit leichter Mühe zu machen gewesen wäre, sind ständige Verweise auf me. und ne. Sprachgebrauch, wie das in manchen Fällen ja auch gethan ist; dadurch wäre der historische Charakter der Untersuchung noch viel mehr zur Geltung gekommen. Im Zusammenhang damit wären Verweise auf einschlägige Arbeiten, wie z. B. S. 175 bei *to parth with* auf die Artikel von Sattler und Wendt, anzubringen gewesen. Auch auf die Verwendung des einfachen Kasus ohne Präposition hätte nicht nur vereinzelt (wie S. 71 oder 78), sondern konsequent hingewiesen werden sollen, und auch hier hätten Erwähnungen der zahlreich vorhandenen Einzelarbeiten nützliche Ausblicke eröffnet. — Principiell sei bemerkt, dafs es vielleicht doch zweckmäfsig gewesen wäre, die Untersuchung auch auf diejenigen Präpositionen auszudehnen, die mit *wið* und *mid* schon im Altenglischen in Konkurrenz treten; eine solche Erweiterung, zu der ja einzelne Ansätze in den Schlufsbemerkungen (S. 171 und 178) gegeben sind, würde kaum einen erheblichen Mehraufwand an Zeit bedeutet haben. — Ob das Material vollständig gesammelt und gegeben ist? Ich finde darüber keine allgemeine und nur höchst selten eine Einzelangabe. Da es eine sehr zeitraubende und undankbare Aufgabe ist, ein Denkmal daraufhin durchzulesen, so habe ich einzelne Stichproben in der Weise gemacht, dafs ich einige verwandte syntaktische Arbeiten aus dem Gebiete des Altenglischen heranzog und die Belege verglich. Es stellte sich dabei heraus, dafs an einzelnen Stellen Beispiele fehlten, die allerdings das Resultat nicht beeinflufsten. Wenn diese absichtlich fortgelassen sind, so erwartet man doch darüber eine kurze Andeutung. Auch die Beigabe einer Liste der untersuchten Denkmäler und benutzten Texte würde nichts geschadet haben.

Dafs die Verfasserin als Ausländerin deutsch schreibt, verdient grofse Anerkennung, besonders angesichts der Thatsache, dafs so viele in Deutschland entstandene anglistische Arbeiten, auch von Deutschen, in englischer Sprache geschrieben sind. Da es unserem Volkstum daran liegen mufs, die Kenntnis des Deutschen möglichst zu verbreiten, sollte überhaupt danach gestrebt werden, wenigstens bei allen Arbeiten, die aus Dissertationen hervorgegangen sind, die deutsche Sprache zur Geltung zu bringen. Diesen Tribut können wir von einem Ausländer, der bei uns unter sachverständiger deutscher Leitung und mit Benutzung unserer Hilfsmittel arbeitet, mit gutem Recht verlangen.

Berlin. Heinrich Spies.

An introduction to the methods and materials of literary criticism. The bases in aesthetics and poetics by Charles Mills Gaylay A. B., Prof. of the Engl. lang. and liter. in the Univers. of California, and Fred Newton Scott, Ph. D., Junior Prof. of rhetoric in the Univ. of Michigan. Boston, U. S. A., Ginn & Co., Publishers. The Athenaeum Press 1899. XII, 587 S.

In der Einleitung entwickeln die Verfasser sehr gesunde Gedanken über Litteraturverständnis und über die Art, wie das Publikum und die Kritiker zur Kritik zu erziehen wären. Das Zeitalter sei überhaupt kritisch aufgelegt, aber fast allen gebräche es an wissenschaftlicher Durchbildung. Dieser wollen sie ihr Buch bestimmen. Nicht mit einer neuen Theorie wollen sie kommen, sondern die alten übermitteln. Es soll in systematischem Zusammenhang gezeigt werden, worauf jede Kritik zu achten habe, und im Anschlufs, wo man sich in der bisherigen Forschung nähere Belehrung über den jeweiligen Einzelpunkt holen könne. Der Stoff sei weder national noch zeitlich zu beschränken, sondern universell und historisch zu behandeln. Dementsprechend stellt sich das Buch die Riesenaufgabe einer allumfassenden Encyklopädie des litterarischen Kriticismus. Diese allerdings nur in der abgekürzten Art eines systematisch geordneten Handbuches mit sachlich skizzierten Litteraturverweisen.

Der Wert des Buches hängt an zwei Bedingungen: die Systematik mufs klar und die Verweise müssen erschöpfend sein. Im gegebenen Rahmen ist letzteres von vornherein die bare Unmöglichkeit. Weder Fleifs noch Umsicht schützen da vor Lücken oder Überflüssigkeiten. Der Index füllt 60 doppelspaltige Seiten mit wohl beiläufig 5000 Citaten von Autoren, Werken und Zeitschriften-Artikel aller Zeiten und Zungen. Dieses Material soll nun auf 500 Textseiten seine systematisch erläuterte Ordnung, seine sachliche Charakterisierung erfahren. Das ist wohl die zweite Unmöglichkeit. Diese schliefst aber nicht aus, dafs die Systematik an sich gut angelegt sei. So steht die zweite Bedingung der Güte des Buches wenigstens nach der principiellen Seite hin zur Diskussion. Ich habe mich mit der Anlage des Buches nicht befreunden können. Der Raummangel nötigt die Verfasser zu einem Schachtelsystem, das seinen Stoff vergewaltigt, ohne Wiederholungen zu vermeiden.

Mir scheint, dafs sich die Verfasser ihr Ziel zu weit gestellt haben, nicht nur für ihre Kräfte, sondern absolut genommen. Darum durfte ich auch das Buch ohne persönlichen Vorwurf aus der Hand legen.

Innsbruck. R. Fischer.

Richard the Third up to Shakespeare by George B. Churchill, Ph. D. (Berlin). (Palaestra: Untersuchungen u. Texte a. d. deutschen u. engl. Philologie. Hrsg. von A. Brandl und E. Schmidt. X.) Berlin, Mayer & Müller, 1900. XIII, 548 S. M. 16.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Im ersten zeigt der Verfasser, wie die Figur des Königs in den Chroniken behandelt wird, im zweiten,

welche Rolle Richard in der Dichtung spielt. Der erste Teil umfafst die kleinere Hälfte des Werkes (227 Seiten), obwohl der verarbeitete Stoff ein gewaltiger ist: achtzehn historische Quellen werden herangezogen. Von besonderer Wichtigkeit sind Mores 'History of King Richard III', Polidor Vergils 'Historia Angliae' und Halls 'Chronicle'. Nur äufserliche Bedeutung haben die späteren Werke: Holinsheds 'Chronicle' und Stows 'Annals', weil sie sich den früheren gegenüber wesentlich receptiv verhalten. Dem Verfasser ist es infolge seiner genauen Untersuchung und klaren Methodik glänzend gelungen, die Hauptetappen der allmählichen Umbildung Richards von der historischen Figur zu einer sagenhaften aufzudecken. Der Prozefs mutet fast organisch an, denn er wird belebt durch dieselbe, sich stets steigernde Tendenz: Richard wird von Chronik zu Chronik schwärzer gezeichnet. Seine guten Züge verschwinden, die schlechten rücken in helleres Licht, mit immer neuen Verbrechen wird er belastet. Zugleich mit dieser Umbildung der Fakten wird die Figur selber umgezeichnet: äufserlich wird Richard zu einem buckligen und hinkenden Scheusal, innerlich zum Ausbund aller Laster. More schrieb eine Biographie, schliefst aber mit der Rebellion Buckinghams ab. Vergil bringt in seiner Nationalgeschichte den ganzen Lebenslauf des Helden. Ebenso Hall in seiner Monographie der Rosenkriege. Auch an problemhafter Vergeistigung des Stoffes lassen es die Chronisten nicht ermangeln. Bei More spielt bereits das Gewissen Richards die rächende Rolle; Vergil sieht überall die strafende Hand Gottes; Hall fafst Richard als Opfer seiner unzähmbaren Ruhmsucht. Im späteren Holinshed kommt wieder die Idee der Vergeltung stärker zum Ausdruck. So hat denn Churchill gezeigt, wie schon auf dem Boden der Pseudo-Historik Richard sich zu einer Sagenfigur ausgewachsen hat.

Nicht geringeres Interesse brachte die Poesie dieser Gestalt entgegen, und noch stärker sind hier die Wandlungen. Der Verfasser bringt elf, resp. neunzehn vorshakespearesche Werke zur Besprechung. Von wesentlichem Wert sind drei: der epische 'Mirror for Magistrates', Legges dramatischer 'Richardus Tertius' und die anonym überkommene 'True Tragedy of Richard the Third'.

Der Mirror ist nur Halbpoesie. Sein Problem ist politisch-pädagogisch: an Einzelfällen aus der Geschichte wird der Satz vom glücklichen Volk unter gutem Herrscher — und umgekehrt — illustriert. Die Periode der Rosenkriege bietet hiefür eine Fülle handgreiflicher Beispiele. Unser Interesse ist hier wesentlich stofflicher Art.

Eigentliche Dichtungen sind aber die beiden dramatischen Fassungen. Das lateinische Stück ist die Verquickung einer volkstümlichen Historie und einer gelehrten Seneca-Tragödie, das englische die Verschmelzung einer Historie mit einer Rachetragödie, wenn man die Dramen stilistisch ins Auge fafst. Der Verfasser erweist diese seine Ansichten in sehr eingehenden Analysen der beiden Stücke. Dadurch erhellt er auch die Geschichte des vorshakespeareschen Dramas überhaupt vielfach in Bezug auf Chronologie, Autorschaft, Gattungscharakter und wechselseitige Beeinflus-

ung wichtiger Dramen. Besonders gelungen ist ihm die Hauptsache: er zeigt deutlich, wie sich der Charakter des Helden je nach der Eigenart des Dramas verändert hat und verändern mußte. So erscheint der Stoff — die traditionelle Figur der Chroniken — unter dem dominierenden Einfluß des Geistes der jeweiligen Dramengattung.

Leider bricht der Verfasser unmittelbar vor Shakespeare ab. Es ist das kein Vorwurf, denn er hat sein wohlabgegrenztes Thema völlig ausgeschöpft, er hat sogar — dank der glücklichen Wahl des Themas — über dessen eigentliche Grenzen hinaus die Erforschung der einschlägigen englischen Litteraturperiode fruchtbar gefördert. Aber mir thut es leid, daß diese Monographie nicht mit Shakespeares tragischer Historie ihren organischen Abschluß gefunden hat. Der Verfasser hat sich eben durch das Gebotene auch hiefür als der rechte Mann bekundet. Erst dann wäre Shakespeares Meisterschaft und Eigenart scharf herausgetreten, was in dieser Studie naturgemäß nur verstreut angedeutet wird. Dann erst hätte diese Studie sozusagen ihren psychologischen Ausbau erhalten. Was mir an ihr am interessantesten erschien, war das Aufdecken der tiefliegenden psychologischen Bedingungen für die litterarische Entwicklung einer historischen Figur. Im ersten Teil sieht man, wie der Richard der Geschichte sich zum Richard der Sage umbildet. Äußerlich war das gewiß beeinflußt durch die parteipolitische Gegnerschaft der Chronisten. Doch die Keime solcher Umbildung zum Schlechten lagen in der historischen Figur selber. Das künstlerische Bedürfnis, eine im Kern prägnante historische Gestalt ihrer zufälligen Hüllen zu entkleiden, ihre 'symbolischen Qualitäten' zu entwickeln, zu verschärfen, zu vervollständigen, die Gestalt also auf ihre einfachste 'ethische Formel' zu bringen, dieses Bedürfnis nach geistiger Klarheit auf Kosten sachlicher Richtigkeit war es, was die Sagenbildung anregte und förderte, und nicht zufällig griffen die Hände politischer Gegner nach dem dankbaren Stoff. Ist hier der geistige Prozeß einfach im Wesen und geradlinig im Verlauf, so wird er verwickelt auf poetischem Boden. Da handelt es sich nicht mehr um das Quantum der Schlechtigkeit Richards, sondern um das Quale. Vorerst wird dies nicht etwa durch die individuelle Auffassung des Dichters bestimmt, sondern von der gattungsgemäßigen Eigenart des jeweiligen Dramas. Die dramatischen Richards vor Shakespeare sind das Kompromiß zwischen Chronikentradition und Theatermode. Der Dichter bleibt mit seiner Persönlichkeit noch im Hintergrunde, denn es sind die beiden Dramatiker eben nur Dichterlinge, die bloß mit Hilfe der künstlerischen Schablone arbeiten können. Darum ergiebt sich auf dramatischem Boden nicht die systematisch ansteigende Entwicklung der Figur wie auf dem Boden der Chroniken. Vielmehr gewahrt man eine Zickzackbewegung je nach der theatralischen Modelaune, aus deren Bann die schwachen Autoren sich noch nicht völlig befreien können. Sie sind die Sklaven ihrer Formalien. Shakespeare endlich erlöst die Figur aus diesen Banden. Sein mächtiger Genius verleiht ihr die wahre künstlerische Individualität, indem er aus den psychischen Prämissen den letzten Schluß zieht: er stempelt seinen

Richard zum heroischen Dämon. Selbstherrlich folgt er seiner Leidenschaft, siegt mit ihr, geht aber an sich selbst in innerem Gewissenssturm zu Grunde. Wenn die früheren chronistischen und dramatischen Richarde letztlich Geschöpfe der Massenpsychologie waren und deshalb mit ihren generellen Zügen typisches Wesen zur Schau trugen, so prägt Shakespeare — bei aller Benützung seiner verschiedenen Vorlagen — diese generellen Züge individuell um. Das konnte er nur, weil er sich zufolge seiner geistigen Souveränität und seiner künstlerischen Kraft über die Tradition der Chronik und des Theaters zu stellen vermochte. So verfährt er mit der Figur Richards als erster grofser Künstler in wahrhaft künstlerischer Art, er behandelt sie in Wesen und Form frei nach persönlichen Impulsen.

Innsbruck. R. Fischer.

Liebau, Gustav, König Eduard III. von England und die Gräfin von Salisbury. Dargestellt in ihren Beziehungen nach Geschichte, Sage und Dichtung, unter eingehender Berücksichtigung des pseudo-shakespeareschen Schauspiels 'The Raigne of King Edward the Third'. (Litterarhistorische Forschungen XIII.) Berlin, Emil Felber, 1900. XII, 201 S. 8.[1]

— — König Eduard III. von England im Lichte europäischer Poesie. (Anglistische Forschungen 6.) Heidelberg, Winter, 1901. VIII, 100 S. 8.

Das romantische Liebesverhältnis zwischen König Eduard III. von England und der Gräfin von Salisbury, durch die Geschichte des Strumpfbandes und das geflügelte Wort: 'Honny soit qui mal y pense,' das sich daran knüpft, berühmt, hat seit vierhundert Jahren Dichter verschiedener Völker immer wieder gelockt, den dankbaren Stoff in poetische Form zu giefsen, und es ist wohl erklärlich, dafs bei der grofsen Zahl dieser Werke sich eines auch in die Gefolgschaft des gröfsten Dramatikers, Shakespeares, verirrt hat, unter dessen zweifelhaften Stücken es als 'Eduard III.' erscheint. Vorgeschichte und Fortleben dieses Schauspiels auf heimischem wie auf fremdem Boden untersucht eine recht fleifsige Arbeit von Liebau, die nur an Konzentration der Darstellung und geschmackvoller Übersicht, an Herausarbeitung des Typischen, an Methode und Selbstzucht nicht ganz befriedigt. Was sollen — mufs man immer wieder rufen — die langen und gründlichen Inhaltsangaben, die umständlich und peinlich genauen bibliographischen Bemerkungen bei den landläufigsten Büchern (wie etwa 'Deutsche Nationallitteratur' oder Dunlop-Liebrechts 'Geschichte der Prosadichtungen'), wozu das Geburts- und Todesjahr von Dumas, wozu fast wörtliche Wiedergabe jeder abweichenden Ansicht, wo es sich

[1] Nachträge des Verfassers in dieser Zeitschrift Bd. CVIII, 133—139; eine belehrende Recension von Johannes Bolte, Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte I, 134—136, und über das zweitgenannte Buch von A. L. Stiefel im Shakespeare-Jahrbuch XXXVIII, 269—71.

blofs darum handelt, Entwickelung, Wanderung und Zähigkeit eines Stoffes aufzuzeigen!

Mühsam nur schält sich aus der Geschichte der einzelnen Bearbeitungen die Geschichte des Stoffes selbst heraus.

Der vielgelesene Bandello (II, 37) hat auch dieser Novelle den Weg in die Weltlitteratur geebnet. Mittelbar oder unmittelbar aus Bandello und seinen Übersetzern und Bearbeitern Boisteau, Belleforest, Painter, Claudio Curlet, Agreda y Vargas und Aeschacius Major — zu denen noch die Niederländer *Everaerts, Tragische oft klaechlijke Historien,* Antwerpen 1598—1601, *Isaac de Bert, Het 1, 3, 5. Deel van de Tragische oft klaechlijke Historien uit de Francoysche overgiset (Deel 2 door M. Everaerts, Deel 8, 9 door F. V. S.), Rotterdam 1648—1650* nachzutragen sind — fliefsen dann alle die Dichtungen, die das Schicksal der schönen Salisbury empfindsam oder lüstern, mit leisem oder stärkerem Anklang an das Lucretiamotiv ausmalen. In der Novelle Bandellos reicht Gräfin Alix dem König, der nach vergeblichem Werben ihre Liebe erzwingen will, den Dolch und beschwört ihn bei seinem königlichen Worte, entweder ihr die Ehre zu lassen oder selbst ihr das Leben zu nehmen. Übermannt von so viel Standhaftigkeit und Tugend giebt der König der schönen Gräfin das Ehegelöbnis. Denselben Konflikt, denselben befriedigenden Ausgang nehmen *La Calprenède's 'Edoüard Roi d'Angleterre'*, 1640; *Calderons 'Amor, honor y poder'*, 1633, der geschickt eine Doppelhandlung erfindet: Die Schwester des Königs liebt den Bruder seiner Angebeteten, nach mancherlei Irrungen, wobei auch das Brutusmotiv, der Vater, der seinen Sohn zum Tode verurteilt, nicht fehlt, werden aller Wünsche erfüllt; weiters *P. J. Charrins 'Amour, honneur et devoir, ou le Rapt'*, 1845, eine Übertragung des Calderonschen Schauspiels in bürgerliche Verhältnisse; auf deutschen Boden dann *Philipp Waimers* Danziger Schulkomödie *'Elisa' 1591; Jakob Ayrers 'Comoedia vom König Edwarto, dem dritte diss Namens, König in Engelland, und Elipsa, Herrn Wilhelm Montagij Gemahl, ein geborne Gräfin von Varucken'*, 1618, der den Zug einfügt, dafs der König durch Drohungen und Versprechungen die Familie zu bewegen sucht, auf die Gräfin einzuwirken, dafs sie ihm zu Willen sei; ferner des Niederländers *Karl von Zjerméz* schwülstiges Opus *'Eduard anders Stantvastige Weduwe' 1660,* das ganz auf La Calprenède beruht, und endlich auf heimatlichem Boden ein Gedicht von *Michael Drayton ('Englands Heroicall Epistles' 1595)* neben einer ganzen Reihe von Schauspielen, von denen sich nur der Titel und eine oder die andere Andeutung erhalten hat.

Andere Dichter schmieden — was nicht allzu schwer — den Stoff zur Tragödie um. So giebt *Gresset* einen *'Eduard III.'*, in dem ein Rattenkönig von Mifsverständnissen und Intriguen den Tod der Gräfin durch die eifersüchtige Nebenbuhlerin herbeiführt. In dem barocken Roman des älteren Dumas, *'La Comtesse de Salisbury'*, 1839, entleibt sich die Heldin, vom König vergewaltigt, nachdem sie ihm vorher verziehen. Versöhnlicher schliefst wieder die Geschichte bei *Cándamo, 'La jarretiera de Inglaterra,'* 1722, der gleich einer Reihe von Novellisten, *d'Argences, Henri de*

Juvenel, Jacques Yver u. a., das Strumpfbandmotiv in den Mittelpunkt rückt. König Eduard entsagt freiwillig seiner Leidenschaft, ein wohlfeiler Abschlufs, den auch *Deloney* in seiner Ballade *'Of King Edward the Third and the Fair Countess of Salisbury'* (deutsch nachgebildet von *Julius Rau* 1893 und hier zum erstenmal veröffentlicht) wählt. Desgleichen das pseudo-shakespearesche Drama *'The Raigne of King Edward the Third'*, wo Liebeswerbung und Verzicht des Königs nur als Nebenhandlung gegenüber der dramatisierten Historie der Kriege erscheinen. Mit Recht spricht Liebau das Schauspiel Shakespeare ab, dafür vielleicht mit weniger Recht Robert Greene zu. Bei Erörterung dieser Frage aber alle Ansichten in Litteraturgeschichten, die diesen Punkt — oft nur nebensächlich oder aus zweiter Hand schöpfend — berührt haben, wortwörtlich heraufzubeschwören, war wohl kaum nötig.

Zum Stoffgeschichtlichen läfst sich einiges nachtragen: *François Thomas Marie Baculard d'Arnaud* (1718—1805) schöpft nach eigenem Geständnis aus einer Anekdote in der englischen Zeitschrift *Le Magasin Anglais* den Stoff für seine Novelle 'Salisbury' (Nouvelles historiques, Paris 1794, 1, 1—128), die dann August Gottlieb Meifsner fast wörtlich ins Deutsche überträgt: 'Salisbury' (Gesammelte Werke, Wien 1813, VIII, 3—116; vgl. Fürst, A. G. Meifsner S. 190). Anonym ist der Roman von *Philippe Aristide Plancher de Valcour* erschienen: *'Edouard et Elfride ou la comtesse de Salisbury ... par l'auteur des "Annales du crime et de la vertu",' Paris, Pigoreau, 1816.* 8°. 3 Bde. Der Nürnberger *Johann Leonhard Rost*, der unter dem Pseudonym *Meletaon* unermüdlich galante Histörchen zusammenträgt, erzählt die Geschichte in seinem *'Leben und Thaten Derer berühmtesten Englischen Coquetten und Maitressen oder curieuse Nachricht von den geheimen Liebes-Intriguen derer Brittischen Könige und anderer Standes Personen. Aus dem Englischen übersetzt.' London bey James Franck (Nürnberg, Raspe), 1721. S. 26—35.*[1]

Sie fehlt aber in einigen anderen Liebesgeschichten des englischen Hofes, wo man sie vermuten könnte, wie z. B. im *'Liebes-Irrgarten des Englischen Hofes ...' Franckfurt und Leipzig*, Verlegts *Ernst Claude Bailiar (in Jena)*, 1697 (Orginal: Comtesse d'Aulnoy, Mémoires de la cour d'Angleterre. La Haye 1695. Hayn, Bibliotheca erotica² 166) oder in den *'Les illustres Angloises, Histoires galantes'*. La Haye 1735. Deutsch: *'Die berühmten Engelländerinnen in galanten und angenehmen Geschichten. Aus dem Frantzös. übers. von J. u. K. Breslau, M. Hubert, 1748'*, ebenso in *Fr. Schulz, 'Brittische Liebschaften oder kurzweilige doch wahrhafte Historie von den Liebeshändeln englischer Könige, Herzoge, Grafen, Ritter, Buchhändler und Kaufleute,' Berlin 1783—88.*[2]

Nach der von Hayn S. 165 angeführten *'Liebes- wie Helden-Geschichte*

---

[1] K. Hof- und Staatsbibliothek in München, wie Erich Petzet mir freundlichst nachweist.

[2] Bringt Bd. VII, S. 43—60, eine Erzählung 'König Eduard III. und die Gräfin von Dorset'.

des Englischen Hoffs, Cöln, b. Peter Hammer 1705', sowie der *'Liebes- und Helden-Geschichte des Sächsischen und Brittannischen Hofes'*, ebenda 1708, habe ich an einer Reihe von Bibliotheken vergeblich nachgefragt. Dem Titel nach könnte vielleicht noch in diesen Kreis gehören: F. Th. Thielo, 'Eduard und Cäcilie oder die Klippe der Standhaftigkeit'. Leipzig, Schneider, 1776, während Otto Ludwigs Dramenplan 'Die Gräfin von Salisbury' nach den knappen Andeutungen Gesammelte Schriften 4, 18 mit unserem Stoffe nur den Titel gemein zu haben scheint. Endlich hat erst kürzlich Maurice Hewlett die Erzählung in seine 'New Canterbury Tales' (Leipzig, Tauchnitz, 1901) eingeflochten, wo sie dem Schreiber in den Mund gelegt wird.

In der zweiten Schrift, 'König Eduard III. von England im Lichte europäischer Poesie,' mustert Liebau diejenigen poetischen, novellistischen und dramatischen Erzeugnisse, welche sich lediglich mit der Person des Königs und seinen Thaten beschäftigen, ohne das romantische Liebesverhältnis zu berühren. Auch hier begegnet der Stoff auf mehrhundertjähriger Wanderung keinem hervorragenderen oder selbständigeren Dichter. In England sind es neben einigen Dutzend Preisgedichten auf den regierenden und Klageliedern auf den verstorbenen König, die die reiche Sammlung von *Thomas Wright (Political Poems and Songs relating to English History, compose during the Period from the Accession of Eduard III to that of Richard III 1859—1861)* zusammenträgt, ein paar dürftige Dramen von *John Bancroft* 1691, *William Blake* 1793 und eine recht ungelenke Jugendarbeit von *Walter Scott* 1822. Für das Ausland war aus der Regierung Eduards die Belagerung von Calais und der heldenmütige Widerstand der Stadt das denkwürdigste Ereignis, das darum auch auf französischem und deutschem Boden mehrfach Bearbeiter gefunden hat: *Mme de Gomez 1734, Mme de Tenciri 1739* (deutsch von *J. J. Eberlen.* Wien, Trattner, 1765; polnisch von *J. U. Niemcewicz,* Wilna 1782), *Karl Weichselbaumer* 1821.

Dazu kommen noch: *Die Belagerung von Calais. Eine historische Erzählung.* Berlin, Rüdiger, 1768; *Die Belagerung von Calais. Schauspiel in 5 A. Augsburg, Bürglen, 1799; L. Hibeau (L. Merin), Marie von Vienne oder die Belagerung von Calais. Schauspiel. Berlin* 1859; weiters ein *Poema de capto Caleto* in *Simon Schardius, Historicum opus tom III. Basel 1574;* die Opern von *Donizetti, L'assedio di Calais, Neapel 1828* (Text von *Silardoni*), von *Ch. Louis Hanssens, Le siège de Calais. Brüssel 1861;* in England: *G. Colman, The Younger, Songs, duets; choruses ... in the Surrender of Calais. A play. London 1791* und *The Surrender of Calais. An historical drama. York 1801* (identisch?).

Sonst trägt auf deutschem Boden aufser dem mehr durch Lessings Kritik im 81. Litteraturbrief als durch seinen Erfolg berühmten Stück *Weifses* nur ein vielgenanntes und vielgewandertes Schauspiel des 17. Jahrhunderts den Namen, aber nur den Namen des Königs: *'Vom Könnich Eduardo tertio aus Engelandt, wirt sonsten genandt: Der beklegliche Zwanck,'* eine Bearbeitung der berühmten Lopeschen 'Fuerza Lastimosa' (1609), die über zahlreiche deutsche und niederländische Bühnen gewandert ist und

über Rambachs 'Grafen Mariano' in dem 'Alarcos' Friedrich Schlegels und dessen Nachahmungen und Parodien fortlebt.[1]

Nicht erwähnt hat Liebau aufser den oben angeführten Bearbeitungen der 'Belagerung von Calais' ein Versschauspiel von 1596 *'The Raigne of King Edward the third as it hath bin sundrie times plaied about the Citie of London. London, C. Burby* (Brit. Museum, C. 21, c 50), dann ein Drama über die Schlacht bei Crecy: *Christophe Godmond, The Campaign of 1346 ending with the battle of Crecy, an historical drama in 5 acts. London 1836*, als Privatdruck 1840 wiederholt mit ausführlichen Anhängen über die Kriege Eduards III. In Italien hat aufser Erizzo auch *Federico Federici* dem König ein Gedicht gewidmet: *Eduardo III d'Inghelterra. Genua 1843.* Von den Söhnen Eduards III. erzählt James Whites historischer Roman 'The Adventure of John of Gaunt', 1790; vgl. Cross, Anglia 25, 251—53. Die einschlägige Abhandlung von *J. Stecher*, 'Edouard III dans nos deux littératures,' Bulletin de l'Académie royale de Belgique. 2. Ser. XLV (1878), 681—716 ist dem Verfasser ohne Schaden unbekannt geblieben.

Am Schlusse seiner zweiten Schrift giebt Liebau eine sehr dankenswerte Zusammenstellung: 'Gestalten aus der englischen Geschichte und Litteraturgeschichte als dichterische Vorwürfe in der deutschen Litteratur,' zu deren Ergänzung ich mein Teil beitrage, freilich zumeist nur auf Grund der Kenntnis des oft irreführenden Titels:

Alfred der Grofse: [Anna Fuller,] Alfred, König von England, eine Geschichte aus dem neunten Jahrhundert. Bremen 1794.
Alfred der Grofse im Stande der Erniedrigung. [Erzählung.] Leipzig 1794. 2 Teile.
W. R. v. Gallenberg, Alfred d. Grofse. Ballet, aufgeführt Wien 1820.
August v. Kotzebue, Alfred der Grofse. Oper. Musik von Wolfram: Deutsche Schaubühne. Augsburg-Leipzig 1822. Band 50.
Otto Ludwig, König Aelfred. Dramatische Romanze in 5 A. Fragment. 1855—1857. Gesammelte Schriften. Leipzig 1892. V, 123—132.
J. P. E. T., König Alfred [der Grofse?]. Tr. in 6 Abteilungen. Bamberg 1866.

Becket: H. Wellberg, Thomas Bekket. Passionsspiel. Berlin 1900.

Beda [?]: Bedas Leiden oder das Unglück im Turme St. Antonius. [Erzählung.] Naumburg 1806.

Boleyn, Anna: Paul Weidmann, Anna Bullen. Tr. in 5 A. Wien 1771.
Josef Korompay, Anna Boley, Königin von England. Tr. Wien 1794.

[1] Farinelli, Grillparzer und Lope 15 Anm.; Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte 13, 443, Egidio Gorra, Un dramma di Federigo Schlegel, Nuova Antologia 65, 431—459, 66, 692—726. Ellinger, Berliner Neudrucke II, 2, XX, und Walzel ADB 33, 134 (Chr. Wilh. v. Schütz Lacrimas 1803) über die übrigen Alarcosdichtungen: Aronstein, Anglia 17, 325 f., und Rosenbaum, Euphorion 5, 107—109.

F. A. F. Winderfield, Anna Boleyn. Tr. in 5 A. Aarau 1872.
Carmen Sylva, Anna Boleyn. Hist. Tr. Bonn 1886.
E. Heyden, Anna Boleyn. Tr. in 5 A. Fürth 1887.
C. v. Blücher, Anna Boleyn. Tr. in 5 A. Schwerin 1890.

Byron: Rudolf Golm, Lord Byron. Sp. in 4 A. Wien 1888.
Karl Bleibtreu, Byrons Geheimnis. Sp. Zürich 1900.
J. v. Janke, Lord Byron am Genfer See. Sp. in 2 A. Berlin (o. J.).

Canut: G. N. Bärmann, Geschichtliches Drama in 4 A.: Theater. 1. Teil. Mainz 1838.
W. Kayser, Kanut oder Gelübde und Schwur. Ritterschauspiel. Paderborn 1895.

Cranmer: August Gottlieb Meifsner, Cranmers letzte Nacht. Erzählung. 1389. Ges. Werke VII, 170 ff.

Cromwell: Der edle Cromwell oder das Hofglück. München 1786.
Müller-Strübing, Oliver Cromwell. Tr. in 5 A. Berlin 1843.
Th. Hell, Der Sohn Cromwells oder eine Restauration. Hist. Lsp. in 5 A.: Dramatisches Vergifsmeinnicht. Dresden 1844. 21. Band.
H. Josefowitz, Cromwell. Sp. in 5 A. Berlin 1880.
Siehe auch: Montrose.

Darnley: siehe Maria Stuart.

Douglas: A. v. Tromlitz, Die Douglas. Hist.-romant. Sp. in 5 Abt. Berlin 1825.

Edgar: A. Schütt, Edgar, dramat. Gedicht in 5 A. Freiburg 1839.
Beinhöfer, Edgar der Grofse. Histor. Sp. in 5 A. Emden 1840.

Edmund [† 870]: S. Edmundus Angliae rex et martyr. Aufführung auf der Jesuitenbühne in Glatz 1653 (Prohasel, Festschrift d. Gymn. zu Glatz 1897, S. 42).

Eduard der Märtyrer: Invidia Novercalis Victima. Eduardus Angliae rex odio Alfrithae Novercae regno et vita privatus. Aufgeführt Glatz 1694 (Prohasel S. 52).

Eduard V.: Gespräche in dem Reiche derer Todten zwischen Eduard V., einem unmündigen König von England, welcher nebst seinem Bruder von einem leiblichen Vetter nicht nur um die Cron, sondern auch um das Leben gebracht worden, und Ludovico I., König von Spanien, welcher erst vor wenigen Monaten an denen Kindern-Blattern gestorben, worinnen beyder jungen Könige Leben und merkwürdige Fata enthalten. Leipzig 1724.

Elfrida:[1] Friedrich Justin Bertuch, Elfride. Weimar 1775.

---

[1] Erich Schmidt, Elfride-Dramen: Charakteristiken[2] S. 441—454. Werner, Anz. f. d. A. 13, 403. Dazu von fremdsprachlichen: Alfrede, Reyne d'Angleterre. Nouvelle historique. Paris 1678; Elfrida a serious opera in 2 acts [italienisch und englisch]. London [1785?]; [Deslandes, R.?] Elfride, drame en 3 a. Paris 1803; Elfrida ou l'ambition paternelle traduite de l'anglais par F. J. Moreau. Paris 1798; M. B. de la L.. [Mar. Belin de la Liborlière], Elfrida, imité de l'anglais. Hamburg 1798. 2 Bde.; Guillard, Elfrida. Oper. Paris 1792.

Br*m [Brumbey?], Elfride. Eine Tr. zur Musik. Elbing 1786.
Maximilian Klinger, Elfride. Tr. Riga 1787.
Johann Edling, Elfriede. Melodrama. Berlin 1790.
Friedrich Schiller, Elfriede. [Entwurf.] Hist.-krit. Ausgabe 15, 1, 322—326 (vgl. Minor, Edlingers Litteraturbl. 1, 176).
F. W. Ziegler, Die Macht der Liebe. Originaltrauerspiel. Wien 1817.
Archibald, Elfride. Tr. in 5 A. Gedenkmein, Taschenbuch f. 1829.
H. von Markgraff, Elfride. T. in 5 A. Berlin 1841.
Schultes, Elfride. Romant.-kom. Oper. Braunschweig 1859.
Paul Heyse, Elfride. Tr. in 5 A. Berlin 1879.
Adalbert Schröter, Elfride. Sp. in 5 A. Köln 1901.

Elgeva: Edwin und Elgiva oder die Wunder des heiligen Dunstan, eine altenglische Geschichte vom Verfasser des Walter von Montbarry. Leipzig 1791.

Elisabeth: Schauplatz der Gemütsbewegungen hoher Personen in der Liebesgeschichte der weltberühmten Königin Elisabeth und des Grafen von Essex unlängst von einer Standesperson in englischer Sprache dargestellet, anietzo aber von einem Liebhaber derselben in das Teutsche übersetzt. Leipzig 1687.
Geheime Geschichte von der Königin Elisabeth und dem Grafen von Essex. Frankfurt 1743.
August Gottlieb Meifsner, Selbst die gröfste Königin ist nur eine Frau. 1788. (Gesammelte Werke IV, 115 ff.)
Keralio, Geschichte der Königin Elisabeth von England. Wien 1795.
Elisabeth, Königin von England. Oper in 2 A. Wien 1822.
Hermann Müller, Elisabeth, Königin von England. Tr. in 5 A. Berlin 1837.
Ludwig Deuringer, Elisabeth, Königin von England, oder Liebe aus Verschmähung. Tr. Augsburg 1837.

Essex:[1] Die ermordete Unschuld oder die Enthauptung des Grafen von Essecs, aus dem Italienischen des Auctor Sign. Creognini. 1716. (Handschrift in München; vgl. C. Heine, Graf Essex aus Ludwig Hoffmanns Repertoire. Vierteljahrsschr. f. Litt. G. 1, 323—342.)
H. H. L. Spitta, Der Graf Essex. Romant. Tr. Aus dem Span. Göttingen 1822.

Garrick: F. Lindheimer, Garrick. Posse: Neueste dramatische Versuche. 1. Freiburg i. B. 1805.

Gloster: Robert Byr, Lady Gloster. Tr. Leipzig, Reclam.

Godiva:[2] Julius Grosse, Godiva: Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart, herausgeg. von G. Dahms. 1891.

---

[1] Adolf Schneider, Ältere Essexdramen — Laubes Essex. Programm. Wien 1901.

[2] Zum Motiv vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde 103—105, Germania 35, 205; Brand, Deutsche Rundschau XXVII, 1, 76.

Gray, Johanna: G. E. A. Wehlert, Johanne Gray. Tr. Elberfeld 1818.
H. Müller, Lady Johanna Gray, die Unschuldige. Histor. Gemälde frei nach W. Scott. Braunschweig 1833.
Burghardt, Johanna Gray. Tr. in 5 A. Bonn 1866.
E. Lionnet, Johanna Gray. Tr. in 5 A. Berlin 1878.
J. Feis, Johanna Gray. Tr. in 5 A. London 1881. Als Manuskript gedruckt.
Cl. Pfudel, Johanna Gray. Tr. in 5 A. Berlin, Haack, 1894.

Harold: Uhland, Harald. Balladen 1811.
Franz von Elsholz, König Harald: Schauspiele. Leipzig 1854.
Schliebner, Harald, der letzte Sachsenkönig. Oper. [Musik von G. Dullo.] Königsberg 1872.
H. Herrig, Harald der Wicking. Oper. [Musik von A. Hallén.] Berlin 1881.
Krone, Harald. Oper. [Musik von C. Pfeffer.] Wien 1883 (1887).

Heinrich II.: C. E. Sommer, Heinrich der zweite, Herzog von Montmorency. Hist.-dramat. Gedicht in 5 A. Wien 1817.

Heinrich VI.: Ignaz Castelli, Die rothe und die weifse Rose. Histor. Oper in 3 A. Wien 1810.

Heinrich VIII.: 1629 wollen Comoedianten in Danzig eine 'Comoedie von einem Könige aus Engelant Henrico [VIII?]' agieren. Der Rath schlägt aber das Ansuchen ab (Bolte, Danziger Theater 60).
Gespräche im Reiche der Todten zwischen Heinrich VIII. von England und Soliman II. Türk. Kayser. Worinn ... die Ehescheidungen des Ersteren und die anderen Fata, welche er mit den übrigen Weibern gehabt ... berichtet werden. Leipzig 1721.
Pecatoris in extremis ultima vox exemplo Henrici VIII. Angliae regis explicata. Aufführung in Freising 1739. (Mitt. d. Gesellschaft f. deutsche Schul- und Erziehungsgeschichte 1, 245.)
L. Hamm, Heinrich VIII. oder die Willkür auf dem Throne. Originaltr. Köln 1848.

Henriette von England: Friedrich Schulz, Henriette von England. (Gesammelte Romane 3.) Braunschweig 1790.

Hogarth: Hogarths Studien. [Roman.] Leipzig [1800?].

Hood, Robin[1]**:** F. Bartels, Robin Hood oder der englische Freibeuter. Nordhausen 1839.
Reinhold Mosen, Robin Hood. Oper. Leipzig 1880.

Jakob II.: J. v. Hall, Der Verschworene oder die letzten Regierungsjahre König Jakobs II. aus dem Hause Stuart. Ein historischer Roman. Berlin 1828.
Franz Nissel, Die Jakobiten. Tr. 1859. (Dramatische Werke. Stuttgart 1894. 2. F.)

---

[1] J. B. McGowem, Notes and Queries, 9. Serie, VIII, S. 263 f. Rundfragen über den Robin Hood-Stoff in der Dichtung.

Carlo Giulio, Die Pulververschwörung. Histor. Tr. in 5 A. Weimar 1869.

Karl Stuart II.: Christian Weise, Der englische Eichbaum. 1689. (Verloren; Erich Schmidt, AD. B. 41, 530.)

August Gottlieb Meifsner, Der König im Bordell. Erzählung. 1783. (Ges. Werke IV, 50 ff.)

Lenz-Kühne, Karl II. Sp. in 2 A. Mainz 1835.

Ernst Raupach, Die Royalisten oder die Flucht Karl Stuarts II. Sp. Leipzig (Reclam 1884).

Ottokar Stauf v. d. March, Der tolle Stuart. Lsp. in 4 A. Wien 1902.

Karl Eduard: Der traurige Ritter in schwarzer Gestalt in den Gebürgen Schottlands. Oder die Historie des unglücklichen Printzens Karl Stuarts, des Engl. Prätendentens in einer Comoedie vorgestellt zum Gebrauch der Praetendent-Hof-Acteurs in Rom. Aus dem Französ. von K. P. L. v. O. 1745.

C. L. Klose, Leben des Prinzen Karl aus dem Hause Stuart, Graf Albany, Prätendenten der Krone von Grofsbritannien. Leipzig 1842.

Leicester: Rudolf v. Gottschall, Amy Robsart. Leipzig 1884.

Maria Stuart:[1] Regalis Tragoedia sive Maria Stuarta Scolorum Regina & Legitima Anglicani Imperii Haeres ... [Jesuitendrama.) Prag 1644. (Veröffentlicht von Anton Tobias, Arch. f. d. Studium der neueren Sprachen 42, 401—408.)

Aufführung am Gymnasium in Krems 1651. (Baran, Gesch. des Gymnasiums in Krems. Progr. 1895, S. 81.)

Christophorus Kormart, Maria Stuart: Oder Gemarterte Majestät. Nach dem Holländischen Jost van Vondels. Leipzig 1672.

Johann Riemer, Der Erz-Verleumder im Ehe-Teuffel von Schottland in einem Trauerspiel abgefafst. Weifsenfels 1679.

1702 Aufführung eines Jesuitendramas in Neuburg. (Jahrb. f. Münchener Geschichte 3, 150 A. 93.)

1707 am 16. Oktober wollen die Württembergschen Hofkomoedianten in Wien 'Die Hohe Vermählung zwischen Maria Stuart und Heinrich Darlay, König von Schottland und Frankreich' aufführen. Die Aufführung wird aber nicht gestattet. (Trautmann, Jahrb. f. Münchener Gesch. 3, 335; Weilen, Geschichte des Wiener Theaters 123.)

1709 Aufführung eines Jesuitendramas in Eichstätt. (Jahrb. f. Münchener Geschichte 3, 150 A. 93.)

[1] Marquigny, Marie Stuart dans l'histoire, dans le drame et le roman. Études religieuses par des pères de la congregation de Jésus. 1864. Nr. 21, 22; Peter Fockens, Maria Stuart, eine litterarhistorische Untersuchnng. Diss. Leipzig 1887 [über Swinburne, Björnson, Schiller, Vondel]; A. Stiefel, Zs. f. vergl. Litteraturg. 13, 111 A.

Fr. Lang, Maria Stuarta. Sp. 1709. Mscr. in Petersburg (Reinhardstoettner, Forschungen z. Kulturgeschichte Bayerns 1, 237).

Bonaventura Landtwing und Felix Moos, Maria Stuart. Aufführung in Zug (Schweiz) 1728. (Bächtold, Litteraturgesch. 466.)

1736 Aufführung in Einsiedeln. (Bächtold, 466.)

Regia innocens atque pia impiae crudelitatis hostia sive Maria Stuart, Scotorum regina perfidia suppressa, crudeliter mactata. Aufführung in Ottenbeuren 1767. (Zeidler, Blätter des Vereins f. Landeskunde von Nieder-Österreich 27, 148.)

Müller, Maria Stuart, Königin von Schottland. Ein romantisches Gemälde in 3 Bänden. Hamburg, ca. 1800.

Engelbert Schmidt, P., Maria Stuarda, Königin von Schottland, ein Tr. 1802. (Hs. im Ferdinandeum in Tirol. — Fachkatalog der Abteilung für deutsches Drama und Theater der Internationalen Ausstellung f. Musik u. Theaterwesen. Wien 1892. S. 72. Nr. 1.)

Lembert, Maria Stuarts erste Gefangenschaft: Dramatische Neujahrsgabe f. 1827. Wien.

Darnley, ein historisches Gemälde vom Verfasser des Kardinal Richelieu. Leipzig 1831.

Flodoard Geyer, Maria Stuart, lyrisches Monodrama. Berlin 1836.

A. v. Tromlitz, Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart. Dresden 1841. 2 Bde.

H. Cornelius, Maria Stuart. Trilogie. Paderborn 1846—1848.

E. Raupach, Maria, Königin von Schottland. Berlin 1858.

L. Schneegans, Maria, Königin von Schottland. Heidelberg 1868.

J. L. Nicodé, Maria Stuart. Symphonische Dichtung. Leipzig 1879.

F. Dannemann, Maria von Schottland. Bremen 1880.

Maria Tudor: L. Scoper, Maria Tudor oder die Günstlings-Hinrichtung. Ein historisches Gemälde aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. [Nach Victor Hugos Maria Tudor.] Nordhausen 1835.

Marlborough:[1] Herzog v. Marlborough. Lsp. Stendal 1784.

August Gottlieb Meifsner, Marlborougs Jugendsünden. Erzählung. 1784. (Ges. Werke X, 3 ff.)

Milton: Joseph Michl, Milton und Elmire. Singspiel. Frankfurt a. M. 1775.

Friedrich Dingelstedt, Milton. Entwurf z. e. Drama. (Rodenberg, Dingelstedt 2, 96 ff.)

Montrose: Heinrich Laube, Montrose, Der schwarze Markgraf. Tr. Leipzig 1859.

---

[1] Über das Malbrough-Lied (Erk-Böhme, Liederhort 2, Nr. 325) vgl.: Pasqué, Auf den Spuren des französischen Volkslieds, 1899, 84—93; Sarrazin, Franco-Gallia 11, 64 f.; Voretzsch, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskde. 3, 337; Arthur Kopp, Euphorion 6, 276—289 u. 7, 318—319; Reuschel ebenda 6, 598; B. Liebich, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 5, 21 f., 61 f. u. Ch. Newton-Robinson, Nineteenth Century 46, 251—261.

Morus Thomas: Erasmus v. Rotterdam, Carmen heroicum in mortem Thomae Mori. (K. Hartfelder, Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte 6, 457—464.)

Jacob Balde, Thomae Mori constantia. Lyricorum lib. I, Ode III (1643): Opera poetica. München 1729. I, S. 5.

Thomas Morus. Aufführung in Wien 1688. (Weilen, Gesch. d. Wiener Theaters 33.)

Gloriosa constantiae et religionis victima sive Thomas Morus Angliae cancellarius. Aufführung in Freising 1707. (Mitteilungen d. Gesellschaft f. deutsche Schul- u. Erziehungsgeschichte 1, 243.)

Thomas Morus, Gloriosus Victor et Victima pro Sede Apostolica. Aufführung in München 1723. (Jahrb. f. Münchener Geschichte 3, 103.)

Matthias Etenhueber, Thomas Morus: Erneutes Altertum. 1763. (Reinhardstoettner, Forschungen zur Kulturgesch. Bayerns 1, 47.)

Lorenz von Westenrieder, Aufsatz zu einem Tr. aus der Geschichte des Thomas Morus. 1781. (Max Koch, Jahrb. f. Münchener Geschichte 4, 18.)

Chr. Ney, Thomas Morus. Tr. Paderborn 1893.

Pitt: R. v. Gottschall. Pitt und Fox. Lsp. Leipzig 1865.

Richard Löwenherz:[1] Wend, Richard I. Oper. [Musik von Ph. Teleman.] Hamburg 1729.

Joseph Weigl, Richard Löwenherz. Ballett. Wien 1795.

Josef Seyfried, Richard Löwenherz. Oper. Frei nach dem Französischen. [Musik von Ignaz von Seyfried.] Wien 1810.

Karl Simrock, Richard Löwenherz. [Gedicht.] Rheinsagen[9] Nr. 172.

Hugo Klein, König und Spielmann. Operette. [Musik von Josef Kerner.] Pest 1891.

Richard II. [?]: Richardi coronae anglicae usurpatoris interitus. Tragoedia. Aufführung in Freising 1734. (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Schul- und Erziehungsgeschichte 1, 245.)

Salisbury, Sara: J. C. Brandes, Miſs Sara von Salisbury. Leipzig 1790.

Schwerting: Leo Meiſsner, Schwerting, der Sachsenherzog. Troppau 1869.

Shakespeare: Shakespeares Beruf und Triumph. Sp. Leipzig 1792.

A. A. v. Kurländer, Shakespeare als Liebhaber: Almanach der Spiele für Liebhabertheater. Wien 1818. 8. Bd.

F. Volger, Im lustigen Alt-England oder Shakespeare und seine Macht. Landsberg 1886.

F. Hauptvogel, Das groſse Geheimnis! (Shakespeare oder Bacon?) Satire. Leipzig 1896.

---

[1] G. H. Needler, Richard Cœur de lion in literature. Leipzig 1890; und über die Blondelsage Kaufmann, Quellenangaben zu Simrocks Rheinsagen 147; W. Hertz, Spielmannsbuch[2] 331.

E. Bormann, Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama. Leipzig 1897.

W. Schäfer, William Shakespeare. Sp. Zürich 1900.

Sheridan: Sheridan. Das Glückskind aus Wallis. Aus dem Englischen. Erfurt 1802.

Stanhope, Esther: Franz Hedrich, Lady Esther Stanhope. Die Königin von Tadmor. Leipzig 1852.

Strafford: Der Graf Strafford. Tr. in 5 A. Leipzig 1796.

August Gottlieb Meifsner, Strafford. [Erzählung.] 1783. (Gesammelte Werke XIII, 88.)

K. C. v. Leonhard, Graf von Strafford: Dramatische Versuche I.

Warbeck: G. K. Claudius, Warbeck oder der falsche König von England. Erzählung. Leipzig 1782.

Ignaz Kuranda, Die letzte weifse Rose. Aufgeführt Wien 1838.

G. Wengg, Warbeck. Tr. Bremen 1894.

Warwick: Der verliebte Engländer Graf von Warwick. Nürnberg 1704. 2 Bde.

Des Grafen von Warwick Geschichte. Berlin 1744.

Der Graf von Warwick. Tr. Mannheim 1786.

C. L. Bille, Richard Graf von Warkwick. Eine Geschichte. Wien 1792—1793. 3 Teile.

Wilhelm der Eroberer: C. Nicolai, Wilhelm der Eroberer. 2. A. [Erzählung.] Quedlinburg 1817.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Georg Jürgens, Die Epistolae Ho-Elianae. Ein Beitrag zur englischen Litteraturgeschichte (Marburger Studien zur engl. Philologie). Marburg 1901. 87 S.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, dafs die Geschichte des englischen Briefes noch keinen Bearbeiter gefunden hat. Kompilationen und Chrestomathien epistolographischen Charakters giebt es eine ganze Anzahl, aber es fehlt immer noch ein historischer Überblick über die Entwickelung dieser litterarischen Gattung. Es ist nun erfreulich, dafs mit der vorliegenden Arbeit wenigstens ein Ansatz zur Behandlung eines so anziehenden Themas gemacht worden ist.

Jürgens nimmt naturgemäfs als Ausgangspunkt die lateinische Epistolographie der Humanisten, die in Cicero und Seneca ihre Vorbilder sahen. Ihnen folgten bald Briefsammlungen in den Nationalsprachen, wobei in Italien Pietro Aretino (1537), in Spanien Antonio Guevara (1539) vorangingen. Die Italiener bemühten sich, in ihren Briefen als Stilisten zu glänzen, während die Spanier auf den Inhalt gröfseres Gewicht legten, dabei aber leicht in eine gewisse Schwerfälligkeit verfielen. Gegen den italienischen Einflufs richtet sich mit Entschiedenheit Etienne Pasquier, dessen Briefsammlung 1586 zu erscheinen begann. Er strebt nach möglichster Einfachheit und Natürlichkeit, und im selben Sinne äufsert sich

Montaigne, der erste französische Essayist, der, wenn er mehr in der grofsen Welt gelebt hätte, wohl auch der erste Epistolograph Frankreichs geworden wäre. Trotzdem fanden die bombastischen, inhaltlosen Briefe eines Balzac nicht blofs in Frankreich Bewunderer und Nachahmer. Dafs diese neue Bewegung auch nach England hinübergreift, ist leicht verständlich. Es entwickelt sich dort im 16. Jahrhundert eine englische Briefstellerlitteratur, neben welcher Übersetzungen fremder Briefsammlungen einhergehen, und endlich treten auch englische Originalbriefe ans Licht. Zuerst ist es Bischof Hall (1607—10), der in Guevaras Fufstapfen tritt und anstatt Briefe moralische Essays liefert, dann James Howell, der Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist.

Howell ist unter den Litteraten seiner Zeit entschieden eine der interessantesten Erscheinungen. Geboren 1593 in Carmarthenshire, tritt er, wie die meisten Welshmen, in das Jesus College zu Oxford und widmet sich dann dem Kaufmannsberuf. Er unternimmt weite Reisen nach den Niederlanden, Frankreich, der Schweiz, Italien und Spanien, wobei er sich eine damals ungewöhnliche Kenntnis der Sprachen und Sitten dieser Länder aneignet. Man scheint dann in England auf seine Verwendbarkeit aufmerksam geworden zu sein: wir finden ihn bald als Sekretär beim Earl of Sunderland, später im Dienste des Ministers Strafford; auch wird er wiederholt zu diplomatischen Sendungen verwandt und scheint längere Zeit als Agent oder Spion der royalistischen Partei in London fungiert zu haben. Infolgedessen wird er auf Beschlufs des Parlaments in das Fleetgefängnis gesperrt und dort acht Jahre (1642—1650) festgehalten. Aus dem Gefängnis entlassen, erwirbt er als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt. Er erlebt noch die Rückkehr Karls II., der ihn zu seinem Hofhistoriographen ernennt, und stirbt im Jahre 1663.

So bunt und mannigfaltig wie seine Lebensschicksale ist auch der Inhalt und Charakter seiner Schriften. Von seinen dichterischen Erzeugnissen ist nicht viel Rühmliches zu melden: wichtiger ist seine Thätigkeit als Historiker, Pamphletist, Reiseschriftsteller, Lexikograph und Grammatiker. Von allen seinen Schriften sind jedoch allein seine Briefe lebendig und für die Folgezeit wirksam geblieben. Sie erschienen unter dem Titel 'Epistolae Ho-Elianae: Familiar Letters, Domestic and Forren etc.' zuerst zwischen 1635 und 1655, in vier Bücher eingeteilt.

Wenn es sich nun um die Vorbilder handelt, denen Howell gefolgt ist, so sind als solche der vorhin erwähnte Pasquier und in zweiter Reihe Guevara zu bezeichnen. Damit ist zugleich gesagt, dafs er in seinen Briefen (und zwar hauptsächlich in den früheren) sich eines leichten und gefälligen Stiles befleifsigt. Freilich unterliegt er je länger je mehr der Modekrankheit des Euphuismus; dies zeigt sich vor allem in seiner Vorliebe für die Allitteration, übrigens eine Erscheinung, die noch heutzutage weit verbreitet ist. Der Inhalt der Briefe ist von der mannigfaltigsten Art. Sehr viele beziehen sich auf zeitgenössische Ereignisse, wobei Howell in manchen Fällen als Augenzeuge berichten kann. Nicht minder interessant sind für uns die eingestreuten Geschichten und Anekdoten, dar-

unter die Erzählung, die Schillers Ballade vom Grafen von Habsburg zu Grunde liegt; die Geschichte von dem Einsiedler und dem Engel (aus den Gesta Romanorum, zugleich die indirekte Quelle von Parnells Hermit); der Rattenfänger von Hameln (vermutlich die Vorlage für Brownings Gedicht); die Geschichte vom Kastellan von Coucy (erzählt in einem Briefe an Ben Jonson, mit dem Howell eng befreundet war); endlich, was der Verfasser übersehen hat, eine Parallele zu der altdeutschen Novelle von der Wiener Meerfahrt (Buch II, 54: hier nach Holland verlegt). Andere Briefe erweitern sich zu Essays und Traktaten; sie verbreiten sich etwa über die Geschichte Spaniens und der Hansa oder belehren den Adressaten über die Sprachen Europas, die römische Kirche oder die Religionen der Erde. Dann erhalten wir Abhandlungen über die Weine und andere Getränke, über den Tabak, über die Sibyllen, über die Inquisition u. a. m. Es mag zweifelhaft scheinen, ob solche Schreiben noch als 'familiar letters' gelten dürfen, und damit erhebt sich die Frage nach der Echtheit der ganzen Sammlung. Diese ist schon früher angezweifelt worden, und erst der letzte Herausgeber, J. Jacobs, ist wieder entschieden für ihre Authenticität eingetreten. Jürgens nimmt in dieser Frage eine vermittelnde Stellung ein und gelangt durch eine sehr minutiöse Untersuchung der Briefe, auf die hier nicht näher einzugehen ist, zu einer Reihe von Kriterien für ihre Echtheit und Unechtheit. Die Sammlung ist zu der Zeit entstanden, als Howell im Gefängnis safs. Es ergiebt sich daraus, dafs er weder über ein vollständiges noch über ein zuverlässiges Material verfügte; waren ihm doch seine Papiere eine Zeitlang ganz vorenthalten. Jürgens nimmt als Hauptgrundlage der Sammlung ein Tagebuch Howells an, dessen Existenz aber (trotz der Bemerkungen auf S. 66. 67) keineswegs strikt erwiesen werden kann. Sicherlich hat es jedoch Briefe, die er selbst empfing, sowie Abschriften seiner eigenen, ferner einige historische Aufsätze benutzt.

So viel über den Inhalt und die Resultate der Jürgensschen Schrift. Durch sein streng methodisches Vorgehen wie durch sein klares und besonnenes Urteil hat der Verfasser, auch wenn wir ihm in einigen Einzelheiten nicht zustimmen können, sich unseren Dank verdient.

Berlin. Georg Herzfeld.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

The traitor's way by S. Levett-Yeats (Tauchnitz edition vol. 3549).

Der Roman spielt im alten Frankreich der Glaubenskriege, vorwiegend am Hof der Katharina von Medici, der Stoff ist mithin wichtig in seiner weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit. Aber nur *'a story'* will der Autor erzählen, einen Ausschnitt aus der mächtigen Historia bieten. Und er geht in der Beschränkung noch weiter: er giebt seinen Stoff in Form einer

Autobiographie seines Helden. Das gewährt ihm verschiedene Vorteile. Die Materie bekommt einen einheitlichen Zuschnitt, weil sie unter einen Gesichtspunkt gestellt ist, die Darstellung wird intim, weil sie von einer Stimmung durchdrungen wird. Der schreibende Held verlebendigt seine Geschichte. — Freilich geht es hiebei nicht ohne Künsteleien ab.

Schon äufserlich betreffs der Behandlung der Fabel. Der Held erzählt hinterdrein seine Geschichte. Er beherrscht sie demnach in all ihren realen und ideellen Zusammenhängen wie in der teilweisen Gleichzeitigkeit ihrer einzelnen Phasen. Diese Allwissenheit darf er aber nicht verraten. Er muls im ununterbrochenen Zusammenhang blofs seine persönlichen Erlebnisse darstellen, er darf in der jeweiligen Situation, die er beschreibt, nicht mehr sehen, hören und wissen, als er eben damals, da er sie erlebte, sehen, hören und wissen konnte. Nur mit dieser Befangenheit in der Situation erzielt er den intimen Reiz einer lebendigen Darstellung; andererseits mufs aber der Autor seinen Leser über den Helden hinaus informieren, mufs ihn die Zusammenhänge wenigstens ahnen lassen, damit ihm aus dem gröfseren Verständnis das stärkere Interesse an dem Ganzen erwache. So hat der Autor zweien Herren zu dienen, seinem Helden und seinem Leser. Das gehört auch litterarisch zu den schwierigen Aufgaben.

Noch schwieriger wird es dem Autor hinsichtlich der Stimmung. Der schreibende Held — hier der zerknirschte Sünder, der über die Geschichte seines Lebens Generalbeichte ablegt — hat seine scharf ausgeprägte Gefühlsnote. Der handelnde Held ist natürlich in den verschiedenen Phasen der Entwicklung auch in den entsprechenden, also in verschiedenen Stimmungen. Gar oft kontrastiert die Stimmung des handelnden mit der des schreibenden Helden.

Sind das — objektiv betrachtet -- die Vorzüge und Nachteile der vom Autor gewählten Komposition, so fragt es sich nun, wie er sich mit diesen fördernden und hemmenden Faktoren thatsächlich abfindet.

Summarisch gesprochen, darf man sagen, dafs dem Autor die verstandesmäfsig zu lösende Seite seiner Aufgabe, die Gestaltung der Fabel, glänzend gelungen ist. Der Held erzählt immer nur Geschehendes, so dafs der Leser fortwährend unter dem Eindruck einer sich geschlossen abspinnenden Geschichte steht, und der Held erzählt dem Leser so geschickt, dafs jener nie mehr sagt, als er weifs, dieser stets mehr weifs, als er hört. Der Held bleibt intim-befangen, dem Leser erwächst aus seiner Souveränität die Spannung. In der Konzentration auf den Horizont des Helden wird der Stoff verlebendigt, die Materie verpersönlicht, der Aufbau künstlerisch. Dabei vergifst man die künstliche Appretur, das Moment, dafs sich der allwissende Held während des Schreibens zu seiner Befangenheit im Handeln bewufst zurückschraubt. Dieser eine Nachteil war nicht zu umgehen, wurde aber durch den anderen Vorteil in seiner Wirkung unschädlich gemacht.

Vorzüglich als 'Epiker' in der Fabelbildung, scheitert aber der Autor als 'Lyriker' hinsichtlich der Stimmung. Er macht sich hier die Sache allzu

leicht. Am Anfang und am Ende der Geschichte und manchmal im Verlaufe derselben bekommt der Held Gewissensbisse und reuevolle Beklemmungen. Er lyrisiert sozusagen am Schreibtisch. Im übrigen färbt er die einzelnen Phasen seiner Erzählung nach dem jeweiligen Stand der Dinge. Das ist verzweifelt wenig, es ist nicht organisch, sondern mechanisch. Es ist der Behelf eines routinierten Litteraten statt des Ausdrucks eines wahrhaften Dichters. Hiefür reicht der Kunstverstand nicht aus, hier hätte das halbbewufste, naive Schaffen künstlerischen Ingeniums walten müssen. Deshalb mufs hier auch die Wissenschaft verstummen, sie kann nur feststellen, was fehlt.

Auch in Bezug auf die Durchführung des Problems befriedigt der Roman nicht völlig.

Wie de Vibrač, der junge, treffliche, glänzende Kavalier und Offizier, zum Verräter seines Herrn, des Herzogs von Condé, wird, weil er sich aus verschmähter Liebe an der Frau seines Freundes rächen will, das ist das Hauptmotiv. Es ist psychologisch bedeutend und sehr entwicklungsfähig. Aber es ist gefährlich, denn genau besehen ist es zwiespältig. Der Held ist erotisch und politisch. Seine Liebesgeschichte ist der Anlage nach verwickelt und bedeutend. Er glüht für die Frau seines Freundes. Obwohl er die Schwere seiner Schuld fühlt, kann er der Leidenschaft nicht Herr werden. Im entscheidenden Moment, dem der Entführung, schreckt die junge, unverstandene, aber im Kern brave Frau zurück. Er hält sich für das Opfer eines koketten Spiels und will sich rächen, indem er seinen früheren Freund, den Gatten der Frau, und mit ihm sie ins Verderben stürzt. Das ist die Haupthandlung. Sie eignet sich zu einer solchen ausgezeichnet, doch unter der Voraussetzung, dafs sie ihrer psychologischen Seite nach kräftig ausgebaut, tiefgründig entwickelt wird. Das hat der Autor nicht vermocht. Unter seinen Händen wird das Thema trivial, eine Liebesaffaire wie tausend andere, weil die Behandlung auf der Oberfläche, am blofs Fabulistischen haften bleibt. Nach dieser Seite hin bietet das Thema nicht viel. Fabulistisch ist aber die politische Nebenhandlung begreiflicherweise sehr ergiebig. Hier dreht es sich um das Schicksal des Kronprätendenten Condé, um das Geschick von ganz Frankreich. Hof- und Palastintriguen spielen hin und her. Das kann zwar psychologisch tief gehen, wird aber auch bei blofs äufserlicher Behandlung schon sehr interessant wirken. Der Autor ist nun den Lockungen der derberen, fabulistischen Reize seiner politischen Nebenhandlung unterlegen und hat die erotische Haupthandlung darüber vernachlässigt, weil er deren inneren, psychologischen Wert nicht erkannt hat oder nicht hat erkennen wollen. So degradiert er die Hauptsache zur Nebensache, erdrückt er den Vordergrund durch den Hintergrund. Wie bei der formalen Durchführung erweist er sich auch in der Behandlung des geistigen Kernes nicht als echter Dichter, sondern blofs als geschickter Litterat. Aus seinem prächtigen Stoff schlägt er nur die äufserlichen Effekte, nicht die innerlichen Wirkungen heraus, die poetischen Keime ersticken unter seiner litteratenhaften Behandlung.

In the palace of the king by F. Marion Crawford (Tauchnitz edition vol. 3469, 3470).

Mit dem Untertitel dieses pseudohistorischen Romans, *A love story of old Madrid,* scheint sich der Autor salvieren zu wollen. War es seine Absicht, höhere Anforderungen an sein Werk dadurch von vornherein zurückzuweisen, so hat er recht gethan. Von der Geschichte hat der Roman nur die Staffage. Wieviel die Altmadrider Historie oder auch nur Anekdote stofflich beigesteuert hat, wieviel davon etwa umgebildet oder dazu neu erfunden worden ist, bleibt hier gleichgültig, weil das Ganze nicht ein Kulturbild aus König Philipps II. Zeit bietet, sondern lediglich eine *'love story'*, die an gar keine bestimmte Zeit gebunden ist. Dafs der Untergrund der Fabel altspanisch koloriert ist, ändert daran nichts, weil das Problem aus dem Milieu nicht organisch erwachsen ist.

Besieht man sich nun diese 'Liebesgeschichte' näher, so gewahrt man, wie die 'Liebe' von der 'Geschichte' völlig vergewaltigt wird. Nur die Fabel erweckt Interesse, nicht die Entwicklung des psychologischen Problems. Von einem solchen kann streng genommen gar nicht die Rede sein, denn das Innenleben der Figuren ist blofs typisch, mithin reizlos. Es erhält weder durch die Eigenart der Personen eine Besonderheit, noch wird es durch die äufseren Schicksale der Personen irgendwie beeinflufst. Held und Heldin lieben sich, weil sie aneinander Gefallen finden, und sie bleiben sich treu, weil sie nicht aufhören, aneinander Gefallen zu finden. Somit lebt dieser Roman nur von der Fabel. Die ist souverän. Von der zufälligen, ersten Situation ausgehend, verwickelt sie sich aus sich selber und löst sich ebenso durch sich selbst. Die Figuren haben natürlich ihre Willensbestrebungen, funktionieren aber hierin mit der selbstverständlichen Regelmäfsigkeit von Automatenpuppen. Der Leser wird nur durch die spannende Entwicklung der Fabel gefesselt. Ist man kritisch veranlagt, so interessiert deren technische Durchführung.

Diese ist so eigenartig, dafs sie hier Erwähnung verdient.

Das Buch ist mehr als 500 Druckseiten stark, die Handlung dauert vom Abend bis nach Mitternacht: der Roman spielt sich also in kürzerer Zeit ab, als er sich durchliest. So übertrumpft er an Konzentration das realistischste moderne Drama. Diesen künstelnden Scherz kann er sich leisten, weil der Autor seine Geschichte erzählt. Allwissend und allgegenwärtig, kann eben der Autor dem Leser des öfteren gleichzeitige Phasen der Geschichte hintereinander vorführen. Die Einheit der Zeit wird so durch 'Doppelzeit' hier überboten und die Einheit des Ortes im geräumigen Königspalast gewahrt. In dieser Weise hat die älteste und einfachste Technik des Erzählens das jüngste Kunststückchen epischer Darstellung ermöglicht.

Das alles wäre als technische Spielerei kaum der Erwähnung wert. Die Sache hat aber ihre ernsthaften Wirkungen. Man liest den Roman in atemloser Spannung. Er täuscht also Leben vor, wenn auch nur während der Lektüre. Woher kommt dies? Von den innerlich leblosen,

puppenhaften Figuren gewifs nicht. Wollte man zu ihrer Kennzeichnung die dramatische Terminologie anwenden, so müfste man statt von Charakteren von Rollenfächern ältester Handwerkerei sprechen. Da ist der 'Held' und die 'Heldin' als vielfach gefährdetes Liebespaar, das sich am Schlufs die Ehe ersiegt: Don Juan d'Austria, der tadellose Held, und das arme Edelfräulein Dolores. Gegenspieler sind König Philipp, der 'Intrigant', weil er mit seinem Halbbruder grofspolitische Heiratspläne hat, und die Fürstin Eboli, die 'Intrigantin', weil sie den volksbeliebten Don Juan gegen den verhafsten Philipp ausspielen und als ihr Werkzeug mifsbrauchen möchte. Die Partei des Heldenpaares nehmen die blinde Schwester der Heldin, zugleich ihre entsagungsvolle Rivalin in der Liebe zu Don Juan, Ines, also die 'Sentimentale', und der verwachsene Hofnarr, also der 'Komiker'. Dazu kommt noch der 'polternde Alte' Mendoza. Er ist ehrenfester Gardeoberst, Vater der Heldin, macht in Furcht vor dem Glück seines Kindes halbe Opposition. Das ist — abgerechnet ein paar unwesentliche Nebenfiguren, die Statisten spielen könnten — das 'Personale'.

Puppenhaft, wie diese Figuren sind, werden sie auch in puppenmäfsiger Symmetrie gestellt und in Bewegung gesetzt. Im Mittelpunkt das Heldenpaar; rechts auf der guten Seite das Paar der guten Helfer, die Blinde und der Bucklige, die Schwachen; links auf der bösen Seite das Paar der bösen Intriganten, der König und die Fürstin, die Starken; zwischen den Parteien der brav-bornierte Vater — mit dem Herzen für, mit dem Kopf gegen das Heldenpaar.

Etlichen dieser Figuren wird ein historisches Mäntelchen umgehangen. Als historische Individuen geben sich Don Juan, Philipp und Eboli. Freilich sind sie historisch nur im Sinne einer flachen Typisierung: ein einziger hervorstechender Charakterzug wird bis zur Karikatur übertrieben, und daneben verschwinden alle übrigen. Don Juan ist nur Held, Philipp nur Tyrann, die Eboli nur Intrigantin. Die Individuen sind zu allegorischen Personifikationen je e i n e r menschlichen Eigenschaft zusammengeschrumpft. Als historischer Standestypus erscheint Mendoza, der hyperloyale Militär, und Adonis, der gutherzige Hofnarr. Die beiden Mädchen, die heroische und sentimentale Liebhaberin, haben von den Spanierinnen ihrer Zeit nur die Toilette.

Diese Puppen sind nichts anderes als litterarische Totgeburten. Und doch gewinnen sie den Schein des Lebens. Das bringt die Fabel zuwege. Aber auch nur infolge ihrer Konzentration. Damit überschüttet sie den Leser mit einer Fülle von Handlung. Ihre pausenlose Geschlossenheit läfst keine Zeit zu prüfendem Nachdenken. Doch das ist blofs mechanisch. Die Geschlossenheit wirkt wie ein lebendiger Organismus. Ein Moment scheint aus dem anderen notwendig hervorzuspriefsen. Auf diesem Strom drängender Wellen treiben die Figuren wie Kähne auf dem Wasser. Von ihm haben sie die Bewegung, die ihnen den Schein eigenen Lebens borgt. Ist aber das Spiel verrauscht, die Fahrt zu Ende, so liegen die Figuren wie tote Kähne auf dem Ufersand. Nach der Lektüre, in

der Erinnerung werden die scheinbaren Personen wieder zu Puppen. Das Ganze war also nur ein Spiel mit psychologischen Scheinwerten, eine wertlose Spielerei.

The first men in the moon by H. G. Wells (Tauchnitz edition vol. 3577).

Alte Liebe rostet nicht — möchte man angesichts dieses jüngsten phantastischen Romans von Wells ausrufen. So wäre also der Autor wieder in seinen alten Geleisen. Leider. Denn diese Geleise sind nicht nur alt, sondern auch schon ausgefahren. Wells ist als 'Phantastiker' zum Routinier geworden: er gestaltet nicht mehr schöpferisch, sondern nach seinem festen Rezept.

Dieses verlangt sehr viel Neuwelt, vermischt mit etwas Altwelt. Jene mufs durch die Brille von dieser besehen werden, damit wir Altleute die Neuleute besser verstehen. Es kommt also irgend ein Engländer heutiger Prägung mittels irgend eines Apparates von fabelhaft-wissenschaftlichen Kräften in die Neuwelt, besieht sich dieselbe unter entsprechenden Abenteuern und kehrt dann wieder frohgemut heim ins traute London, um hier mündlichen oder schriftlichen Reisebericht gewissenhaft zu erstatten. Das ist der technische Kniff.

Das Rezept verlangt weiter, dafs die Situationen auf der Altwelt und ihre Figuren hier und auch drüben in der Neuwelt möglichst intim wirken. Sie werden also ultra-realistisch behandelt, genrehaft ausgestattet und humoristisch beleuchtet. Man kommt mit ihnen im Handumdrehen auf 'Du und Du' zu stehen. Die Absicht ist klar. Der Autor beginnt als charmierender Klein-Realist, um sich späterhin als Grofs-Phantast das Vertrauen des Lesers zu erhalten. Das ist der psychologische Kniff.

Endlich verlangt das Rezept das tendenziöse Problem. Mit der phantastischen Neuwelt ist es dem Autor selbstverständlich nicht Vollernst. Sie ist ihm nur Mittel zum Zweck seiner versteckten satirischen Absichten. In der Neuwelt soll sich die Altwelt spiegeln und das natürlich nicht zu ihrem Vorteil.

Alle diese Ingredienzien finden sich nun auch hier in unserer Mondgeschichte wieder.

Neuartig ist nur die ingeniöse Disposition des Stoffes. Darin überbietet sich Wells von einem zum anderen Male. Variatio delectat. Diesmal läfst er zwei Engländer die Reise machen. Ad hoc ist der eine als Fachmann, der andere als Laie qualifiziert. Der Gescheite und der — sagen wir höflich — Naive landen glücklich auf dem Monde. Sie sehen da im Vergleich mit der unsrigen die umgekehrte Welt. Ist die Erde aufsen bewohnt, so der Mond inwendig. Bezweckt unsere Kultur die bestmögliche Ausbildung des Individuums, so beruht die dortige auf der völligen, physischen und psychischen Anpassung des einzelnen an das Interesse der Gesamtheit. Nach etlichen Abenteuern im Mondinnern gelangen in mühseligem Kampfe mit den Seleniten die beiden Freunde wieder an die Oberfläche. Sie verlieren sich. Der eine, der Laie, mufs den anderen

tot glauben und fährt zurück. Er landet glücklich auf Erden, selbstverständlich auf englischem Boden. Das ist die erste Hälfte unserer Geschichte.

Nun lebt unser Held inkognito. Der Apparat, den er nie verstanden, den er also nicht nachmachen kann, ist ihm durch Zufall verloren gegangen. Mit dem fragmentarischen und beweislosen Berichte von seiner Fahrt würde er bei seinen Zeitgenossen keinen Glauben finden, man würde ihn ins Narrenhaus sperren. Nach einiger Zeit hört er aus der wissenschaftlichen Welt von Mondtelegrammen, die an die Erde gelangen. Die Astronomen verstehen sie nicht, ihm löst sich das Rätsel. Sein Freund ist am Leben geblieben, hat mit den Seleniten Verkehr gefunden und die Mondgesellschaft studiert, wovon er nun ausführlich und eindringend berichtet. Freilich, die Mondtelegramme kommen nur verstümmelt an. Es bleibt vieles im unklaren. Sie werden seltener, kürzer, verstümmelter. Die Seleniten scheinen sie — aus Erdenfurcht — zu durchkreuzen. Das letzte — es wollte das wissenschaftliche Geheimnis des Apparates enthüllen — bricht schmerzlich ab. Der Freund ist wohl das Opfer der geängsteten Seleniten geworden. Er verliert sich ins transterrestrische Dunkel. Das ist der zweite Teil der Geschichte.

Ihre Disposition ist famos. Sie sorgt für Spannung. In der ersten Hälfte sieht man die Mondwelt blofs in Bruchstücken und diese nur in undeutlichen Umrissen. Erst im zweiten Teil liest man die vollständige Beschreibung und erhält damit die befriedigende Erklärung.

Die Disposition gewährt aber auch ästhetische Abwechselung. Der erste Teil ist vorwiegend auf Stimmung gearbeitet. Der Leser, der sich ja immer nolens-volens mit dem Helden identifiziert, steht unter der Wucht des realen Eindruckes. Er schaut die fremde Welt mit seinen leibhaftigen Augen. Im zweiten Teil hört er nur den Niederschlag klarer Beobachtungen in theoretisierenden Kommentaren. Der erste Teil ist vom Laien vorgebracht: hier wirken Phantasie und Gemüt; im zweiten Teil dociert der Fachmann: hier herrscht der Verstand vor. So wächst die Erkenntnis im umgekehrten Verhältnis zur Stimmung. Dabei hütet sich aber der Verfasser gar wohl, den zweiten Teil unpoetisch der kalten Wissenschaft preiszugeben. Die Berichte sind lückenhaft. So bleibt unserer Phantasie noch Spielraum genug zu ihrer Bethätigung, um aus dem fragmentarischen Material ein Vollbild zu gestalten. Und der gelehrte Mitmensch auf dem gefährlichen Mond wirkt persönlich. So macht sein ungewisses Schicksal, besonders gegen Ende, unser Herz erbeben, und die Stimmung wird stark in uns. Der Autor sorgt also reichlich für poetische Remedien in der theoretischen, zweiten Hälfte.

Auch noch einen dritten Vorteil gewährt diese Disposition. Der phantastische Roman spielt nur zur einen Hälfte im phantastischen Milieu des Mondes. Bevor man Zeit hat, durch das Fremde befremdet zu werden, zu erschlaffen unter den gewaltthätigen Phantasieeindrücken, mit denen uns der Autor hier bestürmt, werden wir in der zweiten Hälfte nach der gewohnten Erde erlöst. Die glaubhafte Welt stimmt vertrauensvoll für

die unglaubwürdigen Berichte vom Mond, weil das Jenseits mit dem Diesseits so intim und plausibel verschlungen wird.

Man sieht, wie klug, ja geistvoll und poetisch sich der Autor um seinen spröden Stoff bemüht. Trotzdem ist er — bei mir wenigstens — erfolglos geblieben. Ich kann mir das nur aus dem gattungsmäfsigen Charakter des phantastischen Romans von Wells erklären. Er ist litterarisch zu präcis in Anlage und Zweck, als dafs er für Variationen genug Spielraum übrig lassen könnte. Der erste Wurf war originell und individuell, er hat mächtig gepackt; die folgenden Varianten vermochten sich nicht über schablonierte Kopien zu erheben, die man der Hauptsache nach ungelesen auswendig kennt. Das Thema ist eben zu eigenartig, um stärkere Umartungen zu erlauben.

The wheels of chance by H. G. Wells (Tauchnitz edition vol. 3526).

'Heureka' mag der biedere Kritikus rufen, der die Litteratur fein säuberlich nach Stoffen gattungsmäfsig abgliedert. Er hat eine neue Species des Romans gefunden, den 'Radler-Roman'. Damit sollte ich eigentlich mein Referat über das Werk beschliefsen, denn ich radle nicht. Aber vielleicht hat das Urteil des sachlich Unbefangenen auch seinen Wert, und deshalb will ich feststellen, dafs ich mich auf dieser meiner litterarischen Radfahrt von Autors Gnaden prächtig unterhalten habe, so prächtig, dafs ich nur bedaure, mir vom Honorar dieses Referates nicht ein Rad kaufen zu können, um die Sache reell zu probieren. Die Schildereien aus der Radlerei sind so instruktiv im Technischen, so plastisch in den Vorfällen gearbeitet, und sie sind so lebendig in das Gemütsleben des Radlers übersetzt, dafs ich alles verstanden, geschaut und empfunden habe. Wenigstens bilde ich mir das ein, denn meine Eindrücke sind präcis. Damit darf der Autor schon zufrieden sein, weil ich als Leser zufrieden bin.

Wells ist also jedenfalls ein ausgezeichneter Schilderer des modernen Kleinlebens. Er ist aber noch viel mehr, er ist der echte Poet dieses realistischen Genres. Die Wirklichkeit in all ihren Äufserlichkeiten getreu und anschaulich zu kopieren, ist ein erlernbares Kunststück. Zur Kunst erhebt sich solche Arbeit erst, wenn das Werk die persönliche Note des Schöpfers enthält, wenn es seine Idee von dem Stück Leben, das er kopiert, mit zum Ausdruck bringt. Dazu mufs aber der Autor das Bedeutungsvolle an seinem Stoff überall herausfühlen und diese Eindrücke im Brennspiegel seiner Weltanschauung zusammenfassen. Das vermag Wells. Nichts ist ihm zu klein, um nicht dessen Beziehungen zum grofsen Lebensproblem des modernen Menschen zu finden, nichts ist ihm so verworren, dafs er es nicht mit einem freundlichen Lächeln verziehe. Wells ist Humorist: er schaut tief ins Leben hinein, so hoch er auch über ihm steht, und gerade darum liebt er das Leben trotz aller Banalität und Borniertheit.

So giebt es — äufserlich besehen — wohl nichts Banaleres als den

halbgebildeten Commis eines Kleinladens aus der Londoner Vorstadt, und das ist sein Held, und es giebt nichts Borierteres als den an Ibsen verbildeten Backfisch der guten Londoner Gesellschaft, der 'sein Leben leben will', und das ist seine Heldin. Ein köstliches Paar, unreif an Alter und Art. Der Commis benützt die Augustwoche seines Jahresurlaubs zu einer Radpartie aus London hinaus, ins Land hinein, zur See hin. Er sitzt noch nicht sicher auf seinem Rad, steht aber noch viel unsicherer im Leben, denn er kennt es nur im kleinen Ausschnitt von seinem Ladentisch aus, er erträumt sich von ihm noch romantische Wunder. Auf der Fahrt begegnet er dem Backfisch. Die Kleine ist mit einem nicht mehr jungen Herrn ihrer Tante durchgegangen. Er hat ihr viel von Ibsen und nichts von seiner Frau erzählt und will sie nun ihr Leben leben lehren. Sie hat sich die Ibsensche Welt minder erotisch und im Erotischen legitimer vorgestellt und verzweifelt über ihre Dummheit. Als Retter in der höchsten Not erscheint der Commis. Sie geht nun mit ihm ihrem falschen Befreier durch. Die beiden fliehen in Furcht vor dessen Verfolgung. Der aber denkt nicht an eine solche. Dafür beginnt eine neue Verfolgung: die Tante setzt mit den Getreuen ihres Hauses der flüchtigen Nichte nach. Der Wirrwarr all dieser äufseren Vorfälle wirbelt die Fabel in unwiderstehlicher Komik durcheinander. Dabei geschieht — und das ist das Komischste — eigentlich gar nichts Absonderliches, die gewöhnlichsten Alltagsgeschehnisse erzwingen durch ihre blofse Gruppierung die Lachlust. Mit diesem äufserlichen Wirrwarr hält in steter Steigerung Schritt der Seelenwirrwarr unseres Heldenpaares. Beide verkennen einander in ihrer reizenden Lebensunreife. Er sieht in ihr die ernsthaft-originelle Dame aus der grofsen Welt und glüht für sie in keusch-verschwiegener Liebe. In ihr erwacht eine gutmütige Sympathie für ihren Retter und Ritter, der so vornehm in seinem Wesen und so sonderlich in seinen Manieren ist. Ihre weibliche Neugier nach 'Nam und Art' befriedigt er — verführt von der Eitelkeit des 'Ritters' — mit einem halbverschleierten Inkognito. Nur dafs er 'aus den afrikanischen Kolonien' kommt, gesteht er ein. Dabei kommt er leider in immer gröfsere geographische und ethnologische Schwierigkeiten, die ihm der gebildete Backfisch unbewufst bereitet. Vor allem drückt ihn das Bewufstsein der Lüge. Knapp vor Schlufs, d. h. vor der Gefangennahme durch die siegreich vordringende Tante rafft sich der Held zur Generalbeichte vor der Heldin auf. Sie verzeiht ihm in Rührung über seine moralische Selbstüberwindung. Nun ist das Abenteuer äufserlich und innerlich zu Ende. Es kommt zum kurzen, stummen, herzlichen Abschied fürs Leben. Den Backfisch nimmt sich die Tante mit, der Commis kehrt zum Prinzipal zurück. Commedia è finita.

Aber wenn diese Geschichte scheinbar ins Leere verpufft, weil sie keinen 'richtigen Ausgang' hat, so bleibt sie doch dem für zarte Psychologie eindrucksfähigen Leser gewifs unvergessen, weil sie den richtigen Inhalt hat. Sie birgt wahrhaftiges Leben in ihrer komischen Hülle. So derb die komische Fabel ist, so fein wird die geistige Entwicklung der

zwei Hauptfiguren geführt. Sie gesunden von ihrem inneren Makel: der Commis verliert seine Banalität, der Backfisch seine Borniertheit. Das Heilmittel für diesen psychischen Gesundungsprozefs, das hier zur Verwendung kommt, und das einzige, das auch sicher wirkt, es ist die erziehende Lebenserfahrung. Drollig waren die geistigen Defekte, drollig ist auch die Medizin: ein kleines Stück Leben voll komischer Unbedeutendheit. Und doch wurde es so bedeutungsvoll für die Beteiligten, weil sie es eben innerlich und nicht nur äufserlich, weil sie es psychologisch und nicht nur fabulistisch durchlebt haben. Darum wirkt diese Humoreske auch wirklich humoristisch, darum gebührt diesem Roman auch der Platz in der poetischen Litteratur.

Foes in law by Rhoda Broughton (Tauchnitz edition vol. 3475).

Es ist ein Familienroman, und zwar nicht nur ein Roman für die Familie, sondern auch ein Roman von der Familie. Seine Motive wurzeln im geistigen Nährboden der Familie. Diese erschöpfen sich gewöhnlich — nämlich in der regulären Schablone des Familienromans — in den Stoffphasen der Liebschaft, des Brautstandes und der Ehe. So einfach geht es aber hier Gott sei Dank nicht ab. Die Autorin gewinnt dem alten Stoffe neue Seiten ab. Sie schildert den Kampf der Schwägerinnen. Er spielt zwischen der Schwester und Frau des Hausherrn. Die Geschwister haben zusammen Wirtschaft geführt. Da verlobt sich plötzlich der Bruder. Die Schwägerinnen gefallen einander nicht. Die Schwester als depossedierte Hausfrau hat den schwereren Stand. Aber die junge Frau gewinnt sie sich doch schrittweise zur Freundin, ohne Absicht, ja trotz des anfangs schneidig geführten Kampfes. Da dieser nicht um reale Güter wie Geld oder Macht geführt wird, sondern nur der gegenseitigen Antipathie entspringt — denn zwei einander fremde Naturen stofsen aufeinander im engumfriedeten Familienzirkel, so bedeutet der Kampf eigentlich nichts weiter als Verkennung, der Friede Erkennung und Anerkennung der fremden Eigenart. Es ist ein Kampf der Geister, er wird geführt von Charakter gegen Charakter. Mithin entrollt sich vor unseren Augen ein fesselnd bewegter Seelenstreit. Dies die eine Seite des Problems. Zugleich ist aber die Schwester Braut. Sie hat zwar erst die Werbung zurückgewiesen, weil sie im Dienst des Bruders, den sie als sicheren Cölibatär falsch eingeschätzt hat, opferfreudig aufgehen wollte. Nun er sie mit der Schwägerin überrascht hat, will sie aus dem ihr entfremdeten Heim scheiden und sagt dem dringlichen Werber, da er sie zum zweitenmal bestürmt, ihr Ja. Es war unüberlegt, denn nach und nach merkt sie, wie wenig sie zu ihm pafst, wie sehr sie ihn verkannt, überschätzt hat. Ihr weiterer Verkehr mit ihm ist eine schrittweise Entfremdung, die schliefslich bis zur Entlobung führt. Auch hier wieder ein feinentwickelter Seelenkampf, auch hier das Spiel der Charaktere.

All die äufseren Begebenheiten in diesem Roman sind — materiell gefafst — bedeutungslos, es dreht sich nur um tausendfach geschaute, alltäglich erlebte Familienangelegenheiten. Der fabulistische Reiz ist gleich

Null. Um so stärker wirkt hier — ich möchte sagen: die reine Psychologie. Sie wird nur etwas materialisiert durch den Beisatz von socialem Genre. Der Bruder ist Landpfarrer, der Bräutigam sein Kurat, die Schwester das typische Pfarrerstöchterchen. Es ist die geistliche Welt. Hier herrscht Reinheit innerlich und Pedanterie äufserlich. Alles ist korrekt und geheiligt in der Pfarrfamilientradition. Das Stichwort ist herzensgute Philisterei bei echter Bildung. Und nun platzt in dieses geordnetste aller Hauswesen die junge Frau, die geborene Bohèmienne. Sie ist ein entzückendes Geschöpf trotz ihrer grenzenlosen Fahrigkeit und all der kleinen Boshaftigkeiten, über die sie in der Defensive verfügt. Sie charmiert durch die Geschlossenheit ihrer Natur. Bei ihr ist alles notwendig. Sie kennt keine Überlegung, sie folgt blofs ihrem Instinkte. Und ihr gleicht ihre Familie: der Vater vor langer Zeit social deklassiert und menschenscheu, die vielen Kinder, weil die Mutter längst tot, verwahrlost aufgewachsen. Von den drei erwachsenen die Schwester der Braut angehende Schauspielerin — noch ohne Beweise ihrer künstlerischen Kraft, aber durch und durch anständige Bohèmienne, d. h. sie lebt nur ihrem künftigen Beruf, wieder eine bruchlose Figur von reizendster Einseitigkeit. Der Bruder der Braut ein Überläufer aus dem Lager der Bohème ins Land der Philister, Bankbeamter in London, noch so weit Bohèmien, dafs er unwillkürlich interessant wirkt, und behaftet mit der ehrlichen Absicht auf die sociale Respektabilität. Die halberwachsenen Geschwister souveräne Rangen mit all dem Reiz ihrer ungebogenen Natürlichkeit. Das ist die zweite Welt in unserem Roman. Sie ist die stärkere von beiden. Sie siegt im Kampf, wie immer die Rücksichtslosigkeit über die Rücksichtnahme, wie immer die Ungebundenheit über die Bedächtigkeit. Doch hier ist Kampf und Sieg erfreulich, denn es triumphiert die starke Natur über eine schwache Kultur. Dabei ist es der Autorin gelungen, beide Mächte sympathisch zu zeichnen. Man sieht, der Roman greift tief ins innerste Menschenleben hinein. An der fabulistischen Oberfläche, in den realen Geschehnissen ist er alltäglich, fast möchte man sagen banal, aber im Untergrunde der geistigen Mächte, die hier ihren Kampf auskämpfen, übersetzt sich die Gewöhnlichkeit in die Notwendigkeit. Die Psychologie ist so allgemein-menschlich, dafs sie nicht nur in dem geschilderten Einzelfall absolut wahr wirkt, sondern jeden Leser durch die Kraft berechtigter Analogie persönlich packt. Das ist ja das Zeichen echter Poesie, dafs ihre Probleme über den litterarisch ausgeführten Beispielsfall hinauswirken in das Wesen und die Erfahrung der verschiedenst gearteten Leser hinein. Diesen Vorzug besitzt auch unser Familienroman: eng umgrenzt im Bild reicht er an Lebenssinn ins ungemessene.

New Canterbury tales by Maurice Hewlett (Tauchnitz edition vol. 3537).

Man kann einem Menschen alles nachmachen, nur nicht seine Natürlichkeit. Das hat wohl Hewlett vergessen, als er dem Altmeister Chaucer die Canterbury tales kopieren wollte. Er ist mit grofsem Wissen und

starkem Können an seine Arbeit gegangen und hat sie mit feinem Geschmack durchgeführt. So ist ihm ein tadelloses Werk gelungen, an dem der kritelnde Verstand nichts auszusetzen hat. Trotz alledem bleibt man diesen neuen Canterbury tales 'kühl bis ans Herz hinan'. Das kalte Interesse erwärmt sich nie bis zur lebendigen Anempfindung, weil die Kopie durch den Mangel von Natürlichkeit in Totenstarre verharrt. Hewlett spielt Chaucer, das ist unnatürlich, also auch unlebendig. Es ist nachahmende Künstelei statt Kunst, die ihre Lebenskraft einzig als Ausdruck der lebendigen Persönlichkeit gewinnt. Wahre Kunst ist, weil persönlich, immer neu. Sie erstirbt in Nachahmung, denn das Nachahmen ist nichts anderes als das Aufgeben der Persönlichkeit seitens des Kopisten.

Als Kunstwerk sind die *N. C. T.* mithin wertlos, aber das nimmt ihnen nichts an Interesse, sofern man sie als litterarisches Experiment betrachtet. Hiefür ergeben sich zwei Fragen: wie nimmt sich das Werk als Kopie aus im technischen und wie im essentiellen Sinne?

Technisch ist die Kopie vorzüglich. Weil das Vorbild — ein Meisterwerk der Weltlitteratur — leider Fragment geblieben, so ist die Kopie besser als das Original. Sie hat diesem nämlich nicht nur alle bestehenden Meisterzüge nachgebildet, sondern auch alle nur angedeuteten, unausgeführten glücklich abgelauscht und durchgeführt, denn die *N. C. T.* sind ein abgeschlossenes Ganzes. Hiebei handelt es sich um zweierlei — entsprechend der Komposition des Originals. Chaucer wollte in Anlehnung an Boccaccios Decamerone ein cyklisches Werk schaffen: eine reiche Menge von Einzelerzählungen sollte durch eine wirksame Gruppierung und durch die organisch eingreifende Rahmenerzählung zu einer höheren Einheit zusammengefafst werden. Für beides blieb Chaucer die letzte Vollendung schuldig. Betreffs der Gruppierung der Einzelgeschichten ist Chaucer über tastende Versuche nicht hinausgekommen, da er die Vollzahl der beabsichtigten Einzelgeschichten bei weitem nicht erreicht hat. Er experimentiert nur mit der Bildung von Kleingruppen, um Stimmungs-Parallelen oder Kontraste auszulösen. Um so weniger konnte er die Gesamtmasse zu einer geschlossenen Stimmungsabfolge organisieren, die eine künstlerisch aufgebaute Gesamtwirkung ergeben hätte. Diese Einzel- wie Gesamt-Effekte hat Hewlett aus seiner Gruppierung herausgeschlagen. Freilich hat er sich's leicht gemacht, denn er operiert nur mit sechs Einzelgeschichten. Doch er operiert sehr geschickt. Er teilt sie in drei Kleingruppen. Da steht vornan immer eine realistisch gehaltene Historie mit dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit, und ihr folgt immer eine spielerische Phantasie, in der ersten Gruppe ein Märchen, in der zweiten eine Legende, in der dritten eine Farce. Somit ergiebt sich ein dreimaliger Stimmungskontrast. Weiter sind die Historien untereinander verschieden: stofflich ist die erste der jüngeren Nationalgeschichte entnommen, wurzelt die zweite in der italienischen Hochromantik, führt die dritte wieder in die britische Heimat zurück und unbestimmt weit zurück in die heroischen Stammeskämpfe zwischen Engländern und Wallisern. Für Abwechselung ist somit reichlich gesorgt. Aber auch für

eine Gesamtstruktur: die erste Historie ist ernst bei gutem Ausgang, die zweite tief tragisch, die dritte schliefst wieder erfreulich ab. So steigert sich die Stimmung zum mächtig ergreifenden tragischen Höhepunkt inmitten der Vollgruppe und ebbt von da gegen das Ende hin immer mehr ab, um am Tiefpunkt der abschliefsenden 'Komödie' heiter auszuklingen.

Die Gruppierung scheint also Chaucers Absichten zu verwirklichen. Nicht minder der Rahmen.

Er besteht sinngemäfs aus einem Prolog, Epilog und den Zwischengliedern, welche die Einzelerzählungen verbinden, und hat die äufseren Situationen der Reisegesellschaft zu bringen. So weit ist er Mittel zum Zweck der Verklammerung der Einzelgeschichten zum Geschichtencyklus. Das ist seine mechanische Funktion. Er hat aber darüber hinaus eine organische. Er mufs für sich selber etwas bedeuten, die Erzählung über den Erzählungen. Freilich kann das nur eine eigengeartete Erzählung werden. Äufserlich besteht sie hauptsächlich blofs aus Kopf und Schwanz; die Mittelteile sind minimal geraten. Dann soll sie den übrigen Erzählungen nicht Konkurrenz schaffen. Chaucer schien diese Rahmenerzählung genial bauen zu wollen: er giebt ihr in der Person des Wirtes die centralisierende Hauptfigur und in der litterarischen Konkurrenz der Einzelerzähler das organische Problem; er hätte in der Preis-Wahl und Verteilung den natürlichen Abschlufs gefunden. Hewlett mufs hier von Chaucer abweichen. Er hat mit seinen sechs Geschichten zu wenig Material für die Grofszügigkeit des angedeuteten Grundplans von Chaucer. So begnügt er sich mit der blofsen Hinfahrt nach Canterbury, läfst keiner seiner Figuren den kompositionellen Vorrang, gliedert die Erzählung nicht strenge, sondern verwebt die einzelnen Gestalten und Ansätze einer Fabel nur lose zu einem leichten Netz, das er über die sechs Geschichten hinwirft, wodurch er diese leichtlich zusammenfafst. Sein Rahmen ist äufserlich vollständig, aber innerlich fragmentarisch. Dadurch wirkt er aber sehr gut: er regt blofs an, führt aber nicht aus. Von seiner Verschwommenheit sticht die Deutlichkeit der Einzelgeschichten reizend ab. Der Autor sorgt auch hier mit seinem sicher arbeitenden Kunstverstand für die richtige Wirkung.

Hewlett kopiert also im Technischen tadellos. Wie steht es nun um die Kopie des Inhalts? Von einer solchen ist nur im generellen Sinne zu sprechen. Die Einzelgeschichten sind aus der Litteratur der Zeit der Rahmenerzählung, also aus dem 15. Jahrhundert, genommen wie die Chaucers aus dem 14. Jahrhundert. Damit gelangt man zum springenden Punkt. Chaucer wählte naiv aus seiner Zeit, Hewlett archaisiert sich um ein halbes Jahrtausend zurück. Und ihm ist dies nicht etwa blofse Kostümspielerei, sondern voller Ernst. Er vermittelalterlicht sich ganz und gar, er geht völlig auf in der Gefühlswelt der uns längst verrauschten Zeit. Da können wir als modern fühlende Menschen nicht ganz mitgehen. Wir können es nur soweit, als in den Problemen auch Allgemeinmenschliches beschlossen ist, also Zeitloses, allzeit Gültiges. Wo aber das Specifisch-Mittelalterliche vorschlägt, hört unsere naive Anempfindung auf,

stellt sich uns die Illusion nicht ein. Es fehlen uns zur unmittelbaren Empfänglichkeit die selbsterlebten kulturellen Prämissen. Historische Bildung mag ja dem einzelnen hinterdrein die Seltsamkeiten erklären, das ist aber wissenschaftliche Aneignung, nicht künstlerische Aufnahme. Wir begreifen, aber wir leben nicht mit. Nicht auf alle sechs Geschichten und nicht auf jede Phase der einzelnen paſst dieser Vorwurf, doch oft genug unterbrechen die Fremdartigkeiten die Illusion, so daſs es das Ganze zu keiner künstlerischen Totalwirkung bringen kann. Chaucer hat als Kind seiner Zeit für seine Zeitgenossen gedichtet, das war natürlich. Hewlett hat aus Sucht nach Kuriosität seine Zeit verleugnet, und so müssen seine Zeitgenossen ihn verleugnen, denn sein Vorgehen ist unnatürlich. Immerhin ist aber seine geistvolle Arbeit voller Interesse als litterarisches Experiment, wenn auch als ein miſsglücktes.

Some women I have known by Maarten Maartens (Tauchnitz edition vol. 3541).

Der Titel ist das Unglück des Buches. Er führt irre mit seinen Versprechungen, denn einmal verheiſst er eine höhere Einheit der zwölf Geschichten, die das Buch ausmachen, und darum liest man — als gewissenhafter Kritikus — den Band in einem Zug durch, um dessen Gesamtwirkung zu verspüren, dann glaubt man sich auf etwas 'Erlebtes' (ob wahr oder fingiert, bleibt gleich) gefaſst machen zu müssen und belastet sich mit Ansprüchen auf echt realistische Prägung. In beiden Erwartungen wird man aber gründlich enttäuscht. Man miſst durch das Verschulden des Titels mit unpassenden Maſsstäben, und das schadet dem Buche.

Die einzelnen Geschichten sind völlig unabhängig voneinander. Die Gemeinsamkeit besteht nur darin, daſs in jeder eine Frau oder ein Mädchen die Hauptrolle spielt. Auf die Dauer ununterbrochener Lektüre wird einem dieser litterarische Harem monoton.

Mit dem Realismus hat es auch seinen Haken. Die frisch hingeworfenen Skizzen geben sich freilich als intim geschaute Lebensausschnitte. Der Vortrag wird immer durch eingestreuten Dialog verlebendigt, und die Figuren reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Aber das alles ist doch nur realistisches Kostüm. Der Inhalt wird meist effektvoll konstruiert, verrät theatralische Appretur. In der raschen Wiederkehr dieser Kunstmittel wirkt die Stilisierung wie Manieriertheit.

Würde einem der Titel die Freiheit lassen, die Skizzen isoliert zu lesen, so wäre viel gewonnen. Allerdings würde ich auch dann von den meisten wahrscheinlich bloſs den Eindruck hübscher litterarischer Spielereien erhalten, und naturgemäſs würde ich von den heiteren Geschichten einen stärkeren Eindruck empfangen als von den ernsten. Der Grund liegt darin, daſs der Autor der Kunstform der Skizze meist zu viel aufbürdet. Besonders die ernsten werden stofflich überlastet. In eine Scene drängt der Autor durch Rückblicke und Ausblicke eine ganze Reihe von Scenen künstlich zusammen. Die Motive können sich nicht ausleben,

sie ersticken im engen Raum. Die Perspektive wird unnatürlich, die Illusion bleibt aus. Vollere Fabeln oder gar Charakterentwicklungen verlangen auch äufserlich mehr Platz, um überzeugend wirken zu können. Die knappe Form der Skizze taugt eben nur für scherzhafte Komplikation oder für ein hinhuschendes Stimmungsbild.

Der Autor hat den Gattungscharakter der von ihm gewählten Kunstform des öfteren verkannt. Das ist eine litterarische Todsünde. Sie rächt sich auch unmittelbar dadurch, dafs sie dem Werk die Wirkung benimmt. Sie wurde also nicht etwa begangen an den Vorschriften des Ästhetikers, um den sich der schaffende Künstler gewifs nicht zu kümmern braucht; der Autor hat sich vielmehr in diesem Falle an seinem Leser vergangen, dessen Aufnahmsfähigkeit er unrichtig eingeschätzt hat. Das Publikum einer bestimmten Zeit und Kultur ist eben als psychologischer Faktor eine konstante Gröfse. Es unterliegt psychologisch nur ganz geringen Schwankungen. Der Autor kann es kennen, und folglich mufs er es kennen. Er schafft die Kunstform, das Publikum sanktioniert sie — ganz naiv, wenn es ihre lebensvolle Wirkung verspürt. Es ist ein ehrlicher Handel.

Igls bei Innsbruck. R. Fischer.

Dr. F. Köhler, Die Allitteration bei Ronsard. Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. XX. Heft. 1901. 152 S. 8⁰. 4 M.

S. IX—XV. Benützte Werke.

Die wenig bekannte Arbeit L. Frogers: *'Les premières poésies de Ronsard (Odes et Sonnets), Mamers 1892'* ist auch Köhler entgangen. Sonst würde er gewifs erwähnt haben, dafs in der genannten Abhandlung zweimal von der Allitteration bei Ronsard die Rede ist. Hätte K. die Bemerkungen Frogers über die All. bei Ronsard gekannt, so würden vielleicht einzelne Teile seiner Untersuchung anders ausgefallen sein. Jedenfalls hätte er daraus ersehen, dafs eine Heranziehung der Ausgabe von 1584 (in dem Nachdruck von Marty-Laveaux) bei einer derartigen Arbeit unbedingt nötig ist. Die Untersuchungen Köhlers haben darunter gelitten, dafs er die unzuverlässige und unwissenschaftliche Ausgabe von Blanchemain (cf. Hartwig, Ronsard-Studien I. Diss. Greifswald, 1901, S. 5—13) bei seiner Arbeit zu Grunde gelegt hat. Jedoch auch diese ist, was den Variantenapparat anbetrifft, von K. nicht genügend ausgebeutet worden; vgl. im folg. S. 443, Z. 25 f. Im Kap. I (Die Allitteration im allgemeinen) spricht K. zunächst über die Verbreitung der Allitteration a) in den klassischen, b) in den romanischen, c) in den germanischen Sprachen. Eine historische Grundlage für die Abhandlung selbst ist diese Zusammenstellung nicht.

Sodann werden für das Romanische folgende Allitterationsgesetze aufgestellt: im Romanischen allitterieren 1) gleiche Vokale, 2) gleiche Konsonanten (bei Doppelkonsonanz [mehrfache K.] genügt die Gleichheit des

ersten Teiles). 3) Die All. ist im Franz. nicht 'an die Wiederkehr in bestimmten Hebungen der beiden Vershälften, sowie an die Wiederkehr in jedem Verse' gebunden, sondern sie wird als bloſser äuſserer Zierat freier angewandt. 4) Die All. ist im Romanischen auch nicht an die Hebung gebunden.

Einschränkungen: 1) Zur Bildung von selbständigen Allitt. 'nicht recht geeignet' sind Pronomina, Präpositionen und Partikeln. Diese dienen nur zur 'Verstärkung' einer 'bereits vorhandenen' All. Man kann dann von 'Hilfsallitteration' sprechen. 2) Wiederholungen desselben Wortes in unmittelbarer Folge enthalten keine All. 3) Ebensowenig ist dies der Fall bei Bindungen, in denen dasselbe Wort zuerst als Simplex, dann mit einer Vorsilbe wiederholt erscheint. 4) Sind beide gebundenen Wörter mit derselben Präposition zusammengesetzt, so kann bei nicht allitter. Stammworten von Allitterationen keine Rede sein. 5) Auch die etymologische Figur (jedoch nur der sogen. Accus. des inneren Obj.) bleibt unberücksichtigt.

Bei dieser Zusammenstellung ist jedoch folgender Gesichtspunkt auſser acht gelassen: in der Mehrzahl der von K. angeführten Beispiele handelt es sich m. E. nicht um eine bewuſste, beabsichtigte Häufung von Wörtern mit gleichem Anlaut, sondern um ein zufälliges Zusammentreffen derselben. Deswegen kann K. auch nur für wenige Fälle sagen: 'Der Dichter wendet die All. an', oder 'er macht ausgiebigen Gebrauch davon'. Eine Scheidung von beabsichtigter und zufälliger Allitt. (in dem zweiten Falle sollte man eigentlich gar nicht von 'Allitteration' reden) war für die Arbeit K.s nötig.

Wenden wir uns jetzt zu den Zusammenstellungen.

Ausführlicher handelt K. von der 'Allitt. in der Wortwiederholung'. Hier kann eigentlich von All. nicht die Rede sein, da ja die All. in diesen Fällen etwas Sekundäres, man kann sagen Unvermeidliches ist und dem Hörer kaum zum Bewuſstsein kommt. So hatte ja auch K. selbst die 'Wiederholung desselben Wortes in unmittelbarer Folge' nicht zur All. gerechnet. Deswegen konnten Beispiele wie

Postes divins, divins postes de Dieu etc.

ruhig fehlen. Aber K. meint: 'Sehr deutlich geht Ronsards Freude am Gleichklang aus seiner Neigung hervor, ein im Satze bedeutendes Wort, zum Teil auch Ausdrücke und Redensarten zu wiederholen.' Was übrigens die 'Amours' angeht, so kann man wohl behaupten, daſs Ronsard darauf bedacht gewesen ist, später allzu häufige Wiederholungen zu vermeiden. Für (K. S. 29, Z. 25):

Doux fut le trait qu'Amour hors de sa trousse
Pour me tuer [*me* fehlt bei K!] *tira doucement*
Quand je fus pris au doux commencement
D'une douceur si doucettement douce.
A. XXXVIII, p. 23, v. 3—6, T. I.

findet sich 1584, 3 '*Que ie receu dés le commencement* 4 *Pris d'vne fiebure autant aigre que douce*' (cf. Hartwig R. St. I, p. 48).

Ähnliches gilt auch von

Postes divins, divins postes de Dieu.
A. XXXI, p. 19, v. 15, T. I.

Wir wollen gleich hier bemerken, dafs die Durchsicht der Köhlerschen Arbeit durch ungenaue oder unrichtige Citate erschwert wird. Auf S. 28/29 z. B. enthalten folgende der acht Citate, welche aus den Amours entnommen sind, Ungenauigkeiten oder Unrichtigkeiten.

S. 28. Köhler: *entre rompus*, Blanchemain: *entre-rompus.* K. *sourire*, B. *sou-rire.*

S. 29. K. *souspirs*, Bl. *soupirs.* K. A. *XXIV*··· (statt *XXXIV*). K. A. Madrigal, V. 17/18. Es fehlt die Angabe der Seite (152), wodurch das Auffinden fast unmöglich gemacht ist. K. *Pour me tuer tira doucement;* es ist *me* (hinter *tuer*) ausgelassen und das Semikolon hinzugefügt.

Das Citat: '*De mille et mille et de mille couleurs*' ist fälschlich bezeichnet mit A. CLVII. Jede weitere Angabe (Seite, Band) fehlt, infolgedessen war es nicht aufzufinden. Allerdings lassen sich bei einer solchen Fülle von Citaten, wie K. sie giebt, Druckfehler und Versehen wohl kaum vermeiden; aber wenn sie so häufig und in solch unangenehmer Form auftreten wie bei K., so wirken sie doch recht störend. Aufserdem citiert K. meist nach der Zeilenzahl der Seite, was mindestens für die Sonette unpraktisch ist.

Was von der Allitteration in der Wortwiederholung gesagt war, gilt auch von der 'Allitteration im Wort- und Klangspiel'. Auch hier ist die Allitteration etwas Sekundäres, Unvermeidliches. Ebenso darf man wohl bezweifeln, dafs K. recht hat, wenn er behauptet: 'In den meisten Beispielen zeigt sich nun, dafs es Ronsard nicht auf ein Spiel mit dem Gedanken, sondern auf ein solches mit dem Klange ankommt.' In den Wortspielen, die K. anführt, ist das 'Klangspiel' sekundär. Dem Dichter kam es lediglich auf das Wortspiel an.

Sehr hypothetisch sind die Ausführungen des Absatzes 4: 'Grund der Anwendung der Allitteration bei Ronsard'. K. sagt: Ronsard sucht mit Hilfe des Lautes den Gedanken zu versinnlichen, den Inhalt seiner Verse dem Ohre sinnlich darzustellen. Begreiflicherweise (!) bringt er zarte Gefühle mit Hilfe stimmhafter Laute zum Ausdruck, während Härte und Entschlossenheit durch Allitteration stimmloser Laute versinnlicht werden. Unerhörte leidenschaftliche Liebe und die ihn verzehrende Qual soll der Dichter durch die stimmlosen Konsonanten *p, f, k* zum Ausdruck bringen. Diese Behauptung sucht er durch zehn Beispiele zu stützen.

Von beabsichtigter Allitteration kann m. E. jedoch nicht die Rede sein in S. 33, Z. 31: *J'ay la langue et le cœur percés de part en part.* Ebensowenig in 33, Z. 33 nach der Definition: 'Unter Allitt. versteht man den Gleichklang der Wortanlaute ...'

Auszuscheiden ist auch 34, 21.

In den meisten Fällen scheint es sich um beabsichtigte Häufung von Konsonanten zu handeln. Sehr zweifelhaft ist aber, ob dabei Ron-

sard die Absichten gehabt hat, die K. ihm zuschreibt: 'Die Härte und Unerbittlichkeit des Todes bringt er mit Hilfe der stimmlosen Konsonanten *p* bezw. *f* zum Ausdruck.' 'Mit dem Laute *k* läfst der Dichter Charakterstärke und Mut, kriegerische Neigungen, kurz alles, was sich auf Kampf und Krieg bezieht, hervortreten.' 'Mit *f* und *m* antwortet der Dichter auf die Frage: »Was ist die Liebe?«' Was die 'Amours' angeht, so ist wieder zu bemerken, dafs R. hier die auffallendsten Häufungen von Konsonanten später beschränkt hat, offenbar weil er sie als unschön empfand, z. B.:

S. 33, 19. *Un Promethée en passions je suis; — Et* [,!] *pour aimer perdant toute puissance* [,!] — *Ne pouvant rien, je fay ce que je puis. Pour* ist auszuschliefsen, da hier — nach K.s Definition — nur von 'Hilfsallitteration' die Rede sein kann. 1584 lauten die beiden letzten Verse: *J'ose, ie veux, ie m'efforce, et ne puis, — Tant d'vn fil noir la Parque ourdit ma vie.*

Ähnlich 33, 23—26; 34, 1—4; 35, 9; 36, 19; 37, 3.

Der zweite Grund der Anwendung der All., den K. angiebt, läfst sich eher hören als der erste. Mit Hilfe der All. sucht Ronsard 'seine Sprache zu beleben, ihr Kraft und Stärke zu verleihen', 'die Verse glatt und geschmeidig zu machen'. Das trifft zu für die Beispiele S. 37, Z. 12, Z. 18, Z. 26 und Z. 36. In den Beispielen S. 38, 39 und 40 dagegen, die mit zwei Ausnahmen nur zwei Worte mit gleichem Anlaut haben, nehme ich durchweg zufälliges Zusammentreffen der gleichanlautenden Worte an. Zu den Citaten bemerke ich noch folgendes: K. citiert auf Seite 39 merkwürdigerweise (was die 'Amours' betrifft) nach der Zeilenzahl der Sonette, während er bisher die Zeilenzahl der Seiten gegeben hatte. Cf. S. 39, Z. 2, 9 und 38, gegenüber S. 28, Z. 30, S. 29, Z. 14, 20, 29 etc.

Auch dieses principlose Citieren erschwert die Durchsicht der K.schen Arbeit wesentlich.

Kap. II, 5 handelt von der Verteilung der Allitt. K. sagt, die All. sei in den 'kurzen Versen von sechs Silben verhältnismäfsig selten'. Der Grund dieser Erscheinung ist klar: in den kurzen Versen ist das zufällige Zusammentreffen von Worten mit gleichem Anlaute naturgemäfs seltener als in längeren. Deswegen konnte K. das, was er als All. bezeichnet, in den Sechssilblern nur in wenigen Fällen konstatieren. Schon diese Erscheinung hätte K. auf den Gedanken bringen können, dafs die meisten Fälle, die er anführt, Spiele des Zufalls sind, so die in II. 6 gegebenen allitterierenden Personennamen (I), geographischen Namen (II), Tiernamen (III).

Von Fällen wie: *Achille ny Ajax — Bacchus, Amour, les Muses, Apollon* kann man doch unmöglich behaupten, dafs sie 'mit Rücksicht auf ihre lautliche Geltung in Allitteration getreten sind', oder 'dafs sie die gleiche ästhetische Wirkung ausüben wie Fälle, die mit Rücksicht auf ihre lautliche Geltung ...' Übrigens citiert K. auch hier wieder auf der einen Seite nach der Zeilenzahl des Sonetts (S. 46, Z. 20), auf der anderen nach der Zeilenzahl der Seite (S. 47, Z. 23).

G. IV (S. 53—98) handelt von der Allitteration in formelhaften Verbindungen, worunter K. koordinierte Glieder versteht, 'die durch den Inhalt ihrer Begriffe einen festen, formelhaften Zusammenschlufs erhalten haben'. Aber, sagt er, abweichend vom Deutschen ist 'im Französischen 1) eine Umstellung der allitterierenden Glieder recht wohl möglich, ohne dafs der Allitteration dadurch Abbruch gethan wird oder die allitterierenden Glieder ihren formelhaften Charakter verlieren'; 2) sind sie 'in Bezug auf ihre Stellung auch nicht an einen Vers gebunden, sondern können auf zwei Verse verteilt sein.'

Eine derartige Lockerung des Begriffes 'formelhafte Verbindung' ist m. E. ganz unstatthaft, da auf diese Weise die betreffende Verbindung ihres formelhaften Charakters entkleidet wird. Deshalb kann ich auch die überwältigende Mehrzahl der Beispiele K.s nicht als 'formelhafte Verbindungen' anerkennen, ganz abgesehen davon, dafs ich die Allitteration in ihnen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, für zufällig, unbeabsichtigt halte.

Seite 60—70 sind dann die (angeblich) formelhaften volkstümlichen Verbindungen aufgezählt, d. h. solche, die 'im Munde des Volkes entstehen und ... meist Begriffe umfassen, die der grofsen Masse jederzeit vor Augen stehen. — Sie sind meistens schon im Lateinischen vorhanden und verpflanzen sich von Mund zu Mund, von Jahrhundert zu Jahrhundert.' In dieser Zusammenstellung finden sich wirkliche 'formelhafte Verbindungen'. Z. B. *pleintes et pleurs* — *cœur et corps* oder *corps et cœur* u. s. w. In diesen Fällen handelt es sich offenbar um allitterierende volkstümliche Verbindungen, die Ronsard einfach übernommen hat. Sie sind dementsprechend auch häufig.

Keine formelhaften Wendungen sind m. E. z. B. *son bel yvoire blanc* — *belles tresses blondes* u. a., wo jedoch die Möglichkeit einer 'volkstümlichen Verbindung' vielleicht nicht ausgeschlossen ist.

In den Beispielen S. 70—97 jedoch vermag ich keine 'formelhafte Verbindungen' zu erblicken, 'die Ronsard selbst gebildet zu haben scheint.' Ebensowenig glaube ich, dafs in ihnen die Allitteration beabsichtigt ist. Das Zusammentreffen der gleichen Anfangskonsonanten dürfte vielmehr ein Spiel des Zufalles sein. Sehen wir uns einige von den Beispielen an, die K. giebt. S. 76, Z. 11 und 13 findet sich zweimal die Wendung *tigre — torrent*, jedoch aus dem Zusammenhang herausgerissen. Die Verse des betr. Sonettes lauten (bei Blanchemain): *Ores en forme ou d'un foudre enflammé — Ou d'un torrent, ou d'un tigre affamé, — Amour la nuict devant mes yeux la guide. — Mais quand mon bras en songe les poursuit, — Le feu, le tigre et le torrent me fuit, — Et pour le vray je ne pren que le vuide.* In solchem Zusammenhange kann man doch unmöglich in *tigre — torrent* eine 'formelhafte Verbindung' sehen. Dasselbe gilt von *travail — tristesse* (S. 76), *coudes — col* (S. 78), *vigeur — vie* (S. 79); *forests — fleurs* (S. 81) verteilt sich sogar auf zwei Verse: '*Je vous supply, ciel, air, vents, monts et plaines, — Taillis, f o r e s t s, rivages et fontaines, — Antres, prez, f l e u r s, dites-le-luy pour moy.*'

Die durch vier Substantiva getrennten Worte sollen eine formelhafte Verbindung darstellen! So trägt der ganze Abschnitt den Charakter des künstlich Konstruierten. Die 'formelhaften Verbindungen' sind der Allitteration wegen konstruiert, und diese wieder ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unbeabsichtigt. Charakteristisch für die Art, wie K. Allitteration auch dort findet, wo R. sie gar nicht beabsichtigt hat, ist S. 80, Z. 33 '*fleurs et feux*'. Dies ist für K. eine allitterierende formelhafte Verbindung. Nun lautet der Text im Zusammenhange bei Blanchemain folgendermafsen: '*L'un (de ses yeux) dans les miens darda tant de liqueur, — Et l'autre, après, tant de flames au cœur, — Que fleurs et feux depuis l'heure je verse.*' Natürlich giebt '*fleurs*' hier keinen Sinn. Es ist verdruckt für '*pleurs*', welches schon aus dem Zusammenhange hätte konjiziert werden können. Vgl. aufserdem: Amours 1552: *Que pleurs et feux* ... 1553: *Que pleurs et feus* ... 1578 finden wir dafür: '*Que rien que feux et larmes ie ne verse*'. Von Versehen nenne ich S. 73, Z. 8 und 10 LCV statt CLV.

Sekundär und ganz unbeabsichtigt ist die Allitteration in den Beispielen S. 98—108 (Etymologisches Verhältnis), wo sie durch das Verwandtschaftsverhältnis der betr. Worte bedingt ist (*amour* — *amoureux*, *beautez* — *belle* etc.)

Ebensowenig vermag ich in den Beispielen S. 108—140 beabsichtigte Allitteration zu erblicken. Die Worte mit gleichen Anlaut sind sicher nicht deshalb gewählt, 'um an passender Stelle mit ihnen eine bestimmte Wirkung zu erzielen.'

Am beachtenswertesten ist VI., Zusammengesetzte Allitteration, und VII., Verknüpfung zweier oder mehrerer Verse durch Allitteration. Hier sind Fälle verzeichnet, in denen Ronsard mit Bewufstsein und in bestimmter Absicht Wörter mit gleichem Anlaut angehäuft hat.

Einschränkungen sind auch hier zu machen.

In den Beispielen S. 143, in denen vier allitterierende Worte stehen, ist 'der Begriff Allitteration im weitesten Sinne (!) aufzufassen', wie K. sagt.

Als künstlich konstruiert (von K. natürlich) sind die Beispiele S. 144 u. 145 anzusehen: gekreuzte Allitteration (ab ab), parallele All. (aa bb) und umschliefsende All. (a b b a). Wenn Ronsard derartige Künsteleien angewandt hätte, würde er sich in seinen theoretischen Schriften (wohl auch Du Bellay) darüber ausgesprochen haben, und sicher hätten die redseligen Kommentatoren nicht verfehlt, die Leser auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen. Schon der Umstand, dafs Ronsard, der doch so eingehend über seine poetischen Theorien gesprochen hat, und seine Kommentatoren (oder Du Bellay) die Allitteration gar nicht erwähnen, hätte K. auf den Gedanken bringen müssen, dafs er sich über den Umfang der Verwendung der Allitteration bei Ronsard getäuscht hatte. Wie kann man in einem Beispiel wie: '*Qui peux cent bras et cent bouches armer*' von gekreuzter Allitteration sprechen!

Ebensowenig kann natürlich von 'umschliefsender Allitteration' die Rede sein in Versen wie: '*Baif, Muret, Maclou, Bour* (?) *guier, Tagaut*'

oder S. 116, Z. 10 *'Le feu, le tigre et le torrent me fuit'*, wo wir 1584 lesen: *'Le feu, la nef, et ...'*

Auch in Abschnitt VII sind wieder einige Beispiele, in denen Ronsard absichtlich Worte mit gleichem Anlaut gehäuft hat. In der Mehrzahl der Fälle ist aber auch hier an beabsichtigte Allitteration nicht zu denken. Hier hat K. zwar ausgesprochen, daſs bei der Aufstellung der Allitterationsschemata 'leicht dem Zufalle Thür und Thor geöffnet werden könne', aber auch von den Schematen, die er anführt, kann nicht 'angenommen werden, daſs sie beabsichtigt waren'.

Fälle von augenscheinlich beabsichtigter Allitteration finden sich endlich auch unter den Beispielen S. 148—152; sicher ist K. aber auch hier nicht berechtigt, Schemata aufzustellen, 'von denen man annehmen darf, daſs sie beabsichtigt waren'. Die aufgestellten Schemata sind zweifellos ein Spiel des Zufalls.

$$\frac{a}{a\ a},\quad \frac{a\ a}{a},\quad \frac{a\ a}{a\ a},\quad \frac{a\ a}{a\ a\ a},\quad \frac{a\ a\ a}{a\ a}\quad \text{u. s. w.}$$

Auſserdem ist auch in diesen Beispielen 'der Begriff Allitteration im weitesten Sinne aufzufassen'!

Im einzelnen bemerke ich noch: S. 148, Z. 22 lautet 1584: *'O saint brazier, ô flame entretenue — D'vn feu diuin ...'* Das angebl. All.-Schema ist also beseitigt; ebenso S. 149, Z. 16: *'Doux fut le trait qu'Amour hors de sa trousse — Tira sur moy: doux fut l'acroissement ...'*

S. 150, Z. 19: *'Vn Promethée en passions ie suis: — J'ose, ie veux, ie m'efforce, et ne puis, — Tant d'vn fil noir la Parque ourdit ma vie.'* Daſs hier die All. später beseitigt wurde, hätte K. übrigens selbst angeben können, da ihm die diesbezügliche Variante bei Blanchemain doch bekannt sein muſste. Ebenso S. 150, Z. 28, wo ganz neue Verse eingeführt sind.

Nach dem Gesagten können wir natürlich K. nicht zustimmen, wenn er sagt: 'Aus vorliegender Untersuchung ergiebt sich zunächst, daſs Ronsard ... einen weit ausgiebigeren Gebrauch von der Allitt. macht, als bisher allgemein angenommen wurde' und 'Ferner kann man sich der Erkenntnis nicht mehr verschlieſsen, daſs die All. bei Ronsard eine geradezu überraschend mannigfaltige Anwendung findet.'

Denn in den meisten Fällen, die K. citiert, handelt es sich um unbeabsichtigte All., um ein Spiel des Zufalls. Dem gegenüber finden sich allerdings mehrfach Fälle von unzweifelhaft beabsichtigter Häufung von Worten mit gleichem Anlaut. Es scheint jedoch, als ob Ronsard sich bemüht hat, diese Fälle später zu mildern oder zu beseitigen (sicher für die 'Amours').

Minden i. W. H. Hartwig.

A. Schenk, Etudes sur la Rime dans 'Cyrano de Bergerac' de M. Rostand. Kieler Inauguraldissertation. Kiel, 1900. 109 S.

Das Befremdliche des Unternehmens, die Untersuchung der Reime eines einzelnen modernen Dramas zum Gegenstand einer Promotionsschrift

zu machen, ist dem Verfasser der vorliegenden Arbeit selbst wohl einigermafsen bewufst gewesen und hat ihn zu einer kurzen Rechtfertigung veranlafst. Er beruft sich S. 7 auf Lubarsch, den frühverstorbenen Förderer der französischen Metrik, der für eine 'folgerichtige Theorie' des französischen Reimes die Aufstellung einer Reimstatistik nach den besten Dichtern gefordert und in Aussicht gestellt hatte, aber zu der Ausführung dieser Arbeit nicht mehr gekommen war. Schenk kündigt nun, sich auf Lubarschens Forderung beziehend, eine Reihe von Arbeiten über den Reim der wichtigsten zeitgenössischen Dichter an und legt als erste derselben diese Studien über den Reim in Cyrano de Bergerac vor.

Sein Absehen bei dieser Arbeit ist auf eine 'vollständige Statistik des Reimes' gerichtet, und er bemüht sich nicht ohne Erfolg, den Kreis der Gesichtspunkte, unter denen man bisher den Reim betrachtet hat, zu erweitern. Besonders genau fafst er die akustische Wirkung des Gleichklanges beim Reim ins Auge, oder vielmehr ins Ohr, und stellt, um eine Methode der Wertschätzung dessen zu finden, was Rostand und andere, noch zu untersuchende Dichter in der Herstellung des Gleichklanges leisten, eine Skala von 75 Reimtypen auf, beginnend mit solchen, die den Gleichklang der reimenden Laute in geringstem Umfange zeigen, wie z. B. *nous* : *choux,* und endigend mit dem reichen Reim, der sich über mehrere Silben erstreckt. Ferner zählt er das Vorkommen jedes einzelnen Vokals oder Diphthongs in der betonten Reimsilbe und stellt die Ergebnisse dieser Zählung, mit denen der eben erwähnten vereinigt, graphisch dar. Er zeigt drittens, wie die akustische Wirkung des Versausganges noch unterstützt wird durch mannigfache Arten assonierender Gleichklänge der zweiten Vershälfte, deren Unterschiede freilich schon zu fein und deren Arten zu mannigfaltig sind, um sich statistisch erfassen zu lassen. Und so zeigt sich denn schon hier, auf dem Gebiete der rein akustischen Wirkung des Reimes, die Unmöglichkeit, die Statistik der beim Reime auftretenden Erscheinungen vollständig durchzuführen. Noch mehr tritt dies hervor bei denjenigen Kapiteln, welche sich mit der ideellen Wirkung des Reimes — Schenk spricht von der *sémantique* im Gegensatz zu der *phonétique* — beschäftigen, weil hier die Voraussetzung für die Möglichkeit statistischer Betrachtung, nämlich die mefsbare oder doch sonst objektiv bestimmbare Gleichartigkeit der gezählten Dinge, vielfach gänzlich fehlt. Demgemäfs ist Schenks Arbeit, der Natur ihres Gegenstandes zufolge, nur zu einem Teile wirkliche Statistik; zum anderen ist sie darauf angewiesen, allerhand reimhafte Erscheinungen zu erörtern, deren Wesen längst bekannt ist, und für die jedes Dichterwerk eine zufällige Zahl niemals völlig homogener Beispiele bietet. Immerhin zeigen auch die der *sémantique* gewidmeten Kapitel dieselbe scharfe und eindringende Beobachtungsgabe, dieselbe wohlthuend berührende Hingebung an den spröden Gegenstand, die man an den auf die Phonetik des Reimes bezüglichen Abschnitten der Arbeit anerkennen mufs.

Die Einwände und Bedenken, zu denen Schenks Arbeit Anlafs giebt, dürfen wir nicht unterdrücken. Schon der vom Verfasser entworfene

Plan erregt Bedenken. Ohne bestreiten zu wollen, dafs die Wiederholung der vorliegenden Untersuchung an anderen Dichterwerken einige nützliche Ergebnisse haben könne, müssen wir doch bezweifeln, dafs davon die Theorie des französischen Reimes eine wesentliche Förderung zu erwarten habe. Uns scheint das Wesen und die Wirkungsbedingungen des französischen Reimes, seine Bedeutung als Kunstmittel, kurz, alles, was sich unter dem Worte Theorie denken läfst, so widerspruchslos festgestellt zu sein, dafs von Untersuchungen, wie Schenk sie beabsichtigt, eine Umgestaltung oder auch nur Berichtigung dieser Theorie durchaus nicht erwartet werden darf, und zwar um so weniger, als eine Theorie des französischen Reimes sich aufser auf mancherlei Erwägungen psychologischer und ästhetischer Art auf geschichtliche Betrachtung zu gründen hat, nicht auf die Untersuchung der Praxis 'zeitgenössischer' Dichter. Wie nötig es, beiläufig bemerkt, für den weiteren Ausbau und die tiefere Begründung der französischen Metrik ist, die einzelnen metrischen Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwickelung durch möglichst grofse Zeiträume hindurch zu verfolgen, das hat schon vor Jahren Ernst Weber in der Zeitschrift für neufranzösische Sprache II 525 ausgesprochen; und Fritz Johannessons Arbeit über den französischen Reim (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1896 und 1897), die Herrn Schenk zu offenbarem Nachteil für seine eigene Arbeit unbekannt geblieben ist, bietet in ihrer zweiten Hälfte ein glänzendes Beispiel für den Gewinn, den die Metrik aus solch einer längsschnittlichen Behandlung metrischer Fragen zu ziehen vermag. Jene Anregung und dieses Beispiel sind freilich ohne Wirkung geblieben.

Aber noch einer zweiten Ansicht Schenks, die sich in gelegentlichen Äufserungen kundgiebt, müssen wir entgegentreten, nämlich der, dafs man mittels einer Statistik des Reimes zu einem irgendwie überzeugenden Werturteil über die Kunst des Dichters im Punkte der Reimfindung gelangen könne. Die ästhetische Wirkung eines Paares von Reimwörtern läfst sich unseres Erachtens gar nicht feststellen, ohne in Betracht zu ziehen, welches die Gesamtwirkung der voraufgehenden Reimpaare gewesen ist, oder mit anderen Worten, welchen Grad der Aufmerksamkeit, der Spannung, der Sättigung desjenigen Bedürfnisses, das durch den Reim befriedigt werden soll, das in Rede stehende Reimpaar, dessen Wert bestimmt werden soll, beim Hörer vorfindet. Unmöglich beruht doch die Kunst eines Dichters hinsichtlich des Reimes darauf, dafs er in seinem ganzen Werke lauter wohltönende, möglichst reichgereimte, gleichmäfsig stark betonte, durch den Inhalt der reimenden Wörter oder auch durch Neuheit überraschende Reime Schlag auf Schlag einander folgen läfst, sondern darauf, dafs er mit den angedeuteten Wirkungen Mafs zu halten versteht, dafs er auffallende Reime mit weniger auffallenden, volltönende mit mageren, wenn das Wort erlaubt ist, in einer Weise zu mischen versteht, die dem Gesamteindruck seines Gedichtes günstig ist. Wenn Schenk auf Seite 18 seiner Arbeit nach Feststellung des Prozentsatzes der von ihm als Assonanzen bezeichneten Reime fragt: *Est-ce un résultat favorable?*,

so ist diese Frage so wenig berechtigt, als wollte jemand auf Grund der Zählung der in einem Musikstück vorkommenden Dreiklänge fragen, ob die ermittelte Zahl zu Gunsten des ästhetischen Wertes dieses Werkes spreche oder nicht. Schenk erklärt dann, fortfahrend, jene Frage deshalb nicht beantworten zu können, weil es an einer Statistik der Reime bei den Klassikern fehlt. Er wird vielleicht verwundert sein zu hören, dafs Rostand, den er gewifs mit Recht als 'bon rimeur' bewundert, mit den ermittelten zwölf Prozent jener mageren Reime nach dem Beispiel *nous* : *choux* (auf ihre Benennung kommen wir noch zurück) recht weit nicht nur hinter Racine zurücksteht, der in seiner Athalie nur fünf Prozent dieser (natürlich mit Rücksicht auf den damaligen Lautstand gezählten) Reime aufweist, sondern auch gegen seinen Zeitgenossen Richepin, in dessen Schauspiel 'Par le glaive' wir nur sieben Prozent solcher Reime gefunden haben. Wir bezweifeln trotz dieses Umstandes und trotz des anderen, dafs Richepins Drama den reichen Reim erheblich häufiger zeigt als Cyrano de Bergerac, keineswegs, dafs Rostand der geschicktere Reimkünstler sei; nur dies halten wir für ganz verfehlt, ein solches Werturteil auf statistische Zählung aufbauen zu wollen, wozu bei Schenk eine gewisse Neigung hervortritt, der wir warnend entgegenzutreten nicht versäumen möchten. Schon einmal ist auf dem Arbeitsgebiete der französischen Metrik dieser Fehler, freilich in ungleich schlimmerer Weise als bei Schenk, gemacht worden, nämlich in Groebedinkels 1882 erschienener Arbeit: 'Der Versbau bei Desportes und Malherbe', in der der Verfasser nach einer von ihm erfundenen statistischen Methode bewiesen zu haben glaubt, dafs Boileau und sämtliche französische Kritiker im Irrtum sind, wenn sie Malherbe für einen gröfseren Verskünstler halten als Desportes!

Das günstige Vorurteil, das Schenk für seinen Dichter hegt, verleitet ihn dazu, manche von ihm festgestellten Thatsachen unrichtig zu beurteilen. Sahen wir ihn vorher hinsichtlich des Prozentsatzes der Reimklasse *choux* : *nous* mit seinem Urteil noch zögern, so verläfst ihn die nötige Vorsicht ganz auf Seite 33, wo er am Ende seiner Untersuchung derjenigen Reimendungen im Cyrano, für die die Forderung des reichen Reimes in Betracht kommt, ausruft: *Avouons que c'est là un résultat vraiment merveilleux.* Uns hat hingegen die nämliche Untersuchung an Richepins Drama 'Par le glaive', das uns zufällig zur Hand war, überzeugt, dafs Richepin in allen für den reichen Reim in Betracht kommenden Endungen sich die Arbeit schwerer macht als Rostand, der freilich seinerseits Richepin, wie uns scheint, in der Geschicklichkeit übertrifft, den Anforderungen, welche die *sémantique* des Reimes stellt — man wird diesen Ausdruck verstehen —, zu genügen. Angesichts der nicht wenigen Stellen, an denen Schenk sonst noch ein günstiges Resultat bei Rostand feststellen zu können glaubt oder in anderer Weise Schlüsse zieht, zu denen ihn sein Thatsachenmaterial vor der Hand nicht berechtigt, müssen wir es als eine merkwürdige Selbsttäuschung bezeichnen, wenn er am Schlusse seiner Arbeit sagt: *Parvenu à la fin de cette étude, nous aimerions déclarer que c'est avec intention que nous nous sommes, en général, abstenu de conclure*

et de généraliser; wogegen wir gern dem folgenden Satze zustimmen: *Pour le faire avec chance de rester dans la vérité, il faut attendre que les termes de comparaison avec d'autres auteurs soient donnés.* Für künftige Arbeiten dieser Art ist aber eine noch gröfsere Übersichtlichkeit und zweckmäfsigere Anordnung der Ergebnisse dringend wünschenswert, namentlich eine alphabetische Liste der Reimendungen, nicht blofs der reimenden Vokale. Aus Schenks Arbeit ist nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob in Cyrano die Endungen *ers* : *és* im Reime gebunden vorkommen, eine Freiheit, die sich moderne Dichter gegen die Regeln der Theoretiker zu gestatten anfangen; desgleichen nicht, welche verschiedenen Wortausgänge, die betontes nasaliertes *a* haben, Rostands Stück aufweist. — Für wenig empfehlenswert halten wir die Anwendung des Terminus Assonanz auf Reime von dem schon öfter erwähnten Typus *nous* : *choux,* wofür Schenk übrigens Vorgänger zu haben scheint. Ganz abgesehen davon, dafs viele Reime dieser Art ursprünglich deutliche Reime waren und nur durch das Verstummen ihrer Endkonsonanten äufserlich mit einer zufälligen Form der Assonanz zusammenfallen, erscheint es uns sehr wünschenswert, den Namen Assonanz für diejenigen Paarungen von versabschliefsenden Wörtern vorzubehalten, in denen sich hinter den betonten Vokalen ungleiche, obwohl sehr ähnliche konsonantische Elemente gegenübertreten, wie sich solche bei den modernsten Dichtern seit Verlaine finden. Wir führen nach der 'Revue des deux Mondes' vom 15. Juli 1897, Seite 447 ff., als Beispiele solcher wirklichen und absichtlichen Assonanzen folgende aus Henri de Régnier an: *glaive* : *lèvre, citerne* : *referme, salvâmes* : *ânes,* Paarungen, die wir in einen inneren Zusammenhang setzen möchten mit dem, natürlich anders gearteten, was Schenk auf Seite 25 und 26 erfolgreich darzuthun versucht, nämlich, dafs dem Dichter des Cyrano schon der ähnliche Klang der dem Reimvokal vorausgehenden Konsonanten zur Herstellung reichen Reimes genügt. Von dieser Gattung gepaarter Wörter sind natürlich zu unterscheiden die von Schenk Seite 60—64 zusammengestellten Reime, in denen dem Reimvokal solche stummen konsonantischen Elemente folgen, deren Gegenübertreten die aus dem Gebrauch der klassischen Dichter abstrahierte Theorie verbietet, wie *quand* : *camp.* Diese Zusammenstellung ist ein wirklich lehrreiches Ergebnis der vorliegenden Arbeit. Sie zeigt, dafs Rostand mit ebensoviel Kühnheit als Mäfsigung die lästigen Schranken jener bekannten Regel durchbricht, die infolge des veränderten Lautstandes der Sprache nach dem Urteil der meisten Theoretiker ihre Berechtigung eingebüfst hat. Den in dieser Zusammenstellung aufgeführten Reim *Rouen* : *jouant* v. 49 führt Schenk sehr mit Unrecht auch unter den 'rimes doubles' auf. Der Name Rouen ist nämlich von Rostand einsilbig gemessen, so dafs dieser Reim in die Klasse solcher Reime wie *guerrier* : *plier, familier* : *crier* tritt (Schenk, Seite 31), von denen Cyrano de Bergerac vier Beispiele, Richepins 'Par le glaive', auf das wir hier notgedrungen exemplifizieren, keines zeigt. Weshalb Schenk Reime wie *évacuez* : *hués* als 'rimes doubles' auffafst, dagegen solche wie *espion* : *agression* nicht, vermögen wir nicht einzusehen, um so weniger, als er Seite 31

von dem Reim *certifiée* : *grillée* sagt: (*Cette rime*) *n'a rien de repréhensible, dans notre prononciation actuelle,* womit er die Möglichkeit deutlich zweisilbiger Aussprache von *iée* in dem Worte *certifiée,* mit dem es sich doch schwerlich anders verhalten kann als mit der Endung *ion,* aufs ausdrücklichste zugesteht. — Wenn Schenk so weit geht, Reime wie *feuilles* : *cueilles* als Assonanzen zu bezeichnen, da die gepaarten Wörter in der modernen Aussprache seiner Meinung nach auf einen fallenden Diphthong ausgehen, so haben wir, aufser dem aus anderen Gründen bedenklichen Namen Assonanz, nichts gegen diese Auffassung einzuwenden. Wenn er jedoch zur Rechtfertigung derselben den von Rostand in 'Aiglon', Akt II, gebrauchten Reim *paye* : *oreille* heranzieht, so müssen wir dem entgegenhalten, dafs Rostand des öfteren das Wort *paye* zweisilbig im Inneren des Verses verwendet, was uns der Annahme, dafs Rostand in dem Lautkörper von *paye* nichts weiter sehe als ein *p* mit nachfolgendem fallenden Diphthong, nicht günstig zu sein scheint. Wegen einiger anderer die Aussprache angehenden Fälle mit Schenk als geborenem Franzosen zu rechten, vermeiden wir; nur können wir es nicht gutheifsen, dafs er sich hinsichtlich der Quantität des *a* — wie weit er die Qualität dieses Vokals mit in Rechnung zieht, ist nicht deutlich zu ersehen — auf Sachs-Villatte stützt, dessen Unzuverlässigkeit für diesen Punkt Ploetz in seiner Systematischen Darstellung der französischen Aussprache uns hinreichend dargethan zu haben scheint. — Nicht die Aussprache allein betrifft es, wenn Schenk erklärt, dafs er der übereinstimmenden Ansicht der Theoretiker, der zufolge *lot* : *falot* ein besserer Reim sei als *col* : *encol,* nicht beipflichten könne, und zwar deshalb nicht, weil das *l* und damit die ganze Silbe in dem zweiten Reimpaar unter der Einwirkung des 'accent tonique' volltönender sei als im ersten Reimpaar. Er läfst dabei jenes ganz eigentümliche Werturteil des französischen Ohres unberücksichtigt, demzufolge die Übereinstimmung der dem Reimvokal vorangehenden Konsonanz nicht, wie es beim deutschen Reim der Fall ist, als ein Mangel des Reimes, sondern als ein besonderer Vorzug desselben empfunden wird. Mag sich auch die Besonderheit dieses Urteils aus gewissen Besonderheiten der französischen Sprache, namentlich ihrem grofsen Reichtum an gleichklingenden Endungen erklären und als allmählich entstanden aufzeigen lassen, so ist doch dies Urteil gegenwärtig ein unmittelbares, durch keinerlei bewufste Gedankenprozesse vermitteltes, und Schenks Berufung auf den Einflufs des tonischen Accents wird auf seine Landsleute keinen gröfseren Eindruck machen, als wenn man ihnen beweisen wollte, dafs das musikalische Intervall der Quinte aus Gründen der Akustik ihnen schöner zu klingen habe als das der Terz oder der Sexte. — Dafs Rostand — es ist dies das raffinierteste seiner raffinierten Reimkunststücke — das Wort *là,* wie Schenk annimmt, auf das von den ihre Instrumente stimmenden Geigern gespielte A, dessen Benennung im Französischen *la* ist, reimen läfst und nicht vielmehr auf die von den den Ton erbittenden Musikern gesprochene Silbe *la,* wäre kaum zu glauben, wenn sich nicht im 'Aiglon' ein ähnliches Reimkunststück fände, das zu

Gunsten von Schenks Auffassung spricht. — Fassen wir zum Schlufs unserer Betrachtung den Gesamteindruck der Arbeit ins Auge, so müssen wir sagen, dafs sie der Befähigung ihres Verfassers zu wissenschaftlicher Arbeit ein recht günstiges Zeugnis ausstellt, dafs uns aber die Ergebnisse derselben nicht in richtigem Verhältnis zu der aufgewendeten Arbeit zu stehen scheinen.

Kiel-Hassee. Felix Kalepky.

Molière, Les Précieuses ridicules. Für den Schulgebrauch erklärt von W. Mangold. Leipzig, Renger, 1901. XXXI, 44 S. 8.

Den fleifsigen und sorgfältigen Ausgaben des *Misanthrope,* des *Avare,* des *Bourgeois gentilhomme* und der *Femmes savantes,* die Mangold zu der Rengerschen Schulbibliothek früher bereits beigesteuert hat, schliefst sich die vorliegende Bearbeitung der *Précieuses ridicules* würdig an. Vorangeschickt ist eine aus Mangolds älteren Ausgaben bereits bekannte Biographie Molières, die hier mit einigen Änderungen wiedererscheint; dem Stück selbst ist eine sehr ansprechend geschriebene Einleitung gewidmet, die zur Orientierung über das Hôtel de Rambouillet, die Précieuses u. s. w. völlig ausreicht und von neuem Zeugnis dafür ablegt, dafs der Herausgeber mit der Molière-Forschung wohl vertraut ist. Der Text ist, von einigen aus pädagogischen Gründen vorgenommenen Kürzungen abgesehen, der der Ausgabe von Paul Mesnard in den Grands Écrivains de la France, doch sind die Bühnenanweisungen von 1734 hinzugefügt worden. Auf den Druck wurde augenscheinlich grofse Sorgfalt verwendet, indes sind, aufser einigen unbedeutenden Fehlern, die Silbentrennungen *instru-ites* (S. 15, Z. 3—4) und *sang-lante* (S. 23, Z. 12—13) durchgeschlüpft, und Anm. zu 20, 32 (lies: 30) steht *pas* statt *pieds.* — Zu dem Kommentar ist folgendes zu bemerken. Es sind nicht alle Fälle bezeichnet worden, wo Molières Sprache von der heutigen abweicht. So vermisse ich z. B. eine Notiz zu *Ce bien sacré où ils aspirent* (3, 29—30), zu *ouïr* (3, 34), zu *et nous faites venir ces messieurs* (19, 22—23). Auch sonst ist der Herausgeber wohl etwas zu haushälterisch mit seinen Anmerkungen umgegangen. So scheint es mir zweifelhaft, ob die Wendung *Je vous apprendrai à vous connaître* (8, 13—14 und ähnlich 21, 13—14) Schülern ohne Hilfe verständlich ist. Jedenfalls entbehrt man ungern eine Bemerkung zu der Frage des Du Croisy: *Et comment encore?* (2, 10), da die Wörterbücher keine zu dieser Stelle passende Erklärung von *encore* geben. Meiner Ansicht nach enthält *encore* die Aufforderung, zu dem bereits Gesagten noch etwas Genaueres hinzuzufügen (vgl. Littrés Erklärung von *mais encore* unter *encore* 11°). Ich würde übersetzen: *'Ja, aber wie?'* — In der Erklärung von *brimborion* (3, 8) hat sich Mangold an Livet angeschlossen, der es im Lexique gleich 'bagatelle' setzt. Littré indes definiert *brimborion* als *chose sans valeur et sans utilité,* und die Académie umschreibt es mit *colifichet, babiole, chose de peu de valeur.* Ich würde daher nicht übersetzen 'Kleinigkeit', sondern 'unnütze Kleinigkeit', was nicht nur hier, sondern

auch in den von Livet angeführten anderen Belegstellen des Wortes besser pafst. — Zu 3, 14—16: *Dites-moi un peu ce que vous avez fait à ces messieurs, que je les vois sortir avec tant de froideur* heifst es, '*que* steht elliptisch, hier etwa für *puisque*'. Mir scheint indes der Nebensatz mit *que* nicht den Grund, sondern die Wirkung des im Hauptsatz enthaltenen Prädikates auszudrücken (vgl. Littré, unter *que* 9°). — *S'inscrire en faux* (9, 10) erklärt Hatzfeld-Darmesteter: *faire inscrire en justice la déclaration qu'une pièce produite par la partie inverse est fausse.* 'Die Unwahrheit einer Sache beschwören' sagt also zu viel. — *Tudieu* (13, 5) ist trotz Littré nicht = *tue Dieu,* sondern Entstellung von *vertu Dieu.* — Unverständlich ist (4, 38) die Bemerkung: '*tirer de but en blanc,* so schiefsen, dafs die Flugbahn die Visierlinie gerade ins Weifse (der Scheibe) trifft'. Es mufs heifsen: '... im Weifsen trifft (oder besser: schneidet)'. — In der Anm. zu 11, 29 wiederholt Mangold die schon in seiner Ausgabe der Femmes sav. aufgestellte Behauptung, die Académie sei 1635 aus dem Hôtel de Rambouillet hervorgegangen. Worauf er sie begründet, entzieht sich meiner Kenntnis. Die Stiftung der Ac. 1635 ist Richelieus Verdienst und eins der Mittel seiner centralisierenden Politik gewesen (vgl. Bourgoin, Valentin Conrart etc.), und Conrarts bekannter Kreis, der den Kern für die Ac. hergab, hat sich ganz unabhängig vom Hôtel de Rambouillet gebildet. Pellisson (t. I, p. 10) sagt von den Freunden, die sich in dem Eckhause der rue Saint-Michel und der rue des Vieilles-Étuves allwöchentlich zusammenfanden: *Là ils s'entretenaient familièrement, comme ils eussent fait en une visite ordinaire, et de toutes sortes de choses, d'affaires, de nouvelles, de belles-lettres.* Auf dies *familièrement,* glaube ich, ist Nachdruck zu legen. Conrart und die Mitglieder seines Kreises — man beachte, dafs sie alle bürgerlichen Standes oder *de petite noblesse* waren! — haben sich gewifs geehrt gefühlt, die berühmte *chambre bleue* betreten zu dürfen, aber recht befriedigt hat sie das Treiben dort nicht, und sie empfanden das Bedürfnis, des Zwanges ledig, den ihnen die Gesellschaft der geistreichen oder geistreich thuenden vornehmen Damen und Herren auferlegte, unter sich zu sein. Um ein politisches Bild zu gebrauchen: Conrarts Kreis war keine vom Hôtel de Rambouillet gegründete Kolonie, sondern beide verhielten sich zueinander wie ein unabhängiger kleiner Staat zu einem gröfseren, dem er durch gemeinsame Interessen verbunden ist.

Berlin. E. Pariselle.

Dr. Oscar Mey, Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwickelung mit Berücksichtigung der neuesten Reformen. Zweite, vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. XII, 222 S. 8.

In den letzten Jahren hat das Interesse an dem französischen Schulwesen in Deutschland beständig zugenommen und demgemäfs auch die

Zahl der Abhandlungen und Bücher, in denen deutsche Schulmänner vorgetragen haben, was sie an hohen und niederen französischen Bildungsanstalten beobachteten oder über sie erfuhren, aber — soweit dem Referenten bekannt ist — eine zusammenfassende Darstellung der Organisation des französischen Schulwesens fehlte bisher, abgesehen von den bezüglichen Artikeln in Encyklopädien. Daher kann man es dem Verfasser des vorliegenden Buches nur Dank wissen, dafs er sich der Mühe unterzogen hat, eingehend darzustellen, welches der derzeitige Stand des gesamten französischen Unterrichts- und Erziehungswesens ist, und welche gewaltige Summe von Energie und materiellen Opfern unter der dritten Republik aufgewendet worden ist, um diesen Stand zu erreichen. Jeder deutsche Schulmann und jeder Schulfreund wird aus diesem Werke wertvolle Anregung in Fülle schöpfen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die *Université de France*, ihre Gründung durch Napoleon I. und ihre Schicksale unter den folgenden Regierungen giebt der Verfasser zunächst eine übersichtliche Darstellung der Organisation der französischen Unterrichtsverwaltung. Der zweite Abschnitt ist dem *Enseignement supérieur* gewidmet, und aus ihm mögen, um dem Leser eine Vorstellung von der Anlage des Buches zu geben, die Überschriften der einzelnen Unterabteilungen hier Platz finden: 1. Die Entwicklung des Hochschulwesens seit der Revolution; 2. Die Hochschulen: *Institut de France*, gelehrte Gesellschaften; staatliche und private Institute für Wissenschaft und Kunst; 3. Die Universitäten: Anerkennung derselben, Ziele, *Sociétés des amis des Universités, Comités de patronage;* 4. Vorlesungen und Docenten: Zutritt zu den Vorlesungen, freie Fakultäten, Besoldung der Universitätslehrer, Volkshochschulen; 5. Akademische Grade und Studenten: Licenz und Doktorat der einzelnen Fakultäten, *titres universitaires,* Examen der Agregation, Zahl der Studenten, Stipendiaten, Vereine. In ähnlicher Weise behandeln der dritte und der vierte Abschnitt das *Enseignement secondaire* und das *Enseignement primaire.* Der fünfte Abschnitt endlich beschäftigt sich mit der Stellung der Lehrer als öffentliche Beamte, dem Pensionsgesetz, den militärischen Verhältnissen der Lehrer u. s. w. und giebt schliefslich einen Überblick über die pädagogische Litteratur, sowie statistische Angaben über das Unterrichtsbudget des Staates und dasjenige der Stadt Paris.

Der Verfasser hat augenscheinlich viel Fleifs und Sorgfalt auf sein Werk verwendet, das Referent, wie oben bereits angedeutet, allen denen, die Interesse für Schulangelegenheiten haben, nur empfehlen kann. Es ist bei einer so weitschichtigen Materie wohl begreiflich, dafs überall nach möglichster Kürze gestrebt werden mufste, sollte das Buch nicht zu allzu grofsem Umfange anschwellen. Aufserdem fehlen auch nicht die Nachweise der Quellen, aus denen diejenigen, die über einzelnes eingehendere Belehrung wünschen, sie schöpfen können, immerhin aber will es dem Referenten scheinen, als ob der Standpunkt des ‘gebildeten Laien’, für den der Verfasser in der Vorrede zu schreiben erklärt, nicht überall gewahrt sei, wie z. B. bei der Auseinandersetzung über die *agrégation*

(S. 45—46), wo nicht scharf genug hervorgehoben ist, dafs das Eigenartige dieses Examens darin liegt, dafs nur so viel Kandidaten bestehen können, als vakante Stellen vorhanden sind. Auch von der Stellung eines *chef de bureau* im französischen Unterrichtsministerium wird mancher Leser sich eine unzutreffende Vorstellung machen, wenn dieser Titel einfach mit 'Bureauvorsteher' (vgl. S. 10, Anm.) wiedergegeben wird, ohne Hinweis darauf, dafs diese Beamten ungefähr den (preufsischen) 'vortragenden Räten' entsprechen. Irreführen mufs ferner die Übersetzung 'Titularprofessor' für *professeur titulaire* (S. 11, Anm.), wozu sich die Erklärung dann allerdings auf S. 40 findet. Sehr zu wünschen wäre, dafs dem nützlichen Buche in einer neuen Auflage ein Index beigegeben würde.

Berlin. E. Pariselle.

Oeftering, Michael, Heliodor und seine Bedeutung für die Litteratur. Berlin, Emil Felber, 1901. XII, 176 S. 8. (In: Litterarhistorische Forschungen, herausgegeben von Dr. Josef Schick, o. ö. Prof. a. d. Univ. München, und Dr. M. Frhr. v. Waldberg, a. ö. Prof. a. d. Univ. Heidelberg, XVIII. Heft.)

Diese auf Anregung des H. Univ.-Prof. Dr. Schick entstandene und ihm gewidmete Arbeit hat den Zweck, alle Werke aufzuzeichnen, die ihren Gegenstand entweder dem meist 'Aethiopica' benannten Roman des Heliodor unmittelbar entlehnt oder ihm wenigstens wesentliche Anregungen zu verdanken haben. Überblickt man den vom Verfasser durchmessenen Weg, so mufs man bekennen, dafs es nicht geringen Mut brauchte, denselben einzuschlagen, und noch gröfsere Ausdauer, ihn bis ans Ende zu wandern. Nach nur oberflächlicher Schätzung hat der Verfasser, abgesehen von den die Zahl 100 übersteigenden Übersetzungen Heliodors, sowie von den Nachschlagewerken, wohl an 200 Bücher und Schriften entweder durchgelesen oder durchgeblättert, um ein zusammenhängendes Bild der Nachwirkungen des Heliodor geben zu können. Und das alles in der kurzen Zeit von drei Jahren, die zwischen der Veröffentlichung seiner ersten Arbeit: 'Die Geschichte der »schönen Irene« in den modernen Litteraturen' und der vorliegenden verstrichen ist. Da des Heliodor griechische Nachahmer wie Achilles Tatius, Chariton, Prodromos uns ferner stehen als die germanischen und romanischen, so wollen wir aus der Fülle des bei Oeftering aufgehäuften Stoffes nur einiges hervorheben, um dem Leser wenigstens eine Vorstellung von der Bedeutung Heliodors für die Weltlitteratur zu geben. Am meisten unterlag seinem Einflusse die Romandichtung in Frankreich, wo Amyots bewundernswerte Übersetzung die Kenntnis des Buches 1547 vermittelt hatte. Die berühmtesten Namen des 17. Jahrhunderts, Honoré d'Urfé, La Calprenède und Mlle de Scudéry, segeln ganz im Kielwasser des griechischen Romanes. Selbst Mme de la Fayette, deren 'Princesse de Clèves' schon an den psychologischen Roman der Gegenwart erinnert, hat in ihrer 'Zayde' dieser Manier gehuldigt.

Deutschland blieb in der Nachahmung Heliodors und der von ihm

beeinflufsten Franzosen nicht zurück; selbst Christoffel von Grimmelshausen bringt dieser Mode seinen Tribut dar mit seinem 'keuschen Joseph' und mit 'Dietwalds und Amelinden anmutiger Liebs- und Leidsbeschreibung'. Doch wurden um die Wende des 17. Jahrhunderts diese galanten Liebesromane durch die Robinsonaden verdrängt.

In England fand Heliodor noch früher Eingang als in Frankreich; denn schon Philip Sidneys 'Arcadia' (1590—93) ist mit Heliodorschen Elementen verquickt. Auch William Warners 'Pan his Syrinx' und Roger Boyles Roman 'Parthenissa' sind in demselben Geiste geschrieben.

Der bedeutendste Nachahmer in Spanien ist Cervantes, dessen 'Trabajos de Persiles y Sigismunda' im Jahre 1617 erschienen und innerhalb zweier Jahre acht Auflagen erlebten. Im Jahre 1665 erschien Suarez de Mendozas Roman 'Eustorgia y Clorilene', 1729 Francisco de Quintanas 'Hipolito y Aminta', die gänzlich vergessen sind. Montemayors berühmter Roman von der schönen 'Diana' hingegen ist trotz der Ähnlichkeiten in der Art der Darstellung von Heliodor unabhängig; Gil Polos Fortsetzung dieses Buches enthält jedoch mehrere Erzählungen, die offenbar auf Heliodor beruhen.

Auffällig ist die geringe Beachtung, die Heliodor in Italien gefunden zu haben scheint. Freilich hat kein Geringerer als Torquato Tasso die Geschichte von der wunderbaren Geburt Charicleas auf seine 'Clorinda' im XII. Gesang seiner 'Gerusalemme liberata' übertragen. Der merkwürdige Verfasser des in neapolitanischem Dialekt geschriebenen 'Cunto de li Cunti', Giambattista Basile, hat den griechischen Roman nach der Übersetzung des Leonardo Glinci in zwanzig aus Oktaven bestehenden Gesängen wiedererzählt. Dieses Werk wurde fünf Jahre nach des Verfassers Tode von dessen Schwester Adriana in Rom 1637 herausgegeben.

So ungeeignet auch ein Abenteuerroman ohne psychologische Entwickelung für dramatische Behandlung war, so nahmen gleichwohl viele Autoren ihre Stoffe aus Heliodor. In Deutschland diente sein Werk mehrfach als Grundlage für Schulkomödien, deren erste (von Wolfgang Waldung) unter dem Titel 'Aethiopicus amor castus' zu Altdorf im Jahre 1605 erschien. Doch haben nicht blofs Schuldichter sich dieses Stoffes bemächtigt. So hat im Jahre 1666 der poeta laureatus Joh. Jos. Beckh versucht, den Roman Heliodors zu einem lustigen Stück in der Volkssprache, 'die erneuerte Chariklea' genannt, zu verarbeiten.

In Frankreich ist besonders Alexandre Hardy zu erwähnen, der acht Dramen mit je fünf Akten in Versen über diesen Stoff geschrieben hat, die die schlechtesten von den paar hundert Stücken sind, die er auf die Bühne gebracht hat. Bei Racine, der in seiner Jugend den Heliodor mit Leidenschaft gelesen hatte, sind nur einzelne Erinnerungen an diese Geschichten zu finden. Am auffälligsten ist, dafs noch im Jahre 1762 der Dichter Claude-Joseph Dorat den freilich mifslungenen Versuch machen konnte, den Stoff zu einer Tragödie 'Théagène' zu verwerten.

In England wurde die Geschichte von Theagenes und Chariklea im Jahre 1572 zum ersten Male drei französischen Abgesandten zu Ehren

auf der Bühne aufgeführt. Das Stück scheint verloren zu sein. Im 5. Akt, Zeile 121, von Shakespeares 'Twelfth Night; or, What you will' soll ein direkter Hinweis auf Heliodors Roman liegen. Doch macht mich Herr Professor Schick aufmerksam, daſs Dessoff in Kochs Studien I, 421 diese Stelle auf die Geschichte des Schatzes von Rhampsinit bezieht, welche Vermutung, wie man aus Furness, Variorum Edition, ersieht, schon 1895 W. Theobald in den 'Baconiana' p. 460 aufgestellt hat. Auch John Dryden hat in seiner 'Marriage à la Mode' Heliodorsche Motive verwertet. Mittlerweile hat Herr Prof. Schick auch in der Vorrede zu dem von J. Dryden und Nathaniel Lee gemeinsam verfaſsten 'Oedipus' das Zugeständnis der beiden Autoren gefunden, daſs sie für die Scene, in der sie den Tiresias den Geist des erschlagenen Lajus heraufbeschwören lassen, auſser Seneca und Lucan noch 'Heliodores Aethiopiques' benutzt haben. Diese Beschwörung findet sich in Akt III, 1 und bei Heliodor in Buch VI, Kapitel 14.

Auch in Spanien haben sich Dichter wie Calderon und Rojas-Zorrilla an der dramatischen Behandlung der 'Aethiopica' versucht. In Italien hat sich nur ein Bearbeiter, Ettore Pignatelli, gefunden. Seine 'Cariclea' wird von Riccoboni und von Quadrio als im Jahre 1582 veröffentlicht bezeichnet. Der letztere erwähnt, wie Oeftering angiebt, noch ein zweites Werk desselben Pignatelli: 'Li Carichi, Tragedia, Napoli 1627'. In der Erwägung, daſs zwischen 1582 und 1627 fünfundvierzig Jahre liegen, erschien es dem Berichterstatter sehr zweifelhaft, ob dies wirklich ein neues Stück Pignatellis sei. Auf Grund von Nachforschungen, die Herr Dr. Giulio Coggiola, Bibliothekar an der Biblioteca Nazionale di San Marco zu Venedig, für den Berichterstatter in der zuvorkommendsten Weise angestellt hat, ergiebt sich, daſs das Stück von 1582 in den Bibliotheken von Venedig, Florenz und Neapel nicht vorhanden ist, daſs aber das von 1627 sich in Neapel befindet und nicht 'Li Carichi', sondern 'La Carichia' heiſst. Zur Berichtigung der Angabe Quadrios sei hier der vollständige Titel angegeben: 'La / Carichia / Tragedia / del sig. / D. Ettore / Pignatelli / l'occulto academico otioso / In Napoli per Ottavio Beltrano / Con licenza de' superiori 1627.' Benedetto Croce, der Herausgeber des 'Cunto de li Cunti', weiſs auch nichts von dem Stück von 1582, sondern spricht nur von der 'Carichia' des Jahres 1627. Siehe Croce p. LVIII.

In Holland hat Mathys van de Velde einen Teil der äthiopischen Geschichten unter dem Titel 'Calasiris Sterfdagh' 1631 in Reimen dramatisch behandelt.

Das Vorstehende ist, wie oben gesagt, nur ein dürftiger Auszug des Hervorstechendsten in Oefterings bewundernswerter Arbeit, auf die man namentlich jüngere Forscher aufmerksam machen darf, da sie daraus die Titel aller hervorragenden Sammel- und Nachschlagewerke auf einmal und ohne Mühe ersehen können.

Entgangen ist dem Verfasser der 'Agathon' unseres Wieland, der in diesem Romane sehr an Heliodor gemahnt. Auch Wieland erklärt vorhergegangene Ereignisse durch nachfolgende Erzählungen; so erfahren wir

erst im 7. bis 9. Buch, wer Agathon war, und was er zu Delphi und zu Athen erlebt, bevor er nach Smyrna kam; die Geschichte der schon im 4. Buche auftretenden Danae wird erst im 14. Buche nachgeholt. Die Lebensgeschichte der Psyche, die im 4. Kapitel des ersten Buches zuerst auftritt, wird im 3. Kapitel des 13. Buches aufgehellt. Abgesehen von dieser Methode der Erzählung finden sich auch nicht zu verkennende Anklänge des neuen Romanes an den alten. Heliodor beginnt mit dem Gemälde eines wüsten Kampfplatzes bei Tagesanbruch, Wieland mit der Schilderung des Getümmels im Mondenschein schwärmender Bacchantinnen. Wie Theagenes und Chariklea von Räubern fortgeschleppt werden, so Agathon von cilicischen Seeräubern. Wie sich Chariklea den Räubern gegenüber als Theagenes Schwester ausgiebt, so erklärt sich Agathon als Bruder der Psyche, um die Räuber zu bewegen, sie nicht zu trennen. Wie Chariklea wird auch Agathon in frühester Kindheit in den Tempel zu Delphi gebracht und dort erzogen. Wie jene ihre Eltern erst nach Jahren findet, so trifft auch dieser seinen Vater erst spät wieder. Wie Chariklea durch allerlei Gegenstände in ihrem Besitz und durch ein Muttermal ihre Abstammung beweist, so hat Psyche ein Halsgeschmeide mit dem Bilde ihrer Mutter und ein kleines Mal unter der Brust als Erkennungszeichen. Die Rolle, die Arsace dem Theagenes gegenüber spielt, überträgt Wieland der Pythia hinsichtlich des Agathon. Selbst der Name der sittenreinen Chariklea, der sich sonst nur in Lucians 'Toxaris' als der einer durch Sittenlosigkeit ausgezeichneten Ephesierin findet, kommt im 'Agathon' XV, 3 vor. Danae hat sich diesen Namen beigelegt, um nicht mehr an ihr früheres Leben erinnert zu werden, und um unter dem neuen Namen sich ausschliefslich der Tugend zu widmen. Auch ohne diese Aufzählung von Analogien zu verlängern, wird man Joh. Gottfr. Gruber, dem Biographen Wielands, zustimmen können, wenn er (Bd. II, S. 337) sagt, bei der Abfassung des 'Agathon' habe dem Dichter des Bischofs Heliodorus 'Aethiopica' nebst Aristaenets Liebesbriefen öfter vor den Augen geschwebt. Auch dem 'Ion' des Euripides verdankt Wieland viel für seinen 'Agathon', aber Heliodor erscheint ebenfalls dem Euripideischen 'Ion' zu Dank verpflichtet: Chariklea wie Ion werden in den Tempel zu Delphi verbracht; beide bleiben bis zu ihrem sechzehnten Jahre dort; beiden sind Erkennungszeichen mitgegeben, und beide werden schliefslich in die ihnen durch die Geburt zukommenden Ehren wieder eingesetzt.

Von Einzelheiten, die verbessert werden könnten, sind folgende zu erwähnen. Seite 7, Zeile 18, ist Kalasiris statt Theagenes zu setzen. Seite 50 Mitte steht: die erste (italienische Übersetzung) erschien 1556 zu Venedig von Leon Ghini. Es ist dies ein aus S. T. W. Hoffmanns Bibliographischem Lexikon der gesamten Litteratur der Griechen übernommenes Versehen. Der Übersetzer heifst Leonardo Glinci. Seite 98, Note 2, ist zu lesen 1621 statt 1651. Seite 111, vorletzte und letzte Zeile, ist nicht zu lesen: Nemorabilium, sondern: Nemoralium. Seite 116, Note 1, steht, dafs Giambattista Basile noch vor 1634 gestorben sei. Nach Croce, Einleitung zu seiner Ausgabe des 'Cunto de li Cunti', Seite LXI, starb Basile zu

Giugliano am 23. Februar 1632, was er Seite CC durch den Abdruck einer Stelle aus dem Sterberegister der Pfarrei S. Anna di Giugliano in Campania beweist.

München. Wohlfahrt.

Wilhelm Meyer aus Speyer, Professor in Göttingen, Fragmenta Burana. Mit 15 Tafeln. Berlin, Weidmann, 1901 (Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1901). 190 S. 4.

In dem äufserst inhaltreichen Buche, der Frucht scharfsinniger, weitausgreifender Studien, die gleich sehr auch den kleinen Einzelheiten die gebührende Sorgfalt gönnen, wie sie die grofsen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge zu erkennen sich bemühen, wird zunächst durchaus überzeugend dargelegt, wie die Blätter der Handschrift, die wir durch Schmellers *Carmina burana* 1847 kennen gelernt haben, ursprünglich gestellt waren, und wie gewisse Durchbrechungen des Systems der Anlage sich erklären, und werden hierauf den sieben Blättern, deren einstige Zugehörigkeit zu der nämlichen Sammlung dem Scharfblicke des Verfassers nicht entgangen war, die Stellen angewiesen, die sie vormals darin einnahmen. Einer Neuausgabe des kostbaren Liederbuches, die aus mehr als einem Grunde not thut, ist damit in ausgiebigster Weise vorgearbeitet. Dafs die Sammlung auf deutschem Boden zu stande gekommen ist, wie sie denn auch neben einigem aus französischen Liederbüchern Entnommenen viel enthält, was sicher deutschen Ursprungs ist, wird unabweislich, wie mir scheint, dargethan. (Leicht kann auch das eine oder andere Stück, das romanische Verse zwischen lateinische einschaltet, trotzdem das Werk eines deutschen Klerikers sein, der in Paris, dem Stelldichein studienfroher Jugend, von den Volkssprachen Galliens sich einige Brocken aneignete und sie, wie sonst Verse in der Muttersprache, zwischen die lateinischen Rhythmen streute. Wunderlich genug sieht dies Romanisch oftmals aus, um solchen Verdacht nahe zu legen.)

Die neu hinzugekommenen dramatischen Fragmente zusammen mit dem zuvor bekannten gleichartigen Bestande der Handschrift dienen sodann als Ausgangspunkt zu ergebnisreichen Ausführungen über Beginn und Wachstum des kirchlichen Dramas des Mittelalters, wobei insonderheit für St. Gallens Schule und Sequenzendichtung ein Anteil in Anspruch genommen wird, den man ihnen wohl wird lassen müssen, und der Entwickelung der Weihnachts-, der Dreikönigs- und der Kindermordsspiele, sodann derjenigen der Oster- und der Prophetenspiele wesentliche Klärung zu teil wird. Wie an die in den Evangelien gegebenen, im Gottesdienste vorzutragenden Reden und Gegenreden, sobald sie auf abwechselnde Chöre und Einzelsänger verteilt wurden, fast notwendigerweise ein Anfang von Bewegung und Aktion sich schlofs und an den damit gegebenen Grundstock weitere Zusätze sich fügten aus selbständig, in frei gewählter Form

erfundenen Reden zu biblisch nur berichteten Vorgängen und aus hinzutretenden Vorgängen samt Reden, wie der Sinn für verständliche und naturgemäfse Wirklichkeit sie begehrte; wie andererseits der Zusammenschlufs der zunächst getrennt entstandenen Spiele zu einer allumfassenden Darstellung des geschichtlichen Ablaufs versucht werden mochte, in welchem das Verhältnis Gottes zu den von ihm Erschaffenen dem christlichen Bewufstsein erscheint (vom Falle der Engel zum jüngsten Gericht), wird in anschaulicher Weise und mit vorsichtiger Scheidung der Wege, die die Entwickelung hier und dort nahm, vorgeführt, wobei es nicht an Ausblicken auf spätere Erscheinungen und an Hinweisen auf wichtige Einzelfälle fehlt (z. B. S. 73 das Verhältnis von Greban zu dem grofsen Mysterium von Arras).

Mit nicht geringerer Spannung folgt man dem Verfasser, wo er, im dritten Teile seines Werkes, sich mit der Entwickelung der mittellateinischen Dichtungsformen beschäftigt, um zuletzt auch noch die mittelalterliche Lyrik der Franzosen und die der Deutschen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Ob nun freilich der Ursprung der rhythmischen lateinischen Dichtung mit Recht auf die semitischen Christen, beziehungsweise auf die griechischen Fassungen der Ephrem'schen Verse zurückgeführt ist, scheint mir noch nicht völlig entschieden. Gewifs ist das Auftreten langer Folgen von durchweg gleich viel Silben zählenden und bei gröfserer Länge (im allgemeinen) in Silbengruppen von immer gleichem Umfang zerlegbaren Versen, in denen der Quantität gar keine Rolle eingeräumt ist, eine höchst beachtenswerte Thatsache; aber dafs für diese Zeilen und Silbengruppen der Wortaccent gleich bedeutunglos ist wie die Quantität, mindert doch ganz beträchtlich ihr Gewicht für die Beantwortung der Frage nach der Herkunft des rhythmischen Verses, für dessen Verwendung zudem das Festhalten an einem und demselben Mafse gar nicht einmal wesentlich ist. Auch die Üblichkeit des zunächst quantitierend, hernach rhythmisch nach gewissen Gesetzen gestalteten Satzschlusses in der Prosa, jene Thatsache, auf die der Verfasser hier abermals zurückkommt, und deren Beachtung ohne Zweifel immer noch unerläfslicher sich erweisen wird,[1] dürfte für den lateinischen Versbau auf Grund des Accentes wenig in Betracht kommen; was jene von diesem trennt, ist, dafs der rhythmische Prosaschlufs doch immer bei aller Gesetzlichkeit eine Fülle von Möglichkeiten zuläfst, wie sie dem accentuierenden Verse versagt ist, und dafs die für ein Gedicht einmal gewählte Art des Zeilenschlusses in ihm durchaus festgehalten bleibt. Dagegen folge ich gerne des Verfassers Darlegungen (mit Bedenken nur gegenüber weniger bedeutsamen Einzelheiten), wo er die abendländische weltliche Lyrik mit der Entwickelung der Sequenz in engsten Zusammenhang bringt, und stimme ihm durchaus bei, wo er bestreitet, dafs die deutsche Lyrik des Mittelalters aus Frankreich eingewandert sei. Dafs die französische und

[1] In der Inhaltsübersicht S. 190 ist zu S. 163 gedruckt 'Nutzen des r. Schlusses' statt 'Nutzen der Kenntnis des r. Schlusses'.

die provenzalische diesseit des Rheins bekannt gewesen und vielfach nachgeahmt worden ist, darf man nicht in Abrede stellen; aber nur darum hat man in deutschen Landen auf sie geachtet und ihr manches abgesehen, weil eine bodenständige Liederdichtung bereits blühte und allseitig hochgehalten war. Diese ist zum Glück vorhanden und braucht nicht aus blofsen Refrains erschlossen zu werden; und dafs ein Reif aus der Fremde fiel, hat doch nicht allem heimischen Wachstum die natürliche Farbe verdeckt, und er ist lange wieder weggeschmolzen. Es liegt im Wesen des deutschen Geistes, mit erstaunlicher Dehnbarkeit und Schmiegsamkeit sich auch das Fremde versuchsweise zu eigen zu machen und eine Weile sich des damit gewonnenen neuen Reichtums zu freuen, an dem er Kräfte übt und Geschmeidigkeit erhöht. Aber es mufs schon etwas von unvergänglichem Werte sein, wenn er es über kurz oder lang nicht wieder fallen läfst. So hat er es in noch nicht fernen Tagen sogar mit Symbolismus, Dekadenz, Unvers-Kunst, angequälter Sinnlosigkeit versucht und es den Lehrmeistern beinahe gleich gethan; und schon jetzt mufs man mühsam suchen, wenn man sich mit dem, was die flüchtige Mode ins Dasein gerufen hat, eine Viertelstunde des Ergötzens bereiten will.

Den Wunsch des Verfassers, es möchte an den Universitäten etwas für die Pflege der lateinischen Philologie des Mittelalters geschehen, die als unentbehrliche Hilfswissenschaft von so vielen Seiten willig anerkannt wird, der es aber an ganz sich ihr widmenden Bearbeitern so sehr und im öffentlichen Unterricht fast völlig fehlt, teilen gewifs manche. Vielleicht ist für seine Erfüllung das Centrum zu gewinnen.

Berlin. Adolf Tobler.

Lope de Vega, Arte Nuevo de hazer comedias en este tiempo Publié et annoté par Alfred Morel-Fatio (Extrait du Bulletin Hispanique, Octobre-Décembre 1901). Bordeaux, Paris, 1901.

Wenn ein Dichter vom Schlage Lopes, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch seine Zeit durch die Kraft des Genies und die im ununterbrochenen Flufs erzeugten Schöpfungen beherrscht, sein dramaturgisches Bekenntnis niederschreibt, so glauben wir, dafs er Bedeutendes und Schwerwiegendes zu sagen hat. Durch Lope hatten sich die losen Splitter einer dramatischen Kunst in Spanien zu einem mächtigen Ganzen vereinigt. Durch ihn war das Theater eigentlich volkstümlich, national geworden. Was die Vorgänger vereinzelt und immer noch im Dunkel tappend gewagt, hat er mit glücklichem Griff, von unsichtbaren Naturgeistern geleitet, zur vollen Entfaltung gebracht. Unermüdlich schaffend und alles dramatisch verwertend, was im Bereiche seiner Erkenntnis und Erfahrung lag, gab er der *Comedia* für alle Zeiten sein eigenes Gepräge. Alle Wege führten zu Lope. Das Volk kannte ja nur einen Gott, seinen Lope; in die Individualität Lopes gingen mehr oder weniger alle Dichterindividualitäten seines spielfrohen Landes über. Wäre Shakspere eingefallen, eine *Ars poetica* für die Nachwelt zu schaffen, wie begierig griffen wir nach

ihr, wie würden wir das Bekenntnis des gewaltigen Meisters beherzigen, der in die geheimsten Tiefen der menschlichen Natur eindrang, dem das Leben wirklich Leben, potenziertes Leben bedeutete. Allein Shakspere schuf unvergängliche Dramen, und Ben Jonson schrieb vergängliche Prologe, Epiloge und Bruchstücke einer Poetik. Den Tiefsinn Shakspercs besafs Lope bei weitem nicht; von einer Aristotelesnatur hatte er auch blutwenig an sich: die Schwingen der Phantasie trugen ihn weit vom nüchternen Verstand, das Tiefbegründen war nicht seine Sache; und doch wieviel hätte er uns in Stunden der Sammlung, wo das Denken unser Empfinden im Banne hält, von seiner Kunst, der Kunst *Comedias* zu verfertigen, berichten können! Wie die Wahl dramatischer Stoffe getroffen werden mufste, wie und in welchen Grenzen sich die Handlung entwickeln, wie das Komische mit dem Tragischen, das Scherzhafte mit dem Erhabenen in einem und dem gleichen Stück nach spanischer Art sich vertragen sollte, darüber und über hundert andere Dinge hätte wohl Lope am besten Aufklärung geben können. Lesen wir nun den *Arte nuevo*, so möchten wir dem Dichter seinen eigenen Spruch: 'Oye atento, y del arte no disputes' zurufen, so kläglich ist sein Lehrgedicht ausgefallen, so sehr täuscht er alle unsere Erwartungen.

Selbst als litterarisches Werk ist diese versifizierte Poetik minderwertig und, sagen wir es offen, Lopes ganz und gar unwürdig. Der innere Drang fehlte; dem Dichter wurde diese sogenannte neue Kunst von einigen 'ingenios nobles' in die Feder gelegt; ohne Ernst, ohne Lust kleidete er fremde Gedanken, die Regeln der tonangebenden Ästhetiker, in reimlose Elfsilber ein. War die auferlegte Predigt, die nahezu 400 Verse umfafst, vollendet, und hatte er nicht ohne leise Ironie zugestanden, dafs irgend ein Gelehrter, welcher weniger Dramen zusammengeschrieben hatte als er und doch 'mas sabe | Del arte de escrivirlas y de todo' sie besser gehalten haben würde, so verbeugte er sich artig, verschlofs die Regeln unter sechs Riegel und dichtete, unbekümmert um seinen *Arte nuevo*, seine *Comedias* nach Herzenslust weiter. Die Praxis war ihm unendlich lieber und nützlicher als die belehrende Theorie. Wie anders und mit welchem Ernst hatte Corneille einige Jahrzehnte darauf seine *Discours*, die *Préfaces*, die *Examens* verfafst! 'Il ne parle plus que des règles', sagte einmal Chapelain von seinem Freunde (am 15. Januar 1639). Um diese halb aristotelischen Regeln hat sich Corneille redlich geplagt, gemartert, sich ans Kreuz geschlagen. Von solcher Qual wurde er erst durch den Tod erlöst. Und wie herrlich, laut und stark hat Victor Hugo in der berühmten *Cromwell*-Vorrede seinen theatralischen Glauben verkündigt und ausposaunt!

Möglich ist es, dafs Lope in späteren Jahren seinen mifsglückten *Arte nuevo* bereute; kaum glaubwürdig scheint mir jedoch, dafs er einen zweiten, inhaltvolleren Lehrtraktat über seine Lieblingskunst wirklich schrieb, wie sein Panegyriker Montalvan in einem 1632 gedruckten Anhange seines *Para todos* behauptet. Es gehörte nur wenig Phantasie dazu, um eine vielleicht mehrfach ausgesprochene Absicht des vergötterten Dichters auch

zur bereits verwirklichten That werden zu lassen. Ein umfangreicher Traktat, dessen nur der Schüler und Freund Lopes gedenkt, konnte andererseits schwerlich so spurlos wie viele der rasch hingeworfenen Stücke verschwinden. Der *Arte nuevo* dieses 'rimeur ... delà les Pyrénées', wie Boileau den grofsen, ihm sonst gänzlich unbekannten Lope nannte, machte im Auslande wenig Aufsehen. Das 'petit livret ... en vers libres' hat Chapelain um das Jahr 1662 aufgesucht (*Lettres* p. Tamizey de Larroque II, 236). In Spanien selbst hat Lopes Dramaturgie in den Lehrtraktaten der Epigonen einige Spuren hinterlassen; den breitangelegten Kommentar des Caramuel Lobcowitz (*Rhythmica*) plünderte ein Jesuitenpater José Alcazar reichlich in den um das Jahr 1690 niedergeschriebenen Bemerkungen über das Theater; etwas später druckte und kommentierte Luzán den *Arte nuevo* eher vernünftig, im Sinne Gravinas, als geistreich. Lessing bediente sich des *Arte nuevo* als Waffe, um gegen die naturwidrigen Kunstanschauungen der Franzosen zu kämpfen — und auch Grillparzer, dem trefflichen Kenner Lopes, war die 'neue Kunst' nicht entgangen, ein Urteil über dieses Werk hat er uns aber nicht hinterlassen.

Ein Jahr nachdem Menéndez y Pelayo im dritten Bande seiner *Historia de las ideas estéticas* den *Arte nuevo* ausführlich und scharfsinnig besprach, hat Morel-Fatio das Gedicht gleichsam als Grundlage seiner 1885 gehaltenen 'Leçon d'ouverture' *La Comedia espagnole du XVII siècle* genommen, und alle damals geäufserten feinsinnigen, gelehrten Bemerkungen erscheinen jetzt, in etwas erweiterter und veränderter Form, in einer tadellosen Neuausgabe des *Arte nuero* wieder, die wir als das Werk des gründlichsten Kenners und Erforschers Spaniens aufserhalb der Halbinsel begrüfsen und der Aufmerksamkeit aller Fachgenossen wärmstens empfehlen.

Dafs vor 1609 irgend eine unbekannte Ausgabe des *Arte nuero* vorhanden gewesen sei, wird jetzt nach den Ausführungen M.-F.s wohl niemand mehr glauben. Pater Alcázar behauptete, das Werk sei in Madrid im Jahre 1606 erschienen (Gallardo I, 110): die Nachrichten aber, die er in Caramuel nicht vorfand, schöpfte er aus der Luft. Keine Ausgabe der *Rimas* ist wohl derjenigen von 1604 (Sevilla, por Clemente Hidalgo) vorangegangen, und dieser, welche unlängst (von Restori in der *Zeitschr. f. roman. Philol.* XXII, 98) beschrieben wurde, ist nicht, wie der späteren, das Lehrgedicht beigefügt. Nur die im *Arte nuevo* enthaltene Erwähnung der *Tragedias* Virués' erscheint mir nicht, wie M.-F., mafsgebend genug, um die Möglichkeit eines vor 1609 entstandenen Druckes des *Arte nuero* schlechtweg zu bezweifeln. Freilich sind uns die *Obras trágicas* blofs in einem nunmehr seltenen Druck von Madrid 1609 bekannt;[1] allein die schon im Jahre 1604 in Mailand aufgestellten 'Aprovaciones', die zwei in italienischer Sprache abgefafsten Sonette, lassen eine frühere, jetzt gänzlich verschollene Mailänder Ausgabe (in Mailand war ja auch der *Montserrat*

[1] Ein von Münch Bellinghausen im *Jahrb. f. rom. u. engl. Litt.* II, 139 erwähnter, von einem unbekannten Engländer besorgter Neudruck der *Semiramis* (London, Edinburgh by Williams and Norgate) ist mir nie zu Gesicht gekommen. Sollte nicht der im gleichen Jahre in Leipzig erschienene Druck gemeint sein?

gedruckt worden) vermuten. Andererseits erwähnte bereits Agustin de Rojas Villandrando in seinem *Viaje entretenido* (1603) die *Semiramis* 'valerosa en paz y en guerra',[1] auf welche auch Lope im *Arte nuevo* anspielt. Mit dem welterfahrenen Hauptmann und Dichter stand Lope offenbar noch vor 1609 in Beziehung, und wohl bekannt ist es, wie die erste Ausgabe der *Rimas* von Virués in einem überschwenglichen Sonett begrüfst wurde.

Dafs die 'pâle et pédante dissertation', wie M.-F. den hauptsächlich aus der *Paraphrasis in librum Horatii, qui vulgo de arte poetica ad Pisones inscribitur* des Robortello und aus Donatus' *De Tragoedia et Comoedia* abgeleiteten *Arte nuevo* nennt, im Grunde den damals in Spanien sowie in England, in Frankreich und Deutschland herrschenden ästhetischen Anschauungen der Italiener huldigt, wufste man bereits. Wie knapp aber, oft wörtlich, sich der grofse Erfinder dramatischer Situationen und Handlungen an seine Vorlagen hält, wie sehr er jede Vertiefung des Gegenstandes vermeidet, das zeigt erst die scharfsinnige, schöne, gründliche Studie M.-F.s zur Genüge. Die Vorrede der *Silvanire* beweist, dafs auch Mairet die Dogmen des Aristoteles blofs durch die Brille eines Donatus und eines Robortello erblickte. Sidneys ältere und bedeutendere *Defense of Poesy* stützt sich gleichfalls im wesentlichen auf die Poetiken der Italiener und giebt Scaliger und Minturno den Vorzug. Und Minturno, Robortello, Castelvetro sind den Spaniern Juan de la Cueva und Cascales kurz vor Corneilles Zweikampf mit Aristoteles, wie Lemaître geistreich, aber unzutreffend die selbstquälerischen, jahrelang fortgesetzten Kommentare des grofsen Tragikers hat nennen wollen, anerkannte und gern geplünderte Autoritäten.[2] So trifft Lope als Dramaturg, wie so viele seiner Zeitgenossen, der Vorwurf der geringen Selbständigkeit. Sein *Arte nuevo* hat blutwenig Neues an sich. Plan- und kunstlos versifiziert er die vorgeschriebenen Vorlagen. Ob er seinen Vorgängern, den Begründern und ersten Reformatoren des spanischen Theaters, Recht oder Unrecht widerfahren läfst, das kümmert ihn wenig. War nicht die *Comedia* erst durch seine Vermittelung zur wirklichen Blüte und Reife gelangt? Hat er nicht die dramatischen Spiele, welche früher auf allen vieren wie Kinder krochen, aus ihren 'principios viles' herausgezogen: 'engendrando en España mas poetas Que hay en los aires átomos sutiles'? Vor Lope hatte Cervantes im *Don Quijote* (I, 48) sein dramatisches Bekenntnis abgelegt, und M.-F. hätte uns gewifs am allerbesten Aufschlufs erteilen können, ob Lope die satirischen Deutungen des grofsen Novellisten in seinem *Arte* verwertete oder sie unbeachtet liefs. Das erstere dünkt mir wahrscheinlicher, und wiewohl Menéndez y Pelayo in seiner *Historia* (III, 421—424) eine Beeinflussung Cervantes' durch den *Arte nuevo* annimmt (er rechnet ja mit einem Druck des Traktats vor 1605), so wollen mir einige Stellen des Gedichtes Lopes,

---

[1] Vgl. die *loa de la Comedia* in *El Viaje entretenido*, Neudruck in der *Coleccion de libros picarescos*, Madrid 1901, S. 145.

[2] Die *History of literary criticism in the Renaissance* des Amerikaners J. E. Spingarn (New York 1899), welche die poetischen Theorien der Spanier blofs streift, hat Morel-Fatio unberücksichtigt lassen wollen.

wo auf die Tyrannei des Publikums angespielt wird, wo Lope selber den allwissenden Fremden gegenüber, nicht ohne leise Ironie, sich als 'bárbaro' und 'ignorante' billig tadelt, zum Teil wenigstens, als ein Nachklang der Worte Cervantes' erscheinen. Das offene Lob auf den 'felicísimo ingenio' überwog bei weitem den leisen, halb versteckten Tadel; Lope konnte sich in seiner Eitelkeit geschmeichelt fühlen, und so hat meines Erachtens die im *Don Quijote* gehaltene Philippika ihre Wirkung auf den *Arte nuevo* nicht verfehlt.[1] Wie Cervantes geht Lope nur auf Lope de Rueda, und nicht auf den Verfasser der *Propaladia*, den er mehrmals nachgeahmt hat, zurück, auch nicht auf Juan de la Encina.[2] Wie Cervantes (im *Don Quijote*, nicht aber in der *Galatea*: *Canto de Caliope*) verschweigt er seinen unmittelbaren Vorgänger Juan de la Cueva, der eine achtungswürdige Anzahl *Comedias* und selbst eine Dramaturgie, sein *Ejemplar poético* (1606) verfaſst hatte, den 'noble Juan de la Cueva', wie ihn Agustin de Rojas in der *loa de la comedia* genannt hatte. Wie müssen wir uns dieses scheinbar unredliche Schweigen erklären? 'Il y a là,' sagt M.-F., 'quelque chose d'inexpliqué et qui pourrait faire croire à une brouille entre les deux poètes.' Daſs Lope und Juan de la Cueva sich als Gegner fühlten und nicht vertrugen, ist meine feste Überzeugung. Wir wissen leider zu wenig von dem Aufenthalte Lopes in Sevilla (Ende 1600 oder anfangs 1601; 1603), aber genug, um den Skandal zu begreifen, welchen Lopes Ruf, vor allem seine in der Stadt am Guadalquivir fortgesetzten Liebesabenteuer in einigen Kreisen verursacht hatten. Die Spottgedichte der besten Sevillaner 'Ingenios' hatten den Abgott des spanischen Volkes nicht verschont. Ein früher Cervantes zugeschriebenes Sonett, für das Rodriguez Marin jüngst seinen Helden Alonso Alvarez de Soria hat in Anspruch nehmen wollen,[3] konnte ebensogut von Juan de la Cueva, dem Freund Alvarez', herrühren; und wiewohl die in der Colombina aufbewahrten handschriftlichen Gedichte Cuevas Lope verschont und unerwähnt lassen, so ist es gewiſs nicht gewagt, anzunehmen, daſs der Sevillaner Dichter, eine recht streitbare und streitlustige Natur, der sich

[1] In der II. Jornada des *Rufian dichoso* tritt, wie bekannt, die personifizierte *Comedia* redend auf: 'No soy mala, aunque desdigo | De aquellos preceptos graves | Que me dieron y dexaron | En sus obras admirables | Seneca y Terencio y Plauto.'

[2] Im Prolog seiner erst 1616 gedruckten *Comedias* sagt Cervantes: 'Sucedió á Lope de Rueda, Nauarro, natural de Toledo.' Hier ist natürlich Navarro der 'histrion' gemeint. In der auch von M.-F. erwähnten Widmung der *Virtud, pobreza y mujer* (gedr. 1630) nennt Lope als 'primeros inventores' der *Comedia* Rueda und Nauarro. Zweifellos ist hier Navarro Druckfehler für Naharro, wie Menéndez y Pelayo im *Estudio preliminar* zur *Propaladia* (*Libros de antaño*, Madrid 1900, S. LXXX) hervorhebt. (Die treffliche Studie erwähnt auch das um das Jahr 1576 gedichtete Lobsonett des Timoneda: 'Guiando cada cual su veloz rueda, | a todos los hispanos dieron lumbre | con luz tan penetrante deste carro: | El uno en metro fué Torres Naharro, | El otro en prosa, puesta ya en la cumbre, | gracioso artificial, Lope de Rueda'.) Nauarro für Naharro finden wir übrigens auch im *Raguaglio di Parnaso* des Fabio Franchi in den *Essequie poetiche*, Venezia 1636, S. 65.

[3] Vgl. sein geistvolles und schönes, wenn auch nicht immer überzeugendes Buch: *El Loaysa de 'El Celoso Extremeño*, Sevilla 1901, S. 182.

mit dem vielgepriesenen Herrera, mit anderen Gröfsen des spanischen Parnasses bereits überworfen, auch Meister Lope geflissentlich gebissen habe. So nur begreifen wir, dafs Juan de la Cueva seinen Gegner im *Ejemplar poético* totschweigt, und dafs Lope seinerseits weder im *Arte nuevo* noch in den im *Laurel de Apolo* verschwenderisch ausgeteilten Lobsprüchen auf die Dichter seiner Heimat den Sevillaner irgendwie berücksichtigt.[1]

Mit gewohnter Gründlichkeit bietet uns M.-F. einen kommentierten, kritischen Neudruck der 'editio princeps' des *Arte nuevo* vom Jahre 1609. Da mir selber in diesem entlegenen Erdenwinkel die späteren Ausgaben des Lehrgedichtes nicht zugänglich sind,[2] so vermag ich nicht anzugeben, ob diese oder jene von M.-F. vorgeschlagene Besserung bereits erwogen und angenommen wurde. Die Nachlässigkeiten in Sprache und Stil, die Unklarheiten, die in dem musikalischen Lope so befremdenden Härten im Ausdruck, die Versehen von früheren Erklärern und Übersetzern des *Arte nuevo* werden in den knappen, aber höchst lehrreichen Fufsnoten hervorgehoben (vgl. z. B. die Note zu V. 264—65). Vielleicht könnte man auch auf das ungeschickte *dellas* (V. 13) aufmerksam machen, welches halbwegs in der Luft schwebt und der Dichter natürlich (wie das Pronomen *las* im folgenden Vers) auf *Comedias* beziehen will. Das in der Note (S. 16) vorgeschlagene *justo* (oder vielleicht *listo*?) könnte schwerlich das leicht verständliche *visto* in V. 106 ersetzen.[3] V. 371 *contre* ist wohl Druckfehler für *contra* (vgl. S. 40 *Guarda* für *Guardia*).

Zu den zahlreichen historisch-philologischen Anmerkungen, welche dem Texte folgen, und die wir zum Teil aus dem Vortrag *La Comedia espagnole* kannten, füge ich hier ein paar meiner Randkritzeleien, einige gar unbedeutende Anhängsel hinzu. Mein trefflicher Lehrer in den 'cosas de España' wird wohl die Weitschweifigkeit des Recensenten, welche den Lesern des *Archivs* vielleicht von Nutzen sein könnte, entschuldigen.[4]

V. 36. *apariencia* scheint mir, wie *tramoya* und andere Ausdrücke aus der Technik des Theaters (*recitante* u. s. w.), italienischer Herkunft zu sein. Die Italiener sagten freilich 'apparecchi', selten 'apparenze' (mei-

---

[1] Wie konnte Restori in seiner gelehrten Besprechung der *Obras* Lopes (*Ztschr. f. rom. Phil.* XXIII, 58) Lope 'amico ed estimatore del Cueva' nennen? Lope de Vega, sagt F. A. Wulff, *Poèmes inédits de Juan de la Cueva*, Lund 1887, S. LXVI, 'vint éclipser précisément Juan de la Cueva, et c'est peut-être lui qui détourna Cueva du théâtre'.

[2] Die recht dürftige Ausgabe in M. G. de Villanueva Hugalde y Parra: *Orígenes, épocas y progresos del Teatro español*, Madrid 1802, S. 275 ff., hat M.-F. nicht genannt.

[3] Mit Bezugnahme auf den um das Jahr 1826 gelesenen *Arte nuevo* bemerkt Leopardi in seinen *Pensieri* VII, 91 '*Visto* spagnuolo per *avveduto*' und, scharfsinnig genug, citiert er den Vers 110 des *Arte*: 'Porqué en esto Terencio fué mas cauto'. — traya (V. 264) könnte man im Sinne von 'gastar', verderben, verstehen.

[4] Durch die unliebsame Verzögerung des Druckes finde ich mich veranlafst, einige ergänzende Bemerkungen in den Fufsnoten mitzuteilen. Mittlerweile hat auch Morel-Fatio seine Studie über den *Arte Nuevo* mit einem Zusatz: *Les défenseurs de la Comedia* (*Bull. hisp.* IV, 30—62) wesentlich bereichert.

stens aber 'ingegni' — 'apparenze di nuvole' italienisierte zurück Fabio Franchi im *Ragvaglio*), 'tramezzi', nicht 'tramoggie' ('tramoggia di mulino' bei Sacchetti, Cellini u. s. w.). In den *Rimas de Burguillos* (Canc.: 'Ya pues que todo el mundo' u. s. w.) verwendet Lope den Ausdruck: 'a manera de torno de tramoya', und die *Justa poética* zur Feier des San Isidro hat folgende Verse, welche auch Clemencin in seinem Kommentar zum *Don Quijote* erwähnt: 'Si comedia escribieres, plega al cielo | La yerre un jugador representante, | O con las apariencias venga al suelo | Nube carpinteril, Angel volante.' Cervantes rühmt im Prolog seiner *Comedias* den Toledaner Navarro, welcher die Theaterzustände in Spanien wesentlich besserte: 'sacó la música, que antes cantaba detras de la manta, al teatro público: quitó las barbas de los farsantes ... inventó *tramoyas*, nubes, truenos y relámpagos, desafios y batallas.' Navarro 'fué el primero que inventó teatros' sagt Ramirez im *Viaje* des Agustin de Rojas, unmittelbar nach der *loa de la Comedia.* Und Pater José Alcazar berichtet in seinen der *Rhythmica* Caramuels entlehnten handschriftlichen Bemerkungen über das Theater (Gallardo I, 115 f.): 'Sin embargo se deben admitir apariencias o tramoyas ... En Venecia, donde se hacen las comedias con sumo aparato, ve con sumo deleite el docto y el indocto que se hunden los montes, nacen de las yerbas palacios, se convierten los mares en jardines, se cubre el cielo de nubes ... baja desde el sumo Olimpo Jupiter en nube de oro: es Ganimedes arrebatado de el águila y llevado al cielo, y otras cosas semejantes.' — Am Schlusse seiner poetischen Epistel an Pablo Bonnet macht Lope einen Ausfall gegen die unzulänglichen Maschinerien und überhaupt gegen den unwürdigen Fortgang der spanischen Bühne: 'El theatro de España, se ha resuelto | En aros de cedazos y clavos. | Las Musas, como dicen, a rio vuelto | Embolsan quartos del vulgazo rudo | Y anda el theatro en el tejado envuelto. | Cuesta un lugar no menos que un escudo | Para ver una nube de agua y lana Dentro vinagre y por de fuera embudo.' Carlos Boy unterschied gar eine besondere Gattung 'comedias': *'de divinas apariencias'*.

62. Auf die in einer *loa* Lopes (*Obras* II, 141) aufgeworfene Frage 'Y que son *autos*' wird geantwortet: '... Comedias | a honor y gloria del Pan, | que tan devota celebra | esta coronada villa, | porque su alabanza sea | confusion de la herejia | y gloria de la fe nuestra.'

70. *'Entremes'*, sagt Pater Alcazar (Gall. I, 116), 'es una comedia breve, en la cual los autores se burlan ingeniosamente'. Das Wort *entremes,* aus dem franz. *entremets,* erscheint meines Wissens zum erstenmal in einem katalanischen Bericht über die im Jahre 1381 stattgefundenen Feierlichkeiten zur Ehre Don Pedros und der Doña Sebila: 'Item foit aportat á la derraria del menyar un bell *entremes* so es un bell pago que feya la roda' etc. Vgl. Milá y Fontanals, *Orígenes del teatro catalan* in *Obras* VI, 235. — Zu Rouanets *Intermèdes espagnols* lieferte Restori einen kleinen Nachtrag in der *Rev. d. langues romanes* 5 Sér. I, 147 ff. Eng verknüpft mit den spanischen sind die italienischen *Intermezzi,* von welchen bereits Lasca im Prolog seiner *Strega* sagte: 'Già si solevan fare gl'Intermedj che

servissero alla Comedia: 'ma ora si fanno le Comedie che servono agl'Intermedj.' Die Zwischenspiele 'traviano la mente a lo spettatore', sagt De Sommi in seinen um 1565 verfafsten Dialogen in *materia di rappresentazione scenica* (vgl. D'Ancona, *Origini* II, 410 f.).

96. Möglich ist, dafs Lope in den wirklich kläglichen Versen, wo er die *Commedia* Dantes erwähnt (sogar die falsche Aussprache *Alígero* hat sich Lope zu schulden kommen lassen!), den Verfasser des kürzlich (*Collez. di opusc. dant.* 37—39) wieder abgedruckten *Dialogo circa al sito, forma et misure dello Inferno di Dante,* mit Landino, Manettis Freund, verwechselte. Was sich aber Lope unter den *Prólogo* Manettis, unter der 'Comedia', den 'Inferno', 'Purgatorio' und '*Cielo*', unter Dante überhaupt vorstellte, wird man schwerlich enträtseln. Ich glaube nicht, dafs Lope den in Spanien sonst nirgends erwähnten *Dialogo* Manettis jemals vor Augen gehabt hat. Wozu denn, wenn er der *Commedia* selbst so geringe Aufmerksamkeit schenkte? Irgend eine Stimme aus der Ferne hat Lope den Namen Manettis gebracht, wenn er ihn nicht durch die *Novella del Grasso legnaiuolo* kannte; die Phantasie hat dann weitergesponnen und einen sinnlosen Vers geschaffen. (M.-F., welcher grofses Interesse und feines Verständnis für Dante zeigt, hätte hier nicht so ohne weiteres die berühmte Epistel an Cangrande als ein Werk Dantes ansehen sollen; vgl. D'Ovidio *L'epistola a Cangrande* in *Riv. d'Italia* 1900 und *Studii sulla divina Commedia,* Milano, Palermo 1901, S. 448 ff.; Vandelli in *Bull. d. Soc. dant. ital.* VIII, 136 ff.) Eine Definition der *Commedia* im Sinne Boccaccios bringt bereits Petrus Alighieris Kommentar: 'et quod eius stylus erat in materia incipiente a tristi recitatione et finiente in laetum'. Was Landino betrifft, so war sein Kommentar in Spanien sowohl wie in Frankreich so ziemlich der einzige, dessen sich die wenigen Verehrer Dantes und seiner Dichtung bedienten. So hat der 'Arcediano' von Burgos, Pero Fernandez de Villegas ausschliefslich den 'docto y muy elegante Xtoforo Landino que mejor y mas copiosamente que ninguno le comentó (Dante)' für seine wässerige Übersetzung benutzt und geplündert. (Im *Proemio*: 'De la vida y costumbres del poeta' sagt er: 'quiero, se sepa que el auctor llamo comedia a esta su obra porque la comedia comiēca en turbado y atribulado principio como en esta fue: y acaba con alegre y gracioso fin'.) Ebenfalls aus Landino, und nur aus ihm, hat der anonyme Übersetzer des *Purgatorio* (im Versmafs der 'quintillas'), ein Zeitgenosse Villegas', seinen Kommentar geschöpft (vgl. F. de Uhagon, *Una traduccion castellana desconocida de la Divina Comedia* in der *Rev. de arch., bibl. y mus.,* 1901, S. 3 des Sonderabz.; fol. 151 enthält den 'Prologo de Christóforo Landino en el Parayso de Dante, florentino'). Auch Diego Guillen de Avila benutzte Landino als Dolmetscher der *Commedia.* Der Verfasser der *Quinquagenas,* der sich einbildete, nach dem Muster der 'terza rima', eine 'segunda rima' erfunden zu haben, stützt sich mehrfach auf die Autorität Landinos. — Wie weit Lope, ein eifriger Bewunderer und Nachahmer Petrarcas, Ariostos und Tassos, mit der Lektüre des 'muy celebre poeta' Dante gekommen, kann ich im Augenblick nicht sagen.

Gewifs war ihm Dante weniger bekannt als einigen seiner Vorgänger, Alonso de Ercilla z. B., Barahona de Soto (vgl. seine Terzinen an Gregorio Silvestre: 'Mas que Beatriz, que Cintia y que Diana | Del Dante, del Propercio y Lusitano' u. s. w.) und anderen, deren ich später einmal gedenken werde.[1]

157. M.-F. rügt, ich glaube diesmal mit Unrecht, die wenig volkstümlichen Ausdrücke *sujeto, asunto, caso* u. s. w. und nennt sie schlechtweg (S. 27) 'expressions banales'. Gewifs klingt *sujeto* fremdartiger als das gewöhnliche Wort *traza* (mir ist gegenwärtig nur der *Viaje entretenido* des Agustin de Rojas in Erinnerung, wo *sujeto* im Sinne von *asunto* erscheint; *loa a la famosa casa de Austria*: 'y con sujeto tan alto'); man vergesse aber nicht, dafs Lope bewufst die gewöhnliche Sprechweise des 'vulgo' vermeidet und sich möglichst akademisch, d. h. gesucht ausdrücken will. Er spricht ja zu den 'ingenios nobles', welche Menschenrasse er anderswo hombres científicos' nennt. Ihnen zuliebe dichtet er die letzten Verse seines Lehrgedichtes in der ihm ziemlich geläufigen Sprache Ciceros. 'Rianse de la comedia, | digan que es impertinente, | malos versos, mala *traza*' (*Viaje entr.* I, 303 der letzten Ausg.). 'Verso humilde, *traza* buena' (das. I, 209). 'Los que dicen mal del verso, | de la comedia y la *traza*, Si fué propia ó si fue impropia' (das. II, 24). 'Las *marañas*, los amores, y entre los pasos de veras' (*loa de la Com.*). 'Unos hacen las farsas de *marañas*; | Otros de historias, fábulas, ficciones' (*Viaje* II, 134). 'Mas la invencion, la gracia y *traza* es propia | A la ingeniosa *fábula* de España' (Cueva, *Ejemplar poético*). 'Guisa, como quisieres, la *maraña*' (Esteban Manuel de Villegas in einer *Elegia* (sic) gegen Lope bei Menéndez II, 423, und II, 438 f. eine Stelle aus Antonio Lopez' de Vega *Heráclito y Democrito*: 'Será molesto y mal recibido que la *maraña* de la comedia se texa de pasos graciosos ... Forman algunos la *maraña* de casos y accidentes inverisimiles.' Der *Apologético* des Ricardo de Turia verbindet beide Ausdrücke (Men. II, 469): 'para declarar la *traza* y *maraña* dellas'.[2]

174. Die der spanischen *Comedia* eigentümliche Mischung des Tragischen und des Komischen, welche Lope 'sehr unterhaltend' und Lessing naturwahr fanden, behagte nicht allen Theoretikern Spaniens. So vertrat Cascales in den *Tablas poéticas* (Murcia 1617) eine ganz andere Ansicht als Lope und Tirso. Er nannte die 'Tragicomedia' ein Ungeheuer. Wie könnte sich Heraclitus mit Democritus vertragen? 'El tragico mueve á terror y misericordia; el comico mueve a risa'. Der bereits

[1] Nachträglich fällt mir ein, dafs Lope Manetti mit Mazzoni verwechselt haben könnte. Aber auch in der bekannten *Difesa della Comedia di Dante*, Cesena 1587, fehlt ein Prolog. Ausführlich wird S. 365 über die 'essenza della Comedia' berichtet: 'La comedia è un Poema dramatico, ch'imita principalmente l'attione di persone di mediocre fortuna, c'ha il principio turbulento e il fine allegro, composta con stile populare. Ma tutte queste conditioni convengono al Poema di Dante ... Adunque si deve cōcludere, ch'egli sia Comedia, e che bene fece Dante a porli l'inscritione di Comoedia'.

[2] 'Lo artificioso de las *trazas* y de las *tramoyas*' (L. Crespi de Borja, *Respuesta á una consulta si son lícitas las comedias,* Valencia 1649, bei Gall. II, 619).

1754 begonnene *Art poétique* des Vauquelin de la Fresnaye (Ausg. Pellissier III, 163 f.) tadelt die Tragikomödie als Mifsbrauch: 'On fait la Comédie aussi double, de sorte | Qu'avecques le Tragic le Comic se rapporte. | Quand il y a du meurtre et qu'on voit toutefois, | Qu'à la fin sont contents les plus grands et les rois, | Quand du grave et du bas le parler on mendie, | On abuse du nom de Tragicomédie.'[1] Die nach der *Dramaturgie* Lessings weit schallende *Cromwells*-Vorrede sollte uns wieder mit den ästhetischen Anschauungen der wackeren Spanier versöhnen. Der Dichter darf unbedenklich das Lächerliche neben das Rührende, das Tragische neben das Groteske setzen. Durch den Zusammenstofs der Gegensätze wirkt das Schöne um so stärker. — Nicht ohne Bedenken nahmen die Italiener den Ausdruck 'Tragicommedia' an.[2] So war auf dem Titelblatt einer dramatischen Vorstellung der heiligen *Teodora* zu lesen (D'Ancona, *Sacre Rappres.* II, 323): 'incomincia la Commedia ovvero la Tragedia di Santa Teodora'.

178. 'Per troppo variar natura è bella' ist wohl kein Dichtervers, sondern eine sprichwörtliche Redensart. Ob die Spanier auch die obscöne Nebenbedeutung des sehr verbreiteten Spruches (die jetzt noch, wie mir B. Croce mitteilt, in Neapel und anderswo erhalten bleibt) kannten, vermag ich nicht anzugeben. — Lope sagte in den *Rimas de Burguillos* (*Cancion*: 'Ya pues que todo el mundo ...'): 'pero siendo juez naturaleza, no es siempre agradecida la belleza, | y la fé mas sincera | quejarse de Aristóteles pudiera'.

203. In seinem *Ejemplar poético* rühmt Juan de la Cueva: 'Huimos la observancia que forzaba | A tratar tantas cosas diferentes | En termino de un dia que se daba'.[3]

207. Lope hat mehrmals selbst angegeben, dafs die *Comedia* ungefähr zweiundeinhalb Stunden dauern sollte. Im *Fingido verdadero* (Tirso de Molina gewidmet — das Stück ist mir jetzt leider nicht zugänglich) scheint Lope jedoch, wie Grillparzer angiebt, zufällig die Dauer eines gewöhnlichen Schauspiels auf anderthalb Stunden beschränkt zu haben.

210—211. Nach den hier gegebenen Grundsätzen sollten Novellen so gut wie *Comedias* geschrieben werden. So bei Gelegenheit der *Desdicha por la honra,* drastisch genug: 'yo he pensado que [las novelas] tienen

---

[1] Die Mischung des Ernsten mit dem Komischen wird aber von François Ogier in der Vorrede zum *Tyr et Sidon* des Schelandre (1628) gebilligt, weil sie besonders geeignet sei, wiederzugeben: 'les conditions de la vie des hommes, de qui les jours et les heures sont bien souvent entrecoupés de ris et de larmes, de contentement ou d'affliction'.

[2] Vgl. den berüchtigten *Discorso intorno a quei principi, cause et accrescimento che la comedia e la tragedia et il poema eroico ricevono dalla filosofia morale* etc. des Giasone di Nores (1587).

[3] Zum 'periodo del sol' vergleiche man die Vorrede Ronsards zur *Franciade* und Jodelles erste Scene der *Cléopâtre*:

> Avant que ce soleil qui vient ores de naître
> Ayant tracé son tour chez sa tente se plonge,
> Cléopâtre mourra.

los mismos preceptos que las comedias, cuyo fin es haber dado su autor contento y gusto al pueblo, aunque se ahogue el arte'. Auf die Verse Lopes im *Arte nuevo* spielt vielleicht Guillen de Castro im *Curioso impertinente* an, dort, wo er den Herzog von Florencia sagen läſst: '... es su fin (der *Comedia*) el procurar | Que las oiga un pueblo entero, | Dando al sabio y al grosero | Que reir y que gustar; | Parecete discrecion | El buscar y el prevenir | Mas arte que conseguir | El fin para que ellas son?' — Die Italiener, vor welchen Lope sich respektvoll verbeugte, haben, wie es scheint, seine Freiheiten im Theater zum groſsen Teil gebilligt, und seine Panegyriker in den *Essequie poetiche overo Lamento delle Muse Italiane in morte del Signor Lope de Vega* haben nicht versäumt, die naturtreuen Darstellungen des Meisters zu rühmen; sie nannten den *Arte nuevo* die einzig wahre Kunst. So Fabio Franchi in der fälschlich betitelten *Oratione fatta in Parnaso dal Sig. cavallier Marino* (vgl. mein *Grillparzer und Lope de Vega*): 'Vera arte di comedia è quella che mette in teatro quello che piace agli uditori; questa è regola invincibile di Natura, e voler la carestia d'ingegno, o il far di critico a poca spesa sostentar, che una effigie sia bella, perchè habbia le figure del volto correspondenti all'arte, se li manca quell'ingasto e aria inesplicabile, e invisibile, con il quale la Natura (con l'arte) le liga insieme, sarà voler sostentare, che la Natura sia inferiore a quelli, che crepando di critici, e fingono a loro beneplacito l'arte in ogni cosa. ... Lope fu sommamente pieno dell'arte convenevole, e d'uno impulso natural a nessun'altro concesso.' Im *Raguaglio di Parnaso* giebt Franchi auch den Rat, 'a quelli, che per parere artisti, gridarono per l'arte, e vogliono morir nella coccia stretta delli precetti del tempo di Noè (più che per intenderli per mancarli audacia di stendere il piede fuori del sopraletto) che piglieno essempio, e regole di vera, e perfetta arte nella Commedia della notte Toledana, dove l'arte e la libertà, la proprietà e la licenza, fecero pace eterna'. — Eine um die Zeit der *Raguagli* verfaſste Commedia (*Le Rivolte di Parnaso*) des Scipione Enrico Messinese enthält aber (im zweiten Akt) einen Ausfall gegen Lope, seine neue Kunst und die übergroſse Verbreitung seiner *Comedias*. Auf eine von Boccalini ausgesprochene Klage ('Becolin', den geschworenen Feind der Spanier, hatte Lope in seinen satirischen Versen vielfach angegriffen) erwidert Apollo, man müsse die Schuld nur auf Lope wälzen, 'che venne con una moltitudine di poeti spagnuoli a perturbarmi il cervello, domandando che le tragedie e commedie loro fossero degne dell'immortalità, ancorchè non fossero conformi a' precetti d'Aristotele ed altre leggi poetiche che le altre nazioni osservano, mi chiesero licenza che il tempo delle azioni, in vece dello spazio di un giorno, possa essere il termine di trecento e quattrocento anni, la scena non fosse in loco determinato, ma in tutto il mondo, e nel medesimo tempo fosse or camera secreta, or pubblica loggia'. — Dryden, der Übersetzer Boileaus und fruchtbare Verfasser heroischer Dramen, vertrat, nachdem er bereits sein *Essay of dramatic poesy* geschrieben (1668, im XV. Bande von John Drydens *Works*; neueste Ausgabe von T. Arnold, Oxford 1896), in allen späteren dramaturgischen Schriften

die Ansicht Lopes, dafs das erste Ziel der dramatischen Kunst doch die Belustigung der Zuschauer und der Wille des Publikums das höchste Gesetz sei.[1]

211. Was A. Gil y Zárate in dem von M.-F. angeführten Artikel des *Semanario pintoresco* über einen 'borrador' Lopes berichtet, wonach Lope sich für einige seiner *Comedias* einen Entwurf in Form einer Novelle in Prosa zurechtstellte, war bis jetzt den Litterarhistorikern entgangen. Julio sagt in der *Dorotea* Akt IV, Sc. 3: 'Oid lo que respondia en una comedia un poeta á un principe que le preguntaba como componia, y vereis con que facilidad lo dijo todo: — Como compones? — Leyendo, | Y lo que leo imitando, | Y lo que imito escribiendo, | Y lo que escribo borrando, De lo borrado escogiendo'.

215—217. Virués, Cueva, Cervantes, Lope, alle besten Ingenios, glaubten mehr oder weniger etwas Neues für die Entwickelung der *Comedia* gefunden zu haben, und gerade das, was bereits längst vor ihnen gang und gäbe war. Die *Josefina* des M. de Carvajal hat bereits vier Akte, somit irrte J. de la Cueva, wenn er sich der erste nennt: '... que el un acto de cinco le he quitado, | Que reducí los actos en jornadas (und das hatte Torres Naharro bereits gethan!) | Cual vemos que es en nuestro tiempo usado' (Cueva sagt freilich blofs: 'A mí me *culpan*'). Das Widersprechende dieser Präcedenzbeteuerungen war schon Lessing aufgefallen. In der *Dramaturgie* (St. LXII) vergleicht er die Stelle des *Arte nuevo,* wo Virués als der erste genannt wird, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte, mit der Stelle des Prologs Cervantes' zu seinen *Comedias,* wo sich dieser den Ruhm anmafst, die spanische *Comedia* von fünf Akten, aus welchen sie sonst bestanden, auf drei gebracht zu haben. 'Der spanische Litterator,' schliefst Lessing, 'mag diesen Widerspruch entscheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.' — Man beachte noch die Frage, welche Frau 'Curiosidad' ihrer Kollegin 'Comedia' in dem bereits erwähnten *Rufian dichoso* des Cervantes stellt: 'Como has reducido á tres Los cinco actos que sabes | Que un tiempo te componian, | Ilustre, risueña y grave.'

225. Angaben über Aufführungen von Balletten, eine notwendige Ingredienz der *Comedias,* enthalten die *Nuevos datos acerca del Histrionismo español en los siglos XVI y XVII* recog. p. C. Pérez Pastor, Madrid 1901. So sollte im gleichen Jahre, wo der *Arte nuevo* im Druck erschien (7. Mai 1609), Andrés de Nájera eine 'danza de cascabel' aufführen (S. 112 f.), 'intitulada *Danza de Don Gayferos y rescate de Melisendra,* que ha de llevar nueve personajes, quatro franceses, quatro moros, y la infanta Melisendra, y un castillo encantado y un caballo de papelón pintado y Don Gayferos; los quatro franceses vestidos de terciopelo y brocatel y damasco con mangas de tela, medias y ligas de color y zapatos blancos, con sus

[1] 'Je voudrois bien savoir si la grande règle de toutes les règles n'est pas de plaire et si une pièce de théâtre qui a attrapé son but n'a pas suivi son chemin' (Molière, *Crit. de l'École des femmes* Sc. VII).

sombreros franceses cuajados de trencillas con sus plumas; y los quatro moros vestidos de lo mesmo á la morisma, con sus tocados de moros, con sus plumas y tocas pendientes, con sus danzas y adargas, y Melisendra vestida con una basquiña de brocatel, con su vaquero de raso prensado con pasamanos de oro y mangas de tela; y un castillo hecho de goznes que se pueda abrir donde quisieren.' — Über die spanischen *bailes* vgl. F. Asenjo Barbieri, *Danzas y bailes en España en los siglos XVI y YVII* in der *Ilustrac. Españ. y Americ.* 1887, 22. u. 30. November.

252. Bald schreiben die Spanier *concepto*, bald *conceto*, und, ich denke, ohne Unterschied in der Bedeutung. Lope nennt im *Laurel de Apolo* (silva 5) die Dichtkunst: 'Un arte que constando de precetos, | Se viste de figuras y concetos'. (Im Prolog zur Parte XIX: 'desmayo la imaginacion á los concetos', in den *Rimas de Burguillos*: 'el alma de mis versos y conceptos' etc.) Agustin de Rojas hatte in der *loa en alabanza de los ladrones* (II, 199) bereits, wie Lope, *concepto* als Synonym von *sentencia* aufgefafst: '... mirad los poetas | que por puntos hacen esto, | hurtandose aquel al otro | las sentencias, los conceptos' (*loa de la Comedia*: 'trazas, conceptos, sentencias, | inventivas, novedades' etc.) (Juan de la Cueva, *Epístola I. A Don Alvaro*, Gall. II, 646: 'Comeranse los miseros las manos Tras un conceto ...'; *Epist.* á D. J. de Arguijo, II, 695: 'Y al poeta melado ó Melosino, | De indigestos concetos ...'). Fabio Franchi empfahl in seinem *Raguaglio*, die Dichter möchten auch Lope nachahmen in 'quella maniera di concetti affettuosi, e quelle novità delle sue facetie'. — Auf die verschiedene Einteilung der *Conceptos* stützte später Gracian seine zum Teil dem Lehrtraktat des Matteo Pellegrini: *Delle Acutezze, che altrimenti Spiriti, Vivezze, e Concetti volgarmente si appellano* entnommene Poetik: *Arte de Ingenio, tratado de la Agudeza* (Madrid 1642). Vgl. B. Croce: *I trattatisti italiani del 'Concettismo' e Baltasar Gracian*, Napoli 1899.

286. Schon Naharro empfahl im *Prohemio* zu seiner *Propaladia* (1517) Mäfsigung und Schicklichkeit in der Darstellung der Rolle des *lacayo*, mit ähnlichen Worten wie Lope: 'Es decoro una justa y decente continuacion de la materia, conviene á saber: dando a cada uno lo suyo, evitar las cosas impropias, usar de todas las legitimas, *de manera qu'el sierro no diga ni haga actos del señor, et e converso*'.[1] 'La mas discreta figura de la comedia es la del bobo', sagte Cervantes im *Don Quijote* (II, 3); im Grunde ist der *bobo* die gleiche Figur wie die *del donaire*, welche Lope (Widmung der *Francesilla*, XIII parte) in der *Comedia* eingeführt zu haben glaubte ('desde entonces dió tanta ocasion á las presentes'), und wohl der legitimste Vorfahrer des *gracioso*.

287. '... Ni diga los conceptos que hemos visto | En algunas comedias estrangeras.' Offenbar eine Anspielung auf die Vorstellungen fremder,

[1] '... que en las comedias se quite el desmesurarse los enbajadores con los reyes. ... Que los lacayos no se entremetan con las personas Reales, si no es en el campo, o en las calles de noche (*Prematicas y hordenanzas que se an de guardar en la Real audiencia del Buen Retiro*, Anhang zu *El Diablo cojuelo* por L. Vélez de Guevara. Ausg. Bonilla, Vigo, 1902, p. 257).

italienischer Schauspieler, auf deren *lazzi* und Arlequinaden. Dafs italienische Schauspieler schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Spanien Glück und Nachahmer fanden, ist eine längst bekannte Thatsache. So enthalten, nach Pellicer, die früher erwähnten *Nuevos datos acerca del histrionismo* eine aus dem Jahre 1587 datierte Bittschrift (S. 21): 'La compañia de los Confidentes italianos representantes, dicen ... que las comedias que traen para representar no se podran hacer sin que las mugeres que en su compañia traen las representen ...', und die entsprechende 'Licencia': 'para que pueda representar Angela Salomona y Angela Martinelli, las cuales consta ... ser mugeres casadas y traer consigo sus maridos'. Es folgt die Aussage eines Zeugen: 'vió ... una comedia de los Italianos e con ellos vió representar tres mugeres en el corral de la calle del Principe'. (Nebenbei bemerkt ist diese Angela Martinelli die Frau des Tristano Martinelli, welcher mit seiner Schauspieltruppe um die Zeit Spanien bereiste: 'staremo tutto quest'anno qui en Spagna', schreibt Drusiano M. an seine Mutter Lucia Martinelli den 18. August 1588. Vgl. A. Bartoli, *Scenari inediti della Commedia dell' arte,* Firenze 1880, S. CXXX.) Zu den von J. Sanchez Arjona in seinen *Noticias referentes á los anales del teatro en Sevilla desde Lope de Rueda hasta fines del siglo XVII,* Sevilla 1898, gelieferten Nachrichten über Vorstellungen des Alberto Ganassa hoffe ich demnächst in meiner Ausgabe des *Burlador* weitere Einzelheiten hinzufügen zu können.[1] Ganassa gelangte in Spanien recht bald zu wahrer Volkstümlichkeit, bald wufsten alle Provinzen, selbst das Baskenland, von den tollen Späfsen und Scherzen, welche der gefeierte Italiener bald in seiner Muttersprache, häufiger jedoch in einem Gemisch von Spanischem und von bergamaskischer Mundart zum besten gab. So berichtet Ottonieri in der *Cristiana moderazione* (II, 37): 'l'anno 1644 in Fiorenza intesi da un fiorentino, huomo di molto spirito e pratico della Spagna, ch'egli circa l'anno 1610 stando in Siviglia, seppe da certi suoi amici, huomini vecchi e testimoni di vista, che Ganassa, comico italiano e molto faceto ne'detti, andò là con una compagnia di comici italiani, e cominciò a recitare all'uso nostro; e se bene egli, come anche ogni altro suo compagno, non era bene e perfettamente inteso; nondimeno, con quel poco che s'intendeva, faceva ridere consolatamente la brigata; onde guadagnò molto in quelle città, e dalla pratica sua impararono poi gli Spagnuoli a fare le commedie all'uso hispano, che prima non facevano.' Ob Lope irgend einer Vorstellung des Ganassa beiwohnte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. (In der 4. Ep. der *Filomena* erwähnt er zwar die 'donaires de Ganasa y de Trastulo'.) Clemencin (Kommentar zum *Don Quijote* II, 7, N. 20) meint, dafs die lustige Rolle des Ganassa 'acaso sugerió la idea del papel del *Gracioso,* que Lope de Vega introdujo despues en las comedias españolas'. Weiter gedenkt Clemencin einer Anspielung an die

[1] Adam Hochreiter berichtet in seinen Reiseerinnerungen (27. Dezember 1583; vgl. meine *Apuntes de viajes y viajeros* S. 30). 'Den Dag bin Ich das erstemall in des Ganassa Italianischen Comedianten, so mit seiner Compagnia sehr berüemt gangen, agiert in Coralnovo'.

Späfse des Ganassa in dem *Romancero general* des Pedro de Flores: 'Estaba el pastor Gazpacho | Apacentando unos mulos ... | Blasfemaba del amor, | Que tiene tretas de puto, | Que nos besa y nos engaña | Como Ganasa y Trastulo. (Ganassa wird auch im *Apologético* des Ricardo de Turia [1616] und im dritten Kapitel des in der *Rev. españ.* vor kurzem wiederabgedruckten *Lazarillo de Manzanares* [1620] erwähnt.)[1] Rasi, *I comici italiani* I, 979 ff., giebt leider nur ungenügende Nachrichten über die Thätigkeit Ganassas in Spanien. — Wohl möglich, dafs die Arlequinaden Ganassas sowie die in den italienischen Lustspielen und Novellen häufig vorkommenden Verspottungen der bergamaskischen Mundart (vgl. Zerbini, *Note storiche sul dialetto bergamasco* in *Atti dell' Ateneo di Bergamo* 1886) Lope zu ähnlichen Anspielungen und Verspottungen im *Peregrino en su patria* und anderswo anregten. (Verspottungen des Bergamaskischen bei Juan de la Cueva, *Epist. á D. Alvaro de Portugal*, Gall. II, 643: 'Que gusto diera á vuestra señoria | Ver un lacayo hecho un mantüano | Y á los brazos revuelto con Talia! | Verle azotar el paso del Toscano, | Parlar en bergamasco á guitarristas'; *Epist. á D. Juan de Arguijo,* wo auch vom *Arlequin* die Rede ist, Gall. II, 692: 'el otro escalfador de la oficina | Que por momentos desafia á Petrarca | En lengua bergamasca y lemosina' u. s. w.) — Was die *comedias estranjeras* selbst betrifft (es sind hier wohl nur die italienischen Lustspiele gemeint), so haben sie in den dramatischen Schöpfungen des überfruchtbaren Dichters manche Spuren hinterlassen, und es wäre gewifs eine lohnende Arbeit, dieselben im *Negromante* Ariostos, in der *Mandragola* des Machiavelli, in manchen Lustspielen Cecchis, Aretinos, Lascas, Paraboscos (abgesehen von den Pastoralen Tassos und Guarinis) und anderer Cinquecentisten aufzudecken (vgl. z. B. *La Viuda Valenciana, El Rufian Castrucho, El Anzuelo de Fenisa* u. s. w.). Denn nicht allein für die lyrische und epische Dichtung, sondern auch für die dramatische gilt das Selbstbekenntnis Lopes in der *Filomena* (II): 'En el fin imité quantos Poetas | claros celebra Italia'. Die Vorzüge der italienischen Lustspiele, welche man in Spanien als die natürliche Fortsetzung der Lustspiele des Plautus und des Terenz betrachtete, rühmte Agustin de Rojas in der *loa de la Comedia*: 'Terencio escribió su Andria, | Y después con su agudeza, | Los sabios italianos | Escribieron muchas buenas'. Im übrigen entstand in Spanien, schon zu Lopes Lebenszeiten vielleicht, die Legende, dafs der Schöpfer der neuen *Comedia* lange Zeit in Italien herumgewandert sei und von dort das Geheimnis der in Spanien noch unbekannten Kunst heimbrachte. Man lese einige Stellen des *Theatro de los Theatros* des Bances Cándamo (Die *Rev. de arch. bibl. y mus.* hat unlängst dessen Veröffentlichung unternommen, vgl. Band V, 928), und man staune: 'Vino en este tiempo de Italia Lope de Vega, aquel perenne manantial de Apolo, y hauiendo visto las máquinas de el theatro, las trasladó á España, en-

[1] Eine Anspielung an Ganassa befindet sich im III. Gesang des noch ungedruckten Gedichtes in Terzinen *La Asinaria* des R. Fernández de Ribera (Bib. Nac. Madrid. Anfang des 17. Jahrh.): 'Y de encerrar en un corral Ganasa | Asnos (cual otros con más toldo agora) | Ganó para fundar familia y casa'.

rriqueciéndole de adorno; buscó el mismo representantes, dispuso compañias y avasalló todos los farsantes, en quien tubo un absoluto dominio, porque los enseñó y los enriqueció dándoles mil y novecientas comedias. ... Pero Lope de Vega, ingenio en quien con perenne facundia destilava Apolo todos los raudales de su influencia, haviendo militado en el Piemont y en el Milanés en las guerras de Italia, y haviendo visto las representaciones de aquel país, vino á España, donde ya havia comediantes que representavan prosa, y puso en estilo las comedias. Las primeras suias fueron á imitacion de la antigua tragedia, en un verso heróico suelto, sin asonante ni consonante', etc.

321. Dafs die von Cervantes, Rojas, Lope und anderen gepriesenen 'coplas tan milagrosas' und sämtliche bis auf die zwei kürzlich von H. Rennert wieder abgedruckten *Comedias* des 'divino' Miguel Sanchez spurlos verschollen sind, ist ewig zu bedauern. Nach Lopes Tod war Miguel Sanchez' Ruhm gesunken; Fabio Franchi, weit entfernt, ihn als den Erfinder des wirklich dramatischen Kunstgriffes des 'engañar con la verdad' zu rühmen, tadelt ihn im *Raguaglio,* weil die Personen in allen seinen Stücken niemals zwanzig Verse hintereinander hersagen konnten: 'Michel Sanchez ... desidera, che nelle sue comedie si faccia parlare a qualche Personaggio venti versi seguenti, perchè haver fatto che gl'Interlocutori si dimandino e si rispondino in fretta, dà a credere, che il Poeta non hebbe capitale per far dire a nessuno un lungo discorso, dove bisogna spendere concetti e sentenze; anco desidera, che a molti de' suoi versi si gli metta la pelliccia, perchè conosce, che hanno freddo.' — Nach den von M.-F. nicht erwähnten Angaben Restoris (*Appunti teatrali spagnuoli* in den *Studj di filol. rom.*, Livorno 1898, ext. B. XX, S. 12 ff.) sollte die *Ysla barbara* neuerdings mit gröfserer Sorgfalt wieder abgedruckt werden.

352. 'Autor de comedias', sagt Alcazar (Gall. I, 116), 'entre los españoles, es el que sustenta á los comediantes y les da sus salarios'. Er übersetzt so ziemlich wörtlich aus der *Rhythmica* des Caramuel. Über die *Recitanti* vgl. den Lehrtraktat des Ingegneri, 1598. (D'Ancona, *Orig.* II, 418.)

363—366. Um das Urteil der Fremden scheint sich Lope sein Leben lang mehr als um das Urteil der Spanier gekümmert zu haben. Stets richtete er seine Blicke jenseits des Vaterlandes und sagte sich mit bangem Herzen: Ich schreibe wohl nach meinem inneren Drange und meinem Volke zuliebe und zur Freude, was aber werden fremde Dichter und Gelehrte von meinen Schöpfungen halten? Diese ewige Besorgnis blickt auch im *Arte nuevo* durch den dünnen Schleier der Ironie. Wie wilde Sprossen eines unbebauten Gartens mögen seine *Comedias* auf dem Boden der Heimat emporwachsen, seine anderen Bücher zeigen zum Glück genug Wissen und Bildung, um sich in der Fremde Stellung zu verschaffen (Prolog zum XV. Teil der *Comedias*: '... teniendo ingenio y letras para los libros que corren suyos por Italia y Francia, tiene las Comedias por flores del campo de su Vega, que sin cultura nacen; solo pide á los noveleros ó novatos que no levanten á Roma testimonios tan

frios, diciendo que mandaban enterrar sus senadores á los sacerdotes de sus dioses que las escribian, para satirizar sin habilidad los que agora las escriben'). Pfuscher und Spekulanten verdarben ihm sein Werk, und wiewohl Lope mit innerer Befriedigung bemerkte, wie das 'extranjero' 'tantas naves' mit seinen Versen 'lastra' (*Epist. á Gaspar de Barrionuevo*), so quälte ihn oft der Gedanke, die Fremden, die Italiener möchten seine Werke nur nach den üblichen Verunstaltungen beurteilen ('Si pasa á Italia este librazo nuevo, Decildes la verdad, Gaspar amigo, Desengañad á Italia, Barrionuevo', *Epist. á G. de B.*). Sein Gewissen liefs ihm keine Ruhe. Er hätte diesen Italienern und Franzosen gegenüber sagen können: 'Lafst mir meine *Comedias* und behaltet in Gottes Namen eure Regeln'. Er zog vor, sich unablässig vor den 'hombres científicos' zu verbeugen, um stets zu wiederholen: 'Ich könnte schon — nur mag ich nicht'. Mit einer derartigen Entschuldigung widmet er seine *Locos de Valencia* einem Franzosen. '... Adviertan los extranjeros', sagt er im Prolog zum *Peregrino en su patria*, 'que las comedias en España no guardan el arte, y que yo las proseguí en el estado que las hallé, sin atreverme á guardar los preceptos, porque con *aquel rigor*, de ninguna manera fueran oidas de los españoles'. — Nur zu häufig und auf sehr unritterliche Weise nannten die Italiener des 16. Jahrhunderts ihre spanischen Nachbarn Barbaren, und Herrera und andere beklagten sich bitter darüber. Der billige Vorwurf scheint zur Zeit, als Tassoni, Testi, Boccalini ihre Pfeile auf Spanien losschossen, auch Lope de Vega getroffen zu haben, allein darüber sind wir nicht genügend unterrichtet. Wiederholt nennt sich Lope im *Arte nuevo*, gleichsam als Selbstbeschwichtigung, 'bárbaro'. Und ein Barbar mitten in seinem barbarischen Volke liebte er zu sein. (Auch in den *Rimas de Burguillos*: 'Si yo por dicha hubiera traducido | En mala prosa libros del Toscano, | Si hubiera (*siendo bárbaro*) creido u. s. w.) Sonst lag es Lope fern, die gepriesene Gelehrsamkeit und Bildung der Italiener, der angestaunten 'académicos', irgend welche Bildung überhaupt, zu verspotten: 'En las Academias de Italia', sagt er (*Respuesta á un papel que escribió un señor de estos reinos en razon de la nueva Poesia*), 'no se halla libertad, ni insolencia, sino reprehension y deseo de apurar la verdad'. Und wo sich ihm die Gelegenheit darbietet, schüttelt er seine italienischen Namen aus den Ärmeln, die oft freilich blofse Namen sind. In der I. Silva des Laurel de Apolo nennt er Florenz mit voller Überzeugung, wie ich denke, 'catedra universal de toda ciencia'. Ähnlich wie Lope verbeugte sich Shakspere vor Bildung und Wissen, und Lord Say im *King Henry VI* (II. Teil, Akt IV, Sc. 3) drückt wohl die innerste Überzeugung des Dichters selbst aus, wenn er sagt: 'Large gifts have I bestow'd on learned clerks, Because my book preferr'd me to the king: | And — seeing ignorance is the curse of God, | Knowledge the wing wherewith we fly to heaven —.'

Innsbruck. Arturo Farinelli.

Verzeichnis

der vom 24. Juli bis zum 30. November 1902 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Scherillo, Michele, I limiti della poesia (Discorso inaugurale dell'anno scolastico 1901—02 letto nell'aula magna della R. Accademia scientifico-letteraria di Milano il 12 novembre 1902). Milano 1902. 58 S. 8.

Tumlirz, K., Die Lehre von den Tropen und Figuren. 4. Auflage. Leipzig, Freytag, 1902. 116 S. Geb. M. 2.

Scripture, E. W., Researches in experimental phonetics, 2. series. Studies from the Yale Psychological Laboratory, vol. X, p. 49—80. New Haven, Yale University.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VIII, 5, Oktober. Mit 24 Textabbildungen und 6 Tafeln [J. W. Nagl, Die Hienzen. — J. Blau, Huhn und Ei in Sprache, Brauch und Glauben des Volkes im oberen Angelthale, Böhmen. — L. Mlynek, Das Emaus-Fest am Hügel 'Za rzykom' bei Wieliczka. — Kleine Mitteilungen. Chronik. Litteratur etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet. VI, 3 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. S. Singer, Zur Volkskunde vergangener Zeiten. E. Wymann, Die ersten schweizerischen Verehrer des Grabtuches Christi in Turin. — Miscellen. Bücheranzeigen u. s. w.].

Potter, M. A., Sohrab and Rustem: the epic theme of a combat between father and son. A study in its genesis and use in literature and popular tradition (Grimm library, 14). London, Nutt, 1902. XII, 235 S.

Pädagogische Abhandlungen. Bielefeld, Helmich (o. J.). 8.

70. Bilder und Bildung. Von Friedrich Lappe, Pfarrer in Bielefeld. 23 S. M. 0,50.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgeg. von W. Bartholomäus, Rektor in Hamm i. W.

VII. Band. 7. Die Bedeutung des Märchens für Erziehung und Unterricht. Von Heinr. Oberg, Rektor in Camen. 9 S. M. 0,40.

8. Kunst in Ernst und Scherz. Von Heinrich von Stephan. 11 S. M. 0,40.

9. Die Gefahr des Alkoholgenusses und die Aufgabe der Schule, in der Bekämpfung derselben mitzuhelfen. Von Wilhelm Mörker. 22 S. M. 0,50.

Heintze, A., Latein und Deutsch. Ein Beitrag zum zeitgemäfsen Ausbau höherer Lehranstalten. Stolp i. Pomm., Hildebrandt, 1902. 78 S.

Wilm, Elise, Sprachvergleiche und Sprachgeschichte in Mädchenschule und Seminar. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Schüler. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1903. 56 S. 8. M. 0,80.

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. X, 4 [J. Ackerknecht, Wie lehren wir die neuen Vereinfachungen des Franzö-

sischen? Berichte, Vermischtes]. 5 [K. Meier, Racine und Saint-Cyr, IV. Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 6 [K. Meier, Schlufs. Berichte u. s. w.].

Betz, Louis P., Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte der neueren Zeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1902. III, 364 S. 8 [Einleitung. Litteraturvergleichung. 1. Edgar Poe in der französischen Litteratur. 2. Gérard de Nerval. Ein Dichterbild aus Frankreichs deutschfreundlichen Tagen. 3. Heinrich Leuthold. 4. Emile Montégut. Ein französischer Vermittler der Weltlitteratur. 5. J. J. Bodmer und die französische Litteratur. 6. Benjamin Constant's 'Adolphe'. Ein westschweizerischer Wertherroman. 7. Gottfried Keller in der Pariser Sorbonne. 8. Die Schweiz in Scheffel's Leben und Dichten. 9. Heinrich Heine. Ein Weltdichter und ein Dichter der Welt. 10. Internationale Strömungen und kosmopolitische Erscheinungen. — Anmerkungen. Register].

Riegel, Dr. phil. Jul., Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Köthen, Schulze, 1903. VII, 52 S. 8.

Jellinek, A. L., Die Litteratur des Theaters im Jahre 1901. 30 S. Separatabzug aus F. A. Mayers 'Deutsche Thalia', 1. Bd. Wien, Braumüller, 1902.

Klaar, A., Schauspiel und Gesellschaft. Berlin, Raede, 1902. 34 S.

Vollmöller, K., Das Recensionsexemplar und die bezahlte Recension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit litterarischer Kritik. Erlangen, Junge, 1902. 16 S.

Heyne, M., Fünf deutsche mittelalterliche Erzählungen in neuen Versen. Mit Bildern von O. Meves. Berlin, Meyer & Wunder, 1902. XVIII, 74 S. [1. Der Schlägel, in Blankversen. 2. Kaiser Otto mit dem Barte, in reimlosen Vierfufsversen. 3. Drei Wünsche und 4. Der falsche Wahrsager in gereimten Vierfufsversen. Gewandte, wohl lesbare Übertragungen].

Gloth, W., Das Spiel von den sieben Farben (Teutonia 1). Königsberg i. Pr., Gräfe, 1902. XII, 92 S. M. 2.

Björkman, Erik, Bemerkungen zu den niederdeutschen Bearbeitungen des Narrenschiffs. Upsala, Berlings boktryckerie. 18 S.

Neubauer, M., Martin Luther, ausgewählt, bearbeitet und erläutert. 1. Teil, 3. verb. u. verm. Aufl. (Denkmäler der älteren deutschen Litteratur herausgeg. von Bötticher und Kinzel, III, 2). Halle a. S., Waisenhaus, 1903. XI, 272 S. M. 2,40.

Wahl, G., J. Chr. Rost 1717—1765. Leipzig, Hinrichs, 1902. 181 S. M. 3,20.

Reichel, E., Kleines Gottsched-Wörterbuch. Berlin, Gottsched-Verlag, 1902. XII, 108 S. M. 5.

Kircher, E., Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit. Diss. von Freiburg i. B. Strafsburg, Trübner, 1902. 57 S. [Vorgeschichte des Begriffs. Eindringen Percys in Deutschland. Genie-Ästhetik: Begriffsbildung bei Herder und Entstehung einer Volksliedbewegung. Volkslied bei den 'halbschönen Geistern', bei den Aufklärern, als Schlagwort, bei den Gelehrten. Herder sagt sich von der Bewegung los; ihr Ende. Ergebnis].

Morris, M., Goethe-Studien. 2 Bände. 2. veränderte Aufl. Berlin, Skopnik, 1902. 340, 299 S.

Bastier, Paul, lecteur à l'Université de Kœnigsberg, La mère de Goethe d'après sa correspondance. Paris, Perrin et C[ie], 1902. 264 S. 8. Frs. 3,50.

Lessing, O. E., Schillers Einflufs auf Grillparzer (Bulletin of the University of Wisconsin, no. 54; Philology and literature series, vol. 2, no. 2, p. 77—204). Diss. Madison, Wisconsin, 1902.

Miefsner, W., Ludwig Tiecks Lyrik (Litterarhist. Forschungen herausgegeben von Schick und v. Waldberg, XXIV). Berlin, Felber, 1902. X, 106 S. M. 2,40.

E. Th. A. Hoffmann. Le Tonnelier de Nuremberg. Texte allemand publié avec une notice et un commentaire p. Alfred Bauer. Troisième édition, revue et augmentée de nouvelles notes. Paris, Hachette, 1902. X, 200 S. kl. 8. Geb. Fr. 2. [Über die 2. Ausg. s. Archiv XCVII, 443.]

Mostue, Dr. W., Uhlands metrische Studien. Berlin, Süfserott, 1902. 66 S.

von Klenze, Camillo, The treatment of nature in the works of N. Lenau (The University of Chicago, The decennial publications). Chicago, University Press, 1902. 83 S. fol.

Petzet, Chr., Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. München, Lehmann, 1902. 2. Lieferung: Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath. S. 99—212. M. 2,20. 3. Lieferung: Heine, Geibel, die österreichischen Dichter. S. 215—326. M. 2,10.

Frommel, O., Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. Berlin, Paetel, 1902. 237 S.

Schmidt, O. E., Kursächsische Streifzüge. Mit 1 Titelbild und 22 Federzeichnungen. Leipzig, Grunow, 1902. 350 S. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Weltrich, R., Wilhelm Herz, zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart, Cotta, 1902. 92 S. [I. Nekrolog. II. Kritische Studie über 'Bruder Rausch, ein Klostermärchen'].

Langer, E., Deutsche Volkskunde im östlichen Böhmen. II. Band. Braunau in Böhmen, E. Langer, 1902. 192 S. M. 2,20.

Engelien, A., Grammatik der nhd. Sprache. 5. Aufl., herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. H. Jantzen. Berlin, W. Schultze, 1902. VIII, 619 S.

Cutting, St. W., The modern German relatives 'das' and 'was' (The University of Chicago, The decennial publications, V). Chicago, University Press, 1902. 21 S. fol.

Erbe, K., Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Stuttgart, Union, 1902. XXIV, 288 S.

Krause, K., Deutsche Grammatik für Ausländer. Auszug für Schüler, bearbeitet von Dr. K. Nerger. 2. verb. Aufl. Breslau, Kern, 1902. VIII, 200 S.

Kummer, K. F., Deutsche Schulgrammatik für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten. Leipzig, Freytag, 1902. IV, 252 S.

Vietor, W., Deutsches Lesebuch in Lautschrift, als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. II. Teil, II. Lesebuch. Leipzig, Teubner, 1902. VI, 139 S. Geb.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus, herausgegeben von Prof. Dr. O. Lyon. I: Prof. Dr. P. Vogel, Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. II: Dr. R. Petsch, Otto Ludwig, Makkabäer. Leipzig, Teubner, 1902. Jedes Heft zu 2—3 Bogen M. 0,50.

Hebbel, F., Die Nibelungen. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Oberlehrer Dr. A. Neumann. Leipzig, Freytags Schulausgaben, 1902. 272 S. Geb. M. 1,50.

Handausgabe von Hölzels Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht. IV. Serie: Wohnung, Hafen, Hausbau, Berg- und Hüttenwerk. Wien, Hölzel. M. 1. [Sehr hübsche und interessante Tafeln, in 4°, farbig, broschiert. A. B.]

Jordan, E., Materialien für die unterrichtliche Behandlung der Hölzelschen Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht. IV. Abteilung: Hausbau, Wohnung, Hafen, Berg- und Hüttenwerke. Wien, Hölzel, 1902. 87 S. M. 1,20.

Englische Studien. XXXI, 1 [M. Förster, Früh-me. Sprichwörter. — O. Knapp, Die Ausbreitung des flektierten Genitivs auf -s im Me. — F. Holthausen, Studien zum älteren engl. Drama. Besprechungen. Miscellen]. — 2 [M. Weyrauch, Zur Komposition, Entstehungszeit und Beurteilung der me. Romanze 'The squyr of lowe degre'. — P. Machule, Coleridges Wallenstein-Übersetzung. — O. Jespersen, Der Nasal in nightingale. — Besprechungen. Miscellen].

Anglia XXV, 3 [F. Klaeber, Zur ae. Bedaübersetzung. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of Early English texts. I. — P. Siegel, Aphra Behns Gedichte und Prosawerke. II. — F. Holthausen, Zu ae. und me. Denkmälern. XXVI].

Beiblatt zur Anglia. XIII, 8—10, August — Oktober.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XXIII, 7—10, Juli — Oktober.

The American journal of philology. XXIII, 2 [King Horn ed. Lamby-McKnight und ed. J. Hall, besprochen von Ch. G. Osgood p. 207—211].

Publications of the Modern Language Association of Amerika. XVII, 2 [A. H. Thorndike, The relations of Hamlet to contemporary revenge plays. — Ch. S. Baldwin, The literary influence of Sterne in France. — P. C. Hoyt, The home of the Beves saga. — W. W. Lawrence, The fist riddle of Cynewulf. — W. H. Schofield, Signy's lament]. — 3 [C. Thomas, The amelioration of our spelling. — E. R. Hooker, The relation of Shakespeare to Montaigne. — A. S. Cook, Notes on the Ruthwell cross. — J. T. Hatfield, Scholarship and the commonwealth].

The modern language quarterly. V, 2 [J. W. Hales, Shelley's 'Adonais'. — W. W. Greg, On the date of the 'Sad shepherd'. — Observations, reviews, teaching, list of recent publications].

The literary echo (Unterrichtszeitschrift für Deutschland). A fortnightly newspaper intended for the study of the English language, founded by W. Weber, edited by Dr. Th. Jaeger an der Kgl. Realanstalt in Tübingen. Fifth year, no. 1—12, January — June 1902. Heilbronn, Salzer. Halbjährl. 176 S. für M. 2 [Bret Harte, Dick Spindler's family Christmas. — Kipling, An interview with Mark Twain. — Shelley, Life and works. — Mr. Chamberlain, Charakter sketch. — W. T. Stead, Worse than King Herod. — G. Eliot, Amos Barton. — The royal colonial tour. — Maclaren, Young barbarians. — President Rooseveldt. — Coronation claims. — Th. Nash, Spring. — Who wrote Paradise lost? — English and German competition in the world's market. — R. Browning, Typical advertisements from London newspapers. — Grammar and exercises, riddles, varieties, correspondence etc.].

C. H. Herford, The permanent power of English poetry. Manchester, Sherratt, 1902.

King Alfred's Old English version of St. Augustine's soliloquies, edited with introduction, notes and glossary by H. L. Hargrove (Yale studies in English; A. L. Cook, editor; XIII). New York, Holt, 1902. LVII, 120 p. $ 1.

The lay of Havelok the Dane, re-edited from ms. Laud Misc. 108 in the Bodleian Library, Oxford, by the Rev. W. W. Skeat. Oxford, Clarendon Press, 1902. LX, 171 p. 4 sh. 6 d.

Die älteste me. Version der Assumptio Mariae von E. Hackauf (Englische Textbibliothek herausgeg. von Hoops, 8). Berlin, Felber, 1902. XXXIII, 100 S.

William of Shoreham, The poems, re-edited from the unique ms. in the British Museum by M. Konrath. Part I: preface, introduction, text, and notes (Early English Text Society, extra series LXXXVI). London, K. Paul etc., 1902. XVII, 246 S. 10 sh.

Crowne, J. V., Middle English poems on the joys and on the compassion of the blessed virgin Mary. Reprinted from The Catholic University bulletin, July 1902. Washington. p. 304—316.

Chaucer, G., The pardoner's prologue and tale, a critical edition by John Koch (Englische Textbibliothek herausgeg. von Hoops, 7). Berlin, Felber, 1902. LXXXII, 164 S. M. 3.

Gower, John, The complete works, edited from the mss. with introductions, notes, and glossaries by G. C. Macaulay. Vol. IV: The Latin works. Oxford, Clarendon press, 1902. LXXVIII, 430 S. 16 sh.

Smith, G. G., Specimens of Middle Scots with introduction, notes and glossary. Edinburgh and London, Blackwood, 1902. LXXVI, 371 S.

Schmidt, A., Shakespeare lexicon, a complete dictionary of all the English words, phrases and constructions in the works of the poet. 3. ed., revised and enlarged by G. Sarrazin. Berlin, G. Reimer, 1902. Vol. I: XIII, 678 p.; vol. II: 679—1485 p. Zusammen M. 24 brosch., M. 30 geb.

Franz, W., Grundzüge der Sprache Shakespeares. Berlin, Felber, 1902. VIII, 225 S.

Chettle, H., and Day, J., The blind beggar of Bednall Green, nach der Q. 1659 in Neudruck herausgegeben von W. Bang (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, Bd. I). Louvain, Uystpruyst, 1902. X, 80 S.

Snoek, H., Die Wortstellung bei Bunyan (Marburger Studien zur engl. Philol., 3). Marburg, Elwert, 1902. 88 S.

Ruskin, John, Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung. Bd. XI—XII: Moderne Maler, im Auszug übersetzt und zusammengefafst von Charlotte Broicher. Leipzig, Diederichs, 1902. XII, 312 S. Brosch. M. 5, geb. M. 6.

Broicher, Charlotte, John von Ruskin und sein Werk. Puritaner, Künstler, Kritiker. Erste Reihe: Essays. Leipzig, Diederichs, 1902. XXXVI, 298 S. und ein Porträt. Brosch. M. 5, geb. M. 6.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3587: E. W. Hornung, The shadow of the rope.
„ 3588: M. Pemberton, I crown thee king.
„ 3589: Edna Lyall, The hinderers.
„ 3590: Mrs. E. Cotes, Those delightful Americans.
„ 3591: Mark Twain, A double-barrelled detective story etc.
„ 3592: J. Milne, The epistles of Atkins.
„ 3593: F. F. Moore, A damsel or two.
„ 3594: F. C. Philips, Schoolgirls of to-day, etc.
„ 3595: W. R. Trowbridge, A girl of the multitude.
„ 3596: P. White, The new Christians.
„ 3597—8: R. Bagot, The just and the unjust.
„ 3599: A. Bennet, The grand Babylon hotel.
„ 3600: Helen Mathers, 'Honey'.
„ 3601—2: Marie Corelli, 'Temporal power'.
„ 3603: H. S. Merriman, The vultures.
„ 3604: D. Gerard, Holy matrimony.
„ 3605: A. Morrison, The hole in the wall.
„ 3606: M. Betham-Edwards, East of Paris.
„ 3607—8: Mrs. Alexander, Stronger than love.
„ 3609: F. Macleod, Wind and wave.
„ 3610—11: Jerome K. Jerome, Paul Kelver.
„ 3612: Stanley J. Weyman, In kings' byways.

Muret, E., Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. 2. Bearbeitung 1902. 44.—55. Tausend. Berlin, Langenscheidt, 1902. XLII, 496, 452 S.

Thieme, F. W., Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 18. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Leon Kellner. I. Teil: Englisch-Deutsch. Braunschweig, Vieweg, 1902. XLVIII, 491 S.

Baumann, H., Londinismen (slang und cant). Wörterbuch der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. 2. verbesserte und stark vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt, 1902. CXVI, 285 S. M. 5, geb. M. 5,60.

Björkman, E., Blandspråk och lånord. Några synpunkter med särskild hänsyn till engelskan. Särtryck ur Sjätte Nordiska Filologmötets förhandlingar 1902. 16 S.

Sevin, L., Elementarbuch der englischen Sprache, nach der analytischen Methode bearbeitet. I. Teil: Lautlehre. Der einfache Satz nebst der Formenlehre. 2. umgearb. Auflage. Karlsruhe, Bielefeld, 1902. IV, 166 S. Geb. M. 1,80.

Kürschner, F., Professor der Handelswissenschaften, Einführung in die englische Umgangs- und Geschäftssprache. Kurze praktische Anleitung, die englische Sprache in kurzer Zeit verstehen, lesen, schreiben und sprechen zu lernen; Lehr- und Lesebuch für kaufmännische, technische und gewerbliche Schulen, beim Privat- und Selbstunterricht; mit genauer Bezeichnung der Aussprache und Betonung. Leipzig, Huberts, 1902. XVI, 144 S. Geb. M. 2,75.

Heine, H., Rektor, Einführung in die englische Konversation auf Grund der Anschauung nach den Bildertafeln von E. Hölzel. Für die Hand der Schüler bearbeitet. 2. verm. Auflage. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1902. VI, 150 S. Geb. M. 1,80.

Rentsch, F., Talks about English life. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache, für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbststudium. Köthen, Schulze, 1902. VI, 301 S.

Englischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis aller bis zum 16. März 1902 vom Kanon-Ausschufs des Allg. Deutschen Neuphilologen-Verbandes für brauchbar erklärten Schulausgaben englischer Schriftsteller, zusammengestellt von Prof. Dr. Hermann Müller, z. Z. Vorsitzender (Sonderabdruck aus W. Vietors 'Neueren Sprache' Bd. X). Marburg, Elwert, 1902. 30 S. M. 0,50.

Englische Gedichte, stufenmäfsig geordnet und erläutert von Lic. Dr. F. Kirchner, Oberlehrer. 2. verm. u. veränd. Auflage, bearbeitet von E. Taubenspeck, städt. Lehrerin. Leipzig und Berlin, Teubner, 1902. VI, 109 S.

Naval sketches by various authors. Charakterbilder aus dem Seekriegswesen, mit Erläuterungen für den Klassenunterricht herausgeg. von Oberlehrer Dr. R. Kron (Schulbibliothek französ. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgeg. von Bahlsen und Hengesbach, Abt. II, Bd. 41). Berlin, Gaertner, 1902. VIII, 90 S. Geb.

Franz. u. engl. Schulbibliothek, herausgegeben von O. E. Dickmann. Leipzig, Renger, 1902:

Reihe A, Bd. 137: James the Second's descent on Ireland and the siege of Londonderry in 1689, aus Macaulay's History of England, für den Schulgebrauch erklärt von O. Hallbauer. XII, 128 S. Geb.

Bd. 138: Bracebridge Hall or the humorists, von W. Irving. Auswahl, für den Schulgebrauch erklärt von G. Wolpert. VIII, 119 S. Geb.

Reihe B, Bd. 29: Coriolanus, a tragedy by Shakespeare, with introduction and explanatory notes for use in schools by E. Penner. XXI, 128 S. Geb.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1902:

G. A. Henty, Sturdy and strong or how George Andrews made his way, in gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Oberlehrer Dr. M. Thümmig. IV, 100 S. Geb. M. 1,20. Hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.

Stories and sketches, für den Schulgebrauch herausgeg. von Mathilde Beck. IV, 125 S. Geb. M. 1,40. Hiezu ein Wörterbuch, M. 0,50.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus herausgeg. von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1902:

XIV: A. R. Hope, Snowed up! An adventure on Exmoor, mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. J. Klapperich. VI, 67 S. Geb. M. 1,20.

XVI: Life and customs in Old England from the sketchbook of Washington Irving, für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. J. Klapperich. VI, 88 S. Geb. M. 1,40.

Irving, W., The Alhambra, mit einer Einleitung und Anmerkungen in Auswahl herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. 2. umgearb. Auflage. Berlin, Weidmann, 1902. VI, 146 S., mit Wörterbuch. Geb.

Henty, G. A., In freedom's cause. In gekürzter Form für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Paul Geifsler, Oberlehrer (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1902. VII, 128 S. Geb. M. 1,40. Hiezu ein Wörterbuch, 40 S., M. 0,50.

Reusch, A., Realschul-Professor, Ein Studienaufenthalt in England. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Marburg, Elwert, 1902. VIII, 143 S. Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,25.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1902 Avril—Juillet. 122—123 [Canção de *Sancta Fides* de Agen, texto provençal p. p. J. Leite de Vasconcellos. E. Philipon, Les accusatifs en *-on* et en *-ain*. *La vie et la translation de Saint Jacques le Majeur,* mise en prose d'un poème perdu, p. p. P. Meyer. C. Salvioni, Etimologie. J. A. Candrea-Hecht, Étymologies roumaines. A. Piaget, *La belle dame sans merci* et ses imitations (suite). A. Delboulle, Mots rares et obscurs de l'ancienne langue française. — Mélanges: P. M., Satire en vers rythmiques sur la légende de saint Brandan. P. M., Poème en quatrains sur la pécheresse de l'Évangile. A. Mussafia, Flamenca 2761 sgg. Fr. Wulff, Les premières ébauches de Pétrarque après le 19 mai 1348. A. Delboulle, *Canle* et ses dérivés. A. Delboulle, *Crane.* A. Thomas, Ancien français *fauterne.* J. Loth, Ganelon et le breton *ganas.* — Comptes rendus: W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der roman. Sprachwissenschaft (R. Roques). Foerster u. Koschwitz, Altfranz. Übungsbuch (P. M.). Enneccerus, Versbau und gesanglicher Vortrag des ältesten französischen Liedes (Al. François). Marignan, La tapisserie de Bayeux (G. P.). Cligés herausgeg. von Foerster, 2. Ausg. (J. Mettrop). Gröber, Altfranzösische Glossen (A. Salmon). Kemna, Der Begriff 'Schiff' im Französischen (A. Thomas). Cipriani, Études sur quelques noms propres d'origine germanique (A. Thomas). Gautier d'Épinal, Chansons p. p. Lindelöf et Wallensköld (A. Jeanroy). Richard von Semilli, Gedichte herausgeg. von Steffens (A. Jeanroy). Uppsatser i romansk filologi tillägnade P. A. Geijer (G. P.). — Périodiques. Chronique]. Octobre. 124 [A. Thomas, Les substantifs abstraits

en *-ier* et le suffixe *-arius.* C. Nigra, Notes étymologiques et lexicales. G. Raynaud, Un nouveau manuscrit du *Petit Jean de Saintré.* L. Sainéan, Les éléments orientaux du roumain. — Mélanges: P. E. Guarnerio, Particelle pronominali sarde. A. Thomas, Anc. franç. *gers.* Anc. franç. *moule de frument.* A. Wallner, Sur le poème latin des *Misères de la vie humaine.* P. M., Un nouveau texte de la pièce *Flors de paradis.* A. Piaget, Un manuscrit de la *Cour amoureuse de Charles VI.* — Comptes rendus: A Ernesto Monaci, Scritti vari di filologia (G. P.). Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, Festgabe für W. Foerster (G. P.). Pillet, Studien zur Pastourelle (A. Jeanroy). Thurau, Der Refrain in der französischen Chanson (A. Jeanroy). Périodiques. Chronique].

Revu des langues romanes. XLV, 4 [J. Coulet, Sur la nouvelle provençale du *papagai.* Bibliographie. Chronique]. 5 [A. Restori, Recettes de fauconnerie et éléments de médecine. G. Bertoni, Noterelle provenzali. J. Ulrich, La traduction du Nouveau Testament en ancien haut-engadinois (suite). Bibliographie: Jeanroy, Règle des chanoinesses augustines; Kempe, Ortsnamen des Philomena (J. Coulet)].

Mussafia, Adolf, Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. Sechster Beitrag. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXLV. X. Wien 1902. 61 S. 8. [A. Roman de Flamenca. B. Cligés.]

Santangelo, S., Studio sulla poesia goliardica. Palermo, Reber, 1902. 92 S. 8. L. 2.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens. Bd. XXIV, Heft 6 u. 8. Der Referate und Recensionen drittes und viertes Heft. XXV, Heft 1 u. 3. Der Abhandlungen erstes und zweites Heft [A. Byland, Das Patois der 'Mélanges vaudois' Louis Favrat's. O. Zollinger, Louis-Sébastien Mercier's Beziehungen zur deutschen Litteratur. D. Behrens, Wortgeschichtliches. O. Schultz-Gora, Über den Eigennamen Boieldieu].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XVI, 4 [L. G. Pélissier, Le vrai texte des lettres de Ximénès Doudan. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom régime de la 3e personne. E. Bourciez, Étymologie: français et provençal *biais.* P. Regnaud, Le français *quenouille.* E. Nédey, Patois de Sancey, de Mesnay et de Vitteaux (corrections et additions). H. Yvon, Sur la réduction de *l* initial + *y* à *y.* — Comptes rendus].

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gärtner 1902—3. 8. Geb.

45. Épisodes historiques. Récits authentiques de quelques évasions célèbres dans l'histoire de France au XIXe siècle, publiés et annotés par Arnold Krause, professeur au collège du Friedrichs-Werder à Berlin. Avec cinq portraits. Un vocabulaire français-allemand pour servir à ce volume a été publié à part. VII, 147 S.
46. Hommes illustres de la France. Recueil de biographies publié et annoté par Dr. Hermann Flaschel, directeur de la Realschule de Beuthen (Haute-Silésie). Avec six portraits (Vocabulaire à part). VI, 128 S.
47. Sainte-Hélène, l'histoire de Napoléon Ier depuis Waterloo jusqu'à sa mort, publiée et annotée par Dr. A. Mühlan, professeur au lycée royal de Glatz. Avec un portrait de Napoléon (Dictionnaire à part). VII, 96 S.
48. L'Empire 1805—1809. L'Allemagne napoléonienne. Aus der Histoire générale von Lavisse und Rambaut für den Schulgebrauch aus-

gewählt, bearbeitet und mit Anmerkungen herausgeg. von Dr. Theodor Haas, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Fulda. Mit zwei Kärtchen (Wörterbuch gesondert). VII, 158 S.

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1902. 8. Geb.

Édouard Pailleron, Le monde où l'on s'ennuie, comédie en trois actes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Max Banner. X, 110 S. M. 1,60 (Wörterbuch dazu, 17 S., M. 0,30).

Prosper Mérimée. Colomba. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Max Kuttner. X, 126 S. M. 1,50 (Wörterbuch dazu, 42 S., M. 0,50).

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus herausgegeben von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1902. 8. Geb.

XIII. Le Malade imaginaire par Molière. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. F. Lotsch, Elberfeld. XI, 84 S. M. 1,50 (Ausg. A Einleitung u. Anm. in deutscher, Ausg. B in französischer Sprache).

XV. Quinze jours à Paris par A. Lebrun. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Philipp Rofsmann. Mit 10 Abbildungen und einem Plan von Paris. 85 S. Ausg. A. M. 1,50 (Wörterbuch dazu, 24 S., M. 0,40).

XVII. La bataille de Beaumont par M. Defourny, curé de Beaumont en Argonne. Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. Mit einem Kärtchen. 60 S. Ausg. A. M. 1,20.

XIX. Dix petits contes pour les jeunes filles. Für den Schulgebrauch erläutert von Oberlehrer Dr. F. Lotsch, Elberfeld. 96 S. Ausg. A. M. 1,40.

Pitt Press Series, Cambridge, University press. 8.

Histoire d'un conscrit de 1813 by Erckmann-Chatrian edited with introduction, maps and notes by Arthur Reed Ropes, M. A., late fellow of King's College, Cambridge. XVIII, 276 S. Geb. Sh. 3.

Mademoiselle de la Seiglière by Jules Sandeau, with introduction and notes by Arthur R. Ropes. VIII, 174 S. Geb.

Ausgewählte Essays hervorragender französischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben und erklärt von Dr. M. Fuchs, Oberlehrer in Berlin. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1902 (Sammlung französ. und engl. Schulausgaben. Prosateurs français, Lief. 142 B). IX, 109, 32 S. kl. 8. Geb. M. 1,10.

Kron, Dr. R., Französischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis aller bis zum 15. März 1902 vom Kanon-Ausschufs des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes für brauchbar erklärten Schulausgaben französischer Schriftsteller. Sonderabdruck aus W. Viëtors 'Neueren Sprachen', Bd. X. Marburg i. H., Elwert. 23 S. 8. M. 0,50. (Der Reinertrag fliefst der Kasse des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes zu.)

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Geographie und Geschichte Frankreichs. Staatseinrichtungen. Geschichte der französischen Sprache und Litteratur. Stoffe zu Sprechübungen und freien Arbeiten. Reden. Synonyma. Dritte verbesserte Auflage. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 224 S. 8 Geb.

Morceaux choisis en prose et en vers. Thèmes oraux à l'usage des cours supérieurs par Éd. Ascher, agrégé de l'Université, professeur au lycée Henri IV. Paris 1902. En vente chez le Concierge, 11, rue du Départ. Prix net 3 fr. IV, 276 S. 8. Fortlaufende Vokabularien und Präparationen zu den Ausgewählten Lesestücken nebst einem kleineren alphabetischen Wörterverzeichnis von Ed. Ascher. Paris 1902 (ebenda). 223 S. 8. Fr. 3.

Extraits de la Chanson de Roland publiés avec une introduction littéraire, des observations grammaticales, des notes et un glossaire complet par Gaston Paris de l'Académie française. Septième édition, revue et corrigée. Paris, Hachette, 1903. XXXV, 160 S. kl. 8. Frs. 1,50.

Die Vengeance Alixandre von Jehan le Nevelon (herausgegeben von Schultz-Gora). In 50 Exemplaren gedruckt [o. O. u. J.]. 101 S. 8.

Le poème trilingue de Du Bartas par Henry Guy et Alfred Jeanroy. Extrait des *Annales du Midi,* tome XIV, 1902. Toulouse, Privat, 1902. 24 S. 8. [Das früher schon gedruckte, hier zum erstenmal geschichtlich erläuterte, dazu von einer Übersetzung begleitete Gedicht ist eine im Dezember 1578 aus Anlafs der von Heinrich III. von Navarra für seine Gemahlin und deren königliche Mutter in Nérac veranstalteten Festlichkeiten aufgeführte Unterredung, in welcher die lateinische, die französische und die gascognische Nymphe, jede in ihrer Sprache, sich um die Ehre streiten, die Königin Margarete zu begrüfsen, und die letztgenannte das Wort erhält, das sie in längerer Rede sodann an die Fürstin richtet.]

Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von Prof. Dr. Césaire Villatte. Zweite Bearbeitung, 1902. 26.—35. Tausend. Berlin, Langenscheidt. XX, 440, 472 S. kl. 8. Geb. M. 3,50, in zwei Teilen M. 4.

Engelke, Dr. K., Le petit vocabulaire. Französisch-deutsche Wörtersammlung, geordnet nach Bildern aus Natur und Menschenleben und verteilt auf die Klassen Sexta bis Untersekunda. Nebst einem Anhang: Die Stammformen der unregelmäfsigen Verben. Gotha, Perthes, 1902. 59 S. 8. M. 0,70.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. 1902. No. 3 [J. Jeanjaquet, La konta d Pəkâin, randonnée en patois de Champéry (Valais). L. Gauchat, Lə lu è la gru (patois de la montagne neuchâteloise). J. Jeanjaquet, Étymologies. L. Gauchat, La dernière page de l'histoire du patois à la Chaux-de-Fonds].

Geddes, J., Jr., Ph. D., professor of romance languages in Boston University, Canadian-French. The language and literature of the past decade 1890—1900 with a retrospect of the causes that have produced them (Sonderabdruck aus Vollmöllers Kritischem Jahresbericht, Bd. V). Erlangen, Junge & Sohn, 1902. 66 S. 8.

Pfeiffer, Dr. Gustav, Die neugermanischen Bestandteile der französischen Sprache. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1902. VIII, 108 S. 8. M. 2.

Koldewey, Schulrat Prof. D. Dr. F., Direktor des Herzogl. Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig, Französische Synonymik für Schulen. Vierte Auflage. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1902. IV, 220 S. 8. M. 2.

Nyrop, Kr., Manuel phonétique du français parlé. Deuxième édition traduite et remaniée par Emmanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Copenhague, det nordiske forlag, 1902. VIII, 184 S. 8. M. 3,25.

Zünd-Burguet, Adolphe, directeur du Gymnase de la voix, ex-attaché au Laboratoire de phonétique expérimentale, Collège de France, Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française. Paris, Gymnase de la voix, 1902. XIV, 76 S. kl. 8. Dazu: Livret d'illustrations, 18 Tafeln.

Horning, Adolf, Die Behandlung der lateinischen Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen und im Wallonischen. Beilage zum Programm des Lyceums Nr. 578. Strafsburg 1902. 32 S. 4.

Alexandre, Roger, Le Musée de la conversation, répertoire de citations françaises, dictons modernes, curiosités littéraires, historiques et

anecdotiques avec une indication précise des sources. Quatrième édition comprenant 'Les mots qui restent' et de nombreux articles nouveaux. La deuxième édition a été honorée d'une mention par l'Académie française (concours de Jouy, 1895). Paris, Bouillon, 1902. Zwei Bände: XXIV, 937 S. 8. Frs. 15. (S. Archiv CVI, 457.)

Plattner, Ph., Formenbildung und Formenwechsel des französischen Verbums. Regelmäfsiges und unregelmäfsiges, unvollständiges, unpersönliches und reflexives Verbum, transitiver, intransitiver und absoluter Gebrauch, Rektion (Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. II. Teil: Ergänzungen. II. Heft). Karlsruhe, Bielefeld, 1902. 222 S. 8. Geb.

Banner, Dr. Max, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M., Tabelle der unregelmäfsigen Verba des Französischen. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Jügel, 1902. 15 S. 4. M. 0,50.

Pitschel, Dr. Ernst, Oberlehrer am Realgymnasium Musterschule zu Frankfurt a. M., Einführung in die französische Sprache auf lautlicher Grundlage. Im Anschlufs an die Vorschule zu Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache von X. Ducotterd verfafst. Frankfurt a. M., Jügel, 1902. II, 31 S. 8.

Fetter, Johann, Regierungsrat, k. k. Direktor der Staatsrealschule im IV. Bezirke Wiens, und Alscher, Rudolf, k. k. Direktor der Staatsrealschule in Teschen, Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen und Gymnasien. I. und II. Teil. Zehnte, umgearbeitete Auflage. Ausgabe B. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn, 1902. XII, 224 S. 8. Geb. Kr. 2,50.

Weitzenböck, Georg, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Seminarien. Erster Teil. Leipzig, Freytag, 1902. 180 S 8 Geb. M. 2,50.

Kühn, Dr. K., und Diehl, Dr. R., Französisches Elementarbuch für lateinlose und Reformschulen. Mit dreiunddreifsig Illustrationen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. XXIV, 318 S. 8. Geb. M. 2,80.

Plœtz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch, verfafst von Dr. Gustav Plœtz. Ausgabe F. Neue Ausgabe für Realgymnasien, bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901. Berlin, Herbig, 1902. XVI, 270 S. 8. M. 2.

Cron, le dr. J., professeur au Gymnase épiscopal de Strasbourg, Supplément de la grammaire française pour l'Alsace ou Recueil des fautes que l'on commet le plus et des règles que l'on observe le moins dans le français alsacien. Strasbourg, Herder, 1902. 78 S. kl. 8. M. 0,80.

Lebierre, Joseph, Le mouvement réformiste des 35 dernières années et l'état actuel de la langue française. Leipzig et Berlin, Teubner, 1902. 54 S. 4.

Engelke, Dr. K., Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg, Cahier de notes. Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen, eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterricht gewonnenen sprachlichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken. Gotha, Perthes, 1902.

Französische Übungsbibliothek. Dresden, Ehlermann, 1902, 1903.

3. Benedix, Das Lügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Dr. Heinrich Zschalig. Dritte Auflage. VII, 108 S. 8. Geb. M. 1.
8. Benedix, Ein Lustspiel. Zum Übersetzen ... bearbeitet von Dr. Hermann Schindler. Zweite Auflage. 147 S. 8. Geb. M. 1.

Stier, Georg, Petites causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 104 S. kl. 8. Geb.

Marheineke, Dr. Friedrich, Professor, Oberlehrer, La classe en français. Hannover, Berlin, Carl Meyer, 1902. XVI, 362 S. 8. M. 5.

Breitinger, H., Professor der neueren Sprachen an der Universität

Zürich, Die Grundzüge der französischen Litteratur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische. Achte Auflage, neu bearbeitet, berichtigt und ergänzt von Dr. E. Leitsmann, Gymnasialoberlehrer zu St. Thomæ in Leipzig. Zürich, Schulthefs & Co., 1902. VI, 182 S. 8. Frs. 2,60, geb. Frs. 3.

Weeks, Raymond, professor of romance languages, Origin of the Covenant Vivien (Sonderdruck aus The University of Missouri Studies, Vol. I, Number 2). University of Missouri, June 1902. 64 S. 8. Cents 75.

Teichmann, Eduard, Aachen in Philipp Mouskets Reimchronik (in 'Festschrift der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Düsseldorf vom 22. bis 25. September 1902, dargebracht vom Aachener Geschichtsverein'). Aachen, Cremersche Buchhdlg., 1902. 100 S. 8.

Segall, J. B., Ph. D. (Columbia), instructor in french, College of the city of New York; sometime fellow in romance languages in Columbia University, Corneille and the spanish drama. New York, the Columbia University Press, the Macmillan company, 1902. 147 S. kl. 8. Doll. 1,50.

Suchier, Hermann, Molière's Kämpfe um das Aufführungsrecht des Tartuffe. In Deutsche Rundschau, Sept. 1902. S. 371—380.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. Vierzehntes Heft. Leipzig, Reisland, 1902. 128 S. 8 [Ga—Gitar].

Andraud, Paul, professeur agrégé de l'Université, docteur ès lettres, La vie et l'œuvre du troubadour Raimon de Miraval, étude sur la littérature et la société méridionales à la veille de la guerre des Albigeois. Paris, Bouillon, 1902. VI, 270 S. 8. Frs. 6.

Coulet, Jules, chargé de cours à l'Université de Montpellier, Sur la nouvelle provençale du Papagai. Extrait de la 'Revue des langues romanes', t. XLV, 1902. S. 289—330. [Aus Anlafs der Ausgabe von Savj-Lopez, s. Archiv CIX, 230, wird die Frage nach dem Verhältnis der bekanntlich stark auseinander gehenden Texte und der ursprünglichen Gestalt der Erzählung neu untersucht, die neueste Ausgabe daneben im einzelnen geprüft.]

Ein Sirventes von Guilhem Figueira gegen Friedrich II. Kritisch herausgegeben nebst verschiedenen Anhängen von O. Schultz-Gora. Halle a. S., Niemeyer, 1902. 60 S. 8.

Società filologica romana:

Il Libro delle tre scritture e il Volgare delle vanità di Bonvesin da Riva editi a cura di V. de Bartholomæis. 158 S. 8 und zwei Facsimile-Tafeln. L. 8.

Il Libro de varie romanze volgare, cod. vat. 3793 a cura di Salvatore Satta. Fasc. I. 48 S. 8. L. 3.

I Documenti d'Amore di Francesco da Barberino secondo i manoscritti originali a cura di Francesco Egidi. Fasc. I. 48 S. 8. L. 3.

Miscellanea di letteratura del medio evo. I. Rime antiche senesi trovate da E. Molteni e illustrate da V. de Bartholomæis con Appendice. 44 S. 8. L. 3.

Bullettino della Società filologica Romana. Num. I. 1901. 52 S. 8 (L. 1,50). Num. II. 63 S. 8 (L. 1,50). Num. III. 64 S. 8 (L. 1,50). [Diese Hefte bringen aufser den Verhandlungen der Gesellschaft auch wissenschaftliche Mitteilungen.]

I Fioretti di sancto Franciescho secondo la lezione del codice fiorentino scritto da Amaretto Manelli pubblicati di nuovo da Luigi Manzoni

di Mordano. Edizione II con XXX fototipie. Roma, Loescher, 1902. XIX, 293 S. 8. L. 8.

Varnhagen, Hermannus, Commentariolum de glossis nonnullis anglicis quae tribus in codicibus bibliothecae regiae publicae Dresdensis saeculo duodecimo scriptae exstant, una cum fabella quae sermone italico composita in bibliotheca academica Erlangensi typis exscripta asservatur (Beilage der Einladung zur Übergabe des Prorektorats). Erlangae MDCCCCII. 26 S. 4. [Das an zweiter Stelle in Faksimile-Abdruck herausgegebene Gedicht in 56 Oktaven trägt den Titel *La novella di duo preti et un cherico inamorati duna donna.* Der Erlanger Druck, der um 1500 in Florenz hergestellt scheint, ist von Varnhagen in seiner Schrift 'Über e. Sammlung alter ital. Drucke der Erlanger Universitäts-Bibliothek' S. 40 beschrieben. Die Dichtung, von der das Berliner Kupferstichkabinett einen verschiedenen, ungefähr gleich alten Druck besitzt, und die man auch in zwei Handschriften kennt, hat den nämlichen Stoff, über dessen Fassungen Bolte zu Schumanns Nachtbüchlein Nr. 47 handelt.]

Le rime di Torquato Tasso, edizione critica su i manoscritti e le antiche stampe a cura di Angelo Solerti. Volume IV. Rime d'occasione o d'encomio (Collezione di opere inedite o rare). Bologna, Romagnoli-Dall'Aqua, 1902. 386 S. 8. L. 10.

Krieg, H., in Mailand, Italienische Grammatik. Aus einem italienischen Lustspiel nach neuer Methode dargestellt und gelehrt. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben (o. J.). VIII, 199 S. kl. 8. Geb. M. 2.

Frühauf, Prof. J., Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Für den Schul- und Privat-Unterricht. Neu bearbeitet von A. Hörmann. Zwölfte verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Jügel, 1902. VII, 439 S. 8. Geb. M. 3,30. Schlüssel dazu (42 S.) M. 1.

Salvioni, Carlo, Nomi locali lombardi. Estratto dall''Archivio storico lombardo', anno XXIX, fascic. XXXIV, Milano 1902. 18 S. 8.

Meyer-Lübke, Wilhelm, korresp. Mitglied der Kais. Akademie der Wissenschaften, Zur Kenntnis des Altlogudoresischen (Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Classe. Bd. CXLV, V). Wien, Gerolds Sohn, 1902. 76 S. 8.

von Ettmayer, Karl, Bergamaskische Alpenmundarten. Leipzig, Reisland, 1903. VI, 91 S. 8.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 118—119 [F. Neri, Le abbazie degli stolti in Piemonte nei secoli XV e XVI. Laura Torretta, Il 'liber de claris mulieribus' di Giovanni Boccaccio. M. Vattasso, Una miscellanea ignota di rime volgari dei secoli XIV e XV. — Varietà: A. Belloni, Dante e Lucano. N. Vaccaluzzo, Le fonti del Catone dantesco. F. Cavicchi, Una raccolta di poesie italiane e latine per la morte di frà Mariano da Genazzano. — Rassegna bibliografica: G. Manacorda, Da S. Tommaso a Dante (V. Cian). L. Biadene, Bonvesin, Carmina de mensibus (A. Ratti). Ph. Monnier, Le Quattrocento (V. Rossi). G. Melodia, Affetti ed emozioni in T. Tasso (G. Valeggia). Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Comunicazioni ed Appunti]. Fasc. 120 [Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga. — Varietà: A. Ratti, Una lettera autografa della Morosina a P. Bembo. G. Cavazzuti, Lodovico Castelvetro e la commedia 'Gl'ingannati'. G. Zaccagnini, Le fonti della 'Nautica' di Bernardino Baldi. — Rassegna bibliografica: G. B. Pellizzaro, La commedia del secolo XVI e la novellistica anteriore e posteriore in Italia. G. A. Galzigna, Fino a che punto i commediografi del Rinascimento abbiano imitato Plauto e Terenzio. U. Fresco, Le commedie di Pietro Aretino (A. Salza). — Bollettino bibliografico. Cronaca].

Supplemento N° 5 [V. Cian, Vivaldo Belcalzer e l'enciclopedismo italiano delle origini]. 192 S. L. 5.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da F. Pèrcopo e N. Zingarelli. VII, 1—4 [B. Croce, Di alcuni estetici della seconda metà del settecento. E. Sicardi, Replica alla replica. M. Porena, Controreplica (mit Bezug auf Deutung einer Petrarca-Stelle). — Recensioni. Bullettino. Annunzi]. 5—8 [Rosmunda Tomei-Finamore, Il silenzio di Paolo (Div. Com. Inf. V.). E. Filippini, A proposito dei sonetti del Monti 'Sulla morte di Giuda'. G. Zaccagnini, Un sonetto inedito attribuito ad Annibal Caro. Recensioni ecc.].

Sanvisenti, Bernardo, I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla letteratura spagnuola con appendici di documenti inediti, saggio (Opera premiata col premio Lattes dalla Regia Accademia scientifico-letteraria di Milano). Milano, Hoepli, 1902. XVI, 463 S. 8. L. 7,50.

Porena, Manfredi, Delle manifestazioni plastiche del sentimento nei personaggi della Divina Commedia (Lavoro premiato con premio di 1º grado nella Gara dantesca fra i professori di scuole secondarie, dell'anno 1900). Milano, Hoepli, 1902. 190 S. 8. L. 4.

Holbrook, Richard Thayer, Ph. D., Dante and the animal kingdom. New York, the Columbia University press, Macmillan, 1902. XVIII, 376 S. 8. Doll. 2.

Einstein, Lewis, M. A., Luigi Pulci and the Morgante Maggiore (Litterarhistorische Forschungen, herausgeg. von Schick und v. Waldberg, XXII. Heft). Berlin, Felber, 1902. 69 S. 8. M. 2 (Subskriptionspreis M. 1,70).

G. A. Becquer's Gedichte. Übertragen von L. Darapsky. Leipzig, Heitmann, 1902. V, 44 S. 8.

Hanssen, Federico, Notas á la versificacion de Juan Manuel (Publicado en los 'Anales de la Universidad', tomo CIX). Santiago de Chile 1902. 27 S. 8.

Damm, Rudolf, erster Lehrer an der 'Neuen Schule' in Blumenau, Lehrbuch der portugiesischen Sprache. Blumenau, Probst u. Filho, 1901. 178 S. 8.

Roese, Dr. Chr., Gymnasial-Oberlehrer i. P., Gieſsen, Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Kursus I. Brief 1. Leipzig, Haberland, 1902. 23 S. 8. M. 0,50. (Alle 14 Tage soll ein Brief erscheinen, und es sollen ihrer 45 werden, jeder zum Preise von M. 0,50.)

(Dodgson, E. S.), Le verbe basque trouvé et défini dans les Épîtres aux Philippiens et aux Colossiens, traduites par Leiçarraga A. D. 1571. Oxford, Parker & Cie, 1902. XLVIII S. 8. Frs. 3.